531083103 021

Universität Tübingen

Willy Beuerle
Buchbinderei
Tübingen

1. Facl. ef.
2. Zt
1959 g 1031
God.

Theologisch-praktische QUARTALSCHRIFT

Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau

107. Jahr 1959 1. Heft

Gd 584
22. DEZ. 9
21

Die „**Theol.-prakt. Quartalschrift**“ erscheint jährlich viermal im Laufe der Monate Jänner, April, Juli und Oktober.

Redaktion: Dr. Maximilian Hollnsteiner (Chefredakteur) und Dr. Johann Obernhumer, Linz a. d. Donau, Harrachstraße 7, Priesterseminar (Österreich).

Verlag und Administration: OÖ. Landesverlag, Linz a. d. Donau, Landstraße 41 (Österreich).

Wir bitten, Manuskripte, Besprechungsstücke und Tauschexemplare sowie alle Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, an die Redaktion, Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen aber an den Verlag (Administration) zu richten. Anfragen möge Rückporto beigelegt werden.

Bezugsbedingungen auf der vierten Umschlagseite.

Inhaltsverzeichnis

des ersten Heftes 1959

Seite

Aus der Weltkirche

Papst Pius XII. zum Gedenken. Von Dr. Karl Böcklinger, Linz an der Donau 1
Johannes XXIII. Von Dr. Max Hollnsteiner, Linz a. d. D. . . 7

Abhandlungen

P. Johann Schwingshackl S. J., ein Soldat Christi. Von Dr. Leo Maier, Zams bei Landeck (Tirol) 9
Theologie des Sexuellen. Von DDr. Alois Gruber, Linz a. d. D. 24
Ich sah den Menschen bis in die Seele hinein. Gedanken eines Hausmissionars. Von P. Reinhold Wick O. Cap., Wil/St. Gallen (Schweiz) 40

Pastoralfragen

Wie soll der Seelsorger an die Beurteilung mystischer Äußerungen herantreten? Von DDr. Wilhelm Büttner, Waldaschaff (Bayern) 51

Mitteilungen

Biblische Zahlen — unglaubwürdig? Von Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl C. Ss. R., Graz 58
Alban Stolz, der Kalendermann. (Zum 150. Geburtstag.) Von Pater Anselm Rüd O. S. B., Herrischried b. Säckingen (Baden) 63

Römische Erlässe und Entscheidungen. Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D. 65

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften 66
Buchbesprechungen 70
Neues religiöses Kleinschrifttum 91

Inserate

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

**Herausgegeben von den Professoren
der Philosophisch-theologischen Diözesan-Lehranstalt
Linz a. d. Donau**

Redaktion:

Dr. Maximilian Hollnsteiner
Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums

und

Dr. Johann Obernhumer
Professor der Pastoraltheologie



107. Jahrgang / 1959

Linz a. d. Donau, Oberösterreichischer Landesverlag



Gd 584

Sachregister

des

107. Jahrganges (1959) der „Theol.-prakt. Quartalschrift“

Abhandlungen

	Seite
Papst Pius XII. zum Gedenken. Von Dr. Karl Böcklinger	1— 6
Johannes XXIII. Von Dr. Max Hollnsteiner	7— 9
P. Johann Schwingshackl S. J., ein Soldat Christi. Von Dr. Leo Maier	9— 24
Theologie des Sexuellen. Von DDr. Alois Gruber	24— 40
Ich sah den Menschen bis in die Seele hinein. Von P. Reinhold Wick O. Cap.	40— 50
Die Schriftenfunde von Qumran und ihre Bedeutung. Von Dr. Philipp Schertl	97—118
Berthold von Garsten, Priesterliche Begegnung mit Frauen. Von DDr. Josef Lenzenweger	119—126
Maria, die immerwährende Jungfrau. Von Dr. Oskar Graber	186—199
Karl V. und die Reformation. Von DDr. Karl Eder	199—209
Die Analogie der Wunder im Lichte der Medizin. Von Dr. Leo Maier	209—226
Seelsorgliche Betreuung des Alters. Von Otto Erhard Drinkwelder	226—236
Der Teufel als Gegenspieler in Lourdes. Von Dr. Franz Burger	285—306
Maria virgo in partu. Von Dr. Oskar Graber	306—317

Pastoralfragen

Wie soll der Seelsorger an die Beurteilung mystischer Äußerungen herantreten? Von DDr. Wilhelm Büttner	51— 58
Die häufige Beichte als Mittel der Seelenführung. Von Igo Mayr S. J.	127—133
Wege zu kirchlich Abständigen heute. Von P. Anselm Rüd O. S. B.	236—238
Moral und Sport. Von Dr. P. Pax Leitner	238—243
Beichtzuspruch. Von P. Dr. Pax Leitner	317—321

Mitteilungen

Biblische Zahlen — unglaubwürdig? Von DDr. Claus Schedl C. Ss. R.	58— 62
Alban Stolz, der Kalendermann. Von P. Anselm Rüd O. S. B.	63— 64
Psalm 57 nach dem syrischen Text — eine Bitte um Absetzung der gottfeindlichen Fürsten. Von Dr. P. Severin Grill O. Cist.	133—134
Aus dem Leben John Henry Newmans. Von Dr. Adolf Kreuz	135—136
Der Diener Gottes Pater Leopold von Castelnovo O. F. M. Cap. Von Dr. Leo Maier	243—247
Ihre Engel schauen immerfort? Von Rudolf Bauer	321—323

Berichte

Seite

Römische Erlässe und Entscheidungen. Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer . . . . . 65— 66; 136—138 247—250; 322—325

Vom Missionsfeld. Von P. Joh. Bettray S. V. D. . . . . 138—147; 325—332

Aus der Weltkirche. Von Dr. Joh. Peter Fischbach und Dr. Georges Vuillermoz . . . . . 147—157; 332—338

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften . . . . . 66— 70; 157—160 250—254; 338—342

Buchbesprechungen . . . . . 70— 94; 160—183 254—278; 342—366

Neues religiöses Kleinschrifttum . . . . . 278—279; 367

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 1. HEFT

Papst Pius XII. zum Gedenken

Am frühen Morgen des 9. Oktober 1958 ist Seine Heiligkeit Papst Pius XII. in der Sommerresidenz Castel Gandolfo nach einem für die Kirche und die ganze Welt überaus segensreichen Pontifikat von 19 Jahren, 7 Monaten und 7 Tagen im 83. Lebensjahre gestorben. Keinem Papst vor ihm wurden bis hinein in nichtkatholische, ja sogar nichtchristliche Kreise so viele Nachrufe gewidmet, in denen Trauer über den schweren Verlust, Dank, Anerkennung und Bewunderung zum Ausdruck kamen. In den folgenden Zeilen soll das Bild des Pacelli-Papstes noch einmal in einigen charakteristischen Zügen vor unseren Augen erstehen.

Es ist falsch, die Geschichte eines Papstes mit dem Tag der Wahl zu beginnen. Manche Päpste haben als Kardinäle mehr für die Kirche gewirkt als während ihres Pontifikates; als Beispiel wird Gregor VII. angeführt. Wir glauben nicht, daß man das auch von Pius XII. sagen kann, fällt doch seine Kardinalszeit unter die Regierung Pius' XI., der wohl zu den ausgeprägtesten und selbständigsten Päpsten der letzten Jahrzehnte zählt. Trotzdem wird es einmal die Aufgabe der Forschung sein, zu zeigen, wie gerade die Haltung des Kardinalstaatssekretärs Pacelli sich auf den Pontifikat Pius' XI. auswirkte. Als die Engländer knapp nach dem Krieg die Berichte der deutschen Botschaft beim Vatikan an das Auswärtige Amt in Berlin herausgaben, war es hochinteressant, die Kurzberichte des damaligen deutschen Botschafters von Bergen über seine Gespräche „mit Pacelli" zu lesen; der Kardinalstaatssekretär war bemüht, in den Spannungen, die sich zwischen Pius XI. und der deutschen Reichsregierung ergaben, abzuschwächen und zu vermitteln. Eines können wir sicher heute schon aus der Kardinalszeit des heimgegangenen Heiligen Vaters sagen: er war ein hervorragender Kardinal in jedem Sinne des Wortes. So ragte er buchstäblich aus dem Zug der Kardinäle hervor, wenn er mit seinem langjährigen Freund, dem Kardinal Marchetti-Selvaggiani, zu den großen Funktionen in St. Peter einzog, er ragte hervor durch seine besondere Sammlung und Frömmigkeit während der feierlichen Zeremonien, die er als Erzpriester von St. Peter vollziehen mußte. Wir denken da besonders an den Peterstag in der Peterskirche mit seiner besonderen Note in der Reihe der Feste des römischen Kirchenjahres: der strahlende Sonnenschein, die schönen Blumen, der einzigartige Gesang der Capella Giulia und die südländische

Bewegung spielen in einer Weise zusammen, die man nur erleben kann. Der hieratische Ernst des Staatssekretärs in der Pracht der liturgischen Gewänder wirkte wie ein Stück nordischer Strenge inmitten römischer Gelöstheit.

Pius XII. wurde groß unter dem Pontifikat Leos XIII., des großen Lateiners, der aus dem Herzen Latiums kam und zeitlebens die Weite des Geistes und der Landschaft von Latium wahrte. Der junge Prälat Pacelli erlebte aus der Nähe Pius X. den Heiligen; der Nuntius in München und in Berlin war der Gesandte Benedikts XV., des klugen Friedenspapstes, der die Kirche mit diplomatischer Routine durch den ersten Weltkrieg und durch die ersten Nachkriegsjahre führte; der Staatssekretär Pacelli war der Minister Pius' XI., dem die Weissagung des Malachias das Prädikat „Fides intrepida" beilegte. Gehen wir fehl, wenn wir sagen, daß sich im Pontifikat Pius' XII. die Latinität Leos XIII., die Heiligkeit Pius' X. und die Festigkeit Pius' XI. widerspiegeln? Erinnert nicht vieles, was Pius XII. im Kriege zum Wohl der Menschen wirken durfte, an Benedikt XV.? Aber nicht nur unter großen Päpsten ist Pius XII. herangewachsen, er hatte auch hervorragende Lehrer. Wir finden den Namen des jungen Monsignore Pacelli unter den Trauergästen bei der Beisetzung des berühmten Kardinals Mariano Rampolla del Tindaro, der als der letzte große Schuldiplomat der vatikanischen Diplomatie gilt. Sozusagen als Chefs hatte der junge Prälat und Nuntius die Kardinäle Raphael Merry del Val und Pietro Gasparri, beide zusammen mit Rampolla große Diplomaten, aber jeder mit einer ganz eigenen Originalität; ja, man muß sagen: drei große Männer, die charakterlich Gegensätze waren. Wiederum scheint es uns, daß Pius XII. diese so eigenartigen Vorbilder, soweit dies menschenmöglich ist, zu einer Synthese vereinigte. Doch auch die besten Lehrer richten nichts aus, wenn ihr Zögling nicht die nötigen Voraussetzungen mitbringt. Schön charakterisiert in diesem Zusammenhang Pietro Bargellini in einem Nachruf für den toten Papst seine Kindheit mit dem Wort „Güte", sein Heranwachsen mit dem Wort „Gelehrigkeit", seine Jugend mit dem Wort „Intelligenz" („L'Osservatore della Domenica", Anno XXV, N. 41 vom 12. Okt. 1958).

Pius XII. war ohne Zweifel einer der besten Redner seiner Zeit, seine hohe Gestalt und der feine Gestus lassen an den antiken Rhetor denken; der Esprit fehlte nicht, aus dem Römer sprach die europäische Gesinnung. Noch jetzt ist uns der affektvolle Ton des Pontifex in Erinnerung, als er in den sturmbewegten Augusttagen des Jahres 1939 ausrief: „È con Noi l' anima di questa vecchia Europa" (Mit Uns ist die Seele dieses alten Europa), wobei aus dem Wort „vecchia" Erregung und Angst herausklangen. Es war ein interessanter Gegensatz, in den ersten Jahren des Pontifikates den genialen Orator im Vatikan mit dem diktatorischen Massenredner der Piazza Venezia zu vergleichen. Sicher war auch Mussolini ein

geübter Rhetoriker, der hauptsächlich mit Kürze und Spott arbeitete. Die Stärke des päpstlichen Redners dagegen war die Wucht der Argumente und die weise Benützung zahlreicher rhetorischer Hilfsmittel. — Pius XII. liebte lange Perioden, formulierte aber oft auch so kurz, daß einem die Sätze bis heute im Gedächtnis geblieben sind. Aus der Homilie bei der Heiligsprechung der sel. Gemma Galgani etwa der Satz: „Gemma, nomen, omen!" Oder bei einem Friedensappell die prägnante Formulierung: „Alles kann verloren sein mit dem Krieg, nichts ist verloren mit dem Frieden!" Das letzte Geheimnis der Kraft der Worte des Papstes ist der einfachste und auch schwerste „Kunstgriff" aller Rhetorik: Pius XII. war von dem, was er sagte, nicht nur überzeugt, sondern auch zutiefst ergriffen. Am Abend des 24. Juni 1939 gab der Papst den Theologiestudenten Roms eine große Audienz. Drei Sätze klingen uns heute noch nach, mit solcher Eindringlichkeit waren sie gesprochen. Bei der Aufzählung der Wichtigkeit der theologischen Disziplinen umriß der Papst auch die Aufgabe der Kirchengeschichte: sie soll uns zeigen, wie weit die Kirche im Nachgeben gehen kann und „ubinam immobilis stare debeat." Auf das persönliche Leben der Alumnen kommend, warnte der Papst — es waren Tage großer internationaler Spannung —, sich zuviel mit Politik zu befassen: „Haec tractare vestrum non est." Wohl die eindringlichste Stelle — Gestus, Stimmstärke und Gesichtsausdruck wirkten mit — kam bei der Vorbereitung auf die priesterliche Keuschheit. Wenn ein Theologe sich dazu zu schwach fühlt, „eum obsecramus, ut a Seminario discedens alio se conferat."

Die Kenntnis vieler Sprachen und das überdurchschnittliche Gedächtnis des Papstes unterstützten seine geniale Rednergabe. Der Heilige Vater beherrschte die Sprachen nicht nur grammatikalisch und wortmäßig, er wußte auch viele typische Sprachbilder. Die Amerikaner erzählten immer voll Stolz, daß Pius XII. bei ihren Audienzen amerikanische Redewendungen gebrauche und amerikanisches Englisch spreche. Die deutschen Soldaten, die der Heilige Vater während der Besetzung Roms jeden Tag (soweit es die deutschen Militärbehörden gestatteten) mit einer unendlichen Geduld empfing, staunten, wenn sie der Papst ganz im militärischen Sprachgebrauch nach ihrer „Einheit" fragte. Pilger aus Deutschland fühlten sich bei einer großen Audienz einmal ganz in die Heimat zurückversetzt, als sie aus dem Mund des Bischofs von Rom den Satz hörten: „Wir wollen die Maienkönigin bestürmen." Pius XII. ließ sich mitunter ein paar Sätze aus einer Sprache, die er nicht beherrschte, vorsagen und überraschte dann die Pilger bei der Audienz wenigstens mit ein paar Worten in ihrer Sprache. Das Gedächtnis des Heiligen Vaters bezog sich aber nicht nur auf Sprachen. Elisabetta Cerruti erzählt in ihrem Buch „Frau eines Botschafters" (Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt am Main), daß sie 1938 dem damaligen Kardinalstaatssekretär Pacelli bei einem

Empfang im Hause Colonna in Rom kurz vorgestellt wurde. Gut zwei Jahre nachher kam sie mit ihrem Gemahl in Audienz zu Pius XII. und war „wie vom Donner gerührt", als ihr der Pontifex sagte: „Oh, Wir kennen Eure Exzellenz, Wir haben Exzellenz einmal bei einem Empfang im Palazzo Colonna getroffen."

Trotz dieser glänzenden Begabung hat sich Pius XII. seine Arbeit nicht leicht gemacht; ein ungeheurer Fleiß führte ihn ein in die verschiedensten Wissensgebiete, nicht nur in die theologischen Disziplinen, die der Papst mit einer gewissen Vorliebe für den heiligen Thomas von Aquin betrieb. Die großen Reden wurden ganz besonders vorbereitet, der Heilige Vater ließ sich dazu auch Monographien schicken und berücksichtigte sie bei der Abfassung. Noch in den letzten Lebensjahren brachte der „Osservatore Romano" oft den Abdruck der Ausarbeitungen der vielen Gebete, die Pius XII. entwarf, mit seiner zierlichen Handschrift selber schrieb und mit großer Akribie wieder verbesserte, wenn ihm ein Ausdruck nicht ganz zu passen schien. In früheren Jahren korrigierte der Heilige Vater persönlich die Übersetzungen der päpstlichen Kundgebungen in die großen Weltsprachen und nahm sich die Zeit, in seinem Wörterbuch nachzusehen, ob die Übersetzung auch das Original gut wiedergebe. Oft mußten die Übersetzer sich von Pius XII. belehren lassen, daß ihre Worte dem Urtext eine Nuance geben, die nicht intendiert sei. Schon in Berlin sagte Nuntius Pacelli seinen Mitarbeitern, daß die Briefe der Nuntiatur so geschrieben sein müßten, daß man sie „eine Stunde später in einem Schaufenster Unter den Linden ausstellen könne". Der Staatssekretär suchte bei all seiner Arbeitslast oft eine ganze Stunde lang persönlich, bis er die richtige Anrede gefunden hatte, die dem Empfänger eines Schriftstückes zustand. Diese Genauigkeit zeigte sich auch in der Pünktlichkeit des Papstes. Es ist allgemein bekannt, daß Pius XI. eine Arbeitseinteilung hatte, bei der sich manche Termine verschoben. Schon die ersten Tage des Pontifikates Pius' XII. schufen da neue Verhältnisse: man mußte sich daran gewöhnen, daß der Papst oft drei Minuten vor der festgesetzten Zeit erschien. Die Genauigkeit des Heiligen Vaters brachte es auch mit sich, daß er sich immer an die Geschäftsordnung der Kurie hielt und den Amtsweg eingehalten wissen wollte. Am Morgen des Allerseelentages 1941 erteilte er eine Audienz an eine Gruppe von Neupriestern; zur Stunde der Audienz trat der Heilige Vater allein (die Anticamera Pontificia sieht für diesen Tag keine Audienzen vor) in den Audienzsaal. Am Schluß wurde die Bitte vorgebracht, den Soldatenpriestern die Erlaubnis zu Abendmessen zu geben. Pius XII. sagte sofort zu; er freue sich sehr darüber, wolle die Erlaubnis gerne geben, bat aber, daß die Sache den Instanzenzug nehme, indem ihm ein deutscher Bischof die Bitte offiziell vorlege.

Über Pius XII. als Menschen ist genug gesagt und geschrieben worden. Es sei daher hier nur noch eine kleine Episode angeführt,

die zeigt, wie vertraut der Umgebung des Papstes auch diese seine menschliche Seite war. Bei einem päpstlichen Jubiläum mitten im Krieg erschienen die Damen der japanischen Botschaft in japanischer Tracht. Die berühmte Madre Pasqualina war davon so begeistert, daß sie den Rückweg der japanischen Delegation so lenken ließ, daß sie mit dem aus dem Petersdom zurückkommenden Papst zusammenkommen mußte. Der Papst sprach nicht ein paar konventionelle Worte, sondern erkundigte sich sofort nach den Kindern der Damen, die in Japan zurückgeblieben waren; kein Wunder, daß die Japanerinnen von der feinen Menschlichkeit des Papstes begeistert waren.

Es geht über den Rahmen unserer Darstellung hinaus, auf die vielen Enzykliken, Reden und Stellungnahmen des Papstes zu den verschiedensten Fragen und an die verschiedensten Menschenklassen auch nur hinzuweisen. Es sei auch nur ganz kurz erinnert an die Tätigkeit des Papstes als Gesetzgeber der Gesamtkirche. Die Wirkungen der weltaufgeschlossenen Gesetze, die Pius XII. erlassen hat, sind heute noch nicht abzusehen. Wie selten ein Papst wurde Pius XII. im Leben und besonders im Tode gefeiert, man gab ihm viele ehrenvolle Titel: Letzter Römer, letzter Abendländer, Defensor pacis, Defensor civitatis, Verteidiger der höchsten Werte der Menschheit. All das ist richtig. Wir meinen aber nicht, daß es den Kern des Wesens des Verewigten trifft und das Geheimnis seiner Persönlichkeit ergründet. Die Lösung ist wohl — wie alle großen Dinge — höchst einfach: Der Pastor Angelicus war ein Priester, wollte auch als Kardinal und als Papst nichts anderes sein als ein Priester. Alle seine genialen Eigenschaften, seine Bildung und seine Herkunft bieten nur die natura, auf die nach dem alten Wort „gratia supponit naturam" die Übernatur aufgebaut und die Persönlichkeit Pius' XII. im Letzten und Tiefsten geformt hat. Pius XII. bei der Feier der heiligen Messe: das war er ganz persönlich und — sit venia verbo — ganz privat! Die Römer hatten dafür ein feines Wort, das mehr besagt als lange Ausführungen, wenn sie immer wieder sagten: „Il Papa dice messa come un sacerdote novello" (der Papst feiert die heilige Messe wie ein Neupriester). Wir alle kennen den Satz, daß ein Priester soviel wert ist, wie seine Messe wert ist; er gilt auch vom Papst. Pius XII. blieb „come un sacerdote novello" auch in der prima caritas zu den Menschen und zu Gott; seine ganze Tätigkeit war von ihm gedacht und getan als Seelsorge. Mario Crovini schildert (im oben zitierten „Osservatore della Domenica") eine kleine Begebenheit bei einer Massenaudienz. Nach der Ansprache sagte ihm der Heilige Vater im vertraulichen Ton: „Sehen Sie, auf diese Art suche ich, die Seelsorgearbeit auszuüben (Vede, io cerco di esercitare il ministero in questo modo)."

Alle, die während des Pontifikates Pius' XII. in Rom waren, wissen, daß die Papstaudienz immer der Höhepunkt des Romauf-

enthaltes und der größte Eindruck all der großen Eindrücke — auch im Heiligen Jahr und bei Heiligsprechungen — war. Oft sahen wir Menschen weinen, wenn sie die edle Gestalt des Pontifex erlebten, sogar wenn sie nur im Radio seine Stimme vernehmen konnten, besonders in den Tagen des Krieges, in denen der Papst als Priester und als Mensch zu den Menschen sprach — im Gegensatz zum herzlosen Geschrei unmenschlicher Diktatoren. Diese priesterliche Existenz, priesterliche Heiligkeit und priesterliche und echt christliche Weisheit erklärt den einzigartigen Eindruck des Papstes auf die Menschen seiner Zeit. Wir denken da an die interessanten Erlebnisse, die der Chefdolmetscher des deutschen Außenamtes, Dr. Paul Schmidt, mit den verschiedenen Politikern Europas schildert. Er, der Nichtkatholik, der persönlich und in seiner Geistigkeit wohl am meisten Gustav Stresemann nahestand, sagt: „Keiner der Staatsmänner, die ich in meiner langen Laufbahn kennengelernt habe, hat in so kurzer Zeit allein durch sein Äußeres und sein Auftreten einen derartig tiefen Eindruck auf mich gemacht wie Papst Pius XII. Die große, schlanke Gestalt mit dem schmalen durchgeistigten Gesicht, die im päpstlichen Gewande vor uns stand, erschien mir damals wie ein Wesen, das zum Teil schon nicht mehr dieser Welt angehört. Seine abgeklärten Worte hatten tatsächlich einen fast überirdischen, in ihrer Schlichtheit äußerst eindringlich und überzeugend wirkenden Klang.“ (Statist auf diplomatischer Bühne, Ullstein-Verlag, Wien.)

Pius XII. war Priester als junger Monsignore in Rom, als Nuntius in München und in Berlin, als Kardinal, als Papst, wenn er mit den Kindern redete oder mit den verschüchterten Römern nach den Bombenangriffen des Jahres 1943, wenn er mit den Großen der Erde sprach, wenn er gewinnend die Hände zum Segnen ausstreckte, auch wenn er einmal ein hartes Nein sagen mußte. Immer war er Priester, immer ein großer Christ, der sein Christentum in der konkreten Gestalt des Priestertums ganz ernst nahm. Das war sein Geheimnis, und das ist sein Vermächtnis an uns und an unsere Zeit. Dem gelebten Christentum und dem echten Priestertum kann sich kein Mensch verschließen, auch nicht der des 20. Jahrhunderts.

Dr. Karl Böcklinger, Linz a. d. D.

Johannes XXIII.

Am 28. Oktober 1958 um 17.07 Uhr gab ein kurzes Rauchsignal aus dem Kamin der Sixtinischen Kapelle die Kunde, daß die mit dem 9. Oktober 1958 eingetretene Sedisvakanz beendet sei. Mit brausendem Jubel wurde Johannes XXIII. von der harrenden Menge begrüßt, als er sich zum ersten Segen Urbi et Orbi auf der äußeren Loggia des Petersdomes zeigte und die Glocken der Ewigen Stadt den Jubel in die Welt hinausläuteten: Habemus Papam! Wir haben wieder einen Papst!

Wer aber ist das neue Oberhaupt der Kirche? Papst Pius XI. hat einst den Kirchenhistoriker Josef Schmidlin treffend mit den Worten abgewiesen: „Mi lasci morire!" (Laß er mich vorerst einmal sterben!), als dieser Angaben über sein Pontifikat erbitten wollte. Vielleicht würde der neue Papst ähnlich humorvoll antworten. Aber trotzdem dürfen und wollen wir in geziemender Ehrfurcht, wenn wir mit diesem Quartalheft den neuen Pontifex begrüßen und beglückwünschen, mit kurzen Strichen sein Bild entwerfen.

Geboren wurde Angelo Giuseppe Roncalli am 25. November 1881 in Sotto il Monte, Diözese Bergamo, als drittes Kind eines Kleinbauern. Von Haus aus war er bestimmt, den Beruf seines Vaters zu ergreifen und Landarbeiter zu werden. So lernte er schon frühzeitig die Not dieser sozial stiefmütterlich bedachten Volksschichte, ihr Schicksal und ihre Gefährdung durch revolutionäre Strömungen — man denke an den Kommunismus — kennen. Jedoch äußerte der Knabe wiederholt den Wunsch, Priester zu werden, und ob seines auffallenden Lerntalentes kam er 1892 zum Studium und fand Aufnahme im Knabenseminar von Bergamo. Wenn seine dortigen Vorgesetzten ihn zur weiteren Ausbildung in der Theologie nach Rom entsandten, hatten sie ihren guten Grund dazu. Und Angelo Giuseppe Roncalli enttäuschte nicht, er machte in der Ewigen Stadt seinen Doktor und kehrte nach der Priesterweihe, die er am 10. August 1904 empfing, wieder in seine Heimatdiözese zurück. Dort finden wir ihn in einer, fast möchte es scheinen, unglaublich vielseitigen Verwendung, die normalerweise mehr als bloß einen Menschen vollauf in Anspruch nimmt. Er ist Sekretär seines Bischofs, des Grafen Giacomo Radini-Tedeschi, eines edlen Kirchenfürsten. Zugleich doziert er Kirchengeschichte, Patrologie und Fundamentaltheologie am heimatlichen Seminar. Die Vielfalt der Studien mag seinen Blick für die Belange seiner späteren Laufbahn erweitert und vertieft haben. Im ersten Weltkrieg diente er zunächst bei der Sanität und in der Folge als Militärseelsorger im italienischen Heer. Nach dem Krieg finden wir ihn wieder in Bergamo als Freund und Helfer der studierenden Jugend, für die er ein Heim einrichtete und kein Opfer an Zeit und Geld scheute.

Nicht lange dauerte es, da treffen wir den einstigen Professor und Studentenseelsorger in den Diensten der Propaganda-Kongregation in Rom. Man erkannte bald in Roncalli den geeigneten Mann, der heikle Missionen zu erfüllen und schwierige Situationen zu meistern versteht. So wurde er, der inzwischen in den Prälatenstand erhoben worden war, von Pius XI. als Apostolischer Visitator nach Bulgarien entsandt. Die Erhebung „ad Excellentiam" machte ihn zum Titular-Erzbischof von Areopolis in verhältnismäßig jungen Jahren (am 3. März 1925). Als Apostolischer Delegat wirkte er später in Griechenland und in der Türkei. Durch Reisen in den slawischen Raum, nach Polen und nach Süden in den Schwarzen Erdteil erweiterte er unermüdlich seine Erfahrungen und Kenntnisse. Seine Vorliebe für Studienreisen trug ihm später bei den Venezianern den Scherznamen „Gottes Wandersmann" ein. Daß Erzbischof Roncalli dabei aber immer seelsorgliche Interessen über alles stellte, besagt ein anderer Beiname „Nimmermüder Hirte", den er ebenfalls den Venezianern verdanken soll.

Seit Anfang des Jahres 1945 ist dann Erzbischof Roncalli Nuntius in Paris, wieder auf einem recht heiklen Posten. Gleich die erste öffentliche Mission des neuen Nuntius verlangte einen Mann mit viel Fingerspitzengefühl und politischem Takt. Der kühle Ton, mit dem man vorerst dem neuen Nuntius des Papstes in Paris begegnete — der Vatikan hatte ja auch mit der Regierung Pétain diplomatische Beziehungen gepflogen —, verwandelte sich bald durch das Geschick des Nuntius in angenehme Harmonie. Der Nuntius verstand es auch, davon zu überzeugen, daß traditionsgemäß Frankreich seine große Ehre darein setzen sollte, „politesse", d. i. feinen Takt, auch in der Politik zu pflegen. (Wie stark sich Nuntius Roncalli während seines Pariser Aufenthaltes die Herzen der Franzosen gewonnen hat, zeigt die immer wieder auftauchende Meinung, daß Roncalli im Konklave besonders auch durch die Stimmen der französischen Kardinäle immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe.).

Während seiner Nuntiatur in Frankreich wurde Erzbischof Roncalli von Pius XII. am 12. Jänner 1953 zum Kardinal ernannt, und drei Tage später erfolgte seine Berufung auf die altehrwürdige Kathedra des hl. Markus in Venedig. Als Patriarch von Venedig hat sich Roncalli erst recht die Sympathien der ihm nun Anvertrauten gewonnen; er wurde ihnen der gütige Hirte, der sich in rastloser Arbeit und Sorge verzehrte. Doch Venedig sollte nicht seine letzte Station werden. Im elften Wahlgang wurde er, der zum erstenmal an einem Konklave teilnahm, an das Steuer des Schiffes der Kirche berufen und sollte, wie sein großer Vorgänger, der hl. Pius X., nicht mehr in die Lagunenstadt zurückkehren.

Die spärlichen Informationen, die vor seiner Wahl der Presse zur Verfügung standen, rühmen an ihm seine persönliche Güte, seine Liebenswürdigkeit und seinen Humor. Er ist ein Mann

schneller Entschlüsse, die aber einer gewinnenden Natürlichkeit und einem gesunden taktischen Empfinden entspringen. Wer Johannes XXIII. am Fernsehschirm gesehen hat, ist von seinem Wesen sicher begeistert und vom Zauber seiner Erscheinung erfaßt. In seiner überraschenden Ansprache betonte der neue Pontifex beim Krönungshochamt am Feste des von ihm hochverehrten hl. Karl Borromäus, daß er vor allem das Beispiel des guten Hirten nachahmen wolle.

In der Zwölfapostellehre, einem der ältesten Zeugnisse des kirchlichen Gemeindelebens an der Wende des 1. Jahrhunderts n. Chr., heißt es: „Erwählet euch daher Bischöfe und Diakone, die des Herrn würdig sind! Gütige Männer, frei von Habsucht, wahrhaft und unbescholten" (Kap. XV, 1). Wir freuen uns und danken dem Herrgott, daß er seiner Kirche im regierenden Papst einen solchen Hirten geschenkt hat. Ad multos annos!

Dr. Max Hollnsteiner, Linz a. d. D.

P. Johann Schwingshackl S. J., ein Soldat Christi

Von Dr. Leo Maier, Zams bei Landeck (Tirol)

Wenn wir das Lebensbild des schlichten Jesuitenpaters uns vor Augen führen, der durch viele Jahre segensreich als Volksmissionär in Tirol, Oberösterreich und Wien tätig war und kurz vor der Hinrichtung in einem deutschen Strafgefangenenhaus in München an Tuberkulose starb, so könnten wir sein priesterliches Leben mit keinem besseren Satz umreißen als mit dem: Er war ein Soldat Christi. Er war nicht nur ein Soldat, weil er vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden als Teilnehmer des ersten Weltkrieges und als Gefangener in Sibirien von jenem Geist des Soldatentums geformt wurde, der an einem Menschen nicht spurlos vorübergeht, sondern ihn innerlich umgestaltet zu einem kämpferischen Menschen, der entschieden seinen Weg geht. Er war auch nicht deshalb allein Soldat, weil er in der Zeit, in der die priesterliche Tätigkeit eingeschränkt und weitgehend behindert war, entschieden seinen Weg als Priester ging, seine priesterliche Pflicht ohne Feigheit und Weichlichkeit erfüllte und seine Mitbrüder zum frontmäßigen Kampf gegen das bestehende Regime des Nationalsozialismus aufforderte, was dann den Hauptpunkt der Anklage gegen ihn bildete. Nein, er war ein Soldat von Jugend auf, ein kämpferischer Mensch, der seinen nicht leichten und nicht von Rosen umsäumten Lebensweg ging, so wie es nach seiner Auffassung zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte. Entschieden ging er diesen Weg und forderte Entschiedenheit auch von denen, die ihm anvertraut

waren. Diese Entschiedenheit war aber kein blindes Draufgängertum — wie ihm öfter vorgeworfen wurde —, es war ein klares und zielbewußtes Vorgehen, ständig in einheitlicher Ausrichtung auf den Willen Gottes, der sich ihm in den Anordnungen der Kirche und seiner Oberen zeigte. So marschierte er unter der Fahne Christi.

In diesem Sinne verkörperte er auch das Leitbild seines Ordens, der Gesellschaft Jesu. Vor seinen Augen stand das Bild des Streiters, der das Vorbild aller Streiter zur Ehre Gottes ist, das Bild Christi, des Herrn. Dieses Bild stand in der Ausprägung, wie es der hl. Ignatius sich und seinem Orden gezeichnet und als Ideal priesterlichen Wirkens gegeben hat, klar vor den Augen P. Schwingshackls und drängte nach Verwirklichung. Trefflich schreibt P. Lippert S. J.: „Der Zentralgedanke des Jesuitenordens ist Christus als Gründer des Gottesreiches, als Welteroberer, als arbeitender, kämpfender und leidender Streiter für die Ehre und den Willen des Vaters." ... „Bei Ignatius ist die Heilandsliebe vielmehr ein Feuerbrand in der Hand eines stürmenden Kriegers, sie ist die Erfüllung des paulinischen Sturmbefehls: Insta opportune, importune. Ob erwünscht oder lästig, ob Leben oder Tod, nur voran![1])". In dieser Gesinnung und mit diesem Leitbild vor Augen ging P. Schwingshackl seinen Lebensweg, entschieden und ungebrochen durch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Er ging seinen Weg bis zum Ende, unbeirrbar und ohne Rücksicht auf sich selber. Er ging diesen Weg in einer Zeit, wo Ideale und Leitideen ins Wanken gekommen waren; er ging seinen Weg inmitten von Zeitgenossen, die, vom Trubel umwälzender politischer Ereignisse berauscht, die Treue zu ihrer Gesinnung nicht gehalten haben; er ging aufrecht, während andere wankten. Darum kann gerade er in seiner entschiedenen Haltung als besonderes Mahnzeichen der göttlichen Vorsehung angesehen werden, als ein Vorbild, das Gott uns in einer Zeit gegeben hat, in der ein solches Vorbild notwendig war. Gerade darum lohnt es sich auch, näher auf sein Leben und Wirken einzugehen. Oder sollten die herrlichen Vorbilder des Priestertums vergessen werden? Sollten wir an dem Ruf Gottes vorübergehen, der in der Gestalt P. Schwingshackls an seine Zeitgenossen, an uns, ergangen ist?

1. Der Weg zum Ordenspriester

Schon der Weg, den P. Schwingshackl bis zu seiner Weihe zu gehen hatte, hat nichts zu tun mit einer gewissen selbstverständlichen, wohlbehüteten Entwicklung eines Priesterberufes bis zu seiner Erfüllung im Weihesakrament. Der Weg begann zwar in einer gut katholischen Familie, und so beginnt meistens, ja fast immer der Weg eines angehenden Priesters. Aber der Weg führte

[1]) P. Lippert S. J., Zur Psychologie des Jesuitenordens, 2. Aufl., Freiburg 1956. S. 28; ebenda S. 53.

nicht von der Volksschule ins Knabenseminar, von dort ins Priesterseminar und dort zum Weihealtar. Ein so gerader und zielsicherer Weg war P. Schwingshackl nicht beschieden. Er mußte einen großen Umweg gehen, er mußte sich durch viele Schwierigkeiten durchkämpfen, bis er endlich im Noviziat der Gesellschaft Jesu die endgültige Ausrichtung seines Lebens auf das Priestertum hin fand. Am 4. Mai 1887 wurde in Welsberg (Südtirol) dem Bauern Peter Schwingshackl und seiner Frau Theresia Barbara, geb. Goller, ein Sohn geschenkt, der in der hl. Taufe den Namen Johannes erhielt. Die Familie des Peter Schwingshackl war eine kinderreiche Familie, wie sie in den ländlichen Gegenden Tirols heute noch zu finden sind. Die Eltern und zwölf Kinder brachten sich mühsam und doch klaglos mit ihrer Hände Arbeit durch das Leben, das ganz dem Leben anderer Bauernfamilien glich, die im Schweiße ihres Angesichtes und voll Vertrauen auf die Güte Gottes ihre harte Arbeit verrichten. Zu dieser Arbeit wurden natürlich auch die Kinder herangezogen, soweit sie mit ihren kleinen Kräften beitragen konnten, diese leichter und schneller zu verrichten. Der kleine Johann wird von seinen Geschwistern als fleißiger und arbeitsamer Bub beschrieben. Diese kinderreiche Bauernfamilie war tief religiös, besonders der Mutter tiefstes Anliegen war es, daß einmal eines ihrer Kinder den geistlichen Stand erwähle. P. Schwingshackl berichtet selber in einer Primizpredigt, wie ihm seine Mutter erzählt habe, daß sie immer gerne ein geistliches Kind gehabt hätte, daß es ihr aber geschienen habe, es sei eine so große Gnade, daß man sie nicht einmal erbitten dürfte. Da habe einmal ein Prediger gesagt, die Eltern sollten um geistliche Kinder beten. Daraufhin habe sie angefangen, unaufhörlich um geistliche Kinder zu beten; und als sie der Sohn, der Geistlicher wurde, einmal fragte, ob sie denn nun aufhören würde mit dem Beten, habe sie gesagt, sie würde nicht aufhören, auch wenn alle Kinder in den geistlichen Stand träten. Diese große Ehrfurcht vor dem Priesterstand und das Anliegen geistlicher Kinder zeigen gut die tief religiöse Einstellung der Familie. Es ist auch nicht verwunderlich, daß aus einer solchen Familie später gleich acht Kinder in den geistlichen Stand traten; zwei wurden Priester, ein Bruder des Pater Schwingshackl wurde Missionsbruder und fünf Schwestern wurden Klosterfrauen. So kamen aus dem einsamen Plonhof bei Welsberg in Südtirol aus einer ganz einfachen Bauernfamilie durch das stille Beten und Opfern der Mutter die Kinder zum Priester- bzw. Ordensberuf. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Johann Schwingshackl schon im Alter von 12 bis 13 Jahren einmal seinen Vater um die Erlaubnis bat, studieren zu dürfen. Doch dieser lehnte ab mit der Begründung, daß aus dem Johann durch das Studium nur ein Lump würde. Damit war freilich die Berufswahl zumindest aufgeschoben. Johann blieb daheim bei der Bauernarbeit und diente auf dem väterlichen Hof als Knecht. Da faßte er bei einer Mission wieder

den Gedanken, Priester zu werden. Es gab lange und heftige Kämpfe, bis der Dreiundzwanzigjährige mit dem Studium begann. Er studierte zunächst privat unter der Anleitung des Benefiziaten Mitterrutzner, der ihm auch über viele seiner Kämpfe hinweghalf. Nach zweieinhalb Jahren intensiven Privatstudiums machte er die Prüfung über fünf Klassen Gymnasium, trat dann in das Staatsgymnasium Brixen ein und kam immer näher dem ersten Teilziel auf dem Weg zum Priestertum, der Reifeprüfung. Doch es sollte anders kommen, als er hoffte. Statt die Studien an der Mittelschule zu beenden und in das Seminar einzutreten, mußte der Siebenundzwanzigjährige zum Militär einrücken. Das erhabene Ziel des Priestertums war dadurch in die Ferne gerückt.

Der Student hatte eben am 4. Juli 1914 die sechste Klasse des Gymnasiums abgeschlossen. Nur mehr zwei Jahre trennten ihn von der Reifeprüfung. Am 28. Juli erklärte der Kaiser von Österreich den Serben den Krieg. Wenige Tage darauf rückte Johann Schwingshackl mit zwei Brüdern ein. Er kam nach Innsbruck zu den Kaiserjägern. Seine Stimmung war die eines vaterlandstreuen Tirolers. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Jeder, selbst der einfachste Bauer und Arbeiter, begreift die Schilderungen des greisen Friedens-Monarchen über den Frevel und Übermut der Feinde. Jeder verstand es, daß da etwas geschehen müßte. Mit Begeisterung, ja mit großer Begeisterung waren alle bereit, dem Rufe des alten Völker-Vaters zu folgen, alle aus Stadt und Land, von Berg und Tal und auf den hohen Almen. Und doch war es eine Bereitwilligkeit, die ein Mensch hat, der weiß, daß er Großes einsetzen muß. Wuchtig lag es auf den Gemütern aller. Die Leute sahen sich im Kreise um, wer von der Mobilisierung betroffen sei. Ein großes Ereignis ist es für alle. Auf dem Lande macht aber so etwas einen besonderen Eindruck. Der Städter ist mehr an Abwechslung gewöhnt. Er liebt auch mehr Abenteuer. Das Landvolk jedoch wünscht im allgemeinen, ungestört im Kreise der Familie bleiben zu dürfen." In Innsbruck wurde eine kurze Schulung der Eingerückten vorgenommen, und bald ging es an die Front. Am 15. August war der Tag der Abreise des Bataillons nach Rußland. Nach einer Fahrt von vier Tagen und fünf Nächten kamen die Soldaten an die Front und marschierten in einem mühsamen Gewaltmarsch über eine unwirtliche Landschaft auf den unmittelbaren Kriegsschauplatz. Es war eine körperliche Strapaze sondergleichen, doch die Soldaten bewältigten diese Mühen und auch die Angst vor den Dingen, die da kommen sollten. „Ich für meine Person bin ganz froh, diese Strapazen mitmachen zu können. Das härtet ab und macht den Charakter männlich. Besonders ist es gut so für mich, wenn ich noch einmal mein heißersehntes Ziel, das Priestertum, erreiche. Ich will lieber selbst mich abplagen und schwitzen und mir nicht nachsagen lassen: Ja, ja, du bist auch einer, dem man die Sachen nachtragen mußte. Ich will sehr gerne die Opfer

bringen. Sie gelten dem Vaterlande. Es freut mich, daß ich mich in meinem Urteile nicht getäuscht habe. Ich habe die Mühen und Strapazen nicht anders erwartet und bin auf noch größere gefaßt. Ich werde auch mit keiner Wimper zucken, wenn es mich treffen sollte, auf den Altar des Vaterlandes das Opfer des Lebens zu legen. Nur eines würde mir doch schwerfallen: als Krüppel in die Heimat zurückzukehren, um anderen zur Last zu fallen. Doch wenn Gott dieses Opfer verlangt, wird er auch die Kraft geben, es zu tragen. Vorläufig plage ich mich noch nicht mit diesem Gedanken und bin glücklich, in dieser großen Zeit aktiv teilnehmen zu dürfen."

An der Front zeichnete sich Johann Schwingshackl schon in den ersten Tagen durch besondere Tapferkeit und Unerschrockenheit aus. Mit einer Gruppe von 20 Mann befand er sich am 28. August (13 Tage nach der Abreise von Innsbruck) in einem Wäldchen, gegenüber eine feindliche Batterie. Er kommandierte zum Sturm auf die Geschütze. Gleichzeitig eröffnete der Feind ein heftiges Feuer auf die kleine Truppe. Trotzdem wurde die Erstürmung durchgeführt. Die Geschützbedeckung wich zurück, und die feindlichen Geschütze kamen in die Hand der Gruppe. Eine Schar russischer Soldaten wurde gefangen genommen. Durch diesen mutigen Handstreich hätte sich Schwingshackl eine Kriegsauszeichnung verdient. Er erhielt sie aber nicht, da der Angriff so weit abseits von der Hauptkampflinie erfolgte, daß er zunächst nicht bemerkt wurde. Er selber aber machte keine Meldung, da es ihm schien, eine Meldung sei gleichbedeutend einem Erbetteln einer Auszeichnung.

Es ist so auch nicht verwunderlich, daß der kühne Draufgänger bald verwundet wurde. Am 7. September 1914 wurde er bei Radom in Russisch-Polen von einer feindlichen Kugel getroffen und anschließend in die russische Gefangenschaft verschleppt. Nach dem Aufenthalt in verschiedenen Spitälern kam Schwingshackl nach Sibirien in ein Gefangenenlager bei Irkutsk. Dort begann er wieder unter denkbar schweren Verhältnissen mit dem Studium. Für Zucker, den er sich vom Mund absparte, erwarb er sich Petroleum, um in der Nacht bei Licht studieren zu können. Von Sibirien kam er dann auf einen Hof in der Nähe von Moskau. Dort erkrankte er an Typhus. Auf dem Hof bestanden keine Möglichkeiten zum Studium. Da eröffnete sich ihm ein neuer Weg. Ein russischer Arzt nahm Schwingshackl als Zeichenlehrer für seinen Sohn. Dabei konnte er natürlich ungestört studieren, soweit dies die Erziehertätigkeit zuließ. Mit einem Zug von verwundeten Kriegsgefangenen kam er 1918 wieder nach Österreich und fuhr dann weiter in seine Heimat.

Sofort nahm er Beziehungen mit dem Brixener Gymnasium auf. Auf Grund der Studien, die er in der sibirischen Gefangenschaft bei verschiedenen Mitgefangenen (Mittelschulprofessoren u. a.) gemacht hatte, wurde er zur Matura zugelassen und mit Stimmenein-

helligkeit für reif erklärt. Damit war die Bahn frei für den Weg in das Studium der Theologie. Mittlerweile war der erste Weltkrieg zu Ende gegangen, und die Südtiroler Heimat war zum italienischen Staat geschlagen worden. Das schmerzte den Heimkehrer sehr. Doch er hatte nun einen anderen Weg eingeschlagen, und der führte ihn weg vom heimatlichen Bauernhof. Er schreibt darüber: „Ich habe mich entschlossen, Jesuit zu werden. Ein alter Soldat, der so viel mitgemacht hat, muß auch was wagen, wenn es gilt, dieser Streitschar Christi eingegliedert zu werden. Kurz entschlossen habe ich beim Gouverneur in Trient um die Ausreisebewilligung angesucht, um Hochschulstudien zu machen. Am Heiligen Abend habe ich diese erhalten. Ohne mich mit der Ordensleitung verständigen zu können, reiste ich am 2. Jänner mit Sack und Pack ins Noviziat. Es muß alles versucht werden, um das heißersehnte und harterkämpfte Ziel zu erreichen, um den Stufen des Altars mich nahen zu können."

2. Der Soldat Christi

Am 10. Januar 1919 begann Johann Schwingshackl das Noviziat in St. Andrä im Lavanttal in Kärnten. Nach Beendigung des verkürzten Noviziates Ende Oktober 1920 kam er zum Studium der Philosophie nach Innsbruck (bis 1922). Daran anschließend begann er das Studium der Theologie in Krakau, da er als Missionär nach Rußland gehen wollte. Wegen seiner in Sibirien ruinierten Gesundheit mußte er aber von diesem Vorhaben abstehen und kam nach Innsbruck zurück, wo er von 1923 bis 1926 das Theologiestudium fortsetzte. Dort wurde er auch am 27. Juli 1924 zum Priester geweiht. Nach einer längeren Erkrankung an Tuberkulose und einem Heilaufenthalt in Davos und auf dem heimatlichen Hof in Welsberg kam er 1928 zur dritten Probation nach Innsbruck in das Canisianum. Nach Abschluß dieser einjährigen Probation wurde er Minister im Canisianum und hatte als solcher hauptsächlich Verwaltungsaufgaben. Am 2. Februar 1930 legte er in Innsbruck die letzten Gelübde ab und kam noch im selben Jahr in das Haus nach St. Andrä als Gehilfe des Novizenmeisters. Nach einem Jahr rückte er zum Novizenmeister auf und verwaltete dieses schwierige Vertrauensamt bis zum Jahre 1933. Da bat er seine Oberen, sie möchten ihn in die Volksmission versetzen. Das war sein Wunsch gewesen, als er selbst im Noviziat war. Seine Oberen willigten ein, und so kam P. Schwingshackl als Volksmissionär nach Tirol, wo er von Innsbruck aus bis 1936 tätig war. Dann bekam er ein neues, sehr schweres Vertrauensamt: Er wurde Novizenmeister für die Ordensgenossenschaft „Regina Apostolorum" in Straßhof in Niederösterreich. Es war dies ein Amt, wofür man einen besonders fähigen Pater brauchte. Von 1938 bis 1941 war dann P. Schwingshackl Kirchenrektor in St. Martin in Wien. Hier begann sein scharfer

Kampf gegen das nationalsozialistische Regime. Seine Predigten waren von einer derart unerhörten Schärfe und Unerschrockenheit, daß die Bevölkerung die Ordensobrigkeit P. Schwingshackls bat, man möge ihn versetzen, damit er nicht eingesperrt würde. So wurde P. Schwingshackl nach Steyr in Oberösterreich versetzt. Er übernahm dann die Seelsorge in Bad Schallerbach, wo er auf Grund seiner unerschrockenen Predigten verhaftet wurde und seinen bitteren Leidensweg bis zum Tode im Strafgefangenenhaus München-Stadelheim antrat. Das sind die äußeren Stationen des priesterlichen Wirkens, die P. Schwingshackl durchlaufen hat.

Wenn wir uns fragen, was nun das eigentlich charakteristische Zeichen am priesterlichen Wirken P. Schwingshackls war, so könnte man im einzelnen seine Tätigkeit im Beichtstuhl, seine Tätigkeit auf der Kanzel, sein Wirken als Novizenmeister, sein Wirken als Kirchenrektor usw. untersuchen und darüber verschiedene Ausführungen machen. Wir wollen uns das ersparen und nur in einem einheitlichen Blick das Priestertum P. Schwingshackls als kämpferisches Priestertum darstellen. Er selbst hat es als einen Kampf um die unsterblichen Seelen aufgefaßt und hat dieser Idee gelebt ohne Rücksicht auf seine eigene Person. Dieses kämpferische Moment fällt jedem in das Auge, der sich das Bild P. Schwingshackls zu vergegenwärtigen sucht. P. Schwingshackl war ein Kämpfer: auf der Kanzel, im Beichtstuhl usw. Überall war für ihn das Schlachtfeld, auf dem er gegen den Teufel und gegen die widergöttlichen Bestrebungen zum Kampf antrat.

Zunächst war es sein Bestreben, die ihm Anvertrauten dahin zu führen, daß sie über ein durchschnittliches Gewohnheitschristentum hinauskämen und den Forderungen der Zeit entsprächen. Er merkte jene Bewegung, die durch die Herzen der Menschen ging, jene Bewegung zum Echten und Guten, und er merkte auch, wie sehr manche seiner Glaubensbrüder in Lauheit und Mittelmäßigkeit steckenblieben. So schrieb er an seinen Neffen, der ebenfalls Priester wurde, am 30. April 1938: „Wir haben auf religiösem Gebiet noch nicht das, was wir unbedingt haben müssen. Es geht durch die ganze Welt eine Revolution, und zwar eine gute, eine, die mir so aus der Seele wächst. Mich kümmert natürlich nicht die Revolution auf politischem Gebiete. Um so mehr aber packt mich das Erwachen der Menschen, die mit allen hohlen und faulen Fesseln brechen, die auf das Nebensächliche nur wenig achten und nur nach dem Kern streben. Da kommt nun der Klerus noch nicht nach. Wir hängen noch viel zu sehr an alten Formen und sind zu sehr auf das Bequeme eingestellt“ ... „Die Kämpfe, besonders im eigenen Lager, um von dem faulen und abgestandenen Katholischsein loszukommen und das Leben, wie es Christus brachte, freizumachen, daß in diese Kämpfe in erster Linie der Priester hineingezogen wird und hineingezogen werden muß, ist klar. Vielleicht habe ich damit die bedenklichste Klippe aufgezeigt,

nämlich, daß es Kraft braucht, nicht zu weichen, was immer auch gefordert werde" (30. 1. 1942). Ganz schmerzlich schildert er die bequemen Christen: „Gerade in den Fällen, in denen es sich um Reformationen handelt, wo tief zugegriffen werden müßte, wo es dornig hergeht, wo es Prügel abgibt, wenn man arbeitet, gerade da vertrösten wir uns oft mit dem ‚Kannst halt nichts machen'. Man muß nur beten... Dann schlüpft man in die Pantoffeln, zündet sich das gemütliche Pfeifchen an, läßt sich eine Halbe Wein aufstellen und sinkt ins Sofa; solches Beten hilft sozusagen nichts" (24. 5. 37). Es ging ihm um ein echtes, tief erfaßtes Christsein ganz nach dem Geiste Christi.

P. Schwingshackl betrachtete es als seine ihm zugewiesene Aufgabe, den Boden aufzureißen, den Schutt wegzuräumen, damit in den Seelen wieder der gute Boden zum Vorschein komme, auf dem eine ersprießliche Saat gedeihen könnte. Unter dem Schotter verstand er den ganz verflachenden Zeitgeist, alle Bequemlichkeit, mit der sich der Egoismus den Weg des Kreuzes zu erleichtern sucht. Er war sich bewußt, daß er mit dieser Arbeit den Menschen oft wehtun mußte; darunter litt er, aber er erparte es keinem, an dessen Seelenheil er arbeiten wollte. Man konnte sich vor ihm nicht verstellen, sozusagen abschirmen, um nicht getroffen zu werden. Er hatte eine eigene Art, den Menschen auf dem Grund der Seele zu lesen. Man war ihm sozusagen schonungslos ausgeliefert, man konnte ihm absolut nichts vormachen; und er ließ seinen Seelsorgskindern auch nichts durchgehen. Das will nicht sagen, daß er keine Geduld gehabt hätte. Der Wille mußte echt und lauter sein, dann konnte er sich lange gedulden. Wenn er aber merkte, daß eine von ihm geführte Seele Scheinmanöver machte, nicht mehr das Ganze wollte, dann machte er Schluß. Er machte seinen Beichtkindern auch immer Mut, indem er so treffend ihre guten Seiten ins Licht zu rücken wußte, freilich daneben auch — mit aller Entschiedenheit — die Charakterschwächen und Fehler.

Es ist klar, daß diese intensive Seelsorgearbeit dort in Widerspruch mit den herrschenden Auffassungen geraten mußte, wo man versuchte, das Christsein und den Katholizismus, wenn auch nicht auszulöschen, so doch zu schwächen und zu unterdrücken. So kam es auch, daß die Geheime Staatspolizei bald ein Auge auf Pater Schwingshackl warf. Dieser hatte immer den Mut besessen, die Dinge zu brandmarken, welche zu brandmarken waren. Er geißelte die bestehenden Zustände, er widerlegte falsche Lehren des Nationalsozialismus, und zwar mit einer Unerbittlichkeit, die selbst die Gegner staunen machte; und seine Predigten machten Eindruck. So mußte sogar ein Gestapomann bei einem Verhör zugeben: „Sie sind eine Erscheinung auf der Kanzel. Wenn Sie etwas sagen, so macht das einen Eindruck, einen ganz anderen, als wenn es der und jener sagt... Die Schallerbacher schwören natürlich auf Sie." Eine

Zeugin sagte im Prozeß aus: „Den strengen Forderungen der Zeit entsprach die Forderung nach äußerster Anstrengung zur Selbstveredelung und Selbsthingabe an die Gemeinschaft, die P. Schwingshackl stellte . . . Unzählige empfanden die Güte P. Schwingshackls, seinen aufrichtigen, stärkenden, zu neuer Opferbereitschaft anspornenden Einfluß. Unzähligen war sein reines, strenges und entbehrungsreiches Leben, seine immerwährende Hilfsbereitschaft Vorbild . . .“ Wie es für einen echten Soldaten gehört, war Pater Schwingshackl immer in Kampfbereitschaft. Nie hatte er Angst, Feigheit war für ihn das einzige, das er fürchtete. In einem Brief bat er seinen Ordensoberen um das Gebet in der Meinung: „Ich bitte Hochwürden Pater Provinzial nur wieder sehr, für mich zu beten, daß ich recht handle, daß ich zwar auch nie unklug sein möge, aber ja nie feige.“ In diesem Sinne sah er sein Priestertum an als Frontdienst, als Kampf gegen die bestehenden falschen Lehren, als Kampf um die unsterblichen Seelen. Dieser Kampf mußte nach seiner Überzeugung ohne Rücksicht auf die eigene Person in aller Entschiedenheit geführt werden. „Das Priestersein ist heute gewiß eine schwere Aufgabe, sie steht in keinem Vergleich z. B. zum Priestersein in unseren Gegenden vor fünfzig Jahren. Aber das Priestersein ist heute viel, viel schöner. Ich kann nicht genug danken, jetzt es sein zu dürfen und nicht damals. Damals war es das friedliche Bestellen des Feldes, heute ist es Frontdienst in vorderster Linie.“

Freilich kann man sich die Frage stellen, ob es vielleicht nicht doch unklug war, so entschieden gegen das nationalsozialistische Regime anzukämpfen, ob es vielleicht nicht dem Willen Gottes mehr entsprochen hätte, vorsichtiger zu predigen usw. Zweifellos sahen auch die, die sich an die Ordensoberen P. Schwingshackls wandten mit der Bitte, man solle ihm das scharfe Predigen einstellen, etwas Richtiges. Gott kann doch nicht zu so anscheinend unbedachtem Vorgehen verpflichten. Die Antwort ließe sich zunächst damit geben, daß P. Schwingshackl vielleicht aus seiner ganzen Persönlichkeit heraus nicht anders handeln konnte. Er war eben ein entschiedener Charakter und konnte nicht anders, als in aller Entschiedenheit vorgehen. In diesem Sinne schildert ihn ein Oberer dem Verteidiger in Strafsachen auf folgende Weise: „Dieser Mann ist durchaus ehrlich und gerade, und er ist tief, gründlich; er geht in dem, was er als seine Pflicht ansieht, aufs Ganze.“ So war P. Schwingshackl eben zutiefst Soldat und konnte aus diesem soldatisch-priesterlichen Berufsethos heraus nie feige sein, wo er Vorsicht als Feigheit ansah. Allein diese psychologische Antwort ist irgendwie ungenügend, denn sie erklärt nur wenig die Freude und das Verlangen nach dem Martyrium. Eine tiefere Antwort auf die Frage nach dem Grund der Unerbittlichkeit gibt P. Schwingshackl selbst, indem er auf eine besondere, gnadenhafte Erleuchtung hinweist. Er erachtete sein Vorgehen als einen besonderen Auftrag

Gottes. So schrieb er gelegentlich in einer Betrachtungsniederschrift: „Ob ich einen Auftrag von Gott habe? — a) Keinen klaren, der hieße: Tu so! Aber braucht es das? Ist etwas Neues, nie Dagewesenes zu tun? Seit Christus haben die Priester immer nur das zu tun, was ich tun will. Das ist unsere Sendung. Also kann er mir keinen Auftrag dazu geben. Denn das hieße sagen: Die anderen brauchen nicht das zu tun, was wir von Berufs wegen alle müssen. — b) Auftrag, der besagt: Hier fehlt etwas. Der also aufmerksam macht, wo anzusetzen sei, weil es die ‚alle Berufenen' zuwenig beachten. Und Hinweis ‚Greif wenigstens Du zu!' Etwa so: Zwanzig Schnitter sollen ein gewaltiges, überreifes Weizenfeld mähen. Alle tun zuwenig. Sie vergessen zu sehr die Aufgabe und sind zu sehr nur Taglöhner. Nun kommt der Herr und packt den einen und anderen ganz besonders, weist hin auf die Aufgabe, zeigt anschaulich die Wirklichkeit und Dringlichkeit und sagt: Greif wenigstens Du zu! Habe ich einen solchen Auftrag? Ja, den bekam ich deutlich im August 1927." In einem Schreiben an seinen Oberen über den Brief, welcher den Hauptpunkt der Klage des Oberreichsanwaltes gegen ihn bildete, schildert er ganz klar, daß sein Weg ihm von Gott vorgezeichnet sei: „Es ist also das Ziel, das ich infolge einer größeren Erleuchtung seit 1927 mit aller Kraft anstrebe und dafür so viel litt . . . Doch ich erachte das als besondere Vorsehung. Denn gerade durch dieses Schriftstück wird mein Sterben eines für die Religion und zudem für die Idee, die seit 17 Jahren mein Leben und Kämpfen erfüllte . . . Ich habe ganz klar gesehen, daß das Schicksal mich erreichen werde. Ich ging den Weg vollständig frei weiter. Ich sah zu klar, daß ich nur so gehen kann, will ich der ungeheuren, der herrlichen Zeit entsprechen." Die Frage ist freilich: War das eine echte Erleuchtung oder war das eine Täuschung? Diese Alternative: Charisma oder Irrtum werden wir nie lösen können. Sicher ist, daß P. Schwingshackl ganz entschieden so gehandelt hat, wie es ihm 1927 aufgeleuchtet hat, wie er es als den Willen Gottes ansah. Fraglich ist dabei, ob es eine echte Erleuchtung war. Aber dürfen wir überhaupt uns mit dieser Frage beschäftigen? Sie führt zu tief hinein in das Geheimnis der göttlichen Gnade, in das Geheimnis, daß Gott Menschen beruft und ihnen seinen Auftrag zuweist. Wie diese Beauftragung geschieht, wie Gott den Menschen zum Handeln auffordert, ist verschieden. Wir werden eben der Gnadenwahl Gottes nie so nachspüren können, daß wir alle Wege Gottes erkennen.

So stehen wir bei P. Schwingshackls Wirken und Leiden vor einer ungelösten und objektiv unlösbaren Frage, wenn wir nach einer tieferen Begründung seiner unerbittlichen Haltung suchen. Wir können nur über seine Haltung staunen, verstehen werden wir sie nie restlos. Sicher ist, daß er froh und zielsicher dem Martyrium entgegengehen wollte. Es war ihm zwar nicht gegönnt, den Heldentod zu sterben, hingerichtet zu werden, so sehr er sich es

auch wünschte. Er starb als Held, wenn auch kurz vor der Hinrichtung an Lungentuberkulose. Er starb freiwillig und ohne mit einer Wimper zu zucken. Kurz vor seinem Tode äußerte er noch Besuchern im Gefängnis gegenüber: „Laßt jetzt die Köpfe nicht hängen, dankt lieber Gott für die Gnade, daß ich die Kraft habe, so froh dem Martyrium entgegenzugehen. Ich sterbe für meine religiöse Überzeugung und kann mir auch nichts Besseres wünschen... Wenn der Soldat sein Leben einsetzt für das Vaterland und wir sagen, daß es so recht ist, wieviel mehr müssen wir bereit sein, alles daranzugeben für unseren Glauben."

3. Der Tod eines Soldaten

Die Predigten, in denen P. Schwingshackl die verschiedenen Lehren des Nationalsozialismus widerlegte, waren von einer unerhörten Präzision und Schärfe, so daß sie ein Zweifaches auslösten: Einerseits wandte die Geheime Staatspolizei immer mehr ihr Augenmerk den Kanzelreden P. Schwingshackls zu und beobachtete auch sonst seinen Briefauslauf usw., andrerseits baten verschiedene gutgesinnte Kreise die Oberen P. Schwingshackls, man solle ihm bezüglich der Themen und ihrer Behandlung Vorschriften machen. Durch beide Einflüsse wurde P. Schwingshackl nicht bewegt, sondern er hielt seine scharfen Predigten weiter, auch als er nach Oberösterreich versetzt wurde, da in Wien der Boden für solche Predigten zu gefährlich war. So wurde er mehrmals von der Gestapo einvernommen, und man suchte ihn einzuschüchtern. Aber das konnte den tapferen Streiter Christi nicht von seiner Absicht zurückhalten, die Botschaft Christi auch weiterhin, gelegen oder ungelegen, in aller Schärfe und Offenheit zu verkünden. So wurde er z. B. einmal am 15. Dezember 1943 einvernommen wegen einer Predigt, in der er sagte, daß die schwere Heimsuchung, die über die Menschen gekommen sei (gemeint der zweite Weltkrieg), ihre Ursache in einer inneren Zersetzung der Menschheit habe, die sich aus dem Abfall der Menschen von Gott ergeben habe; die Rettung aus dieser Prüfung sei nur durch eine Rückkehr zu Gott möglich. Solche und ähnliche Worte, die zwar so gefaßt waren, daß man ihn nirgends packen konnte, wurden der Gestapo hinterbracht und bildeten den Stoff der Vernehmung. Das Ergebnis: Man erteilte ihm Redeverbot, untersagte ihm die seelsorgliche Tätigkeit an der Jugend und drohte mit einer Geldstrafe von 5000.— Reichsmark. P. Schwingshackl ließ sich nicht einschüchtern. Am 14. Februar 1944 mußte der Kirchenrektor von Bad Schallerbach den Provinzial der Gesellschaft Jesu brieflich ersuchen, er solle P. Schwingshackl bewegen, solche Themen zu wählen, die ihn nicht in Gefahr bringen. Allein P. Schwingshackl arbeitete weiter, so wie es für ihn der einzig richtige Weg schien. Die Geheime Staatspolizei merkte, daß man dem Pater nicht anders beikommen könne als

durch Ausschaltung. Auf Grund einer Bemerkung in einem Brief, den ein Soldat über eine Unterredung mit P. Schwingshackl schrieb, wurde der Pater am 18. Februar 1944 in Untersuchungshaft genommen und alles genauestens erforscht, was man ihm zur Last legen könnte.

Der Anklage lagen zwei Fakten zugrunde. Es wurde ihm eine wehrkraftzersetzende Äußerung gegenüber einem Wehrmachtsangehörigen vorgeworfen sowie Zersetzung der Wehrkraft durch verschiedene Stellen in einem Brief, den P. Schwingshackl an den Provinzial und an einen Mitbruder in einem Durchschlag geschickt hatte.

Die Verhandlung über die Anklage vom 27. Oktober 1944 fand am 16. Dezember 1944 in Salzburg vor dem Volksgerichtshof statt. Vorsitzender war der Präsident des Volksgerichtshofes Dr. Freisler, der schon mehrere ähnliche Fälle behandelt und auch gleich beurteilt hatte. Im Verlaufe der Verhandlung schied der erste Anklagepunkt aus, da der einzige Zeuge, der Wehrmachtsangehörige, nicht zur Verhandlung erschienen war. Daher konzentrierte sich die ganze Verhandlung auf den zweiten Punkt der Anklage, auf den Brief P. Schwingshackls an den Provinzial der Gesellschaft Jesu. In diesem Brief stand unter anderem: „Wir alle erkennen, daß es besonders in Deutschland um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche geht. Wir erkennen, daß, wenn die Gegner des Glaubens im Kriege siegen, das katholische Leben so radikal ausgerottet wird, wie es in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche nur etwa unter Dezius geschah, und zwar mit so infernalen Mitteln, wie sie nur im Bolschewismus zutage treten. Wir sehen auch ein, daß vom Priesterstand in erster Linie die Verantwortung gefordert wird, ob wir in dieser so großen Zeit, wie sie über Europa noch nie gekommen ist, alles und das Allerletzte getan haben, um dieses Unheil abzuwehren. Das bisher Gesagte sehen wir wohl alle ein und geben es zu, wenn auch teilweise im Stillen gegen alle Tatsachen gehofft wird, daß es vielleicht doch nicht so arg sein wird. Eine Hoffnung, die sehr schädlich ist." Diesen Brief hatte P. Schwingshackl am 31. Juli 1943 an seinen Provinzial und in einer Abschrift an einen Mitbruder gesandt. Darin erblickte das Gericht eine Gefährdung der Wehrkraft: „Schwingshackl hat also mitten im Kriege, unter schwerst zersetzender, unwahrer Begründung, zum Kampf gegen unser Großdeutsches Reich aufgestachelt, geradezu verlangt, daß er organisiert werde. Dadurch hat er in der Person seines Provinzials unsere Kraft zu geeinter Wehr gegen unsere Kriegsfeinde angegriffen; ebenso in der Person des zweiten Ordensbruders, dem er den Bericht sandte." Der Verteidiger wandte dagegen ein, dies sei keine öffentliche Zersetzung der Wehrkraft. Dagegen führte die Anklage aus: 1. Politische Gedankenäußerungen seien öffentlich, weil sich das Volk und auch der Provinzial als Glied des Volkes mit Politik befassen sollte. — 2. Der Bericht sei

zwei Personen zugesandt worden, und damit sei eine Spaltung erreicht worden, wie sie gerade von den Kriegsfeinden des Deutschen Reiches bezweckt werde. Damit habe Schwingshackl öffentlich zum frontmäßigen Kampf gegen das nationalsozialistische Reich aufgefordert. Dementsprechend wurde das Urteil wie folgt gefällt und begründet: „Gewiß, als geschulter Jesuit schimpft Schwingshackl nicht unbedacht mit starken Worten. Deshalb ist er aber nicht minder gefährlich. Im Gegenteil — in fanatischem Haß gegen unser Großdeutsches Reich und damit auch gegen unser deutsches Volk, den auch der Eindruck seiner Persönlichkeit bestätigt, will er den Zwiespalt organisieren Dieser Verrat zerstäubt seine Persönlichkeit, vernichtet seine Ehre auf immer. Unser Sauberkeitsbedürfnis und der Schutz unseres kämpfenden Reiches verlangen die Todesstrafe dafür. Das gilt selbst dann, wenn sich die weiteren Vorwürfe der Anklage nicht erweisen lassen sollten; auf ihre Untersuchung hat deshalb auch der Vertreter des Herrn Oberreichsanwaltes verzichtet."

Das (für unsere Rechtsbegriffe zu wenig begründete)[2]) Urteil wurde nach Berlin zur Unterfertigung übersandt. Am 11. Januar 1945 wurde es von dem Reichsminister der Justiz Dr. Thierack bestätigt und dem Vollstreckungsbefehl noch ein Begleitschreiben beigelegt, in dem der Reichsminister den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes ersuchte, das weitere mit größter Beschleunigung zu veranlassen und von einer Veröffentlichung in der Presse abzusehen. Nach Eintreffen des Vollstreckungsbefehles wurde Pater Schwingshackl aus der Haftanstalt Salzburg in das Strafgefängnis München-Stadelheim überstellt und sollte gleich hingerichtet werden. Da traf am 13. Februar, kurz nach der Überstellung nach München-Stadelheim, dort ein Telegramm ein, in dem der Verteidiger um Strafaufschub ansuchte, da mittlerweile ein Gnadengesuch eingebracht worden war. Am 17. Februar wurde der ganze Akt wieder zur Neubearbeitung an den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes gesandt. Dieses Gnadengesuch war ohne Wissen P. Schwingshackls eingebracht worden. Dieser wollte nämlich von einer Gnadenbitte nichts wissen. Die Gnadenbitte brachte der Verteidiger auf Veranlassung der Verwandten und Ordensoberen des Paters ein. Der Verteidiger führte darin aus: P. Schwingshackl sei durch Fehldeutung von Briefstellen irrtümlich als zersetzender Defaitist geschildert worden. Eine derartige Einstellung stehe aber in offenem Widerspruch mit der ganzen Persönlichkeit des Paters, der seine Stellung zum Deutschen Reich auch in seiner treuen Haltung als Grenzlanddeutscher bewiesen habe sowie als Soldat im ersten Weltkrieg. Außerdem enthält die Gnadenbitte eine ver-

[2]) Unserer Meinung nach ist der Übergang in der Urteilsbegründung stark unvermittelt. In welchem Verhältnis stehen Todesstrafe und solche briefliche Äußerungen! In jedem kleinsten Verkehrsunfallprozeß wird heutzutage das Urteil sorgfältiger begründet.

steckte Beschwerde darüber, daß dem Verteidiger erst kurz vor der Verhandlung Einsicht in die Akten gewährt worden war und er auch erst unmittelbar vor dem Termin mit dem Angeklagten sprechen konnte. Leider hatte diese Gnadenbitte insoferne keinen Erfolg, als P. Schwingshackl noch vor ihrer Erledigung im Strafgefangenenhaus an Tbc starb.

Die vielen Leiden der einjährigen Haft hatten der Gesundheit des Paters schwer zugesetzt. Die Tuberkulose, deren erste Wurzeln auf die sibirische Gefangenschaft zurückgehen und an der der Pater schon 1926—1928 erkrankt war, brach von neuem aus, und in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1945 starb der arme Verurteilte.

Über die Zustände im Strafgefangenenhaus und über die Einstellung des Paters berichtet sein Zellengenosse, Pfarrer Eiersebner, an die Verwandten: „Sein harter Tirolerkopf und sein weiches Herz gaben ihm ein ganz besonderes Gepräge. Er konnte so strenge sein in seinen Ansichten, und dabei leuchtete aus ihm eine große, echt priesterliche Güte... Dabei mußten wir täglich 100 Meter Schnur aus Zellophanstreifen drehen. Die Zelle hatte keine Entlüftungsmöglichkeit, und es war eine entsetzlich heiße Stickluft da, so daß wir oft ständig in Schweiß gebadet waren... Damals schrieb er an seine Oberen, bei einem Todesurteil in seiner Sache kein Gnadengesuch zu machen. Vor einer Zuchthausstrafe hatte er mehr Scheu als vor dem Tod. Ich dachte auf dem bitteren Weg, den ich später gehen mußte, oft an ihn... Freilich verlangte Gott noch ein ganz großes Opfer. Oft hat er früher gesagt, er freue sich, geköpft zu werden. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung."

So war sein Tod zwar nicht in dem Sinn ein Heldentod, daß er für seine Gesinnung hingerichtet worden wäre. Es war aber der Tod eines Soldaten: getragen von der Gesinnung des Einsatzes seines Lebens für die Sache Christi. Es war ein würdiger Abschluß eines Soldatenlebens. Der Tod war zwar eingetreten durch die Tuberkulose, verschärft durch Darmblutungen, die in der letzten Zeit dazugekommen waren. Aber die unmittelbare Ursache ist doch in den vielen Leiden zu suchen, die die Gesundheit des Paters völlig ruiniert hatten. Der Pater wurde zunächst auf dem Stadtfriedhof am Perlacher Forst in München beigesetzt und an seinem Grab eine Tafel angebracht, welche nichts anderes enthielt als „Sektionsnummer 87". 1946 wurde die Leiche exhumiert und auf den Jesuitenfriedhof des Kollegiums Pullach bei München übertragen.

Seine Märtyrergesinnung geht ganz klar aus dem Abschiedsbrief an die Verwandten hervor, den P. Schwingshackl am 24. Januar 1945 abfaßte, nicht ahnend, daß er nicht durch den Henker sterben sollte[3]).

[3]) Wir führen hier den ersten Teil des Abschiedsbriefes nicht an, da er nur unbedeutende Dinge enthält, die nur die Verwandten betreffen, und bringen jenen Hauptteil des Briefes, der zur Kennzeichnung der Gesinnung wertvoll ist. Vergleiche auch „Linzer Kirchenblatt" 11 (1955) Nr. 9, S. 4.

„. . . Nun nehme ich Abschied von Euch. Oft bin ich von daheim und von Euch gegangen. Nie war ich so leicht und beglückt wie diesmal, obwohl ich Euch alle mit tiefer Liebe im Herzen trage. Wie es mir geht, wollt Ihr wissen. Wenn ich sage: gut, ich bin glücklich, so ist das viel zuwenig. Ich bin selig. Klar hat die Untersuchung, besonders aber die Art der Verurteilung gezeigt, daß ich für die Sache Christi sterbe. Es könnte wahrhaft nicht herrlicher sein. Zudem ist mein Sterben vollständig frei. Denn ich sah es ganz deutlich und sagte es immer voraus, daß so etwas kommen wird, und ging doch festen Schrittes meinen Weg. Nun stehe ich vor der Hinrichtung. Es ist der Kelch gewiß ziemlich randvoll. Ich war ein Deutscher mein Leben lang. Ich bin heute nach dreißig Jahren noch glücklich, für das Deutschtum und mein Vaterland gekämpft und so viel gelitten zu haben. Wegen meines deutschen Denkens habe ich in den letzten Jahren und auch in all den zahlreichen Gefängniszellen nicht wenig unter Bekämpfung zu leiden gehabt. Nun hat das höchste Gericht Deutschlands mich für ehrverlustig für Zeit und Ewigkeit erklärt. Ich habe mich am deutschen Volke so vergangen, daß ich ausgelöscht werden müßte, als hätte ich nie existiert. Gar so scharf war man, weil ich Jesuit bin. Die fürchtet man. Nun entbehre ich sozusagen jeder geistlichen Hilfe. Das war und ist das schwerste Opfer, zu denken, daß ich nie mehr zelebrieren darf; das hält mir beinahe den Atem an. Ich bin ein Arrestant, trage seit der Verurteilung dessen Kleider, bin seither, also schon fünf Wochen, Tag und Nacht in Ketten gefesselt. Zuerst legte man sie so eng an, daß ich nach der ersten Nacht schon einige Aufreibungen hatte. Eine davon bildete durch den vielen Schmutz im Armknöchel ein großes Geschwür, der ganze Unterarm schwoll stark an. Die Ketten schnitten tief in diese Geschwulst und ließen blaue Male zurück. Verdemütigungen regnete es. Meistens grobe Behandlung, z. B. habe ich das Recht als Verurteilter, Euch zum Abschied zu schreiben. Der Vorstand der Haftanstalt erlaubte es aber nicht. Siebenmal bat ich. Bis heute war es mir wegen Härte eigener Art nicht möglich. Es friert mich ständig, weil man mir die Wollwäsche nicht läßt. Vor einem Jahr wollten zwei Ärzte mit Bestimmtheit Bandwurm feststellen. Die Beweise blieben zwar aus, aber meinen ‚schrecklichen' Hunger konnte ich nur dadurch am besten erklären. Ich würde immer das Dreifache von dem essen, was ich bekomme. So warte ich auf das Letzte, auf das Blutopfer. Ich warte, und das ist ein eigenes Leiden, ohne zu wissen, wann das sein wird. Es kann zu jeder Minute, Tag und Nacht, die Tür geöffnet werden und hereingerufen: ‚Schwingshackl! Kommen Sie!' Es kann in dieser Minute sein, es kann nach verschiedenen Wochen sein. Der Kelch ist voll, aber das ist das Schöne, so voll der Kelch ist, so übergroß und lieblich ist die göttliche Gnade. Ich bin geradezu selig, daß ich dem Heiland meine Liebe auf diese Weise zeigen darf. Wie oft beten wir, wir möchten mir unserem Blute ihm unsere

Liebe zeigen oder die Sünden der Menschen sühnen; das kam mir immer wie eine schwulstige Freundschaftsbezeugung in den guten Tagen vor. Jetzt kann ich sagen: ‚Heiland, mir ist es Ernst'. Die Weihnachten waren so schön, wie noch nie im Leben. In der Jugend ist man dort auch noch zu menschlich. Als Priester hat man zu viel Arbeit. Heuer aber konnte ich mich nur mit der Weihnachtsliebe des Erlösers beschäftigen, bei Tag und besonders viele Stunden der Nacht, denn da ist man nicht gestört. Herrlich war es. Wenn ich sage, ich sei die ganze Weihnachtszeit glücklich gewesen, ist es viel zu wenig. Der Neujahrstag begann wunderbar. Ich wurde gerufen und in eine andere Zelle geführt. Dort wartete ein Priester und hatte zum Versehen hergerichtet. Als ich plötzlich vor dem Heiland kniete, weinte ich wie ein Kind. Ich weiß, daß alles Gnade, erbetene Gnade ist. — Nun komme ich zum Abschiednehmen. Das erste sei ein ganz inniges Danken für alles Beten und Opfern. Um das bitte ich weiter. Ich will auch beten für Euch hier und daheim. Meine innigst geliebten Leute alle, lebt wohl! Im Himmel, in der Heimat, sehen wir uns wieder. Wie bald wird es so sein. Gott sei Dank! Wenn wir nur recht gelebt haben, alles andere geht vorüber. Wie froh bin ich jetzt, daß mein Leben immer hart war. Weinet nicht, wenn ihr diese Zeilen leset. Freuet Euch alle mit mir, der Tag der Hinrichtung ist uns allen ein Festtag! Den Priestersegen gebe ich Euch täglich mit gefesselten Händen und schließe diese Zeilen mit größter Dankbarkeit und zärtlicher Liebe. Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Dieser Segen begleite Euch im Leben und helfe Euch im Sterben. Er führe Euch alle daheim zusammen! Amen."

Theologie des Sexuellen

Von DDr. Alois Gruber, Linz a. d. Donau

Eine Theologie des Sexuellen nimmt ihre Erkenntnisse nicht allein aus der Biologie, Medizin, Psychologie oder Pädagogik wie die Sexualphilosophie und Sexualethik, sondern vielmehr aus der Offenbarung. Von daher sollen die Erkenntnisse erweitert, vertieft und der Blick für das Sexuelle geschärft werden. Unter „Sexuellem" verstehen wir im engeren Sinn das spezifisch Sexuelle, das mit den Geschlechtsorganen direkt in Beziehung Stehende, und im weiteren das Geschlechtliche überhaupt, d. h. die Beziehungen von Mann und Frau schlechthin. Wir beachten zunächst:

1. Einige Grundgedanken zur theologischen Anthropologie

Nach der Offenbarung zieht sich ursprüngliches Geschehen wie ein roter Faden so durch die Menschheitsgeschichte, daß seine

Auswirkungen auch das Geschlechtliche betreffen. Die ersten Blätter der Hl. Schrift wissen noch:

a) Vom ursprünglichen Menschenbild

Der Mensch war zunächst geistseelisch von seinem Ursprung nicht gelöst und daher auch in sich noch integriert, noch harmonisch geordnet, ein Ebenbild Gottes. Es sind keinerlei Anhaltspunkte da, daß dieser „Mensch" ursprünglich androgyn oder ungeschlechtlich gewesen wäre, wie das in alter Zeit Plato, in neuerer wieder Müller-Eckhard[1]) behauptet. Es ist unsinnig zu sagen, die geschlechtliche Liebe stamme aus der zweiten, d. i. nachparadiesischen Ordnung. Im Gegenteil, der Mensch war im Urzustand bereits in seiner menschlichen Struktur da, mit der geschlechtlichen Ansprechbarkeit, in voller männlicher und fraulicher Prägung, allerdings in ungetrübter Ordnung und zwiespaltloser Harmonie[2]). Der hl. Thomas sagt, daß die Wonnen der Liebe im paradiesischen Zustand noch größer gewesen sein müssen als nach dem Sündenfall.

b) Vom Ursprung des Zwiespältigen und Bösen im Menschenleben

Mythen und antike Religionen künden vom Ursprung des Bösen, und Philosophen haben viel darüber nachgesonnen. Der geniale Plato nimmt abseits von der Offenbarung bereits der scholastischen Philosophie die bedeutungsvolle Erkenntnis voraus: „Omne ens est bonum." Alles Geschaffene, alles Sein ist an sich gut. Das Böse hat kein eigenes Sein, keinen Selbstand, es ist Mangel am Sein und entsteht durch Mißbrauch des Seins. Durst und Hunger und die Geschlechtskraft sind an sich gut. Erst im Mißbrauch, in der Unordnung liegt das Böse. Die Möglichkeit des Mißbrauches ist durch die Freiheit des Menschen gegeben, und nur dort, wo Bewußtsein und Freiheit steht, kann neben dem Guten auch das Böse sein. Ein und dasselbe Sein kann mit dem positiven Zeichen Gottes oder mit dem negativen des Teufels versehen werden.

In bildhafter Einkleidung[3]) (Baum, Frucht, Schlange), aber psychologisch sehr feiner Art wird ein tiefgreifendes inneres Geschehen im Menschen des Schöpfungsmorgens geschildert[4]). Vom Widersacher Gottes versucht, wagen die ersten Menschen den verhängnisvollen Griff nach absoluter Autonomie, nach Ungebundenheit, Gottgleichheit. „Ihr werdet sein wie Elohim selber, wohl kennend das Gute und das Böse[5])." Und es regt sich stolzes, lustbetontes Begehren. „Und das Weib sah, daß der Baum bekömmlich sei zum Genuß (Fleischeslust) und schön für die Augen (Augenlust) und begehrenswert, um Wissen zu erwerben" (Hoffart

[1]) Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung 26.
[2]) Gn. 1, 31.
[3]) Gn. 2, 15; 3, 1 ff.
[4]) Siehe dazu: Schedl Cl., Geschichte des Alten Testamentes, Bd. I, 77. Anm. 15.
[5]) Gn. 3, 5.

des Lebens)[6]). Das Weib erliegt diesem dreifachen Anreiz und ißt und gibt auch dem Manne davon, und er ißt mit ihr, d. h. in derselben Meinung und Absicht, um zu sein wie Elohim-Gott. So fiel der Mann durch die Frau, nicht sosehr vielleicht von ihr „verführt" (wie die Frau vom Teufel), sondern ihrem verhängnisvollen weiblichen Einfluß erliegend. Augustinus[7]), der ein Kenner des Frauenherzens und der Macht des Weibes über den Mann war, bemerkt hiezu: „Adam. . . noluit eam contristare, quam credebat posse sine suo solatio contabescere, si ab eius alienaretur animo, et omnino illa interire discordia." Diese geschichtlichen Tatsachen vorausgesetzt, können wir in Anlehnung an Albertus Magnus die Sünde und den inneren Umbruch in den Herzen der ersten Menschen etwa so charakterisieren: Im Verlangen nach dem Übermenschlichen entscheiden die ersten Menschen gegen Gottes Willen und erfahren so das Böse. Die in ihr eigenes Bild verliebte Eva achtet in hochmütigem Verlangen nach mehr Schönheit nicht auf den Willen des Herrn. Das liebe „Ich" schiebt sich so zwischen Eva und Gott[8]). Und Adam, verliebt in sein Weib, macht sie zur Gebieterin und vergißt darüber auch den Schöpfer und sein Gebot[9]). So sündigen Adam und Eva durch Ungehorsam gegen Gott: Eva in narzistischer Verliebtheit, Adam durch anbetende Liebe zu einem Menschen[10]). Dieser inneren Loslösung von Gott folgte eine Trübung, eine Verwundung der Menschennatur. Erschütternd stellt diesen Vorgang Michelangelo in der Sixtina dar. Zunächst leuchtet Schönheit und Weisheit in den Gestalten von Adam und Eva, dann aber merken wir erschreckende Spuren der Schuld an Seele und Leib.

Die erbsündige Belastung hat zwar die Natur des Menschen nicht verändert, wie Luther meinte, wohl aber verwundet. Der göttliche Lichtstrahl, der alles im Menschen erhellte und harmonisierte, war gewichen. In der Folge geriet der Mensch in eine eigenartige Zwiespältigkeit. Im Grunde seiner Seele liegt das ursprüngliche Wertempfinden, die Sehnsucht nach Vollendung, aber dem Erleben fehlt die anfängliche Ordnung und Harmonie. Der ungeordnete Geist kann sich selbst zur Qual werden, und die „Leibseele" kann wider die Geistseele begehren. Diese erbsündige Belastung wirkt sich auch verheerend im Sexuellen aus, und es wäre ein Verhängnis, sie nach Art Rousseaus in der Sexualpädagogik zu übersehen.

2. Der Naturalismus und die Theologie des Geschlechtlichen

Der Naturalismus ergeht sich in einer dionysischen Predigt vom Sinnengenuß. „Wer das Wort ‚dionysisch' nicht nur begreift",

[6]) Gn. 3, 6.
[7]) Aug., De Gen. ad litt. XI, 42 n. 59 (PL 34, 453 f.).
[8]) Albertus Magnus, 2. Sent. d. 22 a. 1: „Superbia primum peccatum in Eva."
[9]) Albertus Magnus, 2. Sent. d. 22 a. 2: „sed comedit (Adam) ut morem gereret uxori" (um der Frau zu gehorchen).
[10]) Gagern v. Fr., Der Mensch als Bild 50 ff.

meint Nietzsche[11]), „sondern sich in dem Wort ‚dionysisch' begreift, hat keine Widerlegung Platos oder des Christentums oder Schopenhauers nötig — er riecht die Verwesung. . ." Für einen solchen sind die Begriffe Seele, Geist, freier Wille, Tugend, Sünde, Jenseits, Gott bloße Einbildung, Lüge. Er wird sich darüber hinwegsetzen und im Biologischen das „Göttliche" zu entfesseln und zu entfalten suchen. Das ist die Grundidee des philosophischen und ethischen Naturalismus.

Doch eine derartige zoologische Degradierung verträgt die menschliche Person nicht. Es entsteht in ihr ein verhängnisvolles Vakuum, in dem sich die Gespenster Einsamkeit, Angst und neurotische Ichflucht sammeln. Die treiben den Menschen dazu, sich in steigender Gier an der bunten Vielheit der Erscheinungen festzusaugen oder mit wilder Enthemmung in eine autonome Sexualität zu flüchten, die, von der personalen Liebeskraft gelöst, den Menschen mit tyrannischer Gewalt bedrängt und dämonisiert[12]). Die Erfahrung lehrt, daß ohne geistige und göttliche Ordnungskräfte die menschliche Natur nicht ausgeglichen werden kann, daß sie nur zu leicht in einen dionysischen Rausch gerät[13]), in dem vielfach die Liebe zerschlagen, der Mutterboden der Volkskraft besudelt und beispiellose Konflikte, Enttäuschungen und nicht selten hartnäckige Vorwürfe heraufbeschworen werden. So war es in der griechischen Verfallszeit, so in der Zeit des Niederganges bei den Römern im 2. bis 3. Jahrhundert. Ein enthemmender Naturalismus bildet auch heute im öffentlichen Leben eine fast autonome Macht. Eine Art „Über-Ich" schlägt von daher mit aufdringlicher Gewalt den Jugendlichen „neurotisierend" in seinen Bann.

Zu dieser Sexualität nimmt die Offenbarung entschieden Stellung. Paulus spricht im Römerbrief klar vom Verlust der metaphysischen Werte und deren Folgen im Geschlechtlichen:

> „Denn sie erkannten Gott,
> verherrlichten ihn aber nicht als Gott
> und dankten ihm auch nicht.
> Vielmehr gerieten sie in Torheiten mit ihrem Denken,
> und verfinstert ward ihr unverständiges Herz[14])."
> „Darum überlieferte sie Gott unlauterem Wesen,
> gemäß den bösen Lüsten ihres Herzens,
> so daß sie ihre Leiber gegenseitig schändeten,
> sie, die den wahren Gott mit falschen Göttern tauschten
> und den Geschöpfen Ehr' und Anbetung erwiesen . . .[15])"
> „Gott gab sie deshalb auch schmachvollen Leidenschaften preis. . ."

---

[11]) Nietzsche Fr., Ecce Homo. Reclam 60, 62, 80; Kröner II. 272, 279.
[12]) Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung 33.
[13]) Hollenbach J. M., Der Mensch als Entwurf 27.
[14]) Röm. 1, 21.
[15]) Röm. 1, 24 f.

„Dafür empfingen sie an ihrem eigenen Leib auch die Strafe,
so, wie es sich für ihr Verirren ziemte.[16])"

Das Buch der Weisheit sieht in der geschlechtlichen Verwilderung eine Folge der Preisgabe des wahren Gottes:

„So achten sie nicht auf des Lebens und der Ehen Reinheit.[17])"

Die Unzucht selbst brandmarkt Paulus als schwere Schuld und nennt sie an erster Stelle unter den Sünden, die vom Reiche Gottes ausschließen. „Unzucht", so sagt er, „Unkeuschheit und Wohllust... die solches treiben, werden Gottes Reich nicht erben.[18])" Was er den Ephesern[19]) sagt, betonte er bereits in einem Brief an die Christen der leichtlebigen Hafenstadt Korinth: „Gebt euch keiner Täuschung hin! Unzüchtige und Götzendiener, Ehebrecher, Lüstlinge und Knabenschänder . . . werden keinen Teil am Gottesreiche haben.[20])" Ihnen gilt vielmehr das endzeitliche Gericht, das die Apokalypse so andeutet:

„Gerichtet ist die große Hure,
die die Erde mit ihrer Hurerei verdarb;
Gerächt hat er seiner Knechte Blut, das sie vergoß.[21])"

Die Tatsache also, daß Unzucht, d. h. bewußte und direkt gewollte Aktualisierung der Geschlechtskraft in vollendeter sexueller Lust vor der Ehe (delectatio venerea, Ipsation, fornicatio) oder direkt gewollter, vollendeter Mißbrauch der Geschlechtskraft in der Ehe (onanismus conjugalis, adulterium) objektiv schwer sündhaft ist, steht als Offenbarungsnorm in jeder Moraltheologie. Daran läßt sich nichts deuteln. In diesem Sinn ist auch das Wort des Herrn zu verstehen: „Ein jeder, der ein Weib auch nur begehrlich (delectatio venerea) ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen.[22])"

Bei aller entschiedenen Verurteilung der Unsittlichkeit hütet sich aber die Offenbarung vor jeder Übertreibung. Auch dieser Zug gehört zur Moraltheologie. Die Ansicht z. B., daß auch jede indirekt gewollte ungeordnete Geschlechtslust objektiv schwer schuldbar ist, eine Anschauung, die oft Ursache von Angst und spiritualistischen Verkrampfungen wird, läßt sich nicht halten. Die Moraltheologie nimmt heute wohl hierin auch allgemein die Möglichkeit der „parvitas materiae" an[23]).

---

[16]) Röm. 1, 26 f.
[17]) Weish. 14, 24 ff.
[18]) Gal. 5, 19 ff.
[19]) Eph. 5, 3.
[20]) 1 Kor. 6, 9 f.
[21]) Offb. 19, 2.
[22]) Mt. 5, 28.
[23]) Schilling O., Lehrbuch der Moraltheologie I. 313; Moraltheologie 168; Noldin H.-Heinzel G., De castitate 18 n. 3.

Zudem muß gesagt werden, daß es im Sexuellen mehr als bei den meisten anderen Sünden wohl auch entlastende subjektive Faktoren gibt. Heftigkeit des Triebes, Mangel an Einsicht mildern hier ohne Zweifel die objektive Schuld. So kann selbst dann, wenn auch die Handlung mit Rücksicht auf die Sache als schwerwiegend bezeichnet werden muß, nicht von schwerer Schuld die Rede sein, wenn keine klare Erkenntnis und Willenszustimmung vorliegt. Je heftiger der innere Trieb ist, um so geringer ist die Schuld[24]).

Auch die Behauptung, daß Unsittlichkeit die schwerste aller Sünden sei, ist in der Offenbarungstheologie nicht begründet. Es finden sich hier viele Stellen, wo die Lieblosigkeit und Gottlosigkeit mehr verdammt wird als die Unsittlichkeit. Der hl. Thomas sagt im Anschluß an die Offenbarung: Die Fleischessünden sind von geringerer Schuld als die Sünden des Geistes, wenn sie auch menschlicher Beurteilung schändlicher erscheinen[25]). Diese entspringen ja an sich nicht dem herzlosen, bösen, sondern dem schwachen Willen. Größer sind die Sünden, die sich in Haß und Lieblosigkeit gegen Gott oder die Mitwelt richten, wie Unglaube, Gotteshaß, Mord und große Lieblosigkeit[26]).

Auch die Ansicht, daß durch die Unzuchtsünden die meisten verdammt werden, wie Isidor von Sevilla († 636) und Alfons von Liguori († 1787) meinen, kennt die Offenbarung nicht. Offenbarungstheologisch gesehen, nennt Christus im Verdammungsurteil bei Matthäus 25, 41 ff. nur die Sünden der Lieblosigkeit, nicht aber die der Unsittlichkeit: „Hinweg von mir, Verfluchte", spricht er dort, „in das ewige Feuer. . ., denn ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist. . . ich war nackt und ihr habt mich nicht bekleidet" usw. Fast aufreizend sagt er den ungerechten, herzlosen, scheinheiligen Pharisäern ins Gesicht: Zöllner und Huren kommen früher ins Himmelreich als sie[27]). Übertreibungen und rigoristische Ansichten in diesem Punkte sind wohl als Nachwirkungen des Platonismus und Manichäismus anzusehen.

Wenn wir uns auch vor Übertreibungen hüten, so darf doch der große Ernst nicht übersehen werden, mit welchem die Hl. Schrift und in der Folge die Theologie sich über den Mißbrauch der Geschlechtskraft, im besonderen über naturalistische Sexualität, schon wegen der schlimmen Folgen äußert. So lesen wir:

„Die Buhlerei, der Wein, der Most
nimmt den Verstand gefangen[28])."
„Wer's mit Dirnen hält, vergeudet sein Vermögen. . .[29])"

---

[24]) S. th. 1—2 qu. 73 a. 5.
[25]) S. th. 1—2 qu. 73 a. 5.
[26]) S. th. 2—2 qu. 154 a. 3; Mausbach J.-Ermecke G., Kath. Moraltheologie 119.
[27]) Mt. 21, 31.
[28]) Os. 4, 11.
[29]) Spr. 29, 3.

„Zum Tode gehen die Füße,
die sie (das fremde Weib) besuchen,
zur Unterwelt die Schritte,
die zu ihr lenken[30])."

Die Geheime Offenbarung schildert bildhaft die Bestrafung dieser Sünden im Pfuhl von Feuer und Schwefel[31]). Unter den Theologen werden die schlimmen Folgen dieses Lasters von kaum einem tiefer gesehen als von Thomas von Aquin. Er unterscheidet aber ausdrücklich bei diesen Verfehlungen zwischen „incontinentia" und „intemperantia[32])." Incontinentia ist Unbeherrschtheit, Verfehlung aus jäher Leidenschaft in einem augenblicklichen Affekt bei aller Anerkennung der Norm und reuigem Stehen zur Schuld. Intemperantia ist Unzucht, die aus Haltlosigkeit und zügelloser Geschlechtslust hervorgeht. Hier sind die Folgen besonders schrecklich. Die Vorherrschaft der Vernunft ist gefährdet, und die edelsten Seelenkräfte werden absorbiert[33]). Übernimmt die Unsittlichkeit wie eine launische Herrin die Führung, so vermag sie das Menschenbild arg zu entstellen. Eine besondere Bosheit liegt in der Verbindung der Sexualsünden mit Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit. Kaltblütige, herzlose Verführung und rücksichtslose Ehebrüche geben der Sünde dämonischen Charakter, weil sie die Liebe zerstört, Ehen zerrüttet und bitterstes Leid über Kinder und ganze Völker bringt[34]).

3. Die Theologie des Geschlechtlichen und der Spiritualismus

Der Widerpart des Naturalismus ist der Spiritualismus. Haben wir dort hemmungslose Versinnlichung des Lebens, so treffen wir hier Verkrampfung oder unnatürliche Vergeistigung. Der Naturalismus berauscht sich am Sinnlichen, der Spiritualismus drückt ihm den Stempel des Minderwertigen, wenn nicht gar des Sündigen auf. Die Quellen des Spiritualismus sind, wie oben erwähnt, im Platonismus und in der Ideologie des Manichäismus und Gnostizismus zu suchen. Nach Plato ist der Leib minderwertig, eine böse, schuldbare Umklammerung des Geistes. Im Manichäismus und Gnostizismus stehen sich der „reine Geist" und die „böse Materie" gegenüber. Der Mensch ist eine Mischung beider. In ihm liegt die „Lichtseele" im ewigen Kampf mit der aus dem Bösen stammenden „Leibseele". Der Mensch muß sich vom Bösen, d. h. vom Stofflichen, Sinnlichen frei machen.

Es ist wohl eine Ironie der Geschichte, daß neben der naturalistischen Sexualität auch immer der manichäisch-gnostische Spiritualismus auftaucht.[35]) Plato, der genialste Kämpfer gegen den

[30]) Spr. 5, 5.
[31]) Offb. 21, 8.
[32]) S. th. 2—2 qu. 155; qu. 156 a. 3, a. 4.
[33]) Aug., C. Jul. 4, 71; S. th. 2—2 qu. 151 a. 4 ad 3; qu. 153 a. 1 ad 1.
[34]) Schilling O., Moraltheologie 171.
[35]) Siehe dazu: Adam Aug., Der Primat der Liebe 37 ff.

Materialismus nach dem Peloponnesischen Krieg, verfiel dem Spiritualismus. Gegen den wahnsinnigen moralischen Niedergang Roms im 2.—3. Jahrhundert n. Chr. kämpfte der spiritualistische Neuplatonismus um die Befreiung der Menschen von der bösen Stoffwelt. Im schreienden Gegensatz zur Verweltlichung des 12.—13. Jahrhunderts erheben sich die Albigenser, Waldenser, Fratizellen. Während in der Neuzeit in Frankreich bereits die Lüsternheit durchbrach, herrschte in England noch ein Puritanertum voll äußerer Strenge und übertriebenem Schamgefühl. In Deutschland trat die spiritualistische Moralität noch stärker im Mystizismus, Pietismus und im Sektenwesen hervor. Daneben herrschte aber an Fürstenhöfen bereits die schamlose Nachahmung der Versailler Haremswirtschaft und im liberalen Bürgertum eine oft verdeckte naturalistische Sexualität. Vielfach kam es bereits Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer heuchlerischen Mischung geheimer Laszivität und äußerer Ehrbarkeit, zu einer verlogenen Gesellschaftsmoral, bei der eine zimperliche Sittsamkeit und prüde Ehrbarkeit mit geheimer Lüsternheit Hand in Hand ging. Kaum einer hat dies besser durchschaut als Nietzsche.

Im Verlauf der beiden Weltkriege trat der nackte Naturalismus oft chaotisch ans helle Tageslicht: Sexuelle Not, freie Liebe, Kameradschaftsehe, Ehe auf Probe, erotisierte Film- und Vergnügungsindustrie u. ä. Eine raffinierte Abstimmung der „modernen Kulturgüter" auf Sex-Appeal wurde geradezu begehrt, und es bedeutete nur geschäftlichen Vorteil, die Illustrierten mit Sex-Girls zu bespicken.

Aus dieser Sackgasse heraus kann uns auch kein einseitiger Spiritualismus den Weg weisen; denn „Leibfeindlichkeit" wirft den Menschen ebenso aus der Ordnung wie naturalistische Triebenthemmung und Verhimmelung des Sinnlichen. Hier wird nur erlebte Vernunft und Offenbarung den Weg aus dem Chaos weisen und die charakterliche Formung aus diesem Geist Rettung bedeuten. Dabei ist wohl zu beachten, daß die Offenbarung nicht bloß die naturalistische Sexualität ablehnt, sondern sich auch verwahrt gegen eine gnostisch-manichäische Abwertung des Körpers und der Sexualität. Zu ihrem Geist gehört nicht:

a) Die niedrige Einschätzung des Körpers und des Sinnlichen

Das Böse wird im Manichäismus in den Dingen selbst gesehen, anstatt im verkehrten Willen und im Mißbrauch. Das Christentum hat diesen Geist in hartem Ringen überwunden, und trotzdem versucht er, auch die katholische Pädagogik und Pastoration immer wieder zu belasten. Ist es nicht doch manichäisch, von „partes inhonestae" und „minus honestae[36])" zu sprechen oder in Beichtspiegeln zu

[36]) Schilling O., Lehrbuch d. Moraltheologie 314 betont, daß mit dieser Bezeichnung dem Werke Gottes keineswegs ein Makel angehängt werden soll, vielmehr dient die Unterscheidung dazu, den möglichen oder wahrscheinlichen Grad der Erregung festzustellen.

fragen: „Habe ich Unkeusches angesehen, angerührt?", als wäre der Körper selbst minderwertig, unkeusch.

Die Hl. Schrift betont bereits auf den ersten Blättern das philosophische Axiom: „Omne ens est bonum." Fast nach jedem Schöpfungstag drückt sie betont diesen Gedanken Gottes aus mit den Worten: „Es war gut." Noch am Abend des letzten Schöpfungstages, da Gott „den Menschen als sein Bild schuf[37])," steht die bezeichnende Reflexion: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte. Es war sehr gut[38])."

Auch nach dem Sündenfall bleibt das Axiom: „Omne ens est bonum" bestehen. Die Natur der Dinge und die des Menschen hat sich nicht verändert, trotz Verwundung. Und wenn auch durch schlechte Verwaltung des an sich Guten letztlich der Körper in böse Beziehungen gerät, so ist der Gegensatz zwischen Gut und Böse nie identisch mit dem Gegensatz von Leib und Seele. Das Böse liegt hier ja gerade im verkehrten Geist. Der Körper ist an sich gut und heilig und nach der Schrift des Neuen Testaments ein „Glied Christi[39])," ein „Tempel des Hl. Geistes[40])." Er ist hineingenommen in die Heiligung durch die Liturgie und soll teilhaben am ewigen Leben durch die verherrlichende, vergeistigende Umwandlung. Gut und heilig sind auch die Liebesbeziehungen von Mann und Frau. Sie sind in der sinnlichen Natur nicht bloß erlaubt, sondern sittlich gut und heilig, wie alles vernünftige Tun. Das eigentliche Telos des Sexuellen ist das Kind als lebendiger Ausdruck der Liebe. In dieser Frucht der Zweigeschlechtlichkeit sieht die Offenbarung ein Gottesgeschenk als Gabe und Aufgabe.

> „Seht! Söhne sind des Herren Gabe,
> Belohnung Leibesfrucht[41])."
> „Weh dem, der da zu einem Vater sagt: Was brauchst du noch Kinder?
> Und zum Weibe: Was wirst du noch Mutter?[42])"

Die mindere Einschätzung der Frau ist nicht christlichen, sondern heidnischen Ursprungs. Und griechich-heidnische Philosophie und Mangel an biologischen Erkenntnisssen haben selbst die Anschauungen eines Augustinus, Albertus Magnus[43]) und Thomas von Aquin[44]) über die Frau infiziert. Nach dem Schöpfungsbericht[45])

---

[37]) Gn. 1, 26 f.
[38]) Gn. 1, 31.
[39]) 1 Kor. 6, 15.
[40]) 1 Kor. 9, 16.
[41]) Ps. 127, 3.
[42]) Is. 45, 10.
[43]) Albertus Magnus, 2 Sent. 20, 1; 4 Sent. 26, 6.
[44]) Thomas, 2 Sent. d. 21 qu. 2 a. 1: „Mulier, etiam quantum ad animam, viro imperfectior."
[45]) Gn. 5, 1 f.

schuf Gott beide, Mann und Frau, nach seinem Bilde. Das Buch der Sprüche[46]) weiß ein hohes Lied zu singen auf die „mulier fortis", und Christus selbst stellte entgegen der Praxis seiner Zeit die Frau mit feinsinniger Entschiedenheit auf die gleiche Stufe wie den Mann.

Weit entfernt von jedem Manichäertum ist auch die reine Unbefangenheit der Offenbarung dem Körperlichen und Geschlechtlichen gegenüber. Im Alten Testament sagt Gott über Christus: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt[47])." Christus selbst nimmt ohne Scheu Bilder aus dem geschlechtlichen Bereich zur Grundlage seiner Gleichnisse, wie die gebärende Frau, die alle Schmerzen vergißt, wenn sie das neugeborene Kindlein in den Armen hält[48]), oder die jubelnde Stimme des Bräutigams am Hochzeitstage. Wie farbenfroh kündet das „Hohelied" des Alten Testaments von der bräutlichen Liebe! Ganz unbefangen schrieben auch große Nonnen, wie Roswitha von Gandersheim und Hildegard von Bingen, oder Mönche wie Meister Eckehart über Geschlechtliches, über die gesunden, innigen Beziehungen von Mann und Frau. Sie nehmen mit einer Selbstverständlichkeit die geschlechtliche Liebe als Gleichnis für die himmlische Liebe. Auch Darstellungen der Beschneidung Jesu, der Gottesmutter, wie sie ihr Kind unter dem Herzen trägt oder stillt, waren der gotischen Zeit geläufig. Welch natürlicher, reiner, unbefangener Zug liegt in alten Gebeten und Liedern! Hier waren reine Grundlagen für eine geschlechtliche Erkenntnis gegeben. Heute scheuen sich vielfach die Eltern, mit den Kindern darüber zu sprechen, weil sie in den Geschlechtsvorgängen etwas Erniedrigendes sehen. Aber auch gerade die Leibfeindlichkeit und niedere Einschätzung des Sinnlichen wirft den Menschen aus der Ordnung. Durch solche Prüderie bekommt der Leib ja dann erst recht ein Übergewicht und wird unerträglich.

b) Manichäische Absonderung und Ablehnung des Sinnlichen und Sexuellen

Grundsätzlich wurde im Manichäismus das Sinnliche verächtlich gemacht, Fleisch, Wein und jede sexuelle Lust als unrein und sündhaft gebrandmarkt. Auch uns ist klar, daß es keine Sittlichkeit gibt ohne Beherrschung und Enthaltsamkeit, Beherrschung freilich nicht als Hemmung der Gesamtperson, sondern als Hemmung der chaotischen und infantilen Triebforderung. Das galt auch für die Stoa ebenso wie für die Ethik Kants. Und Christus drückt das so aus:

> „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt,
> so bleibt es für sich allein,
> wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht[49])"

[46]) Spr. 31, 10.
[47]) Ps. 2, 7.
[48]) Jo. 16, 21.
[49]) Jo. 12, 24.

„Gibt dein rechtes Auge dir zur Sünde Anlaß,
so reiß es aus und wirf es weg!
Denn besser ist's für dich, eines deiner Augen geht zugrunde,
als daß dein ganzer Leib zur Hölle fährt[50])."

So ist es also klüger, der Mensch tut sich in einem Teil ein Leid an, um das Ganze zu retten. Aber Beherrschung und selbst Enthaltsamkeit bis zur Ehelosigkeit ist nicht Selbstzweck, sondern steht im Dienste der vernünftigen Ordnung oder eines höheren Wertes.

c) Manichäische Überbetonung des Sexuellen im Rahmen der gesamten Sittlichkeit

Es ist auch eine Verkennung, wenn für die sittliche Höhe eines Menschen einzig das Sexuelle ausschlaggebend ist. Eine arge Akzentverschiebung liegt vor, wenn „Sittlich", das Gesamtsittliche, einfach mit „Sexuell" gleichgesetzt wird, wie das im vorigen Jahrhundert geschah. Es ist auch nicht richtig, wenn über die Keuschheit so und so oft gesprochen wird, als wäre sie die höchste Tugend. Die Evangelien behandeln das Sexuelle mit großem Ernst, aber auch mit feinsinniger Zurückhaltung. Richtig ist sicher, daß Keuschheit eine wichtige Tugend ist, daß sich hier starke Energien entwickeln und daß sie für den Jugendlichen oft entscheidend ist für ein ganzes Leben. Von keinem Wort wird jedoch in der Schrift Höheres und Heiligeres gesagt als vom Wort „Liebe". Von dieser Schau her muß sowohl der Naturalismus als auch der Manichäismus überwunden werden.

4. Schamgefühl und Schamlosigkeit in der Offenbarung

Im Menschen des Schöpfungsmorgens war nichts da, wessen er sich hätte schämen müssen, weder Sünde noch innere Zwiespältigkeit oder sündige Bereitschaft. Klar sagt die Schrift: „Die beiden aber, der Mensch und sein Weib, waren nackt; aber sie schämten sich nicht vor einander[51])."

Erst mit der Sünde und der aus ihr folgenden inneren Zwiespältigkeit erwachte das Schamgefühl. „Es gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten: sie waren nackt. Da flochten sie Feigenblätter und machten sich Schürzen[52])." Und wie sie Gottes Dasein im Wettersturm erkannten, „da versteckte sich der Mensch mit seinem Weib vor dem Herrgott unter den Bäumen des Gartens[53])." Vom Herrn gerufen, sagte Adam: „Ich hörte dein Geräusch im Garten und erschrak, weil ich nackt bin, und so versteckte ich mich[54]). Und der Herr Gott machte Adam und seinem Weib Fellröcke und hüllte sie darein[55])."

---

[50]) Mt. 5, 29.
[51]) Gn. 2, 25.
[52]) Gn. 3, 7.
[53]) Gn. 3, 8.
[54]) Gn. 3, 10.
[55]) Gn. 3, 21.

Seitdem ist wohl das Schamgefühl ein angeborenes Gefühl für das Sittliche und Schickliche schlechthin. In ihm berühren sich auf merkwürdige, dunkle, zwiespältige Weise „Geist" und „Fleisch", Ewigkeit und Zeitlichkeit, Wesen und Existenz[56]). Der erbsündige Mensch kann sich schämen, weil er Geist ist, und er muß sich schämen, weil er den Leib entgegen dem Wünschen und Wollen des Geistes erlebt. In der Schamhaftigkeit regt sich das Eigenwertgefühl gegen das Böse oder gegen sündige Zumutung. Echtes Schamgefühl soll sich nach der Schrift lebendig gegen die Sünde stellen. „Schämet euch und errötet über eure Wege, Israel[57]); schäme dich, über Fremde zu schwätzen[58]), Geheimnisse zu offenbaren[59]), nach einer Hure zu blicken[60]). Das Schamgefühl als Regung echten Selbstwertstrebens soll auch den Menschen in seiner Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit schützen. Die Schrift hebt es hervor, ja fordert es. Frauen sollen in sittsamer Haltung (cum verecundia), mit Zucht sich schmücken und mit edlem Anstand[61]), sie sollen ehrbar (pudicas) leben[62]). Ein Bischof oder Diakon muß nüchtern, besonnen und sittsam (pudicus) sein[63]).

Das Schamgefühl ist auch nach dem Sündenfall als Folge der Zwiespältigkeit zwischen geistigem Personsein und Leib[64]) ein angeborener Selbstschutz des Menschen, ein Ordnungsregler, der als Wächter wie Schmerz, Angst, Schuld, Reue, Ekel den Menschen vor moralischer und besonders geschlechtlicher Unordnung und Auflösung behüten soll[65]).

Schamlosigkeit gilt in der Offenbarung als Sünde, als sittliche Verfallserscheinung, als Werk des „Fleisches". Die Hl. Schrift hat nicht bloß ein scharfes Urteil über die Unzucht (porneia)[66]), das sind im Neuen Testament Vergehen gegen das Geschlechtsleben im allgemeinen und gegen die Ehemoral; sie spricht auch verurteilend von der Schamlosigkeit, der Unreinheit (akatharsia) [67]) und

[56]) Scheler M., Über Scham und Schamgefühl 47.
[57]) Ez. 36, 32.
[58]) Sir. 41, 28.
[59]) Sir. 42, 1.
[60]) Sir. 41, 19.
[61]) 1 Tim. 2, 9.
[62]) 1 Tim. 3, 11.
[63]) 1 Tim. 3, 2, 8.
[64]) Scheler M., Über Scham und Schamgefühl 57.
[65]) Siehe: Messner J., Widersprüche in der menschlichen Existenz 49, 425, 373 Anm. 36. — Schneider E., Psychologie der Jugendzeit 171.
[66]) Pornos, porneia (Hurer, Hurerei) bedeutet im Neuen Testament durchwegs Mißbrauch der Geschlechtskraft als außereheliche oder widernatürliche Unzucht, jede Art illegitimen Geschlechtsverkehrs. Kittel G., Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament 579, 590. Haag H., Bibel-Lexikon 1662. Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 1111.
[67]) Akatharsia bedeutet, im moralischen Sinne betrachtet, soviel wie Schamlosigkeit, Unsauberkeit in sittlicher Hinsicht, libidinöse, schamlose Lebensart, Lasterhaftigkeit. Zorell F., Novi Testamenti Lexicon Graecum 21; Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum 13. Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 43.

dem frechen Leichtsinn, der sinnlichen Schwelgerei (aselgeia)[68]. „Gar offenkundig", sagt sie, „sind des Fleisches Werke, z. B. Unzucht (porneia), Schamlosigkeit (akatharsia) und Schwelgerei (aselgeia)[69]." „Unzucht (porneia) und jede Art von Unreinheit (akatharsia) und Habsucht werde unter euch nicht einmal erwähnt! So ziemt es sich für Heilige . . . Doch dieses merkt euch wohl: Kein Unkeuscher (pornos), kein Unreiner (akathartos) . . . hat Erbteil am Reiche Christi[70]." Sehr ernst bemerkt Paulus zu den Ephesern[71]:

„Unwissenheit hält sie umfangen,
weil ihr Herz verhärtet ist.
Und unempfindlich wurden sie
und gaben selbst der Ausschweifung (aselgeia) sich hin,
um unersättlich jeder Unreinheit (akatharsia) zu frönen."

Beim Besuch der Hafenstadt Korinth, die berüchtigt war wegen ihrer Zuchtlosigkeit, befürchtet Paulus Verdemütigung und Trauer über viele wegen ihrer Sünden, „der Unlauterkeit (akatharsia), der Unzucht (porneia) und der Ausschweifung (aselgeia)[72]."

Paulus nennt hier die ganze Stufenleiter geschlechtlicher Verwahrlosung von der Unzucht bis zu den raffinierten Schamlosigkeiten der dekadenten hellenistischen „Kulturwelt". Schamlosigkeit in den verschiedensten Nuancen bedeutet im Sinne der Offenbarung sittlichen Verfall. Die Offenbarung berührt damit auch ein verhängnisvolles Spätprodukt der Zivilisation. Heute wird das Schamgefühl vieler Jugendlicher bedroht und abgestumpft durch Praktiken im öffentlichen Leben, die als schamlos bezeichnet werden müssen, z. B. durch Filme und eine schamlose Mode, durch das Nachtleben in den Großstädten, das Strandleben, das schändliche Gebaren in Tanz- und Gesellschaftsformen. Die Sauberkeit der Jugend kann nicht erhalten werden, wenn von den Erwachsenen die Grenzlinien von Takt und Anstand, die echtes Schamgefühl gezogen hat, nicht mehr respektiert werden.

5. Die Harmonie des Sinnlich-Geistigen unter dem Primat der Liebe

Die Theologie des Sexuellen weiß um die Natur des Menschen als des „animal rationale" und will die Harmonie beider, des Sinnlichen und Geistigen, unter dem Primat der Liebe.

---

[68]) Aselgeia ist wohl Zügellosigkeit, Üppigkeit, Schwelgerei, ferner Leichtsinn, Frechheit, Zudringlichkeit, Wollust im Sinne sexueller Dekadenz der hellenistischen Welt. Das Wort wird abgeleitet vom Namen einer pisidischen Stadt „Selge", die wahrscheinlich durch geschlechtliche Dekadenz hervorragte. Pape's W. Griechisch-deutsches Wörterbuch 369. Siehe dazu auch: Zorell F., Novi Testamenti Lexicon Graecum 78; Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum 13; Haag H., Bibel-Lexikon 1662; Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 180.

[69]) Gal. 5, 19.

[70]) Eph. 5, 3—5.

[71]) Eph. 4, 18, 19.

[72]) 2 Kor. 12, 21.

a) Vom Primat der Liebe im Sinne der Offenbarung

Der Herr beantwortet die Frage, welches das größte Gebot im Gesetze ist, mit dem Wort:

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben
aus deinem ganzen Herzen . . .
Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!
Größer als dieses ist kein anderes Gebot[73])."

Die Liebe in der Doppelform der Gottes- und Nächstenliebe ist das neue Gebot[74]), das Kennzeichen der Jüngerschaft Christi[75]) die Vollendung des Gesetzes[76]), die Norm, nach der Gott einst die Menschen richten wird[77]). „Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, ja diese drei; das größte aber unter ihnen ist die Liebe[78])," ja „hätte ich die Liebe nicht, dann wäre ich nur ein tönendes Erz, nur leeres Klingeln einer Schelle[79])." Denn Gott selbst ist die Liebe[80]).

Die Liebe ist somit die höchste von allen Tugenden. Diese Wahrheit gilt unumstritten in der ganzen Offenbarung, bei allen Vätern wie in der gesamten Theologie. Es geht hier allerdings nicht um die Liebe der Filme und Romane, auch nicht bloß um die Liebe der Mutter zum Kinde oder um die opferbereite Hingabe der Krankenschwester, sondern um die echte, tiefe Verbundenheit des Menschen mit Gott und Mitwelt, um die Kommunikation mit Gott, Mann, Frau, Kind. Es geht um das wirkliche „velle bonum" in den verschiedenen Formen des gesamten Menschseins. Diese Liebe ist nach der Offenbarung die Königin aller Tugenden. In ihr soll der Mensch seine personelle Verwirklichung finden.

Es scheint daher auch nicht verwunderlich, daß Christus keine Sünde strenger geißelt als die Lieblosigkeit. Sein erschütterndes achtfaches „Wehe" gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten gilt ihrer Heuchelei und ihrem Hochmut, ihrer Hartherzigkeit und Lieblosigkeit[81]). Wie bitter klagt doch das Wort: „Denkt doch darüber nach, was es bedeutet: Erbarmen will ich und nicht Opfer[82])."

Diejenigen, welche in den Verfehlungen wider die Keuschheit die schwersten und gefährlichsten Sünden sehen wollen, müssen beachten, daß Christus gegen die Sexualsünder nicht annähernd die gleiche Strenge zeigte wie gegen die Lieblosigkeit. Die reuige Ehebrecherin schützt er mit den Worten: „Wer von euch hier

[73]) Mk. 12, 30 f.; Lk. 10, 27; Mt. 22, 37.
[74]) Jo. 13, 34.
[75]) Jo. 13, 35.
[76]) Röm. 13, 10.
[77]) Mt. 25, 35 ff.
[78]) 1 Kor. 13, 13.
[79]) 1 Kor. 13, 1.
[80]) 1 Jo. 4, 16.
[81]) Mt. 23, 24.
[82]) Mt. 9, 13.

keine Sünde hat, der werfe den ersten Stein auf sie[83])!" Und zu ihr gewendet sagt er: „Geh hin und sündige fortan nicht mehr[84])." Ähnlich ist sein Verhalten gegenüber der reuigen Sünderin. „Ihre vielen Sünden sind nachgelassen, weil sie große Liebe hat[85])." Zu den erschreckendsten endzeitlichen Erscheinungen gehört das Übermaß an Bosheit und daß in vielen die Liebe erkalten wird[86]). Echte menschliche Liebe aber, die das Herz erfüllt, verscheucht viel Dunkelheit.

Diejenigen, welche theoretisch die Liebe, praktisch aber die Keuschheit an die Spitze der Tugenden stellen wollen, wie etwa der berühmte Jugendschriftsteller A. v. Doß[87]), müssen bedenken, daß die Schrift nirgends die Keuschheit als Ausgangspunkt der anderen Tugenden[88]), vielmehr des öfteren als Folgeerscheinung der Liebe erwähnt. Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz ja schon erfüllt. Denn das Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten" . . . und jedes andere Gebot ist in dem einen Gotteswort enthalten: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst[89])!" Thomas v. Aquin sagt: „Es kann keine Tugend bestehen ohne die Liebe[90])."

Und in der Werthierarchie stehen nach Thomas zunächst die theologischen Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe. Die größte unter ihnen ist die Liebe. Sie ist die „excellentissima virtutum[91])," Wurzel und Fundament aller anderen Tugenden[92]). Die Spitze der sittlichen Tugenden nimmt die Weisheit ein, ihr folgen die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und letztlich die Mäßigkeit, die sich in der Beherrschung des Nahrungs- und Geschlechtstriebes äußert[93]). Die Liebe bleibt auch hier Königin der Tugenden, der Maßstab für sittliche Höhe. Zu ihr gesellt sich unter den sittlichen Tugenden als erste die Weisheit. Liebe und Weisheit finden ihre vornehmste Auswirkung auch im Geschlechtstrieb.

b) Die personale Harmonie als Lebens- und Erziehungsziel

Das lateinische Wort „homo" und das griechische Wort „anthropos" bezeichnen das gleiche, den Menschen, aber doch nach verschiedenen Richtungen. Das lateinische „homo" meint den

---

[83]) Jo. 8, 7.
[84]) Jo. 8, 11.
[85]) Lk. 7, 47.
[86]) Mt. 24, 12.
[87]) Doß A., Gedanken und Ratschläge 334.
[88]) Das Zitat bei Doß A., Gedanken und Ratschläge 334: „Alles Gute ist mir zumal mit ihr gekommen und unberechenbarer Ehrenglanz durch ihre Hände!" bezieht sich in Weish. 7, 11, nicht auf die Keuschheit, sondern auf die Weisheit.
[89]) Röm. 13, 9.
[90]) S. th. 1—2 qu. 65 a. 3.
[91]) S. th. 1—2 qu. 62 a. 4; 66 a. 6.
[92]) S. th. 1—2 qu. 62 a. 4.
[93]) S. th. 1—2 qu. 66. — 2—2 qu. 141. — 2—2 qu. 161.

Erdgeborenen (humus) und das griechische „Anthropos" den, dessen Angesicht den Sternen zugewandt ist[94]). Man muß beides vereinen, das Geistbegabte und das Erdgebundene, um den ganzen Menschen in seiner Fülle zu umgreifen und zur harmonischen Entfaltung seines Wesens zu führen.

Auch im Lichte der Offenbarung erscheint beides als gottgewollt. Wohl warnt die Schrift vor der Sinnenwelt, insofern sie als Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens Anlaß zum Mißbrauch gibt, wenn sie sagt: „Liebet nicht die Welt noch was sich in der Welt befindet . . . , die Welt vergeht samt ihrer Lust[95])"; aber über die gleiche farbenfrohe Welt sagt sie auch: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab[96])".

Es wäre überspitzt, in den innerpersonalen Spannungen im Sinne Klages den Geist als Widersacher der Seele zu sehen oder eine Wesensgegensätzlichkeit zwischen Körper und Geist, sondern es ist ein Anruf an die menschliche Existenz zu schöpferischer Wertverwirklichung. Durch transzendierende Akte soll der Mensch in der Geworfenheit seines Daseins seine Existenz begründen (Existenzialphilosophie). Es ist doch so, daß Leib und Seele, Körper und Geist, Amor und Psyche, männliche Kraft und weibliche Anmut, männlicher Wille und frauliches Gemüt, scheinbare Gegensätzlichkeiten, in spannungsreicher Harmonie zu stärksten Kraftquellen künstlerischen Schaffens, menschlicher Kultur und persönlicher Lebensformung werden. Sexus, Eros, Charis, Agape dürfen einander nicht verachten, denn Eros ohne Agape sinkt hinab in tierische Brunst, und Agape ohne Eros erstarrt in eisiger Kälte. Sie sind berufen, einander in hierarchischer Ordnung zu ergänzen[97]) und den Menschen vom Entwurf zur harmonischen Wesensentfaltung zu geleiten.

Der hl. Thomas hat an die Spitze der theologischen Tugenden die Liebe und an die Spitze der sittlichen Tugenden die Weisheit gestellt. Liebe und Weisheit, diese beiden, geben auch das sichere Geleite auf dem Wege der Beherrschung und Entfaltung des Geschlechtlichen. Ob es aber einen Zauberschlüssel gibt, der das letzte Tor zu dieser Liebe und Weisheit des Lebens erschließen könne? Wir müssen in Anlehnung an Peter Wust[98]) antworten: „Jawohl." Und zwar ist dieser Zauberschlüssel das Gebet. Im Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, vollzieht sich Erlösung. Erst durch die Erlösung wird eine lebenswichtige Transparenz im Geschlechtlichen eröffnet.

---

[94]) Vgl. Schenkl K., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch 71.
[95]) 1 Jo. 2, 15.
[96]) Jo. 3, 16.
[97]) Schiller Fr., Anmut und Würde.
[98]) Wust P., Ein Abschiedswort 6.

Literatur

Adam Aug., Das sechste Gebot. Paderborn 1948.
Adam Aug., Der Primat der Liebe. Kevelaer 1939.
Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch. Gießen 1924 f.
Doß A., Gedanken und Ratschläge[27]. Freiburg 1920.
Gagern Fr. v., Der Mensch als Bild. Frankfurt 1955.
Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum. Lipsiae 1888.
Haag H., Bibel-Lexikon. Einsiedeln-Zürich-Köln 1951.
Hollenbach J. M., Der Mensch als Entwurf. Frankfurt 1957.
Kittel G., Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Stuttgart 1933.
Mausbach J.-Ermecke G., Kath. Moraltheologie. Münster 1953.
Messner J., Widersprüche in der menschlichen Existenz. Innsbruck 1952.
Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung. Stuttgart 1956.
Nietzsche Fr., Werke, Kröner-Ausgabe. Stuttgart 1939.
Noldin H.-Heinzel G., Summa theologiae moralis, De castitate. Oeniponte 1948.
Pape's W. Griechisch-deutsches Wörterbuch. Braunschweig 1888.
Rießler P., Die Heilige Schrift des Alten Bundes. Mainz 1926.
Schedl Cl., Geschichte des Alten Testamentes. Bd. I. Innsbruck 1956.
Scheler M., Über Scham und Schamgefühl. In: Schriften aus dem Nachlaß. Bd. I. 55—148. Berlin 1933.
Schenkl K., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Wien 1875.
Schilling O., Moraltheologie. Freiburg 1922.
Schilling O., Lehrbuch der Moraltheologie. Münster 1928.
Schneider E., Psychologie der Jugendzeit. Bern 1947.
Storr R., Die Heilige Schrift des Neuen Bundes. Mainz 1926.
Thomas v. A., Summa theologica (S. th.). Sentenzen-Kommentar (Sent).
Wust P., Ein Abschiedswort. Münster 1951.
Zorell E., Novi Testamenti Lexicon Graecum. Parisiis 1911.

Ich sah den Menschen bis in die Seele hinein

Gedanken eines Hausmissionars

Von P. Reinhold Wick O. Cap., Wil/St. Gallen (Schweiz)

Wer den Menschen kennenlernen will, wie er ist, und nicht, wie er sich auf der Straße und auf Festplätzen gibt, der muß in seine Wohnung gehen und ihm bis auf den Grund der Seele schauen. 17 Jahre lang lief ich Großstadtmenschen nach wie ein Jagdhund Gottes und stand an den Türen und in den Stuben von Zehntausenden, um mich seelsorgerlich vor allem um die religiös Abseitsstehenden zu mühen. Es ist nicht immer leicht, an die Seele dieser Menschen heranzukommen. Aber auch da, wo man sich den Eintritt in die Wohnung freundlich erzwingt, hat man nicht selten den Eindruck, daß die Aufgesuchten bei Innewerden des eigentlichen Zweckes des Besuches das Gefühl haben, daß sie weit glimpflicher davongekommen wären, wenn es sich nur um eine Bettelaktion handelte, die maßgeblicher Beweggrund des Priesterbesuches wäre, weil sie die Tiefen der Seele unangetastet ließe.

Denn man händigt nicht jedem den Schlüssel aus. Einem Unbekannten die letzten Geheimnisse der Seele zu eröffnen und die kranken und schadhaften Stellen im Gefüge der Seele wie einen erkrankten Körper vor dem Arzte bloßzulegen, setzt ein nicht geringes Vertrauen voraus, das der Missionar meist erst gewinnen muß. Und selbst dann noch ist es eine Prozedur, der man nicht ohne weiteres willens ist, sich auszusetzen. Vielfach sind diese Menschen selber seit Jahr und Tag nie mehr bis zum innersten Kern ihrer Seele vorgedrungen und helfen sich über eine gelegentlich aufgewühlte Seelenstimmung mit ein paar Schlagwörtern leichterdings hinweg. Manche tragen geradezu eine grimmige Entschlossenheit zur Schau, die Fenster ihrer Seele niemandem zu öffnen und ihre letzten Geheimnisse keinem anderen zu enthüllen, aus Furcht vor möglichen Konsequenzen.

So ist es oft ein weiter und langer Weg, bis man das Vertrauen des Menschen gewonnen hat. Auch dann noch sind solche Menschen anfänglich nicht ohne weiteres gewillt, die letzte Schublade aufzuziehen und Einblick zu gewähren in ihre innere seelische Situation. Anständig, aber zäh und verbissen können sie ihre Position verteidigen. Niemand unterzieht sich gerne einer Gehirnwäsche, keiner gibt leichterdings Irrtümer in der Weichenstellung zu und keiner will Besiegter sein. Man hat Gründe und Motive genug. Aus diesen Menschen spricht der unbändige Wille, alles beim Status quo zu belassen. Sie haben Gründe und Motive genug dafür — man findet ja stets Argumente, um das zu rechtfertigen, was man wünscht —, und so sind sie nicht willens, es hinzunehmen, daß man ihre Kreise stört. „Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will!" In mehr Fällen aber stemmen sie sich in heftiger Leidenschaftlichkeit dagegen und haben hundert Ausflüchte, um ihr Inneres nicht bloßlegen zu müssen. Sie erscheinen wie Kranke, die sich sträuben, den Arzt zu empfangen aus Furcht vor einer möglichen schmerzhaften Operation. In Güte und Geduld muß der Missionar diese Bedenken zerstreuen und in Ehrfurcht der Einzelseele begegnen. Denn wer keine Ehrfurcht vor der Menschenseele hat, wird sie auch nicht bekehren. Diese Ehrfurcht ersteht aus dem Wissen um die Gottebenbildlichkeit der Seele und um ihren ewigen Wert. Auch die Seele des Verlorensten ist ja in das Herzblut des Erlösers getaucht und im Letzten gleichrangig und gleichwertig mit einer Priesterseele.

„Der Priester hat Ehrfurcht vor dem Sünder, weil er in ihm eine Hoffnung auf Umkehr lebendig weiß. ‚In allen Menschen gibt es eine Hoffnung auf Umkehr,' sagt Ignatius von Antiochien. Welche Gestalt diese Hoffnung konkret annimmt, das ist bei jedem einzelnen verschieden. Die Ehrfurcht, gepaart mit der Liebe, hat den verschiedenen Wandlungen dieser Hoffnung auf Umkehr nachzugehen. Sie schaut um sich. Sie sucht sich in die seelische Situation der Einzelseele zu vertiefen und die Diagnose zu stellen,

um Ansatzpunkte zu entdecken, die mit dieser Hoffnung zu tun haben könnten. Sie glaubt an die ‚Realität dieser Hoffnung' im lebendigen Menschen und harrt geduldig der Stunde, bis sie einmal unter der Maske verborgen an den Tag kommt. Der Schmutz, den sie dabei entdeckt und finden muß, jagt ihr keinen Schreck ein, entfacht vielmehr die Liebe, weil sie weiß, was auf dem Spiel steht. Wenn nichts da sein sollte, wenn sie keine Ansatzpunkte finden sollte, wie manche Stimmen heute zu behaupten scheinen, so können Ehrfurcht und Liebe hier in diesem Bereich mitunter schöpferisch hervorbringen, was sie suchen und was zuvor scheinbar nicht da war. Der ehrfürchtig liebende Blick, den der Priester auf den Sünder wirft, hat etwas von der unendlichen Schöpferkraft der göttlichen Liebe an sich. Wenn er echt ist, vermag er neue Dinge zu schaffen. Unamuno, der geniale Deuter des Don Quichotte, weist in seinem Buche über den fahrenden Ritter auf die Episode hin, wo dieser es mit Freudenmädchen zu tun bekommt, diese jedoch nicht als solche erkennen will, sondern sie alle als Hofdamen und Edelfräulein anredet und behandelt. Durch diese Behandlung teilt sich ihnen mit, was sie zuvor nicht waren, vielmehr bringt er wieder ans Licht, was sie im Tiefsten und Letzten doch sein möchten. Anfänglich lachten sie, doch dann gingen sie darauf ein und nahmen es schließlich ernst. In dieser Szene ist das Geheimnis christlicher Ehrfurcht vor dem Sünder verdichtet und daß sie imstande ist, die Menschen zu verwandeln, aus Sündern wieder Kinder Gottes zu machen. Sie ist gewiß im Letzten ein Geheimnis göttlichen Wirkens im Menschen" (J. Blank, „Seele", April 1954).

„Der Priester ist sich bewußt, daß die religiös Abständigen und Abtrünnigen nicht aus der Führung Gottes herausgefallen sind, daß Gott auf sie wartet und um sie wirbt. Und gerade deshalb erfüllt ihn ein heiliger Respekt vor jeder Seele, so unbändig sie sich ihm gegenüber auch gebärden sollte und so hoffnungslos ‚der Fall' auf den ersten Blick ihm auch erscheinen möchte. Augustinus hat eines Tages vor einer halbleeren Kirche predigen müssen, weil alles zu den Gladiatorenspielen lief. ‚Einmal waren wir selbst so dumm', sagt er, ‚dort im Zirkus zu sitzen. Und was meint ihr, wie viele zukünftige Christen werden heute dort sitzen? Ja, wer weiß, wie viele zukünftige Bischöfe?' Und viel ernster: ‚Nur die Bösen ziehen gegen die Bösen los.'" (I. Fr. Görres, „Seele", Oktober 1954.) Und ein hl. Franz meinte: „Wie viele erscheinen uns heute als Kinder des Teufels, die einmal Kinder Gottes sein werden." Diese Ehrfurcht vor der Menschenseele läßt ihn einerseits „die Wahrheit üben in der Liebe" (Eph 4, 15), andererseits abstehen von Gewaltanwendung und gewaltsamer Beschleunigung einer Umkehr — immer aber Hoffnung haben auf eine Umkehr. Im Winter trägt der Baum keine Blätter und unterscheidet sich in nichts von abgestandenen und verdorrten Bäumen. Aber er

lebt doch. Wir müssen Geduld haben und auf den Frühling warten.

Es soll dem Priester in diesem Mühen nicht wie jungen Pferden gehen, die beim Lärm erschrecken, weil sie noch nicht ans Erschrecken gewohnt sind, und ihren Reiter abwerfen. So darf es ihn nicht aus der Fassung bringen, wenn dem eigentlichen Aufbruch der Seele oft ein regelrechtes Ringen vorausgeht, das sich in gehörigen Schimpfiaden und Anklagen äußern kann und meist als Selbstverteidigung und persönliche Rückendeckung gegen eigenes Versagen dient. Niemand gibt ja eigenes Versagen gerne zu. Situationen, die den Missionar seelisch erschlagen könnten, gerade deshalb, weil sie sich so oft wiederholen! Das wäre noch hinzunehmen, wenn der Einsatz sich nur um irdische Werte drehte.

Leon Bloy schreibt an einen Priester: „Ich lese in Ihrem Brief eine Zeile, der ich nicht zustimmen kann. ‚Ich habe nicht die Seele eines Heiligen', sagen Sie und meinen sich selbst damit. Nun, ich antworte Ihnen mit Sicherheit: Ich habe die Seele eines Heiligen. Mein Hauswirt, der ein entsetzlicher Spießbürger ist, mein Bäcker, mein Schlächter, mein Kolonialwarenhändler, die vielleicht schauererregende Schurken sind, sie alle haben die Seele von Heiligen, sind sie doch alle zu ewigem Leben berufen, genauso gut wie Sie und ich, genauso gut wie der hl. Franziskus oder der hl. Paulus, und losgekauft zu demselben Preis: magno pretio empti estis. Es gibt keinen Menschen, der nicht der inneren Mächtigkeit nach ein Heiliger ist, und die Sünde oder die Sünden, selbst die schwärzesten, sind nur ein Zufälliges, das nichts am Wesenskern ändert. Das ist, glaube ich, der richtige Standpunkt. Wenn ich ins Café gehe, um die schäbigen und stumpfsinnigen Zeitungen zu lesen, schaue ich mir die Gäste um mich herum an; ich sehe ihre geistlose Freude, ich höre ihre Albernheiten oder ihre Lästerungen und ich sage mir: Ich bin hier unter unsterblichen Seelen, die selbst nichts davon wissen, unter Seelen, die für die ewige Anbetung der Heiligsten Dreifaltigkeit geschaffen sind, ebenso kostbar wie die Engel, und manchmal weine ich, nicht aus Mitleid, sondern aus Liebe, weil ich daran denke, daß alle diese Seelen, wie groß auch im Augenblick ihre Blindheit ist und wie sich auch ihre Leiber äußerlich gebärden, trotzdem unaufhaltsam zu Gott eingehen werden, der ihr notwendiges Ziel ist" („Der beständige Zeuge Gottes").

Hier steht eben mehr auf dem Spiele als irgend ein Reiseartikel, für den der Commis voyageur wirbt und sich einsetzt. Es geht um eine gottgeschaffene und gotterlöste Seele von ewigem Wert, die der Missionar auch im Abtrünnigen und Nichtpraktikanten des Glaubens entdecken und zurückgewinnen will. Vom Glauben her weiß er, daß sie da ist, und im Vertrauen auf die Hilfe Gottes hofft er, sie zu finden. „Denn Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde und Gleichnisse schuf er ihn." Aus solch

übernatürlicher Schau die Seele wertend und an ihre Existenz glaubend, beeindrucken ihn auch unfreundliche und selbst heftige Anrempelungen in keiner Weise. Alle an sich bedrückenden Dinge einer unfreundlichen Begegnung fallen nicht ins Gewicht. Der Erfolg ist oft sicherer bei Menschen, die sich anfänglich wild gebärden und heftig reagieren auf das Bestreben, ihre Seele umzukrempeln. Denn heute sind viele nicht einmal mehr religiös genug, um gegen die Religion anzugehen, weil Religion für sie überhaupt nichts mehr bedeutet und sie die Armut und Trostlosigkeit kaum bemerken, die ihre Absetzung in ihnen hinterlassen hat.

Der Missionar taxiert diese Dinge als das, was sie wirklich sind: Akzidenzien, Bagatellen, mit denen er von vornherein rechnet. Zugegeben, er liefert sich einer schweren Mühe aus, und nur langsam weicht der Schutt, der über der Seele lagert, und öffnet sich der Zugang zu ihr. Aber eines Tages wird sie entdeckt und aufgefunden sein. Und immer wieder war es mir, als stände sie sichtbar und greifbar vor mir — die gottgeschaffene und gotterlöste Menschenseele, als könnte man sie mit Händen greifen. Erleichtert und wie von einem schweren Alpdruck befreit, atmeten alle die Menschen auf. Und es ist einem dann, als ob ihr Antlitz anders geworden sei, beglückter und froher. Die Seele ist zum Durchbruch gekommen und leuchtet aus Auge und Antlitz. Vielfach entströmen dann Tränen den Augen der Menschen. Der Einsatz hat sich gelohnt. Hat sich der Gute Hirt nicht auch die Hände geritzt, als er das verlorene Schaf aus dem Dorngestrüpp mühsam herauszuholen sich bestrebte? Augustinus sagt einmal: „Das irrende Schaf will ich zurückrufen, das verlorene suchen . . . und wenn mich auf der Suche die Dornen der Wildnis zerreißen, durch alle Engen will ich mich zwängen, alle Zäune durchsuchen, soviel mir an Kräften der Herr, der mich aufschreckt, gibt. Alles will ich durchwandern: den Irrenden heimrufen, den Verderbenden suchen" (Sermo 46, 14—15).

Man spricht von Gottlosen, von Menschen, die es aus wirklicher Überzeugung sind. Ich bin manchen begegnet, die sich dafür ausgaben. Der nur oberflächlich Hinhorchende mag aus der geistigen Einstellung, wie sie sich aus Wort und Haltung ankündigt, erschreckt meinen, daß es tatsächlich so ist. Der Fehler liegt darin, daß man sich zu wenig bemüht, zum eigentlichen Kern der Seele vorzustoßen. Man hat sich übrigens, wie mir scheint, allzeit zu leicht damit abgefunden, die Existenz von wirklich Gottlosen als Tatsache hinzunehmen. Man glaubt dann, einer Welt ohne Gott zu begegnen. Das ist aber nur scheinbar so. Wem es glückt, sich in ein längeres und vertieftes Gespräch mit „Gottlosen" einzulassen — was nicht immer leicht ist, weil sie das meist scheuen —, der wird bald den Beweis in Händen haben, daß er es in keiner Weise mit wirklich Gottlosen zu tun hat. Unter den Zehntausendeu von mir Aufgesuchten traf ich nur einen einzigen Menschen, von

dem ich glaubte, einem überzeugten Gottlosen gegenüberzustehen. Hätte er länger mit sich sprechen lassen, so wäre das Resultat bestimmt das gleiche gewesen wie in den unzähligen anderen Fällen, wo man sich als gottlos ausgab und es nicht war. „Auch du warst bei dem Galiläer, deine Sprache verrät dich", habe ich jedesmal zu ihnen gesagt. Es gibt Gottesleugner, aber keine Gottlosen. Tertullian hat das berühmte Wort von der Anima naturaliter christiana geprägt. Das bloß Natürliche ist nie das Natürliche am Menschen. Die naturgegebene Gottausgerichtetheit der Menschenseele ist eine Schöpfungsgegebenheit. Ein jeder trägt einen unzerstörbaren Besitz in sich, der ihm nie geraubt werden kann, den er aber auch nie veräußern kann und nie losbringt, wie sehr er sich auch darum mühen sollte. Das wesentliche Zentrum des Menschen ist so sehr auf die Begegnung mit Gott hingeordnet, daß hier nichts anderes genügen kann. Religiosität ist die Mitte der Persönlichkeit. Fällt sie, fällt alles auseinander. Das tausendmal wiederholte Augustinuswort: „Du hast uns, o Gott, für Dich erschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir", mag abgegriffen erscheinen. Es behält aber durch alle Zeiten seine Wahrheit und seinen Wert. Wer einmal bei Gott war, kommt nicht mehr von ihm los. „Aus einer zweitausendjährigen Erfahrung heraus habe ich festgestellt, daß das Christentum, wenn es sich einmal in jemandes Herz verbissen hat, dieses nicht mehr losläßt. Sein Zahn ist wie der Widerhaken einer Hellebarde, der sich aus dem Fleische nicht mehr entfernen läßt" (Péguy). In jedem Menschen ist eine Stelle, aus der Gott nicht vertrieben werden kann. Der Mensch, der sich gewaltsam von Gott zu lösen sucht, ist wie ein Gebein, das aus seinen Gelenken gewichen ist und nicht zur Ruhe kommt, bis es aus seiner unnatürlichen Lage wieder in die natürliche Lage zurückversetzt ist. Der französische Schriftsteller Emile Baumann, der sich seinerzeit in Lourdes bekehrte, schreibt in seinem Buche „Der Exkommunizierte": „Eine Kapelle — und einer solchen schien mir seine Seele zu gleichen — mag ihres Altars und ihrer Fenster beraubt worden sein. Sie kann aber die Struktur eines Tempels niemals verleugnen. Ihre Linien streben dem verlorenen Tabernakel zu, und niemals kann die hl. Weihe ihrer Steine vergehen." Keine Zeit kann das religiöse Bedürfnis mit der Wurzel ausreißen. Umleitungen werden im Laufe der Jahre um so stärker zum Ausgangspunkt zurückdrängen. Wie die Meeresflut ständig zurückkehrt und um so gewaltiger zurückschlägt, je mehr man sie wegstoßen will, so ist es mit Gott, den man glaubt erledigen zu können. Je bewußter und leidenschaftlicher man sich gegen ihn wehrt, um so wuchtiger schlägt er zurück und läßt uns keine Ruhe, bis wir uns ihm ergeben. Mit Gott wird keiner fertig. Der weltbekannte Züricher Psychologe Dr. C. G. Jung gesteht: „Unter all meinen Patienten, die in der zweiten Hälfte ihres Lebens standen, war kein einziger, dessen Problem nicht letzten Endes darin bestand,

eine religiöse Lebensauffassung zu finden. Man kann mit Sicherheit sagen, daß jeder von ihnen deshalb seelisch krank wurde, weil er oder sie das verlor, was die Religion den Gläubigen gibt, und keiner ist wirklich geheilt worden, wenn er nicht seine religiöse Überzeugung wieder zurückgewann." Der Mensch, der ohne Gott leben will, schafft sich ein metaphysisches Vakuum, in dem zu leben auf die Dauer unmöglich ist. Geborgenheit, Heimat und Ruhe findet der Mensch nur im Gottesglauben und im Bekenntnis zu ihm.

Bittend und fast beschwörend hatte mich eines Tages eine gut religiöse Frau gewarnt, den alten Herrn, der ihrer Wohnung gegenüber lebte, aufzusuchen. Er sei ein grimmiger Gottesfeind und Kirchenhasser und er werde, sofern er mich aus dem Hause treten sehe, selbst wenn ich schon 50 Meter vom Hause entfernt sei, mir noch alle erdenklichen Grobheiten nachrufen. Sie kenne ihn seit Jahr und Tag und wisse kaum einen hartnäckigeren und gehässigeren Menschen, der gegen Religion und Kirche angehe. Wie ich der Frau ruhig erklärte: „Das ist nun ein Fall für mich, da muß ich unbedingt hingehen", schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Um Gottes willen tun Sie das nicht. Glauben Sie meinen Worten. Ich bange um Sie!" Ich ließ mich nicht zurückhalten und läutete nebenan. Ein kleiner, schlohweißer Mann in den Siebzigerjahren erschien, schaute mich erst fragend an und öffnete dann freundlich die Türe zum Eintritt. Ich staunte und staunte noch mehr, als er mir einen Stuhl anbot und gleich sagte: „Wenn Sie wieder kommen, hätte ich eine Frage an Sie." Ich interessierte mich gleich dafür. „Wissen Sie, ich möchte noch einmal beichten. Wenn Sie über meinen Fall orientiert sind, werden Sie darüber erstaunt sein. Aber es ist mir ernst mit meiner Bitte. Mein Leben verlief fern der Kirche. Als junger Mensch kam ich hierher in die Großstadt. Sie wissen, wie man früher den Arbeiter entlohnte. Ich hatte Mühe, mich durchzubringen. Es war ein schweres Los. Das meiner Arbeitskollegen war nicht besser. Man hetzte uns auf, machte uns noch unzufriedener, als wir ohnehin waren. Gewerkschafter warben um uns. Sie hätten die Verteidigung unserer Lebensrechte und den Kampf um die soziale Besserstellung des Arbeiters auf die Fahne geschrieben. Die Arbeiter müßten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und ihre Belange selbst verteidigen. Niemand helfe ihnen dabei. Auch die Kirche nicht. Im Gegenteil! Die halte allzeit zu den Besitzenden und sehe in einem jeden Arbeiter, der sich um sein Lebensrecht wehre, einen verkappten Revolutionär. Für die Kirche sei der Arbeiter Luft. Sie sei nirgends zu finden, wo man hungere, ja sie sei die größte Feindin des arbeitenden Volkes. Darum gehen die Geistlichen dem Arbeiter auch aus dem Wege. Sie hätten ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber. So bin ich in diese Reihen getreten und habe mit den Wölfen geheult, mich von der Kirche losgesagt und bin immer mehr ihr

Feind geworden. Ein lauter Feind. Wo immer die Sprache auf die Kirche kam, habe ich Partei ergriffen gegen sie. Es war mir zwar im Inneren nie so, wie ich nach außen tat, denn ich war religiös erzogen worden. Meine Mutter schrieb mir in meinen jungen Jahren immer wieder, ich solle das Beten und Kirchengehen nicht vergessen. Es ist wahr, die Gewerkschaften haben uns viel geholfen, und ohne sie ständen die Arbeiter nicht sozial auf der Stufe wie heute. Ich fand aber auch unter den Arbeitern nur Menschen, und es ging auch dort sehr, sehr menschlich zu. Manche bereicherten sich auf Kosten der anderen, und oft genug fanden wir uns übervorteilt und fühlten mit der Zeit, daß auch dort nicht überall ehrlicher und selbstloser Wille für unsere Belange Triebkraft des Einsatzes war. Manche arbeiteten dabei nur für ihre eigene Tasche. Aber ich schwamm nun einmal in diesem Strom und mußte mitschwimmen. Nun bin ich alt geworden, und was ich in all den Jahren meiner Distanzierung von der Kirche immer vermißte und worunter ich immer litt, selbst wenn ich noch so laut das Gegenteil hinausschrie, das möchte ich wieder finden: meine Seelenruhe. Wenn Sie mir helfen können, wäre ich Ihnen schon dankbar dafür." Es war mir ein Leichtes, dem Mann dazu behilflich zu sein.

Das Heimweh nach Gott steckt in einem jeden, der einmal bei ihm war. Nichts vermag es mit der Wurzel auszureißen. Wir müssen an diese Tatsache glauben, selbst wenn bei einer priesterlichen Begegnung der Gottes- und Kirchenflüchtige in wilden Haßausbrüchen seinem Ärger Luft macht und sich scheinbar gegen jede priesterliche Beeinflussung wehrt. Der Haß ist immer ein Zeichen, daß man etwas noch nicht überwunden hat. Etwas Überwundenes haßt man nicht mehr. Im Haß liegt oft eine letzte Liebe und Sehnsucht verborgen, das zu besitzen, an was der Priester schon durch sein bloßes Erscheinen erinnert und was er vertritt und verteidigt. Der Abtrünnige weiß im Letzten um die Gegenwart Gottes auch in seinem Leben. Es wäre die Unvernunft aller Unvernunft, ein Leben lang gegen etwas zu kämpfen, was nicht tatsächlich existiert und einen in Ruhe läßt. Der Priester muß um diese Dinge wissen. Das bewahrt ihn vor Fehldiagnosen und Entmutigung und gibt ihm den beglückenden Glauben an die Möglichkeit einer seelischen Um- und Heimkehr auch des verbissensten und unbändigsten Kirchenfeindes. Gott, der nach einem schönen Worte „die Völker heilbar schuf", schuf auch die Einzelseele so. Und immer wieder erfährt man: Dieu touche les coeurs lorsque moins on y pense: Gott berührt die Herzen oft, wenn man am wenigsten daran denkt. Mit dem Herzen sind viele schon längst auf dem Heimweg zu Gott begriffen; sicherlich mehr, als der Oberflächliche ahnen könnte. Aber auch hier muß man erst dem Menschen bis in seine Seele sehen können. Dann findet man die Bestätigung dafür. Auch der gewundenste Fluß drängt zum Meer hin. Wie dem verlorenen Sohn im Evangelium wäre es ihr tiefster

und sehnlichster Wunsch, sich nie von Gott losgelöst zu haben und wieder bei ihm zu sein.

Aber der Weg zurück zu Gott ist schwer. Ein mit einer geschiedenen nichtkatholischen Frau nur zivil verheirateter Mann sagte mir, die Unruhe seiner Seele komme einer halben Hölle gleich. Er sei in den Ferien zu Fuß nach Lourdes hin- und zurückgewallfahrtet, die Schuhe in den Händen tragend und jeden Tag nur einmal essend. Mehrmals hätten mitleidige Autofahrer ihn eingeladen, mitzufahren. Er habe aber immer abgelehnt. Er hoffe, die Muttergottes in Lourdes werde ihm bei Gott die Gnade erflehen, daß die Sache noch in Ordnung komme, bevor er sterbe.

Eine schon ältere Frau, die sich durch ihre nicht kirchlich eingegangene Ehe ebenfalls von den Sakramenten ausschloß und ihre Situation kaum ändern konnte, zeigte mir eines Tages ihr Gebetbuch, worin die „Beicht- und Kommunionandacht" auffällig abgegriffen schien. Auf eine diesbezügliche Frage sagte sie: „Da ich nicht mehr zu den Sakramenten gehen kann, knie ich jeden Samstag vormittag, wenn ich allein zuhause bin, in der Stube nieder und verrichte meine Beicht- und Kommunionandacht. Ich spreche meine Sünden laut in die Stube hinein, lege mir 5 Vaterunser auf als Buße und kommuniziere geistigerweise. Mein sehnlichster Wunsch ist es, daß noch einmal der Tag anbricht, an dem ein Priester meine Sünden anhört und mir die Absolution erteilen darf. Warum habe ich auch diese Dummheit gemacht und so geheiratet! Ich habe keine ruhige Stunde mehr." Manche traf ich, die einen Wohnungswechsel vornahmen, weil sie die Glocken einer in der Nähe befindlichen katholischen Kirche nicht vertrugen. Der Wunsch und die Sehnsucht nach Aussöhnung mit Gott und Kirche lebt in einem jeden religiös Erzogenen. Viele geben das ohne weiteres auch sogleich zu. Dieser Wunsch lebt aber auch in jenen, die das anfänglich wegleugnen. Wenn sich ihre Seelen in einem längeren Gespräch schließlich dem Priester eröffnen, wird man das auch bei ihnen bestätigt finden. Das Erschrecken mancher beim Erscheinen des Priesters an ihrer Wohnungstüre ist vielfach ähnlich dem eines Schuldners beim Begegnen seines Gläubigers. Es bringt ihm seine Schuld in unangenehme Erinnerung und weckt von neuem das bedrückende Bewußtsein unbereinigter Rechnungen. Weil jeder Mensch ein starkes Wertbewußtsein hat und dieses einen tiefen Abscheu vor den Unwerten hervorruft und die Angst vor seelischer Abwertung in jedem steckt, darum greift der Gottes- und Kirchenflüchtige meist erst zu Entlastungsgründen, um nicht selber als Angeklagter dastehen zu müssen. Man entwertet, um nicht selber entwertet zu werden. Immer war es so und immer wird es so bleiben. Schon die Erstversagenden — Adam und Eva — taten so. Adam wälzte die Schuld auf Eva und Eva auf die Schlange. So sucht man Minderwertigkeitskomplexe zu kompensieren. Beim Manne tritt zu all dem noch der bekannte Stolz und die sprichwörtliche und tat-

sächliche Menschenfurcht, wie ich es ungezählte Male erfahren konnte. „Wie? Ich sollte zugeben, daß ich gefehlt habe? Zugeben, daß ich solange auf falschen Wegen gegangen? Niemals!" Der Mann fürchtet überdies, unter Gesinnungsfreunden und Gleichgesinnten, die aus jahrelangem vertrautem Umgang mit ihm Zeugen seiner lächelnden Überlegenheit und leidenschaftlich verbissenen Abweisung der Religion und der religiösen Praxis waren, als charakterlos Reuiger, als ein schließlich doch noch feige zum Kreuz Gekrochener taxiert zu werden. Selbst in Großstädten ist das so; wie schwer wird das erst in Landgemeinden, wo man einander bis in die Kochpfannen hinein kontrolliert.

So spielt sich oft ein harter und schwerer Kampf ab in der Seele jener, die sich von Gott und Kirche losgelöst haben und nun wieder heimkehren sollen und es im Letzten innerlich auch wollen. Ich war hunderte Male Zeuge dieses Kampfes und erlebte es, wie Menschen mit sich rangen, ob sie den entscheidenden Schritt zurück wagen sollten. Als müßten sie eine Zentnerlast auf einen höchsten Berggipfel hinauftragen, so erschienen sie mir manchmal. Wer hätte nicht Angst vor einer solchen Tour? Immer hatte ich Ehrfurcht vor diesem Ringen und meist war ich auch in Angst, sie könnten in letzter Minute noch ein trotziges „Nein" sagen und der Gnade widersprechen. Der Weg zurück zu Gott ist schwer.

Tatsächlich haben manche, die mir mit dem verlorenen Sohne des Evangeliums das Versprechen gaben: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen", plötzlich — in letzter Minute — da es galt, ihr Wort einzulösen, dieses wieder zurückgenommen. Manchmal erklärten sie telephonisch oder brieflich, daß sie sich nicht entschließen könnten: Man könne doch nicht von heute auf morgen ein ganzes Leben umkrempeln; das habe tiefere Konsequenzen zur Folge, als es den Anschein habe. Man könne nicht von einer Stunde auf die andere verbrennen, was man solange angebetet habe, nicht heute lieben, was man ein halbes Leben lang als unnütz und hinderlich weggeworfen habe, und nicht heute wegwerfen, was man solange geliebt habe, und nicht sich entwerten vor sich selber und der Öffentlichkeit.

Eine Frau, die ich 13mal aufsuchte, sagte mir beim dreizehnten Besuch nicht barsch, aber bestimmt: „Kommen Sie nicht mehr; es bleibt beim alten!" Und doch hatte diese gleiche Frau, wie ich das erstemal kam, gestaunt, daß ich es wagte, bis in ihren Geschäftsladen vorzudringen, und hatte wie ein Kind geweint und versprochen, alles ordnen zu wollen, weil es manchmal nicht zum Aushalten sei in dieser seelischen Verfassung, in der sie sich seit Jahr und Tag befinde. Mysterium est cor hominis — welch Geheimnis ist das Menschenherz und welche Rätsel gibt es auf! Und einer schrieb mir, nachdem er ja gesagt und dann sein Ja wieder zurückgenommen hatte: „Kommen Sie doch! Ich habe jetzt doch der besseren Stimme in mir Gehör geliehen und will

zurückkehren zum Gott meiner Jugend." Auch dem verlorenen Sohn des Evangeliums fiel der Heimweg zum Vater schwerer als der Weg fort vom Elternhaus. Und manchem, der sich innerlich längst auf dem Heimweg befindet, verschlägt es den Atem beim Gedanken, ob er sich nicht Unmögliches und Irreparables zumute.

In manchen Fällen, bei denen trotz mehrmaliger Versuche das gewünschte Ziel einer Umkehr nicht erreicht, ja kaum angebahnt werden konnte, erwartete man, daß ich nun gewiß zur Überzeugung gelangt sei, daß es sich um eine hoffnungslose Situation handle. Dieser Ansicht trat ich stets mit der Bemerkung entgegen, daß für einen Priester kein hoffnungsloser Fall existiere und daß ich die Hoffnung auf eine Bekehrung niemals aufgebe. Die Folge dieser Äußerung war stets dieselbe: Die Augen der Menschen begannen zu leuchten, und meist füllten sie sich mit Tränen. Niemand gibt sich gerne selber auf, und noch weniger liebt er es, von anderen aufgegeben zu werden. Dieses priesterliche Vertrauen in sie war oft eigentliches Motiv des inneren Aufbruches. Manchen hindert zudem die Angst vor einer ersten Begegnung mit dem Priester. Es ist ja nicht gleichgültig, an welchen Priester ein in der Gottfremde sich Befindender und nun seelisch Heimkehrender gerät. Daher ist die Ehrfurcht vor dem Sünder ein so unabdingbares Erfordernis für den Priester. An ihm ist es, dem Heimkehrer den Heimweg nicht schwerer zu machen, als er ohnehin ist. Der Vater des verlorenen Sohnes, der seinem entwürdigten Kinde entgegenläuft und es in seine Arme schließt, muß dem Priester hierin Vorbild sein.

Wenn man den Menschen zum Erzählen bringt, hört man fast immer seine Leidensgeschichte. Bitterkeiten und Enttäuschungen im Leben machen die einen sehr gütig, die anderen sehr rauh. Die einen drängt es näher zu Gott hin, die anderen treibt es von Gott weg. In den wenigsten Fällen sind es Glaubensschwierigkeiten, die zur Einstellung der religiösen Praxis führen, sondern fast durchwegs Lebensnöte und schlimme Erfahrungen, selbst wenn diese nicht immer mit der tatsächlichen Wirklichkeit übereinstimmen. In jedem Falle fand ich, daß die größte Not des Menschen nicht seine wirtschaftliche und soziale Not ist, sondern die Not seiner Seele. Sie ist mir in all den 17 Jahren meiner Hausmissionstätigkeit in erschütternden Bildern begegnet. Immer suchte ich sie zu beheben und buche es dabei als eine der schönsten Erfahrungen, daß die Menschen zu niemandem ein so tiefes und letztes Vertrauen haben wie zum katholischen Priester. So sagte mir einmal ein jahrzehntelang der Kirche Fernstehender nach seiner Bekehrung: „Was ich schon lange von Ihnen gehört habe, weiß ich jetzt aus eigener Begegnung mit Ihnen: Sie sind der Engel unseres Quartiers."

Pastoralfragen

Wie soll der Seelsorger an die Beurteilung mystischer Äußerungen herantreten? In seinem lehrreichen Büchlein „Mystische Gebetsgnaden und Ignatianische Exerzitien“[1]) schreibt P. K. Richstätter S. J.: „Solange Deutschland seine Glaubenseinheit bewahrt hatte, stand es in echter Mystik jahrhundertelang an der Spitze aller katholischen Nationen. Für das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert lassen sich für Deutschland allein so viel Mystikerschriften nennen, wie alle anderen katholischen Länder zusammengenommen kaum aufweisen. Mit dem Eindringen des Protestantismus hat sich das Verhältnis vollständig geändert. Unter den neunzig Autoren, die für Mystik vom sechzehnten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt werden, begegnen uns nur noch fünf Deutsche[2]).“ Die Ursache dieses bedauerlichen Rückganges liegt dem Kenner der Geschichte offen zutage: die antisupranaturalistische deutsche Reformation hat auch auf das Geistesleben des deutschen Katholizismus viel tiefer eingewirkt, als die meisten ahnen. Nicht nur in der theologisch-mystischen Literatur, auch in seinem religiösen Leben ist der deutsche katholische Mensch gegenüber anderen Ländern ins Hintertreffen geraten. Das kann man nahezu ebenso zahlenmäßig beweisen wie den Rückgang der deutschen mystischen Literatur. Wenn man sich vor Augen hält, daß von den ersten zehn kanonisierten Heiligen acht Deutsche waren, und bedenkt, daß von 1588 bis 1955 unter den 205 kanonisierten Heiligen Deutschland nur drei besitzt[3]), oder wenn man die von Zeit zu Zeit erscheinenden Beatifikations- und Kanonisationskataloge der Ritenkongregation durchliest, so muß man als Deutscher geradezu von Beschämung erfüllt werden. Im Katalog von 1938 z. B. sind von den dort aufgeführten 551 Kandidaten 271 Italiener, 116 Franzosen, fast ebenso viele Spanier, während die Zahl der Deutschen (nach dem ganzen deutschen Sprachgebiet genommen) kaum der Rede wert ist. Da muß in den letztvergangenen Jahrhunderten bei uns doch etwas nicht in Ordnung gewesen sein! In der Tat ist es so: Wir deutsche Katholiken sind zu nüchtern, zu rational geworden. Wir leisteten zwar Großes in Wissenschaft und Organisation, aber unter der grellen Sonne des Intellektualismus, um nicht zu sagen des Rationalismus, verdorrte manche Blume im Garten der Kirche; unter dem Seziermesser des geistlichen Anatomen und Psychoanalytikers ging auch die christkatholische Seele in Stücke.

Nun will es uns erfreulicherweise scheinen, als ob seit etwa einem Menschenalter auch im deutschen Katholizismus eine Vertiefung des religiösen Lebens, ein bewußteres Streben nach Heiligkeit und ebenso auch eine höhere Einschätzung des Frömmigkeitsideals wahrzunehmen wäre. Der zahlreiche Empfang der heiligen Kommunion, die würdigen liturgischen Feiern und ihr Verständnis beim Volke, die Popularisierung gut geleiteter Exerzitien und die

[1]) Tyrolia, Innsbruck, 1924.
[2]) S. 11 f.
[3]) Theol.-prakt. Quartalschrift 106 (1958), S. 178.

bessere Würdigung des aszetisch-mystischen Ideals gegenüber dem betriebsamen Leben der Organisation, nicht zuletzt auch das Anwachsen gediegener Schriften über mystische Fragen[4]) haben dazu beigetragen, die Zahl derer zu erhöhen, die sich die Vervollkommnung ihres Lebens besonders angelegen sein lassen. Gerade auf dem Gebiete der wahren Mystik will, wie es scheint, auch die deutsche Seele wieder langsam zu ihrer durch die Reformation und den von ihr heraufbeschworenen Rationalismus unterbrochenen Tradition zurückfinden; die Zahl der mystisch begnadeten Personen ist, was auch der erfahrene Volksmissionar und Exerzitienmeister Richstätter bestätigt, größer geworden, und man ist heute im allgemeinen auf geistlicher Seite auch bei uns nicht mehr so dilettantenhaft, jede mystische Regung als Symptom von Hysterie zu bezeichnen oder sich in Schwesternexerzitien zu rühmen, die Aufzeichnungen der seligen Gemma Galgani[5]) als Produkte einer überspannten Person verbrannt zu haben.

Wie soll sich nun der Priester, der Beichtvater, der Seelenführer verhalten, wenn er in die Lage kommt, zu mystischen Erscheinungen Stellung nehmen, sie vielleicht beurteilen, Aufzeichnungen prüfen zu müssen? Wer über mystische Erlebnisse, Schriften oder mündliche Äußerungen ein Urteil abgeben will, muß vor allem ein gründliches Studium der mystischen Theologie hinter sich haben. Gelehrsamkeit allein macht noch lange nicht zur Übernahme eines derartigen Richteramtes fähig. Die mystische Theologie aber ist sehr schwierig, nach den Worten Denifles, wohl des bedeutendsten Kenners der Mystik, „unter allen theologischen Disziplinen die schwierigste“[6]). „Hat sich ein Beurteiler“, meint Richstätter, „mit dieser schwierigen Wissenschaft nicht vertraut gemacht, so wird er dem Innenleben des Mystikers zum Teil verständnislos gegenüberstehen und sein psychologisches Bild sicher verzeichnen, mag es sich um Franz von Assisi oder Ignatius, um Canisius oder Borja, um Franz von Sales oder Franziska von Chantal handeln“[7]). So ein moderner Autor, über dessen Klarheit der Darstellung man sich nur freuen kann. Dann zitiert er eine Äußerung seines Ordensgenossen P. Michael, daß der Historiker, wenn er nicht selbst Mystiker sei, sich für das Gebiet der Mystik nicht als zuständig betrachten dürfe, da er sich sonst auf einem ihm fremden Gebiet bewege. Ähnlich drückte sich schon Surin aus: „Die mystische Theologie ist eine eigene Wissenschaft, die ihre eigenen Prinzipien, ihre eigenen Schlußergebnisse und ihre eigene Sprache besitzt, unabhängig von jeder anderen Wissenschaft. Es gibt aber Leute, die, ohne sich viel in den Werken über mystisches Leben umgesehen zu haben, sich für berechtigt halten, darüber zu urteilen und gar abfällig zu urteilen. Auffallend ist es, daß man sich in allen Wissenschaften gerne auf Fachleute beruft, in dieser Wissenschaft aber hält sich jeder für einen Meister[8]).“ Selbst tüchtige Theologen könnten der mystischen Terminologie hilflos und verständnislos gegenüberstehen. Auch Priester, die in Theologie und Aszetik wohl bewandert

[4]) Richstätter 14 ff.
[5]) Schlegel, Leben der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani, 1912.
[6]) Hist.-pol. Blätter (1878), 257.
[7]) Richstätter 25 f.
[8]) Surin, L'amour de Dieu III, 15.

seien, zeigten oft für mystische Erlebnisse wenig Verständnis und eine erschreckende Unfähigkeit in der Bewertung mystischer Vorkommnisse, wenn es ihnen nicht gegeben sei, das eigentliche Wesen der außergewöhnlichen Beschauung zu erfassen[9]). Die heilige Theresia drückt sich noch viel schärfer aus.

Den tieferen Grund für dieses Versagen gibt der heilige Bonaventura, gleich groß als spekulativer Theologe wie als Mystiker, an, wenn er sagt: „Wenn du aber wissen willst, wie all dies geschieht, so frage die Gnade, nicht die Wissenschaft; das Verlangen, nicht den Verstand; das Seufzen des Gebetes, nicht das Studium des Lesens; den Bräutigam, nicht den Lehrer[10])." Das ist dieselbe Erkenntnis, die Karrer in die Worte kleidet: „Hier schweigt die Wissenschaft; wir sind auf heiligem Boden[11])", oder wie sie Jeiler ausspricht: „Es ist katholische Lehre, daß der Heilige Geist innerlich den Leib der Kirche mit allen ihren Gliedern übernatürlich belebt, erleuchtet und erwärmt. Das Maß seiner Gaben und Gnaden wird dabei keineswegs nach dem Grade ausgeteilt, den die Empfänger in der äußeren hierarchischen Ordnung der Kirche einnehmen, sondern nicht selten sind die in den Augen der Menschen Geringsten und Kleinsten am meisten bevorzugt. Der Geist weht, wo er will, und für alle Zeiten gilt das Wort des Herrn: Ich preise dich, Vater des Himmels und der Erde, daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen und den Kleinen geoffenbart hast[12])." Als einst gelehrte Theologen die heilige Katharina von Siena in Verwirrung bringen wollten, antwortete sie: „Welch ein Unheil ist die stolze Wissenschaft! Euch schadet sie sehr, ohne irgend jemand zu nützen[13])." Aufgabe der Wissenschaft ist es, auf dialektischem Wege neue Erkenntnisse zu gewinnen; aber bei ausgesprochenen Erfahrungswissenschaften muß die dialektische Schlußfolgerung zurücktreten. Nun ist die mystische Beschauung vor allem scientia experimentalis, die keinen Raum läßt für aprioristische Konstruktionen. Darum kann man auch an die Würdigung mystischer Vorgänge nicht mit fertigen Theorien herantreten, will man sich nicht das Verdikt zuziehen, das Poulain über solche Beurteiler fällt: „Das ist keine Wissenschaft mehr, sondern Phantasterei[14])." Auch die experimentelle Psychologie und die Psychoanalyse können über mystische Vorgänge oder Personen nicht endgültig befinden. „Wie der geschickteste Anatom mit seinem Seziermesser niemals auf die Menschenseele stoßen wird, so wird auch die experimentelle Psychologie durch ihre gewohnten Methoden nie an das Übernatürlich-Geistige der Seele heranreichen, an die Seelenspitze, den Seelengrund, das Seelenfünklein oder die innerste Wohnung der Seelenburg . . . Ja, wie beim Anatomen gerade durch seine Kunst das wissenschaftliche Verständnis für höhere Probleme der Psychologie leiden kann, so durch die experimentelle Psychologie das Verständnis für höhere mystische Vorgänge[15])."

[9]) Vgl. Richstätter 59 ff.
[10]) Itinerarium mentis in Deum, c. 7.
[11]) O. Karrer, Der heilige Franz von Borja, Herder (1921), 399.
[12]) Matth. 11, 25.
[13]) Riesch, Die heilige Katharina von Siena (1915), 68 f.
[14]) A. Poulain, Handbuch der Mystik, Herder (1925), 254.
[15]) Richstätter, 51.

Wer mystische Erscheinungen prüfen und beurteilen will, muß der Eigenart der mystischen Sprache Rechnung tragen. Diese aber klingt unseren Ohren oft fremd, unbeholfen, dunkel, schwer verständlich. Oft ist schon der Mystiker selber gar nicht imstande, besonders wenn er nur eine einfache Schulbildung genossen hat, sein inneres Erlebnis in eine klare äußere Form zu kleiden, obwohl ihm dieses innere Erlebnis intuitiv gewiß und über allen Zweifel sicher ist. Da leuchtet ein, daß die Deutung der mystischen Sprache durch einen Außenstehenden erst recht mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ja mitunter zu ganz falschen Ergebnissen führt. Darum soll jeder Beurteiler mystischer Erscheinungen vorsichtig und langsam zu Werke gehen, so etwa wie der englische Benediktiner Dom Louismet sein Buch über die Beschauung einleitet: „Wenn manche schwer verständliche Stellen vorkommen sollten, dann möchte ich meine Leser bitten, nicht mutlos zu werden und ihr Beginnen nicht aufzugeben. Solche dunkle Stellen muß man aufmerksam lesen und wieder lesen, und wenn kein Licht hineinkommt, dann soll man einfach darüber hinweggehen. Später, wenn das ganze Buch einmal gelesen ist, dann wird die Schwierigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach sich ganz beheben und, was anfangs dunkel erschien, das wird dann klar, lichtvoll und wertvoll[16])." Auch Zahn gibt dem Leser mystischer Schriften solchen guten Rat: „Es bedarf nicht bloß einer Vorschulung und eines aufmerksamen Einlesens, wenn man der mystischen Literatur Geschmack und Segen abgewinnen will, sondern auch Sorgfalt und Hingabe, wenn man die mündlichen Äußerungen der Jünger des mystischen Lebens recht verstehen und beurteilen will[17])." Immer mahnen darum die Autoren zur Vorsicht bei der Abgabe eines Urteils, weil die Mystik eine so schwierige und geheimnisvolle Sache ist, deren Innerstes dem Außenstehenden letzten Endes überhaupt verschlossen bleibt. Da kann es leicht vorkommen, daß uns gewisse Wendungen, rhetorische Ausdrücke im Munde solcher Personen nicht zusagen, daß sie uns unwahrscheinlich, unmöglich oder übertrieben vorkommen. Geht es nun an, über solche Wendungen und damit vielleicht über die ganze Sache den Stab zu brechen? Keineswegs. Solche Ausdrücke muß man zu erklären versuchen. Vor allem, so mahnt Zahn, müsse man die Umwelt beachten, welcher die Aussagen der Mystiker entstammten und in welche sie zurückversetzt werden müßten, um recht verstanden zu werden. Was in diesen Kreisen der höchsten Erbauung dienen könne, das sei vielleicht geeignet, bei weniger günstigen Dispositionen zu stören und zu schaden[18]). Auch darf man aus absolut klingenden Wendungen nicht allzuviel herauslesen; vielmehr soll man als Regel der Auslegung festhalten, „daß die Absolutheit des Ausdrucks nur aus dem Bestreben kommt, eine Seite der Betrachtung ausdrucksvoller hervorzuheben[19])". Ebenso ist es ein Gebot mystischer Hermeneutik, die Ausdrücke der Mystiker im Zusammenhang und nach dem Geiste des Ganzen zu erklären. Solches Verständnis fordert auch Zahn für sein Buch über die Mystik: „Darum

[16]) S. Louismet, The mystical life, London 1918, Einleitung.
[17]) J. Zahn, Einführung in die christliche Mystik, Schöningh (1922), 316.
[18]) Ebenda, 535.
[19]) Preger, Gesch. d. deutschen Mystik im Mittelalter I (1874), 226.

möchte ich bitten, weniger das Ganze nach losgerissenen Stücken, als die einzelnen Teile nach dem Ganzen zu beurteilen[20])." Und anderswo entschuldigt er gewisse Abirrungen in der Mystik mit dem Hinweis auf das Ganze, wenn er meint, man dürfe nicht wegen der irrigen Mißbräuche das ganze Gebiet der Mystik interdizieren, oder wenn er Leser ablehnt, die der erforderlichen Reife entbehren, also nicht fähig seien, den Ernst der Geschehnisse oder den Geist des Ganzen zu erfassen[21]).

Auch dem Dogmatiker sind Grenzen gezogen. Es ist unnötig zu betonen, daß mystische Äußerungen keine neuen Glaubenswahrheiten vermitteln können; darum ist auch das Recht des Dogmatikers anzuerkennen, mystische Vorkommnisse nach dieser Richtung zu prüfen. Aber wie der Dogmatiker kein Recht besitzt, über freie Fragen der mystischen Theologie, etwa über die stufenmäßige oder artmäßige Abgrenzung der mystischen Gnaden, eine lehramtliche Entscheidung ins Feld zu führen[22]), so ist er noch weniger befugt, die Terminologie der Mystiker nach dem strengen Maßstab der konventionell gewordenen Fachausdrücke oder nach der Sprache der dogmatischen Theologie zu messen; vielmehr müssen die Aussagen des Mystikers unter Berücksichtigung seiner selbstgebildeten Ausdrucksweise[23]) geprüft werden. „Der Dogmatiker würde seine Befugnisse überschreiten, wollte er auf Grund einer persönlichen, umstrittenen theologischen Meinung dem Heiligen Geiste Grenzen vorschreiben, wie er in einer von ihm besonders bevorzugten Menschenseele in außergewöhnlicher Weise seelisch nur allein wirken dürfte[24])." Noldin hatte schon früher vor der Verabsolutierung mystischer Worte durch Theologen gewarnt: „Die Mitteilungen des Herrn an einzelne auserwählte Seelen haben nie jene allgemeine Fassung und Gestaltung wie die Dogmen des Christentums; sie nehmen vielmehr stets ein individuelles Gepräge an. Es kann sich sehr oft ereignen, daß die Offenbarungen des Herrn in ihrer individuellen Gestaltung, in welcher sie zu uns gelangen, einem anders gearteten Geiste und Gemüte nicht zusagen[25])." Über eine solche klare Sprache von Autoritäten kann man sich nur freuen. Der fromme Priester und erfahrene Seelsorger kann deshalb dem Geiste mystischer Äußerungen, in welcher Form sie ihm auch immer begegnen mögen, besser gerecht werden als der spekulative Theologe, wenn dieser nicht zugleich auch praktische Seelsorge übt.

Es ist eine Binsenwahrheit in der heutigen Pädagogik, sich in die seelische Lage des Kindes zu versetzen, wenn man ihm wirklich nahekommen und auf es Einfluß gewinnen will. Dieses Gesetz gilt in besonderer Weise auch im Verkehr mit mystisch veranlagten Seelen: man muß versuchen, sie zunächst einmal seelisch zu erfassen, mit ihnen zu fühlen. Dieses Gebot stellt eigentlich nur die positive Seite jener anderen Erwägung dar, daß man bei einer solchen Arbeit nicht nach seinen vorgefaßten Meinungen

[20]) Zahn, Vorwort VI.
[21]) Ebenda, 50.
[22]) Dagegen verfehlte sich z. B. das Büchlein von Krebs, Grundfragen der kirchlichen Mystik, Herder (1921).
[23]) Richstätter, 41.
[24]) Ebenda, 43.
[25]) H. Noldin, Andacht zum heiligsten Herzen Jesu (1901), 39.

oder starren wissenschaftlichen Maximen vorgehen dürfe. Wie auf dem Gebiet des Seelenlebens überhaupt, so ist es im Reiche der erfahrungsmäßigen Gotteserkenntnis, dieser zartesten Blüte des menschlichen Innenlebens, nötig, sich in das Seelenleben des anderen so gut es geht einzuleben, den Standpunkt des anderen einmal als den gegebenen zu betrachten und dessen Gedanken einmal zu den eigenen zu machen. Daran aber lassen es nicht wenige Priester fehlen. Darum geht es den Mystikern oft so schlecht, weil sie von ihrer Umwelt nicht oder — vielleicht absichtlich — falsch verstanden werden; die Geschichte der Heiligen ist der Beweis. „Ohne eine gewisse geistige Verwandtschaft", meint Karrer, „wird es schwer, wenn nicht unmöglich sein, die Heiligen in ihrem Innersten zu verstehen. Am meisten wird der Mystiker mißverstanden[26])." Auch Zahn gibt diesem Gedanken Raum, wenn er im Anschluß an Leuba[27]) schreibt, „daß im großen und ganzen die kirchlichen Mystiker und überhaupt die Gläubigen viel richtiger über Charakter und Tendenzen der Mystik geurteilt haben als die meisten der modernen Schriftsteller[28])." Guido Ferrandi äußert sich ähnlich: „Da nur der Mystiker imstande ist, seine religiösen Erfahrungen zu beschreiben, so muß der Psychologe, wenn er wirklich eine wissenschaftliche Methode befolgen will, seine Aussagen als wahr hinnehmen[29])." Psychologisches Verstehen des Mystikers wird die Prüfung seiner Äußerungen wesentlich erleichtern.

Da nicht leicht eine Materie so große Schwierigkeiten bietet wie die Mystik, erscheint überhaupt eine gewisse Zurückhaltung im Urteil — pro oder contra — dringend geboten. Dieses ruhige Zuwarten empfiehlt sich neben all den erwähnten Schwierigkeiten auch aus der fast völligen Unmöglichkeit, die natürlichen und übernatürlichen Faktoren in mystischen Äußerungen schnell und sicher auseinanderzuhalten. Wo nämlich nicht ausgesprochene Beweise Gottes vorliegen, wie ein Wunder oder eine bestimmt in Erfüllung gegangene Weissagung, läßt sich eine solche Ausscheidung nur durch Abwägen der Gründe für und wider vornehmen; allein dieses Mittel führt praktisch nur zu einer geringeren oder größeren Wahrscheinlichkeit, bringt aber keine absolute Gewißheit[30]). Die Mystik ist eben „das Land, voll von Wundern und Geheimnissen", in welchem „es nicht immer leicht ist, sofort zu erkennen, inwieweit natürliche Anlage oder die außergewöhnliche Wirkung einer mystischen Gnade vorliegt"[31]).

Die dunkle Sprache der Mystiker, deren Unvermögen, ihr inneres Erlebnis klar zum Ausdruck zu bringen, die weite Deutungsfähigkeit ihrer Terminologie, die Schwierigkeit im Auseinanderhalten von göttlichem und menschlichem Faktor: die Erwägung aller dieser Momente muß jeden ehrlichen Beurteiler zu äußerster Vorsicht in der Abgabe eines Urteils mahnen. Klassisch einfach legt darum Poulain allen die Mahnung ans Herz, „die

[26]) Karrer, a. a. O., 400.
[27]) Leuba, Die Tendenzen der christlichen Mystik (1902), 1 ff.
[28]) Zahn, 13.
[29]) Archiv für Rel.-Psychologie (1914), 257.
[30]) Poulain, 341.
[31]) Richstätter, 90.

Entscheidung hinauszuschieben"[32]). Der große Amort meint sogar, vor dem Tod der betreffenden Person könne man, Ausnahmen abgerechnet, niemals über einen als göttliche Eingebung bezeichneten Ausspruch sicher sein. Wenigstens solle man bei Anregungen, die ein bestimmtes Ziel hätten, z. B. die Einführung einer Wallfahrt oder die Erbauung eines Heiligtums, erst die Ereignisse sich entwickeln lassen und abwarten, bis die Offenbarungsreihe abgeschlossen sei, ehe man sein Urteil abgebe. Das gelte für eine positive und negative Stellungnahme in gleicher Weise[33]).

Schließlich müssen bei der Prüfung und Bewertung mystischer Äußerungen außer den besprochenen wissenschaftlichen Grundsätzen auch die besonderen kirchlichen Vorschriften Beachtung finden, die in den Erlässen Papst Urbans VIII. vom 13. März 1625 und 5. Juli 1634 niedergelegt sind. Danach soll der Diözesanbischof zur Prüfung solcher Vorgänge den Rat erfahrener Theologen und anderer frommer Leute heranziehen und sodann die Akten dem Heiligen Stuhle unterbreiten, dessen Entscheidung abzuwarten ist. Zeitungen sind im allgemeinen für die Aufnahme mystischer Berichte nicht geeignet, weil ihr Leserpublikum der entsprechenden Reife entbehrt; nach der milderen Ansicht der Moralisten ist ihnen jedoch ein objektiver Bericht darüber gestattet, wenn sie sich enthalten, über den übernatürlichen Charakter ein Urteil abzugeben[34]). Desgleichen sollen mystische Vorgänge nicht in gemischten Versammlungen, auch nicht in Vorträgen weltlicher Natur, behandelt werden. Die Wirtshausluft mit ihrem Tabaksqualm und Alkoholduft bietet nicht die geeignete Atmosphäre zur Erörterung der Vorgänge im inneren Seelenleben bestimmter Personen, namentlich wenn solche noch am Leben sind. Niemals ist billiger Spott am Platze.

Jedes Jahr ergießen sich Ströme deutscher Wallfahrer nach Italien, Frankreich, Spanien und sonstwohin an die Gräber von Heiligen und an die Erscheinungsstätten der Muttergottes. Daß aber Italiener, Franzosen und Spanier in eben solchen Massen an die Grabstätten deutscher Heiliger pilgerten, haben wir noch nicht erlebt. An dieser unserer Inferiorität tragen wir Deutsche selbst die größte Schuld. Als vor fünfunddreißig Jahren in Fachblättern und eigenen Schriften um die Echtheit der Aufzeichnungen Clemens Brentanos hinsichtlich der Visionen der Anna Katharina Emmerich ein heftiger Streit entbrannte, der zu einer leidenschaftlichen Ablehnung des übernatürlichen Charakters dieser Gesichte durch maßgebende deutsche Priesterkreise führte[35]), erklärte mir ein französischer Priester, Spiritual in einem Frauenkloster, mit dem ich mich eingehend über diesen Fall unterhielt, in kategorischer Sprache: „Mit dieser Methode bekommt ihr Deutsche niemals Heilige, ihr schlagt sie ja tot!" Vor zwei Jahren stieß ich auf ganz ähnlich lautende Stimmen bei italienischen Mitbrüdern, die zwar der Lei-

---

[32]) Poulain, 371.
[33]) Ebenda, 364.
[34]) F. A. Göpfert, Moraltheologie I, Schöningh (1905), 348.
[35]) Hümpfner, Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen (1925); Richen im Kölner Pastoralblatt 1922; Bibl. Studien, Bd. XI, Heft 1, Freiburg 1923; Theol.-prakt. Quartalschrift 1924, S. 391 ff.

stungen des deutschen Katholizismus der Nachkriegszeit rühmend gedachten, aber mir dann die konkreten Fragen stellten: „Warum habt ihr Deutsche so wenige Heilige? Warum erscheint die Muttergottes nicht in Deutschland?" Meine Antwort hierauf war eindeutig und den italienischen Priestern einleuchtend. Wenn wir Deutsche wieder mehr Heilige bekommen wollen, dürfen wir dem Heiligen Geist sein Werk nicht erschweren. Löschen wir darum das heilige Feuer inniger Gottverbundenheit nicht aus, wenn es irgendwo zu glühen beginnt! Nahen wir uns solchen Seelen mit der Ruhe und Überlegenheit des aufgeschlossenen, in der Seelenleitung und in mystischen Fragen wohl bewanderten Priesters! Das wird den betroffenen Seelen und unserem ganzen katholischen Volke zum Nutzen sein.

Waldaschaff (Bayern) DDr. Wilhelm Büttner

Mitteilungen

Biblische Zahlen — unglaubwürdig? Es gehört heute wohl schon zum festen Bestand der Exegese, daß sich hinter den hohen Zahlenangaben der Genesis eine Zahlenmystik verbirgt, die nicht mehr restlos deutbar ist. Es ist möglich, daß des Rätsels Lösung in der Sonnenzahl 365 liegt. Sonne und Leben bedingen ja einander. Weil nun in den vor- und nachflutlichen Patriarchenlisten von der Weitergabe des Lebens die Rede ist, wirkt die Verwendung der Sonnenzahl hierbei sehr sinnvoll. Doch von diesen Zahlen soll hier nicht gehandelt werden. Wer sich näher interessiert, sei auf den 1. Band meiner „Geschichte des Alten Testaments" verwiesen, wo die „Chronologie der biblischen Urgeschichte" ausführlich behandelt ist.

Unser Interesse gilt hier den hohen Ziffern der Volkszählungslisten, über die man entweder gedankenlos hinwegliest oder, nachdenklich geworden, den Kopf schüttelt, da solche Zahlen historisch unmöglich sind.

1. Davids Volkszählung (2 Sam 24). Nach I Chron 21, 1 war es der Satan selber, der David zur Volkszählung reizte. In gewissen Kreisen hatte also die Volkszählung einen dämonischen, widergöttlichen Charakter und mußte göttliche Bestrafung nach sich ziehen. Selbst der Haudegen Joab, den David mit der Durchführung betrauen wollte, meldete religiöse Bedenken an. Jahweh möge das Volk mehren und zahllos machen — aber zählen? David setzte sich über diese Bedenken hinweg und ließ die Zählung durchführen, worauf dann tatsächlich die Pest ausbrach. Die „altertümlichen" religiösen Anschauungen, die hier zum Vorschein kommen, verdienten eine ausführlichere Behandlung. Es scheint aber hier nicht bloß altes religiöses Gedankengut, sondern überhaupt eine urtümliche Volkstheologie, die zu allen Zeiten gleich bleibt, vorzuliegen. Bei Katastrophen sucht das Volksgewissen nach einem Schuldigen. Die Pest zur Zeit Davids erklärte man als Strafe für die Volkszählung, die einen Eingriff in Gottes Herrscherrechte darstellte.

Nach Durchführung der Zählung konnte Joab mit dem stolzen Ergebnis aufwarten: „In Israel 800.000 Krieger, die das Schwert ziehen können, und 500.000 für Juda“ (24,9): macht im Kriegsfall ein Heeresaufgebot von 1,300.000 Mann. Man bedenke nun, daß das Imperium Romanum in seiner Blütezeit unter Kaiser Hadrian nur 30 Legionen in der Stärke von 180.000 Mann aufstellte, wovon zur Niederwerfung des überaus erbitterten Bar-Kochba-Aufstandes etwa 35.000 Mann eingesetzt wurden[1]), dann erweist sich das Millionenheer Davids von selbst als Utopie. Solche Heeresaufgebote kannte der gesamte Alte Orient nicht. Was sollen wir also mit der Zahl anfangen? P. Kugler[2]) meint daher, daß nicht die Heeresstärke, sondern die Bevölkerungszahl angegeben sei. Dies geht aber nicht ohne Eingriff in den jetzigen Text. Die Volkszählung wurde vom General Davids durchgeführt und hatte ausdrücklich militärischen Zweck. Gegen die Bevölkerungszahl von über einer Million zur Zeit Davids wäre an sich nichts einzuwenden, da ausgrabungsmäßig[3]) feststeht, daß Palästina in der davidisch-salomonischen Ära einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung nahm und daher die Bevölkerung auch ständig anwuchs. Albright[4]) gibt die Bevölkerungszahl zur Zeit Davids nur mit 600.000 an. Seine Voraussetzung, wonach in den Listen Num 1 ff. die davidische Volkszählung aufgezeichnet sei, stimmt aber nicht. Der neue Staat Israel, der kaum ein Drittel des davidischen Großreiches umfaßt, hat bereits die Zweimillionengrenze erreicht. Daher wäre die Zahl von 1,300.000 als Einwohnerzahl des Davidsreiches durchaus glaubwürdig. Leider steht dies nicht im Text, der ausdrücklich von militärischer Musterung spricht. Quid ergo?

2. Volkszählung am Sinai (Num 1) und in den Gefilden Moabs (Num 26). Im zweiten Jahre nach dem Auszug bekam Moses am Sinai den Befehl, das Volk zu mustern. Es handelt sich auch hier nicht um eine allgemeine Volkszählung, sondern wieder ausdrücklich um die Erfassung der Kriegsdienstfähigen über zwanzig Jahren. Am Ende der Wüstenwanderung steht eine gleiche Musterung in den Gefilden Moabs. Es ist der Mühe wert, die Zahlenlisten nebeneinander zu stellen:

Ruben	46.500	43.730	Ephraim	40.500	32.500
Simeon	59.300	22.200	Manasse	32.200	52.700
Gad	45.650	40.500	Benjamin	35.400	45.600
Juda	74.600	76.500	Dan	62.700	64.400
Issachar	54.400	64.300	Ascher	41.500	53.400
Zebulon	57.400	60.500	Nephtali	53.400	45.400
Summe	603.550	und 601.730			

[1]) J. Meyshan, The Legion which reconquered Jerusalem in the War of Bar Kochba. Palestine Exploration Quarterly 90 (1958), 25.

[2]) F. X. Kugler, Rätselhafte Zahlen im Alten Testament. Stimmen der Zeit 109 (1925), 96–112.

[3]) E. Wright, Biblische Archäologie (1958), 117.

[4]) W. F. Albright, Die Religion Israels im Lichte der archäologischen Ausgrabungen (1956), 139.

Ein solches Heeresaufgebot in der Sinaiwüste und später auf den Gefilden Moabs ist eine historische Unmöglichkeit, die vielleicht der „fromme Bibelleser" glauben, ein geschichtlich denkender Mensch aber nicht verdauen kann. Sind die Zahlen daher Ausdruck des israelitischen Größenwahnes, Rückprojektionen aus späterer, nachexilischer Zeit, die von der Urzeit nur in großen Dimensionen dachte? Doch bevor wir vorschnell den Stab über die Bibel brechen, ist es geraten, sich vorher noch ein wenig im Alten Orient umzusehen. Stehen die biblischen Volkszählungen und Musterungen tatsächlich so isoliert da? Oder werden sie durch die Ausgrabungen als wahr erwiesen?

3. Musterungen im Alten Orient. Die Ausgrabungen überraschen uns immer mit neuen Ergebnissen, die unsere Kenntnis der Bibel ergänzen, aber auch korrigieren. Der Standpunkt, daß die Frühgeschichte Israels im Dunkel der Vorzeit spielte, ist längst überholt. Israel ist ein junges Volk inmitten des Alten Orients. Aufschlußreich für unsere Untersuchung sind die Funde von Mari, jener Stadt am Euphrat, die schon vor Hammurabi ihre Hochblüte erreichte, bald nach ihm zerstört und vom Wüstensand begraben wurde. Aus den gefundenen Archivtexten[5]) geht hervor, daß auch damals schon Zentralismus und Bürokratismus blühten. Zwecks Erfassung der Wehrfähigen wurden damals schon regelmäßige Musterungen durchgeführt. Name und Standort wurden auf Tontafeln geschrieben, die an die Zentrale eingeschickt werden mußten. Für den Fall einer Mobilisierung hatte man also genaue Grundlagen vor sich[6]). Neben dieser zentralistischen, namentlichen Erfassung der Wehrfähigen gab es aber noch einen anderen Modus, der vor allem, wie es scheint, bei den Beduinen[7]) in Anwendung kam. Jasmach-Addu[8]) gab dem Beduinenstamm der Bânû-jamîna (Benjamin) folgenden Musterungsbefehl: „Der König zieht zu einer Militärexpedition aus. Laß alle, die Jungen eingeschlossen, versammeln. Der Sugagum (Scheich), dessen Truppe nicht vollzählig ist, soll den Groll des Königs zu kosten bekommen! Gib ihnen diesen Befehl, registriert aber brauchen sie nicht zu werden!" Das heißt, daß die Verantwortung für die Aufstellung der einzelnen Fähnlein den Stammesscheichen überlassen blieb.

Es stehen also hier zwei Rekrutierungssysteme nebeneinander: das zentralistische mit namentlicher Erfassung der Einzuberufenden und das Stammessystem, wo für die Aufstellung der Truppe die Scheiche verantwortlich waren. Möglicherweise schrieb der König den Beduinen eine bestimmte Zahl von Soldaten vor. Wie sie diese aufbrachten, darum kümmerte er sich nicht. Aus einem weiteren Brief Jasmach-Addus[9]) geht hervor, daß die vier Stämme der Ubrabu, Jachriî, Jachrûri und Amnani — alle vier als Teilgruppen des großen Stammes der Bânû-jamîna bekannt — zusammen 600 Mann stellten, einzeln also ungefähr 150 Mann. Es ist kaum anzunehmen,

[5]) Textausgabe in der noch nicht abgeschlossenen Reihe: Archives Royales de Mari (abgekürzt: ARM), ab 1946 ff.

[6]) J. R. Kupper, Le recensement dans les textes de Mari. Studia Mariana (1950), 99–110.

[7]) J. R. Kupper, Les Nomades en Mésopotamie au temps des rois de Mari. Paris 1957.

[8]) ARM I, 6: 15–21.

daß in dieser Zahl alle Waffenfähigen zwischen 20 und 45 Jahren eingeschlossen sind. Vielleicht blieben ebenso viele oder noch mehr bei den Herden und Familien zurück. Charakteristisch bleibt das Stammesaufgebot, das auf Auswahl beruht. Eine ähnliche Rekrutierung findet sich auch in der Ilias[10]). Die „Hirten der Völker" zogen an der Spitze des jeweiligen Stammesaufgebotes in den Kampf. Eine zentralistisch zusammengesetzte Armee kannten die Achäer vor Ilion noch nicht.

All das legt doch die Vermutung nahe, ob dieses Stammes-Rekrutierungssystem nicht auch im alten Israel Anwendung fand. Sir Flinders Petrie[11]) war auf der richtigen Spur, als er vermutete, daß Eleph nicht „Tausend", sondern „Stamm, Sippe, Klan" heißen müßte. So wollte der verfolgungswütige Saul David nicht in den „Tausendschaften", sondern in allen „Klans oder Sippen Judas" (I Sam 23, 23) aufstöbern (alphe[j] Jehuda). Nach dem Propheten Michäas ist Bethlehem so klein, daß es nicht einmal für einen Eleph reicht: „Und du, Bethlehem, bist kleiner als ein Eleph, und trotzdem wird aus dir der Führer Israels hervorgehen" (Mi 5, 1).

In den Volkszählungslisten der Bibel[12]) rauscht es nur so von „Tausenden". Dieses unheimliche Rauschen aber wird auf sehr nüchterne Maße zurückgeführt, wenn man statt „Tausend" „Klan, Sippe oder Landsmannschaft" liest. An der Spitze einer solchen Truppe stand der rôš eleph, wieder nicht „Häuptling der Tausendschaft", sondern der „Landsmannschaft" (Num 1, 16; 10, 4; Jos 22, 21).

Wenn wir dieses Ergebnis auf obige Monstertabelle anwenden, ergibt sich folgendes: Der Stamm Ruben stellte nicht 46tausend und fünfhundert Mann, sondern die 46 Sippen brachten zusammen 500 wehrfähige Krieger auf. Das gleiche gilt von den Tausendern der anderen Stämme. Im gesamten bildeten also die 598 Stammessippen eine Heeresmacht von 5550 Mann, eine Zahl, die wieder auf Grund der Ausgrabungen sehr glaubwürdig ist.

Zum Vergleich einige Zahlen aus dem Archiv von Mari[13]): Das Königreich Mari stellte im Kriegsfall 4000 Mann, Assyrien 10.000, Eschnunna 6000, macht zusammen 20.000. Die vereinigten Aramäer sandten gegen David 22.000 Mann (II Sam 8, 5). Die kleineren Städteaufgebote zeigen folgendes Bild: Die Stadt Terqa hätte für den Arbeitsdienst an einem Kanal 400 Mann stellen sollen, konnte aber nur 200 aufbringen. In der Garnison in Mari lagen 222 Mann, die zu neun Gayum (vielleicht hebräisch Goj = Stamm, Volk) gehörten. Die militärische Zensusliste von Alalach berichtet, daß in den einzelnen Distrikten sehr kleine Gruppen ausgehoben wurden: 3, 6, 17, 19 Mann. Wenn diesen „Distrikten" tatsächlich das hebräischen Eleph entspricht, schmilzt der „Führer einer Tausendschaft" (eleph) arg zusammen zu einem Anführer von 10 bis 20 Mann.

[9]) ARM I, 42.

[10]) J. Kromayer und G. Veith, Heerwesen und Kriegsführung der Griechen und Römer (1928), 257–261.

[11]) W. M. Flinders Petrie, Egypt and Israel (1911), 42–46.

[12]) G. E. Mendenhall, The Census Lists of Numbers 1 and 26. Journal of Biblical Literature. 77 (1958), 52–66. – Behandelt das Problem sehr ausführlich. Ihm verdankt dieser Artikel seine Anregung.

[13]) ARM I, 23; VI, 33; VI, 65.

Aus all dem geht hervor, daß die biblischen Musterungslisten keine Rückprojektionen aus späterer Zeit sein können[14]). Im Gegenteil, ihr altertümlicher Charakter setzt voraus, daß dem Verfasser bei der Abfassung seines Geschichtswerkes alte Listen zur Verfügung standen, wie sie die Ausgrabungen aus anderen Orten zutage gefördert haben[15]).

Daß man Eleph später als Tausend verstand, rührt daher, daß die Militärorganisation in der Königszeit eine innere Umwandlung erfuhr[16]). Bis dahin galt das Stammes- und Sippenaufgebot, das noch bei der Volkszählung Davids zugrunde liegen dürfte. Die Nordstämme zählten 800 Eleph, Juda 500. Wenn nur jede Sippe durchschnittlich 10 Mann auswählte, so konnte David im Kriegsfall nicht 1,300.000 Krieger einberufen, sondern nur etwa 13.000, was in den Bereich der altorientalischen Machtverhältnisse ausgezeichnet hineinpaßt. Ebenso glaubwürdig klingt dann das Aufgebot von 5550 Mann in der Wüste Sinai und von 5730 Mann auf den Gefilden Moabs, mit denen Israel zur Eroberung Kanaans antrat. Die Regierung Salomons bedeutet auf verschiedenen Gebieten eine direkte Revolution[17]). Anstelle der alten Stammesgrenzen teilte er das Land in neue Gaue ein. Das Heer modernisierte er dadurch, daß er es nach damaligen Begriffen auf das modernste mit Kriegswagen und Rossen ausrüstete. Für die neue Streitmacht genügten die alten Stammesaufgebote nicht mehr. Damit dürfte auch der Bedeutungswandel von Eleph zusammenhängen. Aus den alten „Sippschaften" waren tatsächlich „Tausendschaften", d. i. Battaillone[18]), geworden. Und dieser neue Begriff wurde auf die alten, in den Archiven[19]) verwahrten Musterungslisten der Frühzeit Israels angewandt, wodurch jene unglaubwürdigen Monsterzahlen entstanden. Folgerichtig müßte daher in neuen Bibelübersetzungen mit den „Tausendern" gründlich aufgeräumt und an deren Stelle „Klan oder Sippe" eingesetzt werden. Am hebräischen Text braucht man kein Jota und kein Häkchen zu ändern, man muß nur den altertümlichen Sinn von Eleph richtig erfassen und ist überrascht, wie auch diese öden Listen ein lebendiges Bild des alten Zwölfstämmevolkes bewahrt haben, das in mehrere hundert Sippen oder Klans untergegliedert war, aus denen jeweils die Wehrfähigen für den Volksheerbann aufgeboten wurden.

Graz Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl C.Ss.R.

---

[14]) W. F. Albright, Die Religion Israels (1956), 139.

[15]) J. A. Wilson, The Burden of Egypt (1951), 82. Bereits im Alten Reich ließen die Pharaonen alle zwei Jahre (später jährlich) das Land registrieren, um den Kataster festzulegen. Nun hat gerade David seinen neuen Hofstaat nach ägyptischem Muster eingerichtet. Kommt die Anregung zur Volkszählung auch von daher?

[16]) M. Noth, Geschichte Israels (1950), 94.

[17]) Ebenda, 177 ff.

[18]) L. Desnoyer, Histoire du peuple Hébreu. II, 256.

[19]) David setzte das Hofamt eines Sopher, d. i. „Schreibers", ein, der nicht bloß die aus- und inländische Korrespondenz zu bewältigen hatte, sondern auch das Archiv, das sich an allen ausgegrabenen Königshöfen findet, eingerichtet haben muß. Hier wurden die Annalen der Könige Israels und Judas geschrieben und aufbewahrt. Das setzt voraus, daß die Volkszählungslisten nicht erst in nachexilischer Zeit erdichtet, sondern vor der Zerstörung Jerusalems vom biblischen Historiker für die Darstellung seines Werkes als Quellen ausgeschöpft wurden.

Alban Stolz, der Kalendermann. (Zum 150. Geburtstag.) Die bleibende Bedeutung des ebenso fruchtbaren wie religiös tiefen und wortgewaltigen Seelsorgers und Volksschriftstellers Alban Stolz, auch für unsere Zeit, ist durch zwei Tatsachen gekennzeichnet. Als einer der ersten geißelte Stolz den materialistischen Kapitalismus als Einbruch der Materie in den Bereich der Seelen und den Beginn der Versklavung und seelischen Entwurzelung der Massen. Das zweite, wodurch Alban Stolz noch bis in unsere Zeit wirkt, liegt in der gewaltigen Kraft seines Wortes. Er ist, ohne daß er die Absicht hatte, ein Literat zu sein, einer der kernigsten, volksverwachsensten und anziehendsten Prosaiker der deutschen Sprache, mit dem sich die Literaturgeschichte viel gründlicher als bisher beschäftigen muß. Denn heute wissen wir wieder, daß Kunst und Literatur nicht nur Dinge sind, die einige auserlesene Geister angehen, sondern daß sie aus der Seele des Volkes kommen und der Seele des Volkes wieder dienen müssen, wenn die Nation an ihnen Interesse haben soll.

Bei dem Volksschriftsteller Alban Stolz ist alles klar und gesund. Hinreißend sind seine Naturschilderungen, unendlich reich an Motiven ist seine Sprache. Er spielt mit der Sprache wie auf einer Orgel mit einer großen Zahl von Registern. Bald rauscht seine Sprache dahin wie ein Bergbach, der Tannen entwurzelt, Felsblöcke mit sich reißt, bald plätschert sie fröhlich wie ein frischer Quell auf blumiger Wiese. Es finden sich darin Stellen mit furchtbarem Ernst, daß man meint, die Posaunen des Jüngsten Gerichtes ertönten. Dann erklingen Töne, die eine so selige Gottinnigkeit atmen, daß man meint, Tauler oder Heinrich Seuse vor sich zu haben. Stolz hat das Wort, das erschüttert und aufpeitscht, und jenes, das tröstet und stärkt. Er hat auch die Gabe gesunden Humors, die entspannt.

Alban Stolz wurde am 3. Februar 1808 in dem badischen Landstädtchen Bühl als 16. Kind des Apothekers Stolz geboren. Im Jahre 1818 kam er auf das Lyzeum zu Rastatt, das er 1827 absolvierte. Noch ohne ausgesprochenen Beruf bezog er im gleichen Jahr die Universität Freiburg i. Br., wo er zunächst Rechtswissenschaft, später provisorisch Theologie studierte. Nebenbei trieb er auch philologische und naturwissenschaftliche Studien. Da er auch nach Vollendung der theologischen Studien über seinen zukünftigen Beruf noch nicht klar war, begab er sich nach dem Tode seines Vaters (1830) nach Heidelberg, wo er Vorlesungen über Philologie, Geschichte und Naturwissenschaft hörte. In Heidelberg trat nach einer Zeit quälender Glaubenskrisen die entscheidende Wendung in seinem inneren Leben ein: es reifte in ihm der Gedanke, alle Zweifel über Bord zu werfen und sich der Lehrautorität der Kirche zu unterwerfen. Durch diesen Entschluß gewann er den Seelenfrieden zurück. Er verließ Heidelberg, um in das Priesterseminar in Freiburg einzutreten. 1833 wurde er zum Priester geweiht. Seine erste Stelle als Vikar war Rothenfels im Murgtal, 1835 kam er als Vikar nach Neusatz bei Bühl — eine Gegend, die heute noch manche Erinnerung an Alban Stolz wachhält. In Neusatz kam ihm auch zum erstenmal der Gedanke, Kalender für das Volk zu schreiben. 1841 wurde Stolz Religionslehrer am Gymnasium zu Bruchsal (1841—1843). Bereits nach zwei Jahren wurde er Repetitor am theologischen Konvikt zu Freiburg, dessen Leitung er 1845

antrat. 1847 wurde er Professor für Pastoral und Pädagogik an der Universität Freiburg und entfaltete in der Folgezeit als Hochschullehrer nicht nur eine verantwortungsvolle, sondern auch überaus segensreiche Tätigkeit.

Über diese Lehraufgabe hinaus wirkte jedoch Alban Stolz in die Breite, in die Masse des Volkes durch seine schriftstellerische Tätigkeit. Er hatte sich an den Klassikern, besonders Goethe, sprachlich geschult. In seiner Einsamkeit hatte er gelernt, in die Tiefen der eigenen Seele einzudringen und in Tagebüchern, die uns noch in seiner Handschrift erhalten sind, allen Regungen des Seelenlebens nachzugehen. In seiner Arbeit als Seelsorger war er, wie selten ein Mensch, verwachsen mit dem Volke. Ja, er war selber im vollen Sinn des Wortes ein lebendiges Stück Volk geworden. Ein Mann des Volkes wurde Stolz durch seine „Kalender für Zeit und Ewigkeit". Darin buhlte er keineswegs um die Gunst des Volkes. Er wollte ein Erzieher des Volkes zu einem lebendigen Tatchristentum sein. Mit urwüchsiger Sprache und schonungsloser Offenheit geißelte er die Sünden und Laster des Volkes. Leidenschaftlich riß er jedem Scheinchristentum die Maske herunter. Trotzdem ließ sich das Volk die harten Bußpredigten gefallen. Wußte es doch, daß Stolz es mit der Religion ernst nahm. In Millionen von Exemplaren wurden die Kalender vertrieben und überall, wo Deutsche wohnten, gelesen. Auch Protestanten lasen diese Kalender — gab es doch zwei umfangreiche protestantische Ausgaben. Außerdem wurden sie in neun Fremdsprachen übersetzt. Als volkstümlicher Kalendermann war Stolz mehr Prediger und Eiferer als Erzähler. Hierin erinnert er an Abraham a Sancta Clara, gleich dem er eine eigenwillige, volkstümliche Sprache beherrscht. Manchmal wird er freilich kraus, was schon einige Buchtitel verraten. In „Nachtgebet meines Lebens" (1908) vermutet niemand eine seelische Selbstbiographie des Verfassers. „Witterungen der Seele", „Wilder Honig" und „Dürre Kräuter" bilden sein Tagebuch von 1842 bis 1876. Die Jugendjahre sind in dem nachgelassenen Bändchen „Lichte Höhen" (1922) enthalten. Der „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" (1857) schildert die Eindrücke einer Palästinareise.

Alban Stolz reiste gerne. 1844 macht er eine Reise nach Holland. 1847 zieht er nach Italien. 1850 reist er nach Spanien, 1851 nach England. Und 1855 lockt ihn Palästina, das Heilige Land. In seinen „Dürren Blättern" äußert sich Hansjakob über Stolz: „Der gefeierte Schriftsteller ist ein kleiner, unansehnlicher, schmächtiger Mann. Sein ganz großer Geist liegt in dem großen, stillsinnenden, scharf beobachtenden Auge. Von feinen Manieren und Komplimenten will Stolz nichts wissen. Er ist ihnen feind. Er selbst scheint für den ersten Anblick äußerst trocken und steif. Und doch wohnt in ihm ein überreiches Gemüt, das in vielen Stellen seiner Schriften aufs glänzendste hervortritt, namentlich in Schilderungen von Natur und Menschenleben."

Alban Stolz starb am 16. Oktober 1883. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt Bühl. Wie sein Landsmann Hansjakob ist auch Alban Stolz unsterblich geworden vor allem durch seine Schriften. Sein Wort redet noch heute zu den Menschen eine eindringliche, unüberhörbare Sprache.

Herrischried b. Säckingen (Baden) P. Anselm Rüd O. S. B.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Philosophiestudium. Die Studienkongregation hat an die Ordinarien Italiens sowie an die höheren Oberen der Schulorden und an die Unterrichts- und Erziehungsinstitute, die der kirchlichen Leitung unterstehen, ein Rundschreiben über den wichtigen Gegenstand des Studiums der Philosophie an den mittleren und höheren Lehranstalten gerichtet.

Nach der bewährten und vortrefflichen Tradition der Schule zielt das Studium der Philosophie darauf ab, den Geist der Schüler und Alumnen zu formen und hinzulenken auf die großen Probleme des Lebens, sowohl des einzelnen als auch der Gemeinschaft. Wie sich aber aus genauen Untersuchungen ergab, erfüllt der heutige Philosophieunterricht, der fast ausschließlich nach historischen Gesichtspunkten erteilt wird, nicht mehr seine hohe Aufgabe und stellt den Schüler und Alumnen vor nicht wenige ungelöste Fragen. Anstatt ihm das geistige Rüstzeug und die sicheren Kriterien mitzugeben, die ihn befähigen sollen, die verschiedenen Systeme zu beurteilen, wird der junge Mensch vor eine dreifache Gruppe von Übeln gestellt: Entweder verliert er jedes Vertrauen in die Fähigkeit unserer Vernunft, jemals das Wahre zu erkennen, und fällt in einen Relativismus oder Skeptizismus, die beide gleich verderblich sind; oder er übernimmt ohne weiteres die Ansichten des Vortragenden, ohne Kontrolle, ohne Überzeugung oder auch mit mehr oder minder großer oberflächlicher und serviler Anhänglichkeit; oder aber er endet — der häufigste Fall — in einer vollkommenen Interesselosigkeit gegenüber der Philosophie und damit an deren Gegenstand, d. h. an der Suche nach der Wahrheit.

Die genannte Kongregation wendet sich darum wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes an alle Leiter der betreffenden kirchlichen Institute, sie möchten die Mittel überprüfen, anwenden und möglichst zum Erfolg führen, die als gut und zeitgemäß empfohlen werden.

1. Auswahl der Professoren, der Textbücher und der Lektüre. Professoren sollen diejenigen sein, die am meisten dazu befähigt sind durch die solide Art und die Sicherheit in ihrem Vortrag, nach Möglichkeit ausgebildet an katholischen Universitäten und Fakultäten, Menschen mit religiösem Sinn und rechtschaffenem Gewissen, mit Hingabe an die Pflicht und beseelt von jener Liebe und jenem Respekt, den das jugendliche Alter erfordert. — 2. Unterrichtsmethode. Auch im Rahmen der historischen Unterrichtsmethode, die übrigens sehr anziehend und interessant für den jugendlichen Geist ist, kann ein gut ver.ie.ter Dozent der Philosophie mit Leichtigkeit und Weitherzigkeit jenes Erziehungsziel erreichen, das ihm am meisten am Herzen liegen muß. Aufbaumäßig soll dem philosophischen Kurs eine Einführung (Introductio) vorausgehen. Es empfiehlt sich, vor der geschichtlichen Behandlung jedes Systems die notwendigen Begriffe der Logik darzulegen, um sich nicht zu verlieren in der Vielfalt der Ansichten und Lehren. Bei der Behandlung der geschichtlichen Entwicklung eines Gedankens wird es auch nicht schwer sein, die positiven und negativen Seiten in Gegenüberstellung zur „philosophia perennis" herauszuarbeiten. Das wird sich auch leicht durchführen lassen in den verschiedenen Disziplinen, wie Metaphysik, Kosmologie, Psychologie, Theodizee und Ethik. — 3. Schließlich werden noch einige Vorschläge gemacht. Als opportun und nützlich werden Kurse für Dozenten während der Sommerferien empfohlen, ebenso auch außerschulische Zusammenkünfte und Kurse für die Hörer.

Mit solchen Hinweisen hofft die genannte Kongregation zu erreichen, daß die Jugend, die in kirchlichen Instituten erzogen und unterrichtet wird, sich jene philosophische Durchbildung aneigne, die so notwendig ist für die Orientierung im Leben und für die bessere Zukunft der Gesellschaft. (Rundschreiben vom 1. Juli 1958; „L'Osservatore Romano" Nr. 195 vom 23. August 1958.)

Schutzpatron für Zoll- und Finanzbeamte. Papst Pius XII. ernannte den Evangelisten und Apostel Matthäus, der vor seiner Berufung zum Apostel unter dem Namen Levi als Zöllner tätig war, zum Patron der Zoll- und Finanzbeamten. Diese Bestimmung

erfolgte auf Bitten des Erzbischofs von Lille, Kardinal Liénart. Im Gebiete von Bailleul in Flandern hatten sich nämlich die Zollbeamten schon vorher regelmäßig am 21. September, dem Fest des hl. Matthäus, zu Ehren ihres bis dahin noch „inoffiziellen Patrons" versammelt (vgl. „Kathpreß" vom 23. 9. 1958).

Neue Konstitutionen für den Dritten Orden. Die neuen Konstitutionen dieser Gemeinschaft, die bereits im Vorjahr vom Papst gebilligt worden waren, wurden nun veröffentlicht. Großes Gewicht wird darin auf die Nächstenliebe gelegt. Die Terziaren sollen sich beim Gebrauch ihres Besitzes mehr seiner Sozialfunktionen bewußt sein.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Allen bin ich alles geworden. Geschichten über das Wirken des Priesters. Gesammelt und herausgegeben von Anton Loetscher. (Vom Geheimnis des Priestertums, Band 2.) (158.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 8.20, DM 7.90.

Ambord, Pater Beat, Papst Pius XII. Dem Lehrer der Völker, dem Hirten der Seinen, dem Priester der Liebe zu treuem Gedenken. (64.) Köln-Müngersdorf, Brauweilerweg 103, Verlag für kirchliches Schrifttum im Verlag „Wort und Werk". Brosch.

Benedikt Johannes, Das Heilige Land. Ein Pilgertagebuch. (192.) München 1958, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Leinen DM 8.40.

Bergmann Jakob, Läuterung hier oder im Jenseits. Wider die Verkümmerung des geistlichen Lebens. (272.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 9.50, Leinwand DM 12.—.

Carpentier René S. J., Zeugen des Gottesreiches. Einführung in das Ordensleben. Übersetzt von Karl Pauspertl S. J. (166.) Wien-München 1958, Verlag Herold. Kart. S 69.—.

Congar Yves, Wenn ihr meine Zeugen seid. Über das Apostolat und das Prophetenamt des Laien in der Kirche. (Hohenheimer-Reihe, herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg/4.) (72.) Stuttgart, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 2.80.

Daniélou Jean, Die heiligen Heiden des Alten Testaments. (143.) Stuttgart, Schwabenverlag. Leinen DM 7.90.

Delahaye, Professor Dr. phil. Dr. theol. Karl, Erneuerung der Seelsorgeformen aus der Sicht der frühen Patristik. Ein Beitrag zur theologischen Grundlegung kirchlicher Seelsorge. (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Bd. XIII.) (XII u. 196.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Kart. DM 15.30.

Delp Alfred, Im Angesicht des Todes. Geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944—1945. (Herder-Bücherei, Bd. 30.) (171.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Der Mensch unter Gottes Anruf und Ordnung. Festgabe für Theodor Müncker. Herausgegeben von Richard Hauser und Franz Scholz. (270.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Leinen DM 18.—.

Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. Herausgegeben von Josef Miller S. J. (Sehen — Urteilen — Handeln. Schriften des „Volksboten", Nr. 5.) (162.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Kart S 24.—, DM u. sfr 4.20.

D'Esquilino Gabriel, Sie sind uns nahe. Ein Buch von den Armen Seelen. (200.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 108.—.

Die jenseitige Welt als Glaube und Erkenntnis. Ein Ruf an die Wissenschaft und die Christen. (20.) Sonderdruck der Zeitschrift „Die verborgene Welt — Glaube und Erkenntnis" (Heft 4/58), begründet von Abt Dr. A. Wiesinger † und Josef Kral. Zu beziehen durch Aventinus-Verlag, Schondorf/Ammersee und Abensberg/Ndb.

Die Pilgerreise der Aetheria (Peregrinatio Aetheriae). Eingeleitet und erklärt von Hélène Pétrè. Übersetzt von Karl Vretska. (285.) Stift Klosterneuburg bei Wien, Bernina-Verlag. Leinen S 112.—, DM 20.70, sfr 21.60.

Fischer-Barnicol Hans, Handlanger Gottes. Ein Bericht über den Bauorden. (198.) 15 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Engl. brosch. DM 6.80, Leinen DM 8.80.

Follereau Raoul, Vagabund der Nächstenliebe. Übertragung ins Deutsche von Liselotte Haertl. (216.) Freiburg im Breisgau 1958, Verlag Herder. Leinen DM 10.80.

Gundlach Anton, Sie gaben Zeugnis. Christusbekenntnisse aus zwei Jahrtausenden. (176.) München 1958, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.50.

Haecker Theodor, Essays. (632.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen.

Henze Clemente M. C. SS. R., La Madonnina miracolosa di Angri. (48.) Angri (Salerno), L'Opera della Madonnina.

Hessen, DDr. Johannes, Das Kausalitätsprinzip. Zweite erweiterte Auflage. (300.) München/Basel 1958, Ernst-Reinhardt-Verlag. Kart. DM 16.—, Leinen DM 18.—.

Hopfenbeck Gabriel, Freiwillig vor Gericht. Wegweisung zum lebendigen Beichten. (246.) Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 7.80, engl. brosch. DM 6.80.

Janini José, S. Siricio y las cuatro temporas. Una investigación sobre las fuentes de la espiritualidad seglar y del Sacramentario Leoniano. Lección inaugural del curso 1958/59. (132.) Valencia 1958.

Katholische Schulbibel. Bearbeitet von Paul Bergmann. Herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Gebhard Fugel. (352.) 94 Tiefdruckbilder, farbiges Titelbild, 2 übersichtliche Karten, 12 Fotos vom Heiligen Land. München 1958, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Ganzleinen DM 6.80.

Kirchgässner Alfons, Geistliches Wörterbüchlein. (134.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Knobloch Hilda, Wohin geht Lori? Ein Mädchenbuch. (160.) Linz a. d. D. 1958, Oberösterreichischer Landesverlag. Kart. S 33.—.

Korolevskij Cyrille, Liturgie in lebender Sprache. Orient und Okzident, übersetzt von Prälat Dr. Karl Rudolf. (252.) Klosterneuburg bei Wien 1958, Volksliturgisches Apostolat. Ganzleinen S 96.—, DM 18.—, sfr 18.80; brosch. S 85.—, DM 15.60, sfr 16.30.

Kranz Gisbert, Politische Heilige und katholische Reformatoren. Fünfzehn Lebensbilder. (423.) 16 Bildseiten. Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 18.50.

Krause Wilhelm, Die Stellung der frühchristlichen Autoren zur heidnischen Literatur. (320.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 160.—, DM 28.—.

Läpple Alfred, Kleines Urkundenbuch des katholischen Glaubens. (118.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 4.40, Leinwand DM 6.—.

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Erzbischof Dr. Eugen Seiterich †, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Zweiter Band: Barontus bis Cölestiner. (16 S. u. 1256 Spalten.) Mit 9 Karten und 89 Abbildungen auf 24 Tafeln. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—. Subskriptionspreis DM 69.— und DM 77.—.

Lopez, Fr. Raymundus O. F. M., De probatione obitus alterius coniugis in ordine ad novum matrimonium ineundum. (254.) Napoli 1958, C. A. M.

Maranatha. Adventsgebete aus Ravenna. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Schmidt. (90.) Wien 1958, Verlag Herder. Pappbd. S 32.—. Bibliophile Ausstattung.

Mayr Igo S. J., Weitergehen. Winke für das innere Leben. 2. Folge. (147.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 24.—.

Merlaud André, Das Kind in der Seelsorge. Untersuchungen und Erfahrungen. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. (196.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 96.—.

Moßhamer Ottilie, Priester und Frau. (346.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 18.50.

Peichl, Abt Dr. Hermann O. S. B. (Herausgeber), Der Tag des Herrn. Die Heiligung des Sonntags im Wandel der Zeit. Unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Dr. Walter Kornfeld, Univ.-Prof. Mons. Dr. Johannes Kosnetter, Univ.-Prof. Dr. P. Josef A. Jungmann S. J., P. Rupert Müller S. J., Dr. P. Alois Schrott S. J., Univ.-Prof. Dr. Erwin Melichar. (Studien der Wiener Katholischen Akademie, 3. Bd.) (156.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 43.—.

Plotzke Urban O. P., Jesus unter Menschen. (276.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 11.80.

Poyard, P. Samuel O. M. C., Die Erscheinungen von Banneux. (78.)

Prohaska Leopold, Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik. Mit einer Einführung von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Schneider. (XII u. 248.) Wien 1958, Verlag Herder. Leinwand S 92.—.

Rabau, Chanoine J., Célébration de la Messe lue. (74.) Malines, Editions Liturgiques H. Dessain. fr.b 24.—.

Rahner Karl, Von der Not und dem Segen des Gebetes. (Herder-Bücherei, Bd. 28.) (154.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.60.

Regeln und Konstitutionen des Dritten Ordens des heiligen Franziskus von Assisi für Weltleute. Autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von der Tiroler Franziskanerprovinz vom hl. Leopold. 1958. Im 100. Jahre der Erscheinung U. L. Frau von Lourdes. Sonderheft der Zeitschrift „Der Ordensdirektor", Organ für Leiter des Dritten Ordens und Terziarpriester. (68.) Innsbruck, Seilergasse 13/I.

Scharl, Dr. P. Eusebius † O. F. M., Freiheit und Gesetz. Die theologische Begründung der christlichen Sittlichkeit in der Moraltheologie Johann Bapt. Hirschers († 1865). Aus dem Nachlaß herausgegeben von P. Leopold Brandl O. F. M. (Studien zur kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller. 6 Bd.) (191.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 11.80.

Schmidt Johann S. P., Entwicklung der katholischen Schule in Österreich. (216.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 48.—.

Siegmund Georg, Tier und Mensch. Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen. (310.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 12.80.

Siewerth Gustav, Das Sein als Gleichnis Gottes. (Thomas im Gespräch, 2.) (81.) Heidelberg 1958, F. H.-Kerle-Verlag. Kart. DM 3.20.

Snoeck Andreas S. J., Beichte und Psychoanalyse. Mit einem Anhang von J. M. Hollenbach S. J. „Schuld und Neurose". (168.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Solowjew Wladimir, Übermensch und Antichrist. Über das Ende der Weltgeschichte. Aus dem Gesamtwerk Solowjews ausgewählt und übersetzt, eingeleitet und erläutert von Ludolf Müller. (156.) (Herder-Bücherei, Bd. 26.) Freiburg, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Stratmann Franziskus Maria O. P., Die Heiligen in der Versuchung der Macht. Fünfter Band der Sammlung: Die Heiligen und der Staat. (504.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 17.80.

Teichtweier, Dr. theol. Georg, Die Sündenlehre des Origenes. (Studien zur Geschichte der kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller, 7. Bd.) (363.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 22.40.

Thomas, Mutter Catharine D. C., Und trotzdem nahm ich den Schleier. Die Geschichte einer Karmeliterin. Die Übersetzung besorgte Sr. Wiborada Maria Duft. (236.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 13.25, DM 12.80.

Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr. Ein Taschenbuch zum geistigen Ringen der Zeit. 22 philosophische und theologische Beiträge von Hugo Aufderbeck, Alfred Bengsch, F. J. Eilers, E. Filthaut, Heinz Fleckenstein, Heinrich Fries, Joachim Giers, Otto Groß, Wilhelm Heinen, Paul Mianecki, Hubert Muschalek, Erich Puzik, Hugo Rahner, Herbert Roth, Georg Siegmund, Josef de Vries, Hans Wirtz. (256.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 2.20.

Verkündigung und Glaube. Festgabe für Franz X. Arnold. Herausgegeben von Theodor Filthaut und Josef Andreas Jungmann S. J. (369.) Mit einem Titelbild. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 24.50.

Wenzel Norbert, Die Feier der heiligen Messe mit Kindern. (152.) Freiburg im Breisgau 1958, Seelsorge-Verlag. Leinen DM 5.40. — Sonderdruck: Gebete in Kindermessen. Gebetszettel zum Einlegen in die Liederbücher der Kinder. (8.) Geb. DM —.10.

Wirtz Hans, Geheimnis und Wirklichkeit der Ehe. Das Eheseminar. (298.) Heidelberg 1958, F. H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 14.80.

Wolfgang Otto, Das Gesicht des Sonntags. Zum Mitvollzug der Meßfeier. (140.) Taschenformat. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 6.20.

Wu John Ching-Hsiung, Knospe-Blüte-Frucht. Der dreifache Weg der Liebe zu Gott. Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Robert Egloff. (276.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 15.40, DM 14.80.

Zedda Silverio S. J., Prima lettura di San Paolo (Introduzione, analisi, parafrasi, note.) I Vol.: Introduzione, Lettere della prigionia. 2a Edizione. (229.) — Vol. II: Lettere ai Tessalonicesi, Prima ai Corinti, Galati, Romani. (329.) Torino, Via Cibrario 39, Tecnograph.

Verlag Rowohlt, Hamburg

Augustinus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Henri Marrou. (176.) (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Bernanos Georges in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Albert Béguin. (170.) (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Franz von Assisi in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Ivan Gobry. Aus dem Französischen übertragen von Oswalt Nostitz. (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Franz von Assisi. Die Werke: Sonnengesang, Testament, Ordensregeln, Briefe. Die Blümlein. Übersetzt von Wolfram von den Steinen und Max Kirschstein. Mit einem Essay „Zum Verständnis der Werke" und einer Bibliographie von Wolfram von den Steinen. (184.) (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft. Herausgegeben von Ernesto Grassi unter Mitarbeit von Wolfgang von Einsiedel. Italienische Literatur, Bd. 1.) 1958.

Wetter Gustav A. S. J., Philosophie und Naturwissenschaft in der Sowjetunion. (195.) (Rowohlts deutsche Enzyklopädie. Das Wissen des 20. Jahrhunderts im Taschenbuch mit enzyklopädischem Stichwort. Herausgeber: Prof. Ernesto Grassi, München.) 1958.

Kleinschriften

Dorner Gertrud, Eltern, helft eurem Kinde beichten. (16.) Augsburg 1957, Verlag Winfried-Werk. DM —.30.

Verlag Ars sacra, München

Angela, Schwester, Ursuline, Vertraue! (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Armenseelenbüchlein. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Lüthold Ida, Der heilige Pfarrer von Ars. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Zantl Maria Franziska, Nach der Hochzeit. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Verlag Ludwig Auer/Cassianeum, Donauwörth

Bocklet Ida, Freude ist überall. (64.) DM 1.—.

Gamber Wolfram/**Gamber** Klaus, Legende oder Wahrheit? Weg zum Neuen Testament. (64.) DM 1.—.

Hiltl Josef, Jesus, ich komme. Für Erst- und Frühkommunikanten. (64.) DM 1.—.

Karisch Rudolf, Naturwissenschaft und Glaube. (72.) DM 1.20.

Leist Fritz, Fremde Welt der Bibel. Um den lebendigen Gott. (96.) DM 1.40.

Mors Hermann, Auf dem Weg zu Dir. Worte und Beispiele der Liebe als Lebenshilfe für junge Menschen, Eheleute und Eltern im Gespräch mit ihren Kindern. (68.) DM 1.—.

Pauquet Peter Paul, Ich bin der Vater. Allerlei Erlebnisse aus der Vaterlaufbahn eines Mannes, der seine Erfahrungen sammelte. (72.) DM 1.—.

Verlag Veritas, Linz a. d. Donau

Dalbauer, Dr. Martha, Wie sag' ich's meinem Kinde? (40.) S 4.—.

Schmeiser, Dr. Hans, Mensch — woher? (64.) S 6.—.

Zopp Johannes, Tag für Tag verraten wir Dich. Monolog mit Gott. (64.) S 5.—.

Verlag Wort und Werk, Köln

Reihe: Die Information

Boldirev Zyrill, Sowjetische Köpfe. (82.) Brosch. DM 2.30.

Meidinger-Geise Inge, Katholische Dichtung in Deutschland. Dichter und Werke. (106.) Brosch. DM 2.70.

Novák Jaroslav Jan, Die Sowjetunion heute. Ihre innere und äußere Situation. (50.) Brosch. DM 1.80.

Zeitschriften

Analecta Ordinis S. Basilii Magni. Series II. Sectio II. Vol III (IX) — Fasc. 1—2. Romae 1958, Sumptibus PP. Basilianorum — Piazza della Madonna dei Monti 3.

The Catholic Biblical Quarterly. Vol. XX, Number 3. u. 4. The Catholic Biblical Association of America. Washington 17, Cardinal Station, D. C.

Buchbesprechungen

Philosophie

Hinführung zu Thomas von Aquin. Zwölf Vorlesungen von Josef Pieper. (246.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen.

Einem Wegkundigen folgt man gern auch auf bekannten Pfaden. Immer wieder erlebt man neue Sichten, Durchblicke und Beleuchtungen, die eine alte Landschaft überraschend beleben und verwandeln. So gelingt es auch dem Thomasforscher Josef Pieper, in den 12 Vorlesungen, die er bescheiden „Hinführung zu Thomas von Aquin" nennt, den Aquinaten wieder im neuen Licht als den Doctor communis auch für unsere Zeit aufzuweisen. Wohltuend wirkt dabei Piepers Darstellungsgabe, seine deutende Rede, die nicht im geistreichen Verhüllen, sondern im schlichten Enthüllen der Wahrheit besteht. Eine Frucht wohl lebenslanger Beschäftigung mit den Werken des hl. Thomas! Nur zwei Köstlichkeiten seien genannt: Vorlesung VII über den Geist der disputatio gehörte allen Demokraten in das Stammbuch geschrieben und Vorlesung XII könnte den überflüssigen Rangstreit zwischen Philosophie und Theologie friedlich begraben. Das Buch ist lesens- und beherzigenswert für Studierende aller Fakultäten.

Linz a. d. D. Dr. Josef Häupl

Vom Mythos zum Christos. Versuch einer Analyse der Wirklichkeit in der Geschichte. Von Matthias Vereno. (Reihe: Wort und Wahrheit, Bd. 28.) (528.) Salzburg 1958, Otto-Müller-Verlag. Leinen S 117.—, DM 20.50, sfr 20.50.

Es fällt nicht leicht, diesem Buche, das Mythos (bildhafte Sage) und Offenbarung, irrationale und rationale Weisheit in kühnen „Bogen und Kreuzen" zu umspannen sucht, einigermaßen gerecht zu werden. Vereno ist derzeit Assistent am Philosophischen Institute Salzburgs und Mitarbeiter am neuen Lexikon für Theologie und Kirche, hat also Vertrauen gefunden. Auch ist er redlich bemüht, jene Stichworte, die wegen ihrer schillernden Mehrdeutigkeit schon erhebliche Verwirrung angerichtet haben, gegen

Mißverständnisse von rechts und links abzusichern. Das religionswissenschaftliche Material, das er zugrunde legt, ist erstaunlich groß, und die Kraft der Zusammenschau nicht geringer. Echt ist auch sein Anliegen, einem neuen Ganzheitsdenken Raum zu schaffen und zu zeigen, wie alle Mythen in der Offenbarung erhabene und reine Erfüllung finden. Urs von Balthasar hat recht, wenn er angesichts solcher Bemühungen bedauert, daß viele Vertreter der traditionellen Philosophie und Theologie zwar dauernd den klassischen Satz: „Die Gnade setzt die Natur voraus" im Munde führen, jedoch die darin enthaltene Aussage: „Die Geschichte der Gnade setzt die Geschichte der Natur voraus" nicht gelten lassen wollen. Es muß in der Tat Forscher wie Vereno geben — der Katholik Hans André und der Protestant Armin Müller gehören rühmlich dazu —, die nicht davor zurückschrecken, in einsamem Bemühen gangbare Wege durch ein fährnisreiches Gebiet zu suchen. Wie weit dies Vereno gelang, ja wie weit es überhaupt gelingen kann, wird erst die Zukunft lehren; nämlich die immer erneute Prüfung der Deutungsansätze zu den gegebenen Phänomenen.

Daß Verenos persönliche Neigung mehr der mythischen als der metaphysischen Denkweise gehört, kann man verstehen. Wenn er aber — gewiß nicht allzu laut — der scholastischen Philosophie den Vorwurf macht, sie habe sich in abstrakte Begriffsspekulation verloren, so gilt das höchstens von jener Richtung, die sich allzu eng am skotistischen und suarezianischen leeren Seinsbegriffe orientiert. Nicht aber (um im deutschen Sprachraum zu bleiben) von selbständigen Denkern, wie Daniel Feuling †, Karl Rahner, J. M. Hollenbach S. J., Max Müller, Gustav Siewerth, die ausgesprochene Realmetaphysiker sind, und zwar gerade deshalb, weil sie auf den echten Thomas zurückgreifen und sein einmalig tiefes und ursprüngliches reales Seinsdenken folgerichtig weiterführen. Auch Verenos Berufung (S. 500) auf eine flüchtige Bemerkung Coreths bezüglich der Gotteserkenntnis ist kaum überzeugend, wenn man dessen neueste Veröffentlichungen kennt. Ist es doch eben Emerich Coreth S. J. (Innsbruck), der auf Grund der Vorarbeiten moderner Thomasausleger bestrebt ist, von der menschlichen personalen unmittelbaren Seinserfahrung ausgehend, mit der Zielrichtung auf das personale Sein Gottes die ganze scholastische Metaphysik in transzendentaler, aber mit Marc S. J. durchaus realistisch verstandener Methode neu abzuleiten. Im übrigen vermag Verenos Buch reifen Lesern vielerlei Anregungen zu geben.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Heilige Schrift

Der Gottesbund gestern und heute. Besinnungen über die Dimensionen des Heils. Von Eugen Walter. (124.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Pappbd. DM 5.80.

Von einem Ende zum anderen die Heilsgeschichte „des AT. und NT. zu durchqueren" und die ganze äußere und innere Weite der Gnade aufzuzeigen, ist das Anliegen dieses Buches. In 8 Themen, in einem achtmaligen „Ansatz" wird der Versuch unternommen, zu zeigen, wie sich der „Bund" in organischem Wachstum langsam, aber gottsicher entfaltet hat. Der Verfasser will hier über alle „Enge des Horizontes und des Herzens" (Vorwort) hinausführen, wenn er z. B. gleich im ersten Kapitel über den Glaubensbegriff an Hand der Offenbarung an Abraham und der damit verbundenen Bundesschließung sagt, daß „Glauben" weit mehr bedeutet als das, was vielerorts noch immer für gewöhnlich darunter verstanden wird, nämlich das bloße kalte Fürwahrhalten der Aussagen Gottes. Der Glaube, auf dem der Bund mit Abraham basiert und in dem wir alle Kinder Abrahams sein müssen, ist jener, welcher sich vollständig, man könnte sagen „mit Haut und Haar", Gott verschreibt und sich restlos ihm anvertraut. Glauben ist mehr als bloße religiöse Überzeugung und Weltanschauung.

Wie enge dann das „Heil" mit dem Glauben verknüpft ist, zeigt das folgende Kapitel, wobei betont wird, daß das Heil nicht nur „das Heil der Seele sei", sondern sehr universal gefaßt werden müsse. Im nächsten Kapitel „Moses und der Bund" wird immer klarer, daß dieses Heil den Menschen geschenkt wird im Bunde mit Gott (auch heute noch!), in jenem Bund, der freilich „mit den Vätern" geschlossen worden ist, der aber „gestern und heute" (siehe Titel!) fortbesteht und aktuell bleibt und im „Neuen und ewigen Bund" dauernden Bestand hat.

Der Gottesbund als teilweise menschliches Werk erfährt auch menschliches Schicksal; „von unten gesehen, auf der historisch-menschlichen Ebene, ist er in jeder Generation gescheitert bis auf einen Rest, den sich Gott ausgespart und aufbewahrt hat" (S. 64). Der „Rest-Gedanke", der bei den Propheten immer wieder auftaucht (vgl Is), und das Herrengleichnis vom pusillus grex (vgl. S. 78) trösten uns auch heute noch; denn eben dies ist der Weg, auf dem das Heil in die Welt kommen soll. Der Restgedanke spitzt sich immer mehr zu auf den „einen Knecht Gottes", der für alle das Heil gebracht hat, der selber „zum Bunde für das Volk" gemacht wird. Sehr schön hat hier Walter die passenden Stellen aus Is und Jo in eine tiefsinnige Synthese gebracht, so daß die heiligen Texte eine unerhörte Leuchtkraft erhalten.

Was endlich in den letzten Kapiteln mit den Überschriften „Vertretung" und „Zugang in das Allerheiligste" geboten wird, ist biblische Theologie in neuem Kleid und Glanz. Das Heil kommt als Erlösung. Sie ist die endgültige Verwirklichung des Gottesbundes; Erlösung ist Einlösung der Bundesverheißung (S. 93), ja der Bund enthält im Keim schon die Erlösung.

Wie ferner Christi Leiden stellvertretend war, so muß der Christ sühnend für andere und stellvertretend sein „Maß an Mit-Leiden mit Christus" (S. 101) auf sich nehmen. Das ist der „wohlverordnete Weg" (S. 107) zum Durchbruch der Herrlichkeit Gottes und des Christen. So erlangen wir „freien Zugang zum Vater" (S. 113). Und wie im Opfer des Neuen und ewigen Bundes Priester und Opfer zusammenfallen in eins, so muß auch der Jünger des Bundes sich selbst zum Opfer bringen — restlos, bedingungslos.

Besonders wohltuend ist, daß immer auch auf den Leib hingewiesen wird, der bei all dem eine wesentliche Rolle spielt; ohne ihn gibt es eigentlich kein rechtes Opfer; denn dieses will Sichtbarkeit. Ohne Leib gibt es keine Sakramente; denn es mangelt die erforderliche Sichtbarkeit. Und so erwarten wir — der Schrift gemäß — nicht nur „einen neuen Himmel," sondern auch „eine neue Erde". Nichts darf aus diesem Bund herausfallen, damit Gott alles in allem sei.

Mögen diese „Besinnungen über die Dimensionen des Heils" vielen den Blick weiten, das Gemüt trösten und den Mut stärken sowie das Bewußtsein vertiefen, daß wir erlöste Menschen sind, an Gott „gebunden", auch in den Fährnissen unserer Tage.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Thomas von Aquin, Das Wort. Verdeutscht von Josef Pieper. (44.) Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. München, Kösel-Verlag. Kart. DM 4.60.

Josef Pieper hat die bewunderungswürdige Begabung, Thomas von Aquin dem heutigen Menschen zu erschließen. Während er sonst „eine den Wortlaut umschmelzende, hinter ihn zurückdringende Übertragung des Gedankens in die gegenwärtige Stunde" vorzieht, gibt er in diesem Büchlein eine Übersetzung. Geboten wird, was der große Gottesgelehrte in seinem Johanneskommentar zum Prolog des vierten Evangeliums schrieb. Es ist ein Summarium der Christologie. Die Begegnung mit dem Johanneskommentar des hl. Thomas war für den Übersetzer Wegweisung zu einer Lebensarbeit, die ihn durch dreißig Jahre erfüllt. Die Tiefe seines Thomasverständnisses wird begreiflich. Wir sprechen den Prolog am Schlusse der heiligen Messe. Ob wir uns der Tiefe der Gedanken bewußt werden? Diese „großartigste Formulierung der Logoslehre", die hier geboten wird, könnte ein Weg zu tieferem Eindringen sein.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Die schmerzhafte Mutter und Gefährtin des göttlichen Erlösers in der Weissagung Simeons. (Lk 2, 35.) Eine biblisch-theologische Studie. Von P. Adrian de Groot S. V. D. (XVI u. 130.) Kaldenkirchen, Steyler Verlagsbuchhandlung. Brosch. DM 7.80.

In dieser neutestamentlichen Dissertation finden wir einen beachtenswerten Beitrag zur oft versuchten und bis heute nicht voll zufriedenstellenden Lösung von Simeons Schwertprophetie (Lk 2, 35). Im ersten Teile der Abhandlung trägt der Verfasser in Originaltexten die mit Fleiß aufgesuchten patristischen Zeugnisse (19 morgenländische und 23 abendländische), die sich mit unserer Stelle befassen, zusammen. Die vielen Väterzitate, die saubere Heraushebung ihrer Lehrpunkte und die Hinweise auf die Entfaltung des Verständnisses unserer Stelle (so z. B. die Überwindung der Origenes-Schwertdeutung als Schwert des sündhaften Zweifels) machen diesen ersten Teil aufschlußreich und wertvoll. In der zweiten Hälfte des Buches bemüht sich der Autor,

methodisch exakt und klar (philologische Untersuchung des Literalsinnes, Kontextuntersuchung, reichliche Angabe neuer Literatur), die im Abendland immer vorgetragene und im Orient seit Timotheus von Jerusalem vorherrschende Auslegung vom Schwert des „Mutter-Leides" zu erarbeiten. Zum Nachteil der Schrift haben leider Verfasser und Verlag auf ein Sach- und biblisches Stellenverzeichnis verzichtet.

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Der Brief an die Epheser. Ein Kommentar von Heinrich Schlier. (315.) Düsseldorf 1957, Patmos-Verlag. Leinen DM 34.50.

Der Brief an die Epheser wurde „die Krone der Paulusbriefe" genannt. Er hebt sich von den anderen Paulusbriefen nach Inhalt und Form ab. Obwohl er an konkrete Gemeinden (Kirchen im Lykostal, phrygische Gemeinden) geschrieben ist, stehen ihm diese nicht in ihrer Individualität vor Augen, sondern als Christen überhaupt. Der Stil ist feierlich, hieratisch, liturgisch, die Sprache steht „ohne Zweifel unter dem Einfluß der judenchristlichen ‚Gnosis', gegen die sich der Brief wendet", wenngleich die Auseinandersetzung mit dieser im Hintergrund bleibt. Der Brief stellt eine „Weisheitsrede" („Mysterienrede") dar. Das „Sagen der Weisheit" vollzieht sich in einer eigenen literarischen Form. Als Verfasser des Briefes ist Paulus anzusprechen, was der Brief selbst angibt und was auf Grund der Diskussion aller Gegengründe am naheliegendsten und historisch angemessen erscheint. Die Eigenart wird hinreichend erklärt aus der größeren äußeren Distanz des gefangenen Apostels von den ihm unbekannten Christen, aus der Auseinandersetzung mit den Theologumena der Gnosis und aus einer neuen und tieferen Sicht des Heilsgeschehens. Daß Paulus solcher Weite des Denkens und Ausdrucks fähig war, zeigt sein Wille, allen alles zu werden (1 Kor 9,22), und die Tatsache, daß er neben dem Gal auch den 1 Kor geschrieben hat und sich von der jüdischen Gesetzesproblematik der Problematik eines hellenistisch-jüdischen Enthusiasmus zuwenden konnte.

Der Kommentar zeichnet sich durch klare Analyse des Gedankenganges, gewissenhafte philologische Ergründung des Wortsinnes und Aufzeigen des theologischen Gehaltes (in Text und Exkursen) aus. Er verbindet die Exegese der Tradition (Väter, Thomas, Estius) mit den Ergebnissen der modernen Forschung in glücklicher Harmonie. Der gottesdienstliche und liturgische Hintergrund wird aufgezeigt und auf die Darstellung des religionsgeschichtlichen Milieus, in das der Brief hineingeschrieben wurde, besonderes Gewicht gelegt. Paulus dachte und formulierte aus dem, was hellenistisch, jüdisch und gnostisch vorgedacht war, und aus der mit mit diesem Vorverständnis gegebenen Begrifflichkeit. Er dachte und sagte Offenbarung in der Sprache der Zeit. Daß gerade in diesem letzten Punkt die Ansichten des Verfassers, die er auch schon früher äußerte, nicht ohne Kritik geblieben sind, zeigt der Kommentar selbst.

Wenn an Hand dieses Kommentars z. B. in Priesterkonferenzen einzelne Themen, wie die Kirche (aus Juden und Heiden, als mystischer Leib), das Christusmysterium, das in der Liturgie gegenwärtig gesetzt wird, oder die Ehe, behandelt würden, könnte die seelsorgliche Arbeit viel an Geistigkeit gewinnen. Verfasser und Verlag ist für dies Werk zu danken.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Kirchengeschichte und Patrologie

Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance von Bonifaz VIII. bis Klemens VII. Von Franz Xaver Seppelt. Neu bearbeitet von Georg Schwaiger. (Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Vierter Band.) Zweite Auflage. (528.) München 1957, Kösel-Verlag. Leinen DM 33.—.

Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance wird in diesem Band in naturgetreuen und unverblaßten Farben geschildert. Der Bogen ist von Bonifaz VIII., jenem verspäteten Epigonen mittelalterlicher Papalhoheit, bis zu Klemens VII., einem der für die Kirche verhängnisvollen Mediceer-Päpste, gespannt.

In der Darstellung tritt klar hervor, wie gerade in dieser Periode der Papstgeschichte Licht und Schatten oft eng nebeneinander liegen. Bonifaz VIII. ist der erste in der Reihe. Er wird durch die Colonna-Kardinäle miterwählt und dann von diesen heftig bekämpft (auf ihrer Seite steht auch der wegen mutmaßlicher Autorschaft für das „Dies irae" so sympathische Jacopone da Todi). Sein anderer großer Gegenspieler

nannte sich Philipp IV. von Frankreich; er wird samt seiner Familie von Benedikt XI. später feierlich vom Bann gelöst, „falls er überhaupt einem solchen verfallen sein sollte". Das grausigtragische Schicksal des Templer-Ordens bleibt uns nicht verborgen (neun von seinen Angehörigen wurden im Zusammenhang mit der Aufhebung nur deswegen eingekerkert, weil sie das Recht der Verteidigung für sich in Anspruch nahmen). Dann finden wir die Päpste in Avignon (die Italiener sprechen von einem Exil), bis sie auf Drängen einer tapferen Frau, der heiligen Katharina Benincasa, nach Rom zurückkehren. Ein Jahr darauf findet die verhängnisvolle Wahl des bisher letzten Nichtkardinals statt, des sittlich hochstehenden, aber auch unnachgiebigen Urban VI., den schließlich seine eigenen Kardinäle wegen Starrsinns unter Kuratel stellen lassen wollten. Den Gegenpapst Benedikt XIII. begleiten wir bis in das kleine Felsenstädtchen Peñiscola, südlich von Tortosa, wohin er auch die päpstliche Bibliothek zum Großteil mitgeschleppt hat. Auf die wenig ruhmreichen Pontifikate, um nicht zu sagen: das schändliche Treiben einiger Päpste aus dem Haus Rovere, Borgia (das entschuldigende Buch von Orestes Ferrara wird richtig eingeschätzt) und Medici folgt die Regierung Hadrians VI., der vorher unter anderem Bischof im eben genannten Tortosa gewesen war. Er versucht, kurz bevor es zu spät schien, die Reform der Kirche gleich beim Haupte zu beginnen. Vielfach ist der Widerstand, der ihm während seines nur allzu kurzen Pontifikates entgegengebracht wird. Die Römer glauben sowieso, jeden Nichtitaliener mit Geringschätzung betrachten zu dürfen, und Hadrian VI. verdirbt es sich auch mit der geistlichen Bürokratie, von der schon Pastor (Geschichte der Päpste, IV/2, 8. u. 9. Aufl., 75) behauptet, sie sei die schlimmste von allen.

Am Schlusse dieses stattlichen Bandes finden wir für jedes Kapitel Quellen- und Literaturangaben in der gewohnten Sorgfalt und in bewundernswertem Umfang: Eine ausgezeichnete Fundgrube für den, der sich in den Stoff weiter vertiefen will, und eine wertvolle Auskunft für den kritischen Prüfer des Werkes. Vielleicht mögen manche Ausführungen leicht apologetisierend erscheinen, z. B. die über die Bulle „Unam sanctam" (31—33). Auf Grund eines Parallelfalles bezweifle ich, ob wirklich die Ehedispens Ludwigs des Bayern für Margarete Maultasch eine für die damalige Zeit so ungewöhnliche Maßnahme war (132). Trotz einiger Bedenken bleibt der hervorragende Wert auch des vorliegenden Bandes bestehen. Er weist wieder alle jene Eigenschaften auf, durch die schon seine Vorgänger ausgezeichnet waren: Abgewogenheit des Urteils gepaart mit Freimut, anschauliche Darstellung verbunden mit angenehmer Diktion. Dafür sind wir dem Bearbeiter des Seppeltschen Nachlasses, Dozenten Georg Schwaiger, aufrichtig verpflichtet.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Die Kapuziner. Von Theophil Graf. (Orden der Kirche, Bd. 2. Herausgeber: Dr. P. Dominikus Planzer O. P.) (182.) 4 Bilder. Freiburg in der Schweiz 1957, Paulusverlag. Leinen sfr 10.20, DM 9.80.

Ein spannend geschriebenes Büchlein über die Entstehung des Kapuzinerordens, beginnend mit dem Streit über das Armutsideal des hl. Franz von Assisi, das Franz wörtlich verstanden wissen wollte, das aber, nicht zuletzt durch die schwankende Haltung der Päpste, vielfach abgeschwächt worden war. Daß trotzdem der franziskanische Geist nicht untergegangen ist, zeigen die Bemühungen des Matteo de Bascio und Lodovico de Fossumbrone, die wieder scheitern mußten, da es an der nötigen Demut fehlte, wie bei Bernardino Ochino, dessen Predigten Steine zu Tränen rührten, der sich höchster Gunst erfreute und doch auf dem falschen Wege war. Es ging eben nicht um die Frage, ob runde oder spitze Kapuze, Bart oder bartlos, es sollte vielmehr dem Volke gezeigt werden, daß Christus erfüllbare Forderungen an seine Jünger gestellt hat. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser bei der Darstellung bedeutender Kapuziner der neueren Zeit nicht in einseitige Lobhudelei verfallen ist, z. B. bei der „Grauen Eminenz", P. Josef, in der Welt Baron von Maffliers, politischer Berater Richelieus, und P. Theodosius Florentini, Gründer der Menzinger und Ingenbohler Kreuzschwestern.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Savonarola, Miserere. Fra Girolamos letzte Betrachtung, niedergeschrieben vor seiner Hinrichtung im Kerker am 23. Mai 1498. Ins Deutsche übertragen von James

Schwarzenbach. (60.) Zürich, Thomas-Verlag; Paderborn-Wien, Ferdinand Schöningh. Kart. DM 2.20, Leinen DM 3.60.

Savonarolas Auslegung des 50. Psalms, geschrieben zwischen Todesurteil und Hinrichtung, gibt Aufschluß über seine Geisteshaltung in den letzten Stunden seines Lebens. Himmel und Erde hat er beleidigt; von allen verlassen, wendet er sich an Gottes Barmherzigkeit. Aber sein Auftreten als Bußprediger bereut er nicht, denn die ganze Welt stürzt zusammen, die Hölle füllt sich, die Kirche wird jeden Tag leerer, die Kulthandlungen der Priester sind leere Zeremonien — so bittet er Gott, die Zahl der Auserwählten vollzumachen, was einer Bitte um baldigen Weltuntergang gleichkommt.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Der heilige Bischof Gregor von Nazianz. 329—390. Einführung und Auswahl von Dr. Franz Weißengruber. (9. Band der Reihe: Die Kirchenväter und wir. Zeitnahes Väterwort.) (48.) 2 Bilder. Lambach 1958, St. Adalbero-Verlag. Kart. S 10.80.

Es ist nur ein schmales Heftchen, das nach einer sehr lesenswerten Einführung in das Leben und Wirken des hl. Kirchenvaters kurze Auszüge aus seinen Predigten bietet. Aber in den 5 kleinen Kapiteln (Vergeistigung der Lebensfreude — Umkehr und Einkehr — Bildung — Was ist der Mensch? — Der unendliche Weg zu Gott) werden wirkliche Kostbarkeiten gezeigt, und man bekommt beim Lesen Lust, noch mehr davon zu kosten. Eigens hervorgehoben sei die genaue Zitierung der Quellen bei der Übersetzung und die gefällige Aufmachung des ganzen Bändchens.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Apologetik und Dogmatik

Einsame Zwiesprache. Martin Buber und das Christentum. Von Hans Urs von Balthasar. (129.) Köln-Olten 1958, Verlag Jakob Hegner. Leinen DM 9.80.

Man kann nur staunen: Wo immer der Baseler Theologe Urs von Balthasar das Wort ergreift, um zu bedeutsamen Gestalten der Geistesgeschichte Stellung zu nehmen, stehen ihm Kenntnisse, Grundsätze und eine Sprachgewalt zur Verfügung, die sein Urteil über alles bloß geistreiche Gerede hinausheben und maßgebend machen. So auch in diesem Buche über den aus Wien gebürtigen, nun 80jährigen Martin Buber, der bis 1933 in Frankfurt am Main und seither in Jerusalem wirkte und wohl am reinsten das geistige Judentum von heute verkörpert. Urs von Balthasar stellt Buber auf Grund seines reichen religionsphilosophischen Schrifttums zunächst gewissermaßen zu persönlichem Gespräche. Dieses schärft sich aber sofort zur Frage, ob und wie weit überhaupt zwischen echtem Christentum und echtem Judentum ein grundsätzliches Gespräch möglich ist. Ganz neu enthüllt sich dabei der Abgrund, der die jüdische und christliche Haltung zur Offenbarung trennt; zugleich aber auch die Dringlichkeit eines neuen angestrengteren und willigeren Hörens auf das ganze Wort Gottes. Jeder, den die Judenfrage über alltägliche Sympathie- oder Antipathieanwandlungen hinaus tiefer bewegt, wird an diesem schmalen Buche den besten Wegwart finden. Und welchen nachdenklichen Christen sollte diese Frage nicht tief bewegen? Mit Recht hat man gesagt: Wie soll der Mensch des Abendlandes fähig sein zum weltgeschichtlichen Zusammenleben mit Asiaten und Afrikanern, wenn die erste und wichtigste „Koexistenz" zwischen Judentum und Christentum erst in den Anfängen einer positiven Erhellung steht? (Friedrich Heer.)

Vielleicht hätte im vorliegenden Buch der Hinweis noch mehr verdeutlicht werden können, wie groß die Kluft im Judentume selber ist: zwischen der Glaubenshaltung Bubers und der rationalistischen Haltung wohl der Mehrzahl seiner Volksgenossen. Und gerade auch im neuen Palästina tritt das Judentum weithin fast völlig säkularisiert auf. Dies verrät, wie vielschichtig, verwickelt und geheimnisvoll das ganze Problem ist.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Der göttliche Wundertäter. Ein exegetischer und religionswissenschaftlicher Versuch von Dr. Gottfried Eder. Selbstverlag des Verfassers. Zu beziehen durch den Verlag Passavia, Passau. Kart. DM 6.—.

Eine umfassende, volkstümliche und doch auf wissenschaftlicher Höhe stehende Monographie über die Wunder Jesu. Die apologetische Sicht beherrscht das Ganze. In ihren Dienst stellt der gelehrte Verfasser ein ausgebreitetes exegetisches und religionswissenschaftliches Beweismaterial. Auch die Funde von Qumram sind bereits verwertet. Der Verfasser hat sich, wie es scheint, viele Jahrzehnte lang mit diesem Gegenstand beschäftigt und eine Fülle von Literatur dazu gesammelt, die in solcher Vollständigkeit wohl noch selten verwendet worden sein dürfte. Nach einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung des Wunders für die Offenbarung werden die Wunder Jesu auf Grund der Evangelien genau geprüft und in einem eigenen Kapitel auch mit den Worten Jesu in Beziehung gebracht. Um die Wunder Jesu gegenüber der zu allen Zeiten, besonders aber in der damaligen Zeit üppig wuchernden Legende abzugrenzen, werden die Wunderberichte aus dem Judentum, die angeblichen Wunder des Asklepios, des Apollonios von Tyana, des Buddha sowie der älteren Heiligenlegenden untersucht. In einem eigenen Kapitel „Christus medicus" berührt der Verfasser die Frage der Krankenheilungen durch parapsychologische Kräfte. Die Konfrontierung von Wunder und Weissagung mit den entsprechenden parapsychologischen Leistungen ist schon seit längerer Zeit ein dringendes Anliegen der Fundamentaltheologie. Zum Schluß wird noch in einem eigenen Abschnitt der Zweck der Wunder Jesu — habent enim linguam suam — ausführlich erörtert. In der Tat darf dieser übernatürliche Zweck bei der Abgrenzung der Wunder Jesu von wunderähnlichen Vorgängen keinen Augenblick aus dem Auge gelassen werden.

St. Pölten Dr. Karl Schmidt

Nikolaus von Cues, Vom verborgenen Gott. Vom Gottsuchen. Von der Gotteskindschaft. Eingeleitet und übersetzt von Johannes Peters. (Reihe: Zeugen des Wortes.) Freiburg, Verlag Herder. Pappband DM 3.50.

Nikolaus von Cues, Mathematiker, Humanist und spekulativer Theologe, hat in seinem reichbewegten Leben wenig Zeit gehabt, sich literarisch zu betätigen. Von seinem Schaffen zeugen auch die hier herausgegebenen drei Traktate, in denen man neben Anklängen an die sokratische Philosophie auch solche an die moderne Theologie finden kann. Wenn behauptet wird: „Gott kann nicht genannt werden" (26), „Gott ist weder erkennbar noch wißbar" (63), so ist das als Aussage der „Negativen Theologie" zu verstehen. Unbegründet sind die Ableitungen von Theós aus theoréo, oder théo und damit auch die daraus gezogenen Folgerungen. Da die Werke des Cusaners schwer zugänglich sind, ist diese Ausgabe einiger Kostproben zu begrüßen.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Schell Hermann, Kirche und Gottesreich. Die Kirche als Selbstverwirklichung des Gottesreiches der Innerlichkeit und Tatkraft, der Liebe und des Lebens. Aus H. Schells Christusbuch ausgewählt und eingeführt von Professor DDr. Josef Hasenfuß. (Reihe: Zeugen des Wortes.) (84.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Pappbd. DM 3.50. — **Schell Hermann, Verherrlichung und Gemeinschaft.** Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. Herausgegeben von Paul-Werner Scheele. (439.) Paderborn 1957, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 19.50.

Über die heute im Vordergrund stehende Frage nach dem Wesen der Kirche gibt das erste Büchlein Aufschluß im Sinne Schells. Die wichtigsten die Kirchenfrage angehenden Partien des herrlichen Christusbuches des großen Würzburger Theologen sind zusammengestellt. H. Schell rang bei der Betrachtung der Kirche um den harmonischen Ausgleich der Spannung zwischen ihrer inneren Lebensmacht und äußeren Autorität, zwischen Liebe und Gesetz, Geistesfreiheit und Recht und gelangte zu einer modernen und existentiellen Auffassung des Kirchenmysteriums. Wer nicht in der Lage ist, das Christusbuch selbst zu lesen, möge wenigsten nach diesem Auswahlbändchen greifen, um etwas vom Geisteshauch des großen deutschen Theologen zu verspüren.

Daß die Irrtümer in einem von der Kirche indizierten Werk nicht selten nur am Rande liegendes Strandgut sind, das die Wogen eines machtvollen Geistes anspülen, ist im Falle H. Schells wohl klar. Dieser in der Gegenwart erfreulicherweise eine Renaissance erlebende deutsche Geistesmann hat in seinem umfangreichen literarischen Werk

Großartiges geleistet. Man erkennt heute beispielsweise immer besser die Bedeutung seiner mehr statischen Auffassung von der hypostatischen Union zugunsten einer stets aufs neue sichtbar werdenden Übernatürlichkeit der Gnadenvollkommenheit der Menschheit Jesu, die sich so als in ihrem eigenen und vollgültigen Lebenskreis weiterbestehend darstellt.

Es ist ein großes Verdienst Scheeles, die theologisch wertvollsten Abschnitte aus Schells Gesamtwerk, sachlich geordnet, herausgegeben zu haben. Man gewinnt aus dem Sammelband einen guten Ein- und Überblick über das Gedankengut Schells. Eine ausgezeichnete Einleitung über Leben und Werk Schells stellt die Geistesarbeit des Würzburgers in das rechte Licht, ein angefügtes Sachregister macht den Sammelband besonders brauchbar. Das Buch will zu jener Theologie des Geistes und des Herzens, des Denkens und des Lebens hinführen, die Schell zeitlebens gesucht hat.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Josef Pritz

Person und hypostatische Union bei Thomas von Aquin. Von Othmar Schweizer M. S. (Studia Friburgensia. Neue Folge 16.) (XIV u. 123.) Freiburg/Schweiz 1957, Universitätsverlag. Brosch. sfr 12.45, DM 12.—.

Die Arbeit, eine der wertvollen Freiburger Studien, beschäftigt sich eingehend und mit Erfolg mit der schwierigen Frage, wie sich Natur (Geistnatur) und Hypostase (Person) zueinander verhalten und wie demnach die Menschheit Christi eine unverkürzte Natur sei, ohne Person zu sein. Von den drei üblichen Erklärungsversuchen der Modustheorie, der Existenztheorie und der Theorie der reinen Union, deren geschichtliche Entwicklung und philosophisch-theologische Begründung untersucht wurde, gibt der Verfasser der letzten den Vorzug. Der negative Begriff der Totalität bzw. der positive Begriff der Union sei das Ausschlaggebende, daß die menschliche Natur in Christus nicht Person sei. Nicht weil der menschlichen Natur Christi etwas abgehe, sondern weil etwas hinzukomme, nämlich Gott, darum sei diese Natur keine menschliche Person. Diese Erklärung glaubt der Autor als von Thomas vertreten ermittelt zu haben. Sowohl die Modus- wie die Existenztheorie wird als unthomistisch abgelehnt. Die Arbeit ist als gute Einführung in den ganzen Fragenkomplex zu werten.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Josef Pritz

Moral- und Pastoraltheologie

Moralprobleme im Umbruch der Zeit. Herausgegeben von P. Virgil Redlich O.S.B (188.) München 1957, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 5.90.

„Eine neue Epoche in der Geschichte der Moral ist angebrochen. Diese Tatsache hebt sich uns bei jedem der folgenden Beiträge neu ins Bewußtsein." Diese ersten Zeilen des Vorwortes sagen zur Genüge, was mit dieser Schrift, die eigentlich als Sonderheft der inzwischen eingestellten Zeitschrift „Gloria Dei" hätte erscheinen sollen, intendiert ist: eine Übersicht zu geben über die neuzeitlichen Bestrebungen zur Revision des Moralunterrichtes in den verschiedenen Ländern. Wie neu diese Gestaltung gedacht ist, kennzeichnet der bekannte Moraltheologe Leclercq im ersten Artikel unserer Schrift, wenn er sagt: „Unser Endergebnis ist der Eindruck, daß wir heute erst anfangen, uns bewußt zu werden, was Moral ist" (S. 12). Schon in seinem Buch „Christliche Moral in der Krise der Zeit" (1954) hat Leclercq die Frage aufgeworfen, wo im heutigen Moralunterricht von der christlichen Lebensauffassung gesprochen werde, und darauf hingewiesen, daß die Lehre der Moral nur berufsmäßige Unterweisung ist, die sich vor allem auf das Bußsakrament bezieht. Zur Frage nun, welche Entwicklung die Moralwissenschaft über den traditionellen Rahmen hinaus zu nehmen habe, kommen verschiedene Fachexperten zu Wort. Nach Leclercqs Abhandlung über: „Die neuen Gesichtspunkte unserer Zeit in der Erforschung der Moral" folgt ein Referat Ph. Delahayes: „Die gegenwärtigen Bestrebungen der Moral-Wissenschaft in Frankreich" und eine interessante Darlegung über: „Die protestantische Ethik der Gegenwart" von Heinz-Horst Schrey. Leonhard M. Weber schreibt über „Moderne Erotik und christliches Leben" und „Gedanken zum theologischen Verständnis der Krankheit". Es folgen weiter P. Bernhard Häring mit einem guten Artikel: „Die Stellung des Gesetzes in der Moraltheologie" und Wolfgang J. Weilgart mit seinen Ausführungen

über: „Friedenspsychologie und Christentum". Der Artikel „Die moralische Krise im Lichte der Psychotherapie" von Eva Firkel schließt die Serie der Beiträge. Wie aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersichtlich ist, bietet diese Neuerscheinung eine willkommene Orientierung über die in letzter Zeit immer lauter gestellte Frage um die Neugestaltung unseres Moralunterrichtes, und es muß dem Herausgeber und dem Verlag gedankt werden, diese aktuelle Artikelserie veröffentlicht zu haben.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

The Sacraments on the Missions. A Pastoral Theological Supplement for the Missionary John de Reeper. (XXIV u. 540.) Dublin 1957, Browne and Nolan Limited.

Pater John de Reeper, Generalassistent der Missionsgesellschaft von Mill Hill, ist vielen Missionaren bereits durch sein früheres Werk „A Missionary Companion" bekannt. Wie dieses, so hat auch „The Sacraments on the Missions" einen sehr praktischen Zweck und füllt in der pastoraltheologischen Literatur für Missionare aus dem englischen Sprachgebiet eine von vielen empfundene Lücke.

Das Buch will keinesfalls die erprobten größeren Werke ersetzen, sondern nur das ergänzen, was speziell für den praktischen Missionar bei der Verwaltung der Sakramente wichtig ist. P. J. de Reeper stützt sich darum bei seinen Darlegungen immer wieder auf die auctores probati, wie Cappello, Regatillo, Noldin, Payen u. a. Besonders wertvoll wird Reepers Arbeit dadurch, daß er sorgfältig alle Dekrete der römischen Kongregationen und alle päpstlichen Erlässe, die bei verschiedensten Gelegenheiten verlautbart wurden, zur Lösung von strittigen Punkten anführt und damit dem Missionar sehr wertvolle Hilfen für ähnliche Situationen bietet, die in katholischen Ländern kaum vorkommen und darum in den üblichen Werken der Pastoral- und Moraltheologie kaum erwähnt werden. Darum geht er auch besonders ausführlich auf die Punkte ein, die in der Mission im Vordergrund stehen: Katechumenat und Taufvorbereitung, das Privilegium Paulinum und das Privilegium Fidei.

P. de Reeper versteht es, in einer sehr sauberen, klaren Sprache mit knappen Worten die Dinge darzulegen und durch präzise Einteilungen die ziemlich umfangreiche Materie übersichtlich darzustellen. Ein Anhang mit Vordrucken für öfter notwendige Anfragen und ein ausführliches Register vervollständigen das Werk.

St. Gabriel/Mödling bei Wien Klaus Klostermaier S. V. D.

Aszetik

Der Mann der Schmerzen. Fastenlesungen von A. M. Rathgeber. (280.) Augsburg, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 8.50.

Diese Lesungen stellen in ihrer ungekünstelten, meisterlichen Einfachheit dem Betrachtenden in ergreifender Weise den Mann der Schmerzen vor Augen. Das Buch andächtelt beileibe nicht, sondern betrachtet und betet höchst aktuell.

Linz. a. d. D. Rudolf Göbl

Ave Maria. Von Dr. Johann Nicolussi. (158.) Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 15.—.

Das Ave Maria und der Rosenkranz finden in dem Büchlein eine das Frömmigkeitsleben fördernde Ausdeutung. Die Schrift könnte für die Maiandacht gute Dienste leisten, auch zur Lesung.

Linz a. d. D. Heinrich Mayrhuber

Moses im Glanze des Erlösers. Von Albert Ohlmeyer. (219.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Leinen DM 12.80.

Der gelehrte Benediktinerabt der Abtei Neuburg bei Heidelberg schöpft seine Betrachtungen aus der Hl. Schrift und den Kirchenvätern. So ersteht die Persönlichkeit des Moses als Volksführer und Vorbild: ansprechend und lebensnahe. Wer als Priester, Ordensmann oder Laie diese zwanzig, mit zügigen Titeln versehenen Kapitel durchbetrachtet — und nur dazu sind sie geschrieben, nicht aber zum wissenschaftlichen Studium —, der lernt alttestamentliche Heilsgeschichte, neutestamentliche Zeitgeschichte und Gegenwart als Urbild, Erfüllung und Vorbild begreifen. Freilich wäre zu wünschen, daß nicht bloß Reifung und Berufung des Moses, sondern auch Auszug aus Ägypten und Wüstenwanderung in den Kreis der Betrachtungen hineingenommen

wären. Auch in der Allegorie geht der Verfasser, wohl in der Gefolgschaft der Väterexegese, hie und da etwas zu weit, so daß es manchmal „nicht jedem leichtfallen wird, dem christologischen Sinn nachzugehen und zuzustimmen" (S. 54). In der Psalmenzitation (z. B. S. 119) spräche eine Übersetzung nach dem Psalterium Pianum den Betrachter mehr an.

Stift St. Florian (OÖ.) Dr. Johannes Zauner

Geheimnis der Gottesfreundschaft. Betrachtungen über das innere Leben für alle Tage des Jahres. Von P. Gabriel a S. Maria Magdalena O. C. D. Erster Band: Vom ersten Sonntag im Advent bis Karsamstag. (518.) Leinen DM 17.80. — Zweiter Band: Vom Ostersonntag bis zum neunten Sonntag nach Pfingsten. (XII u. 432.) Leinen DM 16.80. Freiburg, Verlag Herder.

An Betrachtungsbüchern gibt es eine reiche Auswahl; sie unterscheiden sich durch ihre besondere Zielsetzung, durch Auswahl und Verteilung des Stoffes, durch die Betrachtungsmethode, durch Anwendungen für bestimmte Menschengruppen, wie Priester, Ordensleute, Laien. Die Eigenart des vorliegenden Buches ist gekennzeichnet durch Titel, Untertitel und eine dankenswerte Einleitung. (Durch solche Vorreden und Geleitworte würden manche Fehlurteile und schiefe Kritiken leicht vermieden werden.) Bewußt ist das Buch ausgerichtet auf die Pflege des inneren Menschen; durch ernste Übung des betrachtenden und beschaulichen Gebetes soll die Seele zum vertrauten Umgang mit Gott geführt werden, damit die heute so stark hervorgehobene apostolische Tätigkeit nicht in Äußerlichkeit und Betriebsamkeit ausarte. Es bedient sich der theresianischen Betrachtungsmethode, deren Ziel es ist, „den Seelen zu einer höchstmöglichen Gottesfreundschaft zu verhelfen". Innigste Verbindung der Seele mit Gott, die nur durch ernstes innerliches Gebet erreicht werden kann, ist das Ziel der karmelitischen Frömmigkeit. Gott soll in den Mittelpunkt des ganzen Lebens gestellt und der Weg zu einem kontemplativen Leben gezeigt werden. Nicht nur Verstand und Wille sollen erfaßt, sondern auch das Gefühl zum Mitschwingen gebracht werden.

Der Verfasser, Professor an der Theologischen Fakultät der Unbeschuhten Karmeliten in Rom, der auch jahrelang an der praktischen Ausbildung der Ordensjugend gearbeitet hat, bringt alle Vorbedingungen, ein solches Buch zu schreiben, mit: gründliche aszetische und theologische Kenntnisse, ein tiefes Eindringen in den Geist und die Geschichte des Karmeliterordens, seiner Stifter, Reformer und Heiligen. Nach seinen Anweisungen wurde das Buch von den Karmeliterinnen in Rom zusammengestellt und vom Karmel in Mayerling übersetzt.

Der gesamte Stoff des sittlich-religiösen Lebens ist auf das ganze Kirchenjahr aufgeteilt, das Gerippe bilden die Sonn- und Feiertage; um sie gruppieren sich die einzelnen Glaubens- und Sittenlehren. Alles Notwendige ist da hineingearbeitet; das Leben Jesu, Mariä und der Apostel, die gesamte Theologie, auch die mystische und aszetische, die Sakramente, das Gebet, die Eucharistie, die Gelübde, die Letzten Dinge, die Tugenden und Fehler, alles wird an irgend einer passenden Stelle behandelt. Die einzelnen Betrachtungen leiten wirklich zum Beten an, sie bestehen aus einer Vergegenwärtigung Gottes im Anfang und einer Zwiesprache am Ende in Form eines Gebetes, die Mitte wird gebildet durch zwei Lesungen, an denen sich die Liebe entzünden soll.

Die einzelnen Betrachtungen sind überreich durchsetzt mit Zitaten, wörtlich und dem Sinne nach geboten, aus der Heiligen Schrift, aus älteren und neueren Geistesmännern, vor allem aber aus den Schriften der Karmeliterheiligen. Ob nicht gerade darin eine gewiße Gefahr der Unwahrhaftigkeit oder auch der Selbstgefälligkeit liegt? Wohl nur wenige werden diese oft so liebeglühenden Gebete ehrlich nachsprechen, die Gefühle einer oft bis an die äußerste Grenze gehenden Selbstverachtung nachempfinden können.

Das Buch ist für Priester und Ordensleute, aber auch für Laien bestimmt. Von der direkt apostolischen Tätigkeit ist darin weniger die Rede, aber es wird allen Benützern heilsam sein, wieder einmal nachdrücklich auf die Quellen aller Apostolatsarbeit hingewiesen zu werden. Und wenn man heute vor allem auf die Heilige Schrift als Betrachtungsbuch hinweist, so hat das gewiß seine Berechtigung; doch besteht auch eine Gefahr, daß manche einfache Seelen über einen bestimmten Gesichtskreis

und gewisse Lieblingsgedanken nicht hinauskommen. Darum werden solche Betrachtungsbücher, die den Stoff über das ganze Jahr verteilen, auch immer noch ihre Berechtigung behalten.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Heiligkeit — heute? Eine Analyse der religiösen Situation unserer Zeit von Pierre Blanchard. Übersetzt von H. Salinger. (280.) Freiburg 1956, Verlag Herder. Leinen DM 12.50.

Das Buch bietet wahrhaftig keine leichte Lektüre. Nicht nur die Gestalten dieser modernen Menschen, sondern auch die französisch überspitzte Art, zu denken und zu schreiben, könnte einen abschrecken, sie zu versuchen. Trotzdem wird man von der These des Verfassers gefesselt und möchte ihr nicht ungern zustimmen. Unsere Zeit, die den Zusammenbruch so vieler Werte erlebt hat, ist von einem geheimnisvollen „Heimweh nach Heiligkeit" ergriffen. Das Sinnbild des modernen Menschen ist wirklich der mit Gott und um Gott ringende Mensch. Der Verfasser stellt in verschiedenen Persönlichkeiten unserer Zeit, wie Jacques Rivière, Simone Weil, Saint-Exupéry und anderen, die verschiedenen Phasen dieses geistigen Ringens dar. Er kommt zu dem Ergebnis: „Die einzige Chance des modernen Menschen ist die Heiligkeit. Könnte er das doch begreifen." Man möchte nur wünschen, daß die Diagnose recht gestellt ist.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Frömmigkeit und Gnade. Von August Adam. 2., neubearbeitete und verbesserte Auflage. (148.) Würzburg 1957, Augustinus-Verlag. Leinen DM 6.80.

Die christliche Frömmigkeit lebt in der Spannung zwischen der göttlichen Gnade und der menschlichen Eigentätigkeit. „War in der Vergangenheit eine besondere Hervorhebung der religiösen Eigenverantwortlichkeit notwendig, so kann heute einer veränderten Front gegenüber das Übernatürliche und Gnadenhafte jedes sittlich-religiösen Tuns gar nicht deutlich genug betont werden" (S. 17). Auf diesem Grund zeichnet der Autor in zehn volkstümlichen Vorträgen, die als Vorbereitung auf das Fest des hl. Joseph, des „gerechten", das heißt heiligen Mannes gehalten wurden, das Wesen der christlichen Heiligkeit. Diese besteht nicht in außerordentlichen Begnadigungen (Wunder u. ä.), nicht in heuchlerischer Scheingerechtigkeit, äußerer Buchstabengerechtigkeit und hochmütiger Selbstgerechtigkeit, sondern in der Liebe zu Gott, die sich in der Gleichförmigkeit des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes auswirkt. Die Grundlage für diese Liebe ist die Gotteskindschaft, deren Äußerungen im Gebet und in der Nächtenliebe liegen. Die Darstellung ist theologisch gut fundiert, anschaulich und lebendig.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Das Heilige den Heiligen. Erwägungen über das Priestertum von Anton Albert S. J. (128.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Geb. DM 5.80, kart. DM 4.40.

Dieses Bändchen enthält dreiundzwanzig kurze, aber inhaltsreiche Betrachtungen, die trotz ernsthafter Besinnung auf die priesterliche Würde und Verantwortung immer auf einen ermutigenden und freudigen Akkord abgestimmt sind. „Mich traf das Los", „Cordis intima", „Das Blut schreit", „Das rote Meßgewand", das sind Überschriften, die auf Originalität des Schreibers schließen lassen und ebenso auf seine Begeisterung, von der man sich gerne erfassen läßt. Man folgt ihm gerne und versteht ihn auch, wenn er einmal sagt: „Nicht ein Bruder, sondern Gott und Erlöser, der hier erschlagen und gemordet wird" (S. 72). Besonders vielbeschäftigten Seelsorgepriestern sei dieses gedankenreiche und anregende Betrachtungsbüchlein empfohlen.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Priesterliche Existenz. Von Michael Pfliegler. Vierte Auflage. (442.) Wien-Innsbruck-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 96.—, DM u. sfr 16.—.

Wir haben der ausführlichen Besprechung dieser „Typologie aus der priesterlichen Existenz" (diese Zeitschrift, Jg. 1953, S. 135 ff.) nichts Wesentliches hinzuzufügen. Das Buch hat im In- und Auslande die verdiente Beachtung gefunden und liegt nun bereits in vierter Auflage vor. Dazu kommen Übersetzungen in fünf Weltsprachen. Wir dürfen es ruhig unter die Standardwerke über das Priestertum einreihen. Kein Priester, besonders kein jüngerer, sollte an ihm vorübergehen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Vor dem Angesicht des Herrn. Priesterliche Besinnung. Von Abbé Gaston Courtois. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. II/Teil 3—4. (409.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 92.—, DM 15.—.

Das schon weit verbreitete und von vielen Priestern geschätzte neuartige Betrachtungsbuch wurde in dieser Zeitschrift schon wiederholt gewürdigt. Über den inneren Wert und Gehalt dieser Betrachtungen ist sich die Kritik einig. Sie eignen sich vor allem für Einkehrtage, aber auch für die Besinnung des Priesters am Morgen. In dem vorliegenden repräsentativen Leinenband, der auch für Geschenkzwecke geeignet ist, sind die bisherigen Einzelbändchen 3 und 4 zusammengefaßt.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Pädagogik und Katechetik

Grundsätze katholischer Schulpolitik. Herausgegeben vom Bund katholischer Erzieher. (Band II der „Dokumentation katholischer Erziehung".) (320.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Halbleinen DM 12.—.

Das vorliegende Buch stellt eine Gemeinschaftsarbeit namhafter Vertreter des deutschen Katholizismus dar, die zu Grundfragen katholischer Schulpolitik ausführlich Stellung nehmen. Eine gewisse Uneinheitlichkeit im Aufbau des Werkes sowie eine Verschiedenheit in den Auffassungen ist hiedurch naturgemäß bedingt.

Das Buch spricht in seinen Beiträgen (sachlich gruppiert):

1. über die Grundlagen aller kirchlichen Arbeit an der Jugend überhaupt: „Christus, die Kirche und das Kind"; „Das katholische Erziehungsziel"; „Erziehung im Gewissen"; „Recht und Pflicht des Lehrers";
2. über die nach kirchlicher Auffassung geprägte Schule: „Zur Geschichte der Bekenntnisschule"; „Die katholische Schule";
3. über das Schul- und Erziehungsrecht des Staates: „Das Grundrecht der freien Schule"; „Das Recht des Kindes und der Eltern"; „Das Erziehungsrecht des Staates und seine Grenze";
4. über das „Verhältnis von Elternhaus und Schule";
5. über das „Wesen der Schulpolitik".

Auf den Seiten 274—286 wird unter dem Titel „Zusammenfassung" jedem Beitrag der Autoren noch ungefähr eine Seite zur Verfügung gestellt, worin das Wesentliche der im vorhergehenden Buchtext gebotenen umfangreicheren Beiträge auf wenige Zeilen konzentriert wird. Wie die soeben skizzierte Übersicht erkennen läßt, werden in den „Grundsätzen katholischer Schulpolitik" tatsächlich grundlegende Themen zur Sprache gebracht. Was auffällt, ist das Ringen um die Stellung des Gewissens in Erziehung, Recht und Politik. Wie es scheint, wird der Primat des subjektiven Gewissens zu stark betont, der — logisch zu Ende gedacht — praktisch zu einer Verneinung auch der kirchlichen Erziehungs- und Schulorganisation führen muß. Denn in der katholischen Kirche gilt, wie es Josef Grub in seinem Beitrag „Elternhaus und Schule" (S. 286) formuliert: „Die katholischen Erziehungsberechtigten sind nach eindringlichen Bekundungen des kirchlichen Lehramts und des kanonischen Rechts im Gewissen verpflichtet, ihre Kinder Schulen anzuvertrauen, in denen nach den Grundsätzen der katholischen Religion unterrichtet und erzogen wird". Wenn man einen Satz wie den von Paul Fleig (S. 289): „Die Freiheit des Gewissens ist die höchste, die unabdingbare Freiheit; ihre Verweigerung, ihre Beeinträchtigung raubt dem Menschen seine Menschlichkeit" nach den möglichen Konsequenzen insbesondere für das praktische Leben, das notwendigerweise auf gewissen einheitlichen Auffassungen basieren muß, durchzudenken versucht, kann man ihn, so wie er hier formuliert ist, schwerlich akzeptieren. Hat auch ein völlig perverses, asoziales Gewissen ein Recht auf Beachtung und muß es gleichgewertet werden dem lauteren, richtigen Gewissen? Es ist doch ein anderes, rein subjektiv hinsichtlich persönlicher Schuld- oder Verdienstzurechnung auch den mit sicherem irrigem Gewissen Handelnden zu entlasten, und wieder ein anderes, zu behaupten, jeder hätte ein Recht, daß nach seinem grundsätzlich irrtumsfähigen und oft auch irrenden Gewissen sich das Verhalten der Umwelt zu richten habe.

Nicht die Freiheit, auch zu irren, scheint die höchste Freiheit (eine solche ist vielmehr ein bedauerliches Versagenkönnen), sondern die Möglichkeit, das objektiv Richtige zu tun. Sonst müßte man jede Gewissensverpflichtung, von der die Kirche eindeutig spricht (vgl. etwa CIC, Can. 1323, 1324, 1325, 1335, 1372), als eine „Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit ansehen, die dem Menschen seine Menschlichkeit raubt". Da das Gewissen erfahrungsgemäß nicht immer richtig und überdies keineswegs bei allen Menschen gleichgerichtet ist, kann es schon aus logischen Gründen nicht als solches schlechthin Maßstab für die objektive Lebensordnung sein. Wenn schließlich, um von anderem zu schweigen, das Recht auf das freie Gewissen so sehr zugunsten des Kindes betont wird, kann man da nicht zumindest die Frage aufwerfen, ob nicht das Gewissen des Lehrers ebenso unantastbar ist und ob nicht dem Gewissen einer reifen und bewährten Lehrerpersönlichkeit mehr Gewicht zuzusprechen ist als dem Gewissen eines noch unentwickelten Kindes? Es scheint, daß die Frage der Gewissensfreiheit überhaupt noch zuwenig durchleuchtet wurde, um so weittragenden Folgerungen, wie sie das Buch zieht, ohne Vorbehalt zustimmen zu können.

Das letzte Kapitel des Buches „Was nun?" — „Vom Wesen der Schulpolitik" erweckt den Eindruck, daß es von Vorteil gewesen wäre, den Begriff Schulpolitik zu definieren, um Sätze besser zu verstehen wie den folgenden: „. . . daß Erziehung ihren Kern im Gewissen hat und aus der Politik herausgenommen sein muß, daß der Begriff Schulpolitik zwei wesensfremde Elemente enthält, deren Trennung wesensnotwendig ist" (S. 305). Oder: „Schulpolitik ist uns auf keinen Fall Selbstzweck, nur das von außen aufgezwungene Mittel, den Boden der Freiheit für die Erziehung im Gewissen zu schaffen. Die Schulpolitik hat als Ziel, die Schule aus der Politik herauszuholen und herauszuhalten. Ihr Sinn ist es, sich selbst zu beseitigen und aufzuheben" (S. 306).

Es ist dem Rezensenten nicht möglich, hierin dem Autor zu folgen. Er sieht in der Politik — wesensmäßig betrachtet — nicht den Mißbrauch irgendeiner sozialen Machtstellung, wie er leider in jeder Institution zu finden ist, sondern das vom positiven Recht nicht vorbestimmte zweckgerichtete Handeln des Staates zur Verwirklichung des ihm anvertrauten Allgemeinwohls. Daß solches politisches Handeln im Widerspruch zu einer sittlichen Ordnung stehen müsse, ist durchaus nicht einzusehen. Im Gegenteil ist es doch wohl gut und notwendig, daß sich die Politik eben als Schulpolitik der berechtigten und dauernden Anliegen der Kinder, Eltern Lehrer, der gesellschaftlichen Verbände, der Kirchen und des Staates sowie der Völkergemeinschaft tatkräftig annehme. Daß der Begriff Schulpolitik zwei wesensfremde Elemente enthalte (wie kann etwas gegen sein Wesen existieren? Schulpolitik ist aber nun doch eine Tatsache!) und darum die Aufgabe habe, sich selbst zu beseitigen, scheint in dieser Allgemeinheit nicht zuzutreffen. Werden die zitierten Ausführungen nicht auf eine mißbräuchliche Politik, sie mag ausgehen von wem immer, bezogen, müßten sie als eine zumindest äußerste Reserviertheit gegenüber der Staatsgewalt bzw. ihren Trägern und Gestaltern gedeutet werden. Es ist aber glaubhaft, daß es auch eine sehr zu bejahende und zu fördernde Schulpolitik gibt.

Der Tenor des ganzen Buches, das freilich nicht immer sehr leicht lesbar geschrieben ist, zeugt jedenfalls von dem Ernst, mit dem die Autoren versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen und auch schwierigen Problemen, wie dem der Gewissensfreiheit und ihrer Bedeutung für Schule und Erziehung, nicht aus dem Wege zu gehen. Wer sich von Berufs wegen mit Schulfragen und christlicher Erziehung zu befassen hat, kann aus dem Buch viele Anregungen schöpfen. Und auf das eigene Durchdenken der schwierigen Fragen kommt es ja vor allem an.

Linz a. d. D. Dr. Wilhelm Sacher

Laien im Dienste der Verkündigung. Laienmitwirkung an der Lehraufgabe der Kirche. Von Hans Heimerl. (164.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 44.—.

Der Verfasser unternimmt es, in diesem Buch die kirchenrechtliche Stellung der Laien als Mitwirkende bei der Erfüllung der der ecclesia docens obliegenden Aufgaben des kirchlichen Lehramtes aufzuzeigen. Nach einem „Allgemeinen Teil" über das kirchliche Lehramt (S. 1—33) spricht der Autor im „Speziellen Teil" (S. 34—156) zuerst von der Laienmitwirkung in der religiösen Unterweisung der Kinder durch die Eltern, die Stellvertreter der Eltern (Vormund, Erzieher und Lehrer) u. a.

Man muß dem Verfasser Dank wissen für seine Bemühung, das heute gewiß aktuelle Thema des Einsatzes von Nichtklerikern im kirchlichen Lehrdienst zusammenfassend und grundlegend zu behandeln.

Nicht ganz durchsichtig ist allerdings, warum unter dem Titel der kirchlichen Glaubensverkündigung (worunter doch die Vermittlung der Wahrheiten des katholischen Glaubens- und Lehrgebäudes zu verstehen ist) auch die Frage der christlichen Erziehung, die eine selbständige Funktion darstellt, behandelt wird. Gewiß lassen sich Erziehung und Lehre vor allem in der Praxis nicht vollständig trennen, systematisch-wissenschaftlich müssen sie aber unterschieden werden. Bei den Eltern z. B. wird man wohl die christlich-pädagogische von der theologisch-kerygmatischen Tätigkeit abheben müssen. Und ein Dienstherr oder Pate ist zumindest als solcher kein Vermittler von Glaubenswahrheiten oder sonst ein Träger kirchenamtlicher Lehrtätigkeit.

Es wird ferner zu unterscheiden sein zwischen der bewußten Vermittlung kirchlicher Lehrinhalte im Sinne eigentlicher Lehrtätigkeit und der Weckung bzw. Förderung religiöser Überzeugung oder Gesinnung bei anderen durch Bekundung der eigenen Glaubenseinstellung, auch wenn diese sich im Rundfunk oder Film kundtut. Eine schärfere Fixierung des Themas sowie eine gründlichere Klarstellung der Begriffe Verkündigung, Laie, Lehraufgabe der Kirche wäre wünschenswert gewesen. Interessant und aufschlußreich ist die Darstellung über die Missio canonica. Wie auch sonst sind die Ausführungen mit Angaben über Quellen und Literatur in Form von Anmerkungen versehen.

Bei einer Neuauflage würde es sich vielleicht empfehlen, einige Formulierungen zu überprüfen, z. B. „Die Offenbarung gelangt zu den Menschen also nicht unmittelbar durch die von Gott selbst ausgestellte Urkunde der Hl. Schrift" (S. 11). — Oder: „Dieses (das autoritative Lehramt) verkündet das Wort Gottes unfehlbar, zu jeder Zeit, lebendig, katholisch-allgemein, öffentlich im Namen Gottes Unterwerfung fordernd" (S. 11). Zumindest müßte deutlicher auf den Unterschied von ordentlichem und außerordentlichem Lehramt, den Träger der Lehrgewalt für die Gesamtkirche und für einzelne Kirchenteilgebiete (z. B. Diözesen) hingewiesen werden. — Oder: „Zusammen mit dem Apostolat des guten Beispiels ist da das rechte Wort zur rechten Zeit eine äußerst wirksame Art der Verkündigung der Wahrheit Christi" (S. 142). Hier von einer Mitwirkung der Laien am Lehramt der Kirche zu sprechen, erscheint etwas weit hergeholt.

Diese Bemerkungen können und sollen jedoch die anerkennenswerte Tatsache nicht verdunkeln, daß das Buch, wie bereits eingangs erwähnt, zusammenfassend über die Möglichkeiten spricht, die heute für die Laien gegeben sind, an der Lehraufgabe der Kirche mitzuwirken. Dies ist um so mehr zu begrüßen, als sich in deutscher Sprache über dieses Thema wenig kirchenrechtliche Literatur vorfindet.

Linz a. d. D. Dr. Wilhelm Sacher

Handbuch zum katholischen Katechismus. Herausgegeben von Franz Schreibmayr und Klemens Tilmann unter Mitwirkung von Hubert Fischer und Jan Wiggers, mit Beiträgen von Albert Burkart zu den Bildern. Band III: Vom Leben nach den Geboten Gottes. Von den letzten Dingen. Erster Halbband: Lehrstücke 91 bis 113. (VIII u. 308.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Halbleinen DM 12.50; für Mitglieder des Katechetenvereins DM 10.80.

Es mag selbst für den erfahrenen Katecheten schwer sein, den neuen deutschen Katechismus zur Richtschnur seiner Katechesen zu machen. In den letzten Jahren ist aber eine Reihe Schriften zur katechetischen Unterweisung erschienen, welche die Arbeit des Katecheten leichter machen sollen. Unter diesen Werken nimmt das Handbuch für den katholischen Katechismus einen führenden Platz ein. Band I ist schon früher erschienen. Mit Rücksicht auf den deutschen Lehrplan haben sich die Herausgeber entschlossen, zuerst Band III folgen zu lassen und im Anschluß daran Band II.

Auch Band III erfüllt alle Erwartungen, die man in ihn gesetzt hat, er bringt eine ganz große Fülle von Anregungen und Beispielen für das Leben unter den Gesichts-

punkten: Zum Lehrgut — Blick auf das Kind — Zur Betrachtung und Selbstbesinnung — Zum Bild — Aufteilung des Lehrgutes — Ziel — Katechese — Kurzkatechese. Man wird selbstverständlich dem Zweck des Buches nicht gerecht, wenn man es nur flüchtig durchliest, sich ein paar Geschichten und Anregungen merkt oder es gar nur zum Vorlesen benützt. Das Handbuch verlangt vom Katecheten intensive schöpferische Arbeit. Man benütze es für einige Zeit als Betrachtungsbuch, wähle für die eigene Schule aus, unterstreiche, klammere ein und ergänze durch eigene Erfahrungen. Das Handbuch ist für jede Schultype geeignet: für die einklassige Schule ebenso wie für die Unterstufe der Mittelschulen.

Die Gesamtschau des Katechismus ist in diesem Bande meisterhaft herausgearbeitet. Der Geist der Kindschaft Gottes öffnet dem Christen Blick und Herz für die Herrlichkeit des Reiches Gottes und für die Ordnung in dieser Welt. Der Mensch darf mitwirken an der großen Idee Gottes: an der Beseligung der Vernunftgeschöpfe. Die Sittenlehre ist nicht an starre Gesetze gebunden. Der Gedanke: Was will Gott in diesem Augenblicke von mir? wird den Menschen seine Pflichten viel eher und leichter erfüllen lassen, als das bloße Gebot oder Verbot. Gott liebt die Menschen, und darum sorgt er auch für sie und zeigt ihnen die sittliche Ordnung. Diese Liebe verlangt Gegenliebe, und wer liebt, hält die Gebote und bringt die Opfer, die nun einmal das Gebot verlangt, gerne und freudig. Die christliche Sittenlehre ist keine bloße Ethik, sondern die praktische Anleitung für das Leben des Christen in der Welt. Glauben und beten und aus diesem Glauben leben soll das Ziel der Katechese sein. Die Bewährung aus der Gottesliebe ist viel wichtiger als moralische Belehrung. Nicht unerwähnt sollen bleiben die kurzen, aber sehr wertvollen methodischen und pädagogischen Bemerkungen am Schlusse der Katechesen.

Wenn auch der österreichische Katechismus mit dem deutschen in der Einteilung nicht übereinstimmt, so werden wir doch dieses Meisterwerk katechetischer Einführung gut verwenden können.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Nehmet hin und esset. Ein Religionsbuch für den Erstkommunionunterricht von Heinrich Schäffler und Liselotte Bencker. Mit Bildern von Franz Friedrich. (106.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Halbleinwand DM 4.50.

Die Verfasser wollen diesen Erstkommunionunterricht verwendet wissen in der Hand der Kinder selbst, aber auch als Hilfsmittel in der Hand der Eltern. Für diesen zweiten Zweck sind im Anhang auch Bibelstücke, Gebete und Lieder beigegeben.

Die Darbietung ist gut; ihr schließen sich Merksätze und Vorsätze an. Es wird betont, daß man sich in Schriftzitaten, Formulierungen, Bezeichnungen der Teile der heiligen Messe an die Terminologie des neuen Deutschen Katechismus angeschlossen hat (S. 96, 101). Die Zeichnungen ließ ich von einem akad. Maler beurteilen, der sie als gut bezeichnet hat; sie sind zum Anmalen bestimmt.

Für die oben angegebenen Zwecke wird das Buch eine willkommene Gabe sein. Wenn der Erstkommunionunterricht vorverlegt wird, bietet sich zuviel Stoff. Auch wird in Diözesen, wo der Deutsche Katechismus nicht eingeführt ist, die Formulierung der Merksätze ein Hindernis des Gebrauches sein, weil sich die Kinder dann in verschiedenen Formulierungen den Inhalt merken sollen.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

In jenen Tagen. Die Geschichte von dem Jungen, der die zwei Fische und fünf Brote brachte. Von Fritz Mühlenweg. Mit Bildern von Elisabeth Mühlenweg. (52.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Pappbd. DM 4.80.

Fritz Mühlenweg schildert das Leben des kleinen Achim, der hie und da schon auf dem Felde oder beim Fischen helfen muß, der mit seinem jüngeren Bruder Michael spielt oder sich zankt, wie alle Buben es tun. Dieser kindliche Alltag wird sehr ruhig und etwas breit dargestellt. Aber zum Schlusse steigert sich die Dramatik der Erzählung zum tiefen Erleben der Begegnung mit Jesus beim Wunder der Brotvermehrung, in dessen Mittelpunkt Achim plötzlich gestellt ist. Besonders ergreifend ist der Bund, den Jesus mit Achim und Michael schließt, der Bund im Zeichen des Brotes: „Er soll es essen und dabei meiner gedenken. Dann gilt der Bund... Von heute an gehören wir zusammen."

Dieses Erlebnis kann Kinder und Jugendliche, die noch in Ruhe lesen und sich dem Geschehen öffnen können, bis ins Herz hinein packen. Für solche Leser möchte ich das Buch sehr empfehlen.

Garsten (OÖ.) Joh. Silberhuber

Biographien

Leben und Wirken des seligen Hartmann, Bischofs von Brixen (1140—1164.) Von Dr. Anselm Sparber C. R. A. (141.) Mit 8 Abbildungen. Institutum historicum des Augustiner-Chorherrenordens, Stift Klosterneuburg, NÖ. Leinen S 60.—.

Propst Gebhard Koberger, Generalabt der österreichischen Kongregation der Augustiner-Chorherren, hat nicht bloß die Chorherrenzeitschrift „In unum Congregati, Mitteilungen der österreichischen Chorherrenkongregation", die heuer im fünften Jahre erscheint, ins Leben gerufen, sondern auch das „Institutum historicum Ordinis Canonicorum regularium S. Augustini" gegründet, in dessen wissenschaftlichen Veröffentlichungen als 1. Band Sparbers Leben und Wirken des seligen Hartmann erschien. Dr. Anselm Sparber, Chorherr von Neustift und Theologieprofessor in Brixen, hat sich sein Leben lang mit dieser Materie beschäftigt und 1910 eine volkstümliche Lebensbeschreibung des seligen Hartmann und 1940 den lateinischen Text der Vita beati Hartmanni herausgegeben.

Hartmann war ein Glied jener großen Reformbewegung, die im 11. und 12. Jahrhundert die Klöster Österreichs erfaßte und mit neuem Geist und Leben erfüllte. Er war Chorherr von St. Nikola bei Passau, wurde 1122 als Domdechant zur Reform des Salzburger Domkapitels berufen und 1131 als Propst nach Herrenchiemsee beordert. 1133 übernahm er die Einführung der Augustinusregel bei den Chorherren in Klosterneuburg und kam schließlich als Bischof nach Brixen (1140—1164), in dessen Nähe er 1141 das Kloster Neustift gründete. Sein ungemein eifriges Wirken als Organisator des klösterlichen Lebens und als Oberhirte schildert Sparber in diesem Buche in schlichten, einfachen und klaren Worten, während er in den Anmerkungen reichlich Belege und den wissenschaftlichen Apparat bietet, so daß dieses Buch jeder Leser mit Nutzen in die Hand nehmen kann und auch der Wissenschaftler und kritische Forscher auf seine Rechnung kommt. Ausführlich, aber ohne Übertreibung berichtet der Verfasser über die Wunder des Seligen, über seine entschiedene Haltung im Schisma, die er auch dem Kaiser Friedrich I. gegenüber nicht verhehlte, und über die Anerkennung der Verehrung des Seligen durch die Päpste. Es wäre zu ergänzen, daß Pius XII. das Fest auch für die Lateranenser-Kongregation genehmigt hat. In der reichen Literaturangabe vermisse ich Mois Jakob, Das Stift Rottenbuch in der Kirchenreform des 11. und 12. Jahrhunderts, der auch wiederholt auf Hartmann zu sprechen kommt. Acht wertvolle Abbildungen beleben den Text.

Stift St. Florian Dr. Franz Linninger

Das Netz des Petrus. Von Peter Schindler. Aus dem Dänischen von Dr. Victor Waschnitius. (364.) Regensburg 1957, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 12.—, Leinen DM 14.—.

Hier hat ein dänischer Priester ein überraschend fesselndes Buch über die ersten 22 Jahre seines Lebens geschrieben. Priester und begabter Dichter zugleich, lebt er seit Jahren im Collegio Teutonico beim Campo Santo in Rom, und er hat uns hier etwas Einmaliges geschenkt: die Schilderung seines Weges vom Protestantismus in das „Netz des Petrus", zur katholischen Kirche und zum Priestertum. Mit verblüffender Offenheit und oftmals herzerquickendem Humor zeichnet er die Mentalität des Protestanten, das Menschliche und das Göttliche an der katholischen Kirche, wie er es in ihrem Zentrum Rom kennenlernte. Es wird damit niemand beleidigt, aber man lernt, so manches mit klareren Augen zu sehen. Gerade unsere realistische Zeit will Objektivität und rücksichtslose Wahrheitsliebe auch und gerade auf dem Gebiete der Religion. Uns Süddeutschen, besonders uns Priestern, kann es durchaus nicht schaden, wenn wir aus diesem Buche auch viel Gutes an jenem Teil der Christenheit kennenlernen, den wir oft so leicht mit dem einen Wort „Irrlehre, Häresie" abtun wollen. Peter Schindler hat ursprünglich protestantische und dann erst katholische Theologie

studiert und ist nach reiflicher Überlegung jenen Weg gegangen, den er schließlich als den richtigen erkannt hat.

„Jetzt stehe ich mit einem Tigersprung auf dem andern Ufer, und von hier soll mich niemand und nichts, auch kein defektes Manuskript mehr fortreißen", bekennt er gegen Ende seines Werkes (S. 328) einer protestantischen Miss, mit der er über ein theologisches Problem gesprochen hatte. Ich glaube, keiner meiner Mitbrüder würde es bereuen, für sich selber und seine Freunde dieses fesselnde Werk zu kaufen. Schenken sollen wir es allerdings nur solchen, die bereits einen etwas weiteren Bildungshorizont erreicht haben. Diese aber würden uns gewiß ehrlich dankbar sein.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Der Bischof mit seinen 150 Bräuten. Fünfzig Jahre als Missionar im Australischen Busch. Von F. X. Gsell. Die deutsche Übersetzung besorgte Lorenz Häfliger. (192.) 8 Bildtafeln. München, Rex-Verlag. Leinen sfr 9.50.

Der französische Herz-Jesu-Missionär und spätere Bischof von Darwin (Australien) Fr. X. Gsell schildert in diesem Buche seine Tätigkeit als Missionär in Australien. Gsell geht von den geographischen und ethnologischen Voraussetzungen seines Missionsgebietes aus. Dieses ist hauptsächlich Bathurst auf der Australien im Norden vorgelagerten Insel Island. Die Schwierigkeiten sind ungeheuer, die Gsell bei der Missionierung der Australneger gegenüberstehen. Da ist es das Nomadenleben, die Initiation der männlichen Jugend, wodurch der Jüngling rechtlich und innerlich dem Stamm verpflichtet wird, vor allem aber die Vielweiberei. Dem jungen Manne werden vom Stamme einige Frauen zugewiesen, aber nicht als Gattinnen. Deren sämtliche Töchter gehören dem Manne von Kindheit an als spätere Gattinnen. Zehn Jahre ist Gsell nur Kulturpionier. Vorerst gelingt es ihm, Buben an sich zu ziehen und der Initiation zu entreißen. Mädchen kann er nur dadurch gewinnen, daß er sie ihren Gatten als „seine Bräute" abkauft. So bringt er im Laufe der Jahre 150 solche „Bräute" zusammen. Buben und Mädchen werden getauft, christlich erzogen und werden dann später christliche Eheleute. Sie werden der Grundstock der blühenden Christengemeinde Bathurst. Gsell hatte unter unendlichen Opfern das bewerkstelligt.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Dr. C. Sonnenschein in Berlin. Aus dem Wirken des Weltstadtapostels. Von Maria Grote. (158.) Mit 5 Bildtafeln. Berlin 1957, Morus-Verlag. Geb. DM 6.80, kart. DM 4.80.

Am 20. Februar 1929 brach Dr. C. Sonnenscheins reiches Leben unvollendet ab. Im Trauerzug der 12.000 Berliner schritten Minister, Priester, Bettler, Kommunisten. Dr. Sonnenschein ist uns inzwischen ein Begriff geworden. Maria Grote, eine seiner langjährigen Mitarbeiterinnen, stellt uns noch einmal sein unvergeßliches Bild aus nächster Nähe vor die Seele. Sie schrieb nicht eine brave Biographie, angefangen etwa vom Urgroßvater, ihr Buch ist packende Reportage, zeigt erschreckend grelle Blitzlichter aus dem Schaffen und Raffen und Beten dieses „Managers Gottes". E. Dovifat schrieb das scharf profilierte Vorwort. Wen P. Lombardis Ruf „Tut etwas!" nicht erreicht, wer die täglichen SOS-Rufe gedankenlos überhört, weil er selber im warmen Neste sitzt, dem drücke man dieses Buch in die Hand. Das Beispiel kaum faßbarer Hingabe an eine bedingungslose Nächstenliebe wird ihm zur beständigen Beunruhigung seines Gewissens.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Ein edler Priestererzieher — Dr. Otto Lutz. Zum Gedächtnis für seine Freunde und Schüler. Von Friedrich Häußler S. J. (68.) Speyer, Pilger-Verlag. Brosch. DM 3.—.

Das Lebensbild des langjährigen Priestererziehers am Seminar zu Speyer wird in erster Linie denen Freude bereiten, die seine Schüler und Alumnen waren. Doch das kurze Lebensbild verdient über diesen engeren Kreis hinaus Beachtung, zeigt es doch — gerade in seiner schlichten Einfachheit —, worauf es ankommt im Priesterleben: die Größe, die in der Treue im Kleinen liegt! Denn das scheint hier das Zentrale zu sein: Ein hoch begabter, aber durch schwächliche Gesundheit in enge Grenzen gebannter Priester holt in stetiger Pflichterfüllung Tag für Tag aus seinem Leben das „kleine" Opfer, um es hineinzugeben in das „große" Opfer seines Herrn.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Viele reden — Einer ruft. Ein Selbstbekenntnis. Von Friedrich Könekamp. (175.) Trier. 15. Bd. der Kreuzring-Bücherei im Johann-Josef-Zimmer Verlag. Taschenbuchausgabe DM 1.90.

Ein moderner Augustinus schildert seinen Lebensweg, seinen Hader mit Gott, die innere Unruhe, die ständige Flucht vor sich selbst, wie alles Streben, Sinnen und Handeln immer wieder in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit endete. Die Stichworte: Kind aus einer Mischehe, Diaspora, Pubertät, Sportfex, Bekanntschaften, Kriegserlebnisse und Kameradschaft, Glaubenslos, Hochschulstudium, Selbstmordversuch, Nachkriegs-Revolutionär, Gründer der freien Volkshochschule, Linksredner in Studentenparlament und Wahlkampf, Enttäuschungen mit den verschiedensten liberalen Schulsystemen, Auslandsaufenthalte, in den Fängen von Schöngeisterei, Politik und Menschenvergötzung — zeigen den Weg dieses ruhelosen Geistes, bis er in einer Beichte Ruhe und innere Festigkeit findet. Eine ebenso interessante wie nützliche Lektüre.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Mein dreiunddreißigstes Jahr. Von Gerhard Fittkau. (340.) München 1957, Kösel-Verlag. Leinen DM 13.50.

Die schauerlichen Erlebnisse eines ermländischen Pfarrers, der neun Monate Zwangsverschickung in russische Gefängnisse und Lager, darunter Petschora, überstanden hat! So ziemlich alles hat er erfahren: den Gesinnungslumpen, der unter jedem Regime den Pfaffen die Schuld am Mißerfolg gibt, die bei längerer Gemeinschaftshaft zutage tretende Brutalität gegenüber den Anständigen, Schwächeren, das peinliche Erlebnis in Frankfurt (Oder) mit dem polnischen Franziskaner, den nach der Mehlspeise jammernden Wiener, den Hohn der Lagerleitung, welche den Häftlingen gratuliert, daß sie am Aufbau mitwirken dürfen, die Möglichkeit, selbst unter den feindseligsten Verhältnissen priesterliche Tätigkeit entfalten zu können, den Unterschied zwischen den christlichen Bekenntnissen einzuengen, wie Pastor Ebel zu seinen Mitgefangenen bemerkt: „Erst mußten die Russen kommen, damit wir wieder miteinander zu unserem gemeinsamen Herrn beten" (119). Dazwischen die wenigen Lichtblicke in den Beweisen wahrhaft christlicher Liebe, aber auch edler Menschenfreundlichkeit anscheinend überzeugt kommunistischer Atheisten. Wenn die Schilderung dieses Totentanzes, den 80 Prozent der Beteiligten nicht überstanden haben, dazu beiträgt, die Menschheit vom Wahnsinn des Krieges zu überzeugen, dann wurde dieses Buch nicht umsonst geschrieben. Aber leider...

Wien Dr. Adolf Kreuz

Ich springe über die Mauer. Zurück in die Welt nach achtundzwanzig Jahren Klosterleben. Von Monica Baldwin. Von der Verfasserin autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Margret Schuster und Hildegard Hachenburg. 3. Auflage. (320.) Heidelberg 1958, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 14.80.

Der Buchtitel ist Psalm 17, 30 entnommen: Per deum meum transilio murum (neue Übersetzung). Ein siebzehnjähriges Mädchen 1914 in einem strengen Klausurkloster verschwinden und 1941 mitten im Kriege wieder in diese Welt zurückkehren zu lassen, ergäbe ein dankbares Sujet für einen großartigen Roman. Die hohe Begabung des Dichters könnte sich allein schon in der Schilderung der Scheu und Unbeholfenheit im praktischen Leben, der „vollkommenen Atrophie ganzer Stücke ihres Wesens" (129), der Begründung für den Austritt aus dem Kloster, erst recht in der Auseinandersetzung mit den Formen des monastischen Lebens austoben. Doch Baldwins Buch ist nicht Roman, sondern Geschichte, die Autobiographie der Nichte des ehemaligen englischen Premierministers. Da genügen formalistisch-psychologische Kriterien nicht mehr. Das Buch ist spannend und wahr bis zur letzten Seite, jedoch nicht erbauend. Klösterliche Gebräuche und Einrichtungen schildert es in rein deskriptiver Form; gelegentlich eingestreute Erklärungen und Begründungen stehen in indirekter Rede und wirken kalt, unpersönlich und nicht selten ein wenig burschikos. Wer es nicht glaubt, lese die Ausführungen über die Ordensregel (S. 84 f.), das Partikularexamen (279 f.) u. a. Die Übersetzung ist ein Glanzstück; wenn aber eine Reihe fremdsprachlicher Zitate — meist gerade die Pointe des Ganzen — unübersetzt bleibt, ist dies zu bedauern.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

In sehr großer Freude... Dr. Ilse Hofer, ein rastloser Laienapostel. Von Elsa Engländer. (56.) Linz a. d. Donau 1958, Verlag Veritas. Brosch. S 4.—.

Das Lebensbild einer Berlinerin, die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren in Berlin und Graz, wo sie 1948 erst dreißigjährig starb, rastlos und vorbildlich als Laienapostel tätig war. Sie war auch die erste deutsche Frau, die das theologische Absolutorium besaß.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Verschiedenes

Wie die Kirche regiert wird. Papst, Kardinäle, Vatikan. Von Heinrich Scharp. (Herder-Bücherei, Bd. 40.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

In Zeiten großer Ereignisse, z. B. beim Tod eines Papstes und der Wahl eines Nachfolgers, und auch sonst beschäftigt viele Menschen in aller Welt die Frage: Wie wird die Kirche regiert? Darauf gibt das vorliegende Bändchen eine klare Auskunft. Die Kapitel: Der Papst und die Kardinäle, das Konsistorium, das Konklave, die Kongregationen, die Gerichtshöfe und die Ämter behandeln mehr die kirchenrechtliche Seite. Auch dem Außenstehenden wird klar, welche Bedeutung die einzelnen Ämter für die Verwaltung der Kirche haben, welche Entwicklung sie genommen haben und wie mit ihrer Hilfe der Papst trotz der weitverzweigten Regierungsgeschäfte die Leitung der großen Weltkirche fest und sicher in der Hand behalten kann. In der Folge erfährt man auch, wie das Tagewerk des Papstes im allgemeinen aussieht, was das Zeremoniell am päpstlichen Hof für die verschiedenen Anlässe vorschreibt und auch wie der souveräne Vatikanstaat, ohne Steuern einzuheben, seine großen finanziellen Ausgaben bestreiten kann. Dem Verfasser kommt dabei seine ausgezeichnete Sachkenntnis zugute, die er sich an Ort und Stelle aneignen konnte. So ist der Ton des Büchleins weit entfernt von einer juristisch trockenen Darstellung, er trägt vielmehr eine persönliche Note, welche die Lektüre angenehm und anziehend macht. Die vorliegende Ausgabe ist ein Abdruck einer schon früher erschienenen Arbeit. (Daher erklärt sich wohl die Bemerkung über den Titel eines römischen Grafen, S. 96, den es seit 1951 nicht mehr gibt; auch die Bemerkung auf S. 50, daß erst mit dem Krönungstag die Regierungszeit des Papstes amtlich zu zählen beginnt, ist etwas mißverständlich.) Schon wegen der Aktualität des Themas ist diesem Bändchen eine weite Verbreitung zu wünschen; man möchte es in der Hand jedes Rompilgers und überhaupt jedes Freundes der Ewigen Stadt und der Kirche wissen, nicht zuletzt, um so manche Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten über dieses Thema in Wort und Schrift auszuschalten, die immer wieder auftauchen.

Linz a. d. D. Dr. Peter Gradauer

Kleine Jakobsleiter. Geistliche Glossen, zweite Folge. Von Alfons Kirchgässner. (316.) Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 8.80.

Eine ernste Stellungnahme zum ständigen Problem der Kirche: Wie bringt man die Heilsbotschaft Christi an die Menschen heran? Welche Fehler begeht dabei die lehrende und die hörende Kirche? Manchmal etwas überspitzt in den Forderungen, gelegentlich auch etwas gesucht, aber immer zeitgemäß und aktuell.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Offene Fenster. Geistliche Glossen, dritte Folge. Von Alfons Kirchgässner. (235.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 8.80.

Kirchgässners „Geistliche Glossen" stiegen über die „Kleine Jakobsleiter" empor zu diesen „Offenen Fenstern", durch die ein bekannter Großstadtseelsorger den heutigen Menschen in Gottes Gedanken- und Wunderwelt blicken läßt, in eine Welt, die ganz und gar über unsere Natur hinausgeht. Die Luft, die uns aus diesen „Offenen Fenstern" entgegenschlägt, ist warm, rein, frisch, sie kommt aus einer anderen Welt. Und man muß sie langsam, an- und bedächtig einatmen. Durch diese „Offenen Fenster" läßt der Verfasser auch Gottes Wort reichlich an unser Ohr dringen. (Eine Neuauflage muß aber im Anhang unbedingt die Loci der zitierten Schriftstellen bringen!) Die meist dreiseitigen Aufsätze sind straff gegliedert, präzis formuliert, inhaltlich treffen sie ins Schwarze. Ihre Zusammenfassung in drei große Gruppen — „Gottes Wahrheit", „Recht leben" und „Mit dem Kirchenjahr" — ist mehr oder weniger willkürlich, es geht kein einheitlicher roter Faden durch das Ganze, es sind eben Glossen. Aber sehr wertvolle Glossen von tiefer Leucht- und Überzeugungskraft.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Nur das Mysterium tröstet. Von Karl Pfleger. (306.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 12.80.

Die Trostlosigkeit unserer Zeit mit ihrer grauenvollen Existenzangst, ihrem Totalitarismus, ihrer Technisierung des Lebens, ihrem Massenunglauben, ihrer menschlichen Vermassung überhaupt sieht Pfleger durch die metaphysische Entleerung verursacht. Der weltimmanente, verabsolutierte, nicht mehr gottbezogene Mensch verkennt die menschliche Realität in tragischester Weise und zerstört sich damit selbst. Nur das Mysterium tröstet: „Die von Gott selber vorgesehene und eingerichtete Kontaktstelle, wo die höhere Wirklichkeit, die göttliche Urwirklichkeit, in die niedere geschöpfliche Wirklichkeit eindringt, sie durchdringt, um sie, früher oder später, in steigendem Maße in sich selbst aufzunehmen und zu verwandeln" (S. 11).

In geistvollen Kapiteln werden die Kontaktstellen und die Kraftfelder dieser höheren Wirklichkeit — Inkarnation, Erlösung, Pfingststurm, ferngelenkte Kirche — abgetastet. Leider wurden dabei m. E. die Sakramente als spezifisch christliche Kontaktstelle zwischen Gott und Menschen zuwenig gewürdigt. In zahlreichen eleganten Literaturberichten, vorwiegend aus dem französisch-englisch-amerikanischen Raum, wird moderne Dichtung existentiell interpretiert und so dem Leser ein sehr wertvoller Einblick in das trostlose und trostvolle Denken unserer Zeitgenossen geschenkt. Es lohnt sich für jeden Seelsorger, diese sehr sachliche christliche Kulturkritik und Kulturphilosophie durchzustudieren.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Kaplan Klemens. Von Karel Mauser. Roman. Übersetzung aus dem Slowenischen von B. Strauß und G. Schmid. (347.) München, Rex-Verlag. Leinen DM 12.80, sfr 13.30.

Mausers „Kaplan Klemens" ist in etwa der slowenische „Pierre" in Cesbrons „Die Heiligen gehen in die Hölle". Mit kühler Besonnenheit, unter herbem Verzicht auf die Bindung an ein irdisches „Du" geht der junge oberkrainische Bauernbursch seinen harten Weg und erklimmt mit Gottes Gnade die Stufen des Altars. Bindung für Bindung löst er, um ganz frei zu sein für Gott und den Dienst an den Seelen. Freiheit für Freiheit gibt er hin, um sich ganz an Gott zu binden. Schon als Seminarist befaßt er sich mit den elenden Verhältnissen in einem Laibacher Barackenviertel. Er organisiert Hilfe. Nach einem kurzen Zwischenspiel erfolgreicher Kaplantätigkeit auf einem Dorfe geht sein Herzenswunsch in Erfüllung: er erhält die neugegründete Seelsorgestelle bei den Ärmsten in der Bannmeile Ljubljanas. Eine Welle glühenden Hasses schlägt dem Idealisten entgegen. Aber in langem, zähestem Ringen gegen Einsamkeit, Alkohol, Prostitution, Hunger und politische Verblendung gelingt es ihm, das Eis zu brechen und das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen.

Durch ein Wort der Heiligen Schrift, als Untertitel den einzelnen Kapiteln vorangestellt, wird jeweils der metaphysich-religiöse Hintergrund des vordergründigen Geschehens diskret, aber sehr wirkungsvoll beleuchtet. Somit bleibt dieser Priesterroman nicht im rein Menschlichen stecken, sondern zeigt den gott-menschlichen Charakter priesterlicher Wirksamkeit auf. Die flotte, bilderreiche Sprache, die starke Aufgliederung und der einfache, klare Aufbau bereiten Vergnügen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Natterngezücht. Roman von François Mauriac. Übertragen von Franz Schmal. (Herder-Bücherei, Bd. 4.) (164.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Kart. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Bernanos' „Tagebuch eines Landpfarrers" endet mit der optimistisch-gläubigen Feststellung: „Alles ist Gnade." Auch Mauriac zeigt hier den Sieg der Gnade über einen Menschen, dessen durch Haß und Mißtrauen verhärtetes Herz und durch zerstörerischen Geiz determiniertes Denken und Handeln den Titel „Natterngezücht" vollkommen rechtfertigt, der von sich selbst bekennt: „Mein Lebensinhalt ist Bosheit." Einsam, aller Güter entblößt, geschlagen von einem schmerzlichen Todesfall, findet er langsam den Weg zu Gott, und seine mit Galle geschriebenen Lebenserinnerungen münden aus in das gnadenhafte Bekenntnis: „. . .was meinem kranken Herzen so zusetzt, als müsse es brechen, ist jene Liebe, deren anbetungswürdigen Namen ich endlich kennengel. . ." Über diesem unvollendeten Satze starb der alte Mann. Mauriacs meisterhafte Charakterzeichnung ist eine herrliche Illustration zum Stillgebet des

4. Sonntag nach Pfingsten, an dem wir beten: „Zieh unseren Willen, mag er sich auch sträuben, gnädig hin zu Dir!"

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Sören Kierkegaard, Die Tagebücher. 1834—1855. Ausgewählt und übertragen von Theodor Haecker. Vierte Auflage. (664.) München, Kösel-Verlag. Leinen DM 19.50.

Die Auswahl, die Th. Haecker aus den umfangreichen, bis ein Jahr vor seinem Tod geführten Tagebüchern Kierkegaards getroffen hat, läßt einen Einblick tun in das Gefühlsleben, die geistige Entwicklung und das Heranreifen zum einflußreichen Schriftsteller, übergeht aber manche kritische Eintragung zur landläufig gelehrten christlichen Religion, z. B. die Ewigkeit der Höllenstrafe, so daß man aus manchen freundlichen Bemerkungen über Klosterleben und Ehelosigkeit sowie vielen, besonders in den späteren Lebensjahren zunehmenden abfälligen Urteilen über Luther eine Hinneigung Kierkegaards zum Katholizismus ableiten könnte, was den Tatsachen aber nicht entspricht. Ausführlich hat Haecker die Eintragungen wiedergegeben, welche sich auf Regina Olsen beziehen, die Kierkegaard am 2. 2. 1839 anspricht: „Du meines Herzens Herrscherin", die er wirklich liebte, von der er aber Ende 1841 nach Aufhebung der Verlobung sagte: „Sie war schön, aber diese Schönheit hat mich Tränen gekostet. Wenn ihr seelenvoller, lebensfröhlicher Blick dem meinen begegnete. . ., da ging ich hinaus und weinte bitterlich." Er war nicht imstande, sich mit ihr zu vereheichen, aber als sie 1847 einen anderen heiratet, schreibt er: „Infandum, Regina, jubes renovare dolorem." An sie denkt er noch kurz vor seinem Tode und sucht nach Gründen für die Aufhebung der Verlobung.

So zeigen die Tagebücher den für den Lebenskampf ungeeigneten Mann, der sich verpflichtet fühlt, gewissen Zeiterscheinungen schriftstellerisch entgegenzutreten, der es aber dann schwer trägt, wenn er Zielscheibe des Spottes der Presse ist wegen seiner dünnen Beine, den schlecht sitzenden Hosen. Nie konnte er den „Pfahl im Fleische", die vom Vater ererbte Schwermut, überwinden. Die Abneigung gegen das Christentum der Landeskirche, vertreten durch Grundtvig und Mynster, war so groß, daß er nie imstande war, ein kirchliches Amt zu bekleiden.

Das und vieles andere wird man dieser Auswahl entnehmen, bei deren Neuausgabe leider das Register weggefallen ist. Im Vorwort läßt Haecker Kierkegaard den Menschen in diesem Äon definieren: „Der Mensch ist als Geist angelegt." S. 603 dieser Ausgabe sagt aber Kierkegaard vom Weib, es sei „die Lust zum Leben", wogegen der Mann wesentlich darauf angelegt sei, Geist zu sein.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Vagabund der Nächstenliebe. Von Raoul Follereau Übertragen ins Deutsche von Liselotte Haerdtl. (216.) Mit Titelbild. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 10.80.

„Des hommes comme les autres" lautet der Titel des französischen Originals. Ob der deutsche Titel nicht einen zu persönlichen Akzent setzt, wie er diesem französischen Arzt als „Vater der Aussätzigen" nicht liegt? Follereau geht ganz im Dienste der Leprakranken auf. Er reist durch die Welt, um sie zu überzeugen, daß Lepra heilbar und die Ansteckungsgefahr bei weitem nicht so groß sei, wie wir unter dem Eindruck einer stets genährten Angst befürchten. Dieses Buch sollten wir einmal lesen, um zu spüren, mit wieviel Charme man Gott und seine Aussätzigen lieben kann. Keine Spur vom Krampf und Klügelei oder durchsichtiger Mache, sondern eine recht natürliche, manchmal sehr muntere und heitere, welterfahrene Erzählung der Erlebnisse!

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Geistliches Wörterbüchlein. Von Alfons Kirchgässner. (134.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Eine Inflation des gesprochenen und geschriebenen Wortes läßt heute vieles zu eitlem Geklingel und unverbindlichem, leerem Gerede werden, auch im Bereiche des Religiösen. Kirchgässners „Geistliches Wörterbüchlein" will angegriffenen Worten wieder neuen Glanz, leeren Worthülsen wieder Inhalt und Kraft geben, damit wieder ein voller Akkord auftönt, wenn wir Worte gebrauchen, wie z. B. Verkündigen, Bekennen, Opfer, Himmel, Herrlichkeit, Vorsehung, Gnade, Barmherzigkeit.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Guckloch zur Welt. Von Giovanni Papini. (213.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 9.80.

Dieses Werk, das im Italienischen den Titel „La Spia del Mondo" trägt, war 1956 kaum fertig, da riß der Tod dem greisen Dichter, der uns eine „Lebensgeschichte Christi", „Die Briefe des Papstes Cölestin VI. an die Menschheit" und 50 andere Werke geschenkt hat, die Feder aus der Hand. Der von der Übersetzerin Anna v. Nostitz gewählte deutsche Titel „Guckloch zur Welt" verrät den durch Weisheit des Alters und gnadenhafte Läuterung schier weltentrückten Standort des Dichters, von welchem aus er die Welt, Menschen, Zeit, Religion und sich selbst betrachtet und darüber seine geistvoll-frommen, skeptisch-kritischen, poetisch-ironischen Miniaturen schrieb. Sie sind scharf und präzis gestellte Diagnosen unserer Zeit. Papini nennt ihre Übel, erkennt ihre Ursachen und verschreibt durchaus brauchbare Rezepte zu ihrer Heilung. Dem gereiften Leser wird dieses köstliche Buch ungetrübte Freude und mannigfachen Nutzen bringen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Von der Kunst, Chef zu sein. Von Abbé Gaston Courtois. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. 2. Auflage. (192.) Wien, Im Verlag des Hilfswerkes für Schulsiedlungen. Kart. S 24.—.

Da es den Chef, „wie er im Buch steht", nicht gibt, bemüht sich Abbé Courtois, jene Männer, die das Leben an die Spitze eines Unternehmens geführt hat, mit diesem Büchlein die Kunst, „Chef zu sein", zu lehren. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Chefs auch die Zeit finden, die 654 guten Tips dieses Büchleins zu lesen und vor allen Dingen zu bedenken.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Berckers Katholischer Taschenkalender 1959. (252.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 1.90, Leder DM 3.80, Leder-Goldschnitt DM 4.20.

„Es war ein Wagnis, in unserer säkularisierten Zeit einen Taschenkalender herauszugeben, der eine Synthese von Religion und Alltagsleben erstrebt und verwirklicht." So schreibt der Verlag. Der Erfolg hat dem Wagnis recht gegeben. Warum soll man auch nicht den Menschen unserer Zeit einen Kalender in die Hand geben, der sie jederzeit an den Vorrang des Religiösen vor den weltlichen Geschäften erinnert? Der Inhalt ist, dem Zweck entsprechend, bunt gemischt. An der Spitze steht der religiöse Teil, dann folgt das Kalendarium, den Schluß bilden praktische Angaben, angefangen von den Postgebühren (S. 6 wäre hier die ČSR zu zu streichen!) bis zur Ersten Hilfe bei Unfällen und zu den Verkehrszeichen. Ein empfehlenswerter Begleiter durch das Jahr!

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Neues religiöses Kleinschrifttum

Wille, Wunder, Welt. Physikalisches Weltbild und christlicher Glaube. Von Wolfgang Büchel S. J. — **Ordnung ohne Freiheit.** Der dialektische Materialismus. Von Gustav A. Wetter S. J. Beide je 32 S. Kevelaer 1956, Verlag Butzon & Bercker. Je DM —.50.

Unter dem Titel „Entscheidung" gibt Alfonso Pereira S. J. eine Kleinschriftenreihe heraus, die führende Gelehrte zu ihren Mitarbeitern zählt und schon eine Anzahl wertvoller Beiträge aufweist.

Ist Willensfreiheit möglich? Sind Wunder möglich? Schöpfungsgedanke einst und heute? Auf diese Fragen, die heute für viele, besonders auch jugendliche Menschen, infolge der Begegnung mit naturwissenschaftlichen Theorien wieder brennend geworden sind, gibt hier der angesehene Pullacher Naturphilosoph Antwort. Es sind kurze Antworten, aber aus gründlichem Wissen und in erfreulich einfacher, klarer Sprache. Antworten, die wohl geeignet sind über die ersten Denkschwierigkeiten hinwegzuhelfen und Lust zu wecken, in der am Schlusse angegebenen Literatur sich weitere Belehrung zu holen.

Die zweite Schrift gibt einen Vortrag wieder, den der bekannte Professor am Päpstlichen orientalischen Institut zu Rom Gustav Wetter in Bonn gehalten und der uneingeschränkte Zustimmung der zahlreichen Zuhörer gefunden hat. In gedrängter

Form, ohne allzusehr zu vereinfachen und immer auf Allgemeinverständlichkeit bedacht, bringt er Darstellung und Kritik jener Weltanschauung, die trotz ihrer erschreckenden Auswirkungen seltsamerweise eine unheimliche Anziehungskraft auszuüben vermag. Diese Kleinschrift verdiente wirklich eine Massenverbreitung.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Adventsepistel. Von Heinrich Suso Braun. — **Der Schimmer von Bethlehem.** Von Joseph Bernhart. (Je 32.) (Sammlung Sigma.) München 1957, Verlag Ars sacra. Bibliophile Ausgabe, japanisch gebunden, mit farbigem Büttenumschlag und zweifarbigem Text auf Büttenpapier. Geschenkausstattung je DM 2.50.

Suso Brauns Adventsepistel tastet mehr an der menschlichen Oberfläche herum und befaßt sich mit den natürlichen Werten (Stimmung, Spiel, Tannengrün, Lichterglanz). Wir sind nicht „spielend Gott am nächsten" (S. 21), sondern wenn wir uns sakramental mit ihm vereinigen. Christliche Gottbegegnung geschieht auf wesentlich höherer Ebene als in Stimmung, Lichtzauber und Spiel, nämlich real-sakramental.

Joseph Bernhart versucht mittels einer schlichten Legende, die weltumwandelnde Macht der weihnachtlichen Gottbegegnung darzustellen. Er läßt aus einem häßlichen, ichverkrampften Hirtenmädchen durch die Einkehr der heiligsten Personen in seinem Stalle ein opferbereites, geläutertes, von innerer Schönheit strahlendes Gotteskind werden; die Analogie zu den Wirkungen der sakramentalen Einkehr ist leicht einzusehen.

Dein Weg zur Kirche. Von Friedrich Richter. II. Mit der Kirche leben. III. Leben aus der Gnade. IV. Die Gebote Gottes (Je 64.) Berlin, Morus-Verlag. Je Heft DM 1.50.

Hier schreibt ein Konvertit, der 25 Jahre evangelischer Pfarrer war, seinem Freund schlichte Briefe. Ihr Zweck ist nicht kämpferisch-apologetische Auseinandersetzung mit dem Protestantismus, sondern einfache positive Darlegung des katholischen Glaubens, die Zeile für Zeile die tiefe persönliche Überzeugung und das selige Glück über die Heimkehr des Verfassers in unaufdringlicher Weise dokumentiert. Heft II ist ein gedankentiefer Gang durch das Kirchenjahr an Hand der Liturgie der Herrenfeste, ein sachliches Bekenntnis zur Gottesmutter und der Engelwelt und ein Blick in das Fegefeuer. Im Heft III werden die heiligen Sakramente in ihrer unschätzbaren Werthaftigkeit vor dem Leser ausgebreitet. Heft IV befaßt sich mit der praktischen Befolgung der Gebote Gottes im privaten, sozialen und politischen Bereich. Aus dem Ganzen ist eine kompakte, kurze, für jedermann verständliche und mit warmem Herzen geschriebene Glaubens- und Sittenlehre geworden.

Das Herz der Mutter. Gedanken zur Familienweihe. Von Hans Erich Russ. (32.) Linz a. d. Donau, Verlag Veritas. S 3.—.

Ein lebhaftes Gespräch zwischen einem Arzt und einem Pfarrer stellt das Wesen der modernen „Herz-Verehrungen" bar jeder romantischen Schwärmerei und Süßlichkeit dar. Man wird sich klar, was Maria als Jungfrau und Mutter, als Magd und Königin uns Heutigen zu sagen hat. Nach dem Familien-Weihegebet Pius' XII. bietet der Verfasser eine Zusammenstellung marianischer Schriftstellen des Neuen Testamentes. In Massen auf die Schriftenstände!

Die heilige Ursula. Von Schwester Angela, Ursuline. (36.) München 1957, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Keine aszetische Schrift, sondern der Versuch, durch das verfilzte Gehege der Legende zur geschichtlichen Wahrheit durchzustoßen. Man erfährt Interessantes über die frühchristliche Zeit am Niederrhein, über Zahl, Namen und Todesart der heiligen Jungfrauen, über den Wert der geschichtlichen Quellen, über die weite Verbreitung der St.-Ursula-Verehrung. Fünf schöne Tiefdruckbilder veranschaulichen den Text.

Mädchen und Frau. Von Maria Liobgid Ziegler. (88.) Donauwörth 1957, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. DM 1.20.

Die Jugend neigt dazu, überkommene Formen des Anstandes in Bausch und Bogen abzulehnen. Gewiß verbarg die bürgerliche Etikette viel Unechtes und Falsches, aber man schüttete nicht selten das Kind mit dem Bade aus. In diesem „Gespräch über Lebenshaltung und Anstand" (Untertitel) versucht die Verfasserin, unsere weibliche Jugend zu überzeugen, daß äußere Formen nicht nur Ausdruck einer inneren Haltung

sind, sondern daß sie auch den Charakter langsam zu ändern vermögen. Sie stellt die vielsagende Gleichung auf: Gutes Benehmen ist Tugendhaftigkeit. Was sie dann über den Anstand Gott gegenüber, über Körper- und Schönheitspflege, Kleidung und Mode, Tischdecken und Servieren, Besuche und Briefe, Geschenke, Freundschaft und Liebe sagt, ist nützlich, praktisch, leicht verständlich und von christlichem Geiste beseelt.

Triebkräfte-Charakter. — Ich packe das Leben an! — Die geheimnisvolle Stimme. — Christus und Du. Alle von P. Saturnin Pauleser OFM. Je (32.) Mit 4 Kunstdruckbeilagen und farbigem Titelbild. Miltenberg am Main 1957, Christkönigsbund. Je DM —.60. Bei Mehrbezug Ermäßigung.

Paulesers Kleinschriftenreihe „Der ganze Christ", flott und volkstümlich geschrieben, mit vielen interessanten, leicht einprägsamen Beispielen aus dem Leben gespickt, ist für den Schriftenstand bestens zu empfehlen; sie wird von jung und alt gern gelesen. Man könnte sie auch als Lesehefte unter den Jugendlichen zirkulieren lassen, nachdem man das Thema einmal in einer Heim- oder Schulstunde behandelt hat.

„Triebkräfte-Charakter" zeigt dem Jugendlichen den Sinn seiner vielgestaltigen Triebe und die Wege zu ihrer Beherrschung. „Ich packe das Leben an" stellt die Eigenart der vier Temperamente dar (klassische Übersichtstafel!) und behandelt Sinn und Beherrschung der Geschlechtskraft. Im Heftchen „Die geheimnisvolle Stimme" geht es um Gewissen, Sünde, Reue, Beichte; in „Christus und Du" um Gebet, Tabernakel und Kommunion.

Propheten oder Gaukler? Der Christ und die Astrologie. Von Utto Riedinger O. S. B. (32.) München 1957, Verlag J. Pfeiffer. Geh. DM —.60.

Es ist ein alte Erfahrungstatsache: Wo der echte Glaube schwindet, macht sich Afterglauben breit. Wie ein Schwamm wuchert in unseren krisenhaften Zeiten ein blindes Vertrauen in die völlige Schicksalsverbundenheit und den ehernen Mechanismus der Gestirne in den Herzen Gebildeter und Ungebildeter. P. Riedinger rückt mit klarer Beweisführung dem Unsinn der Geburtshoroskope und astrologischen Zukunftsdeuterei scharf zu Leibe und brandmarkt Grunddogma und Grundtatsachen der Astrologie als teuflischen Verrat am christlichen Vorsehungsglauben. Dieser Kleinschrift kann man nur die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Sag es deinem Kinde! Von Hans Wirtz. Die geschlechtliche Erziehung. (113.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum.

Erziehungsbücher schießen wie Pilze aus dem Boden. Ein Zeichen, daß richtige Erziehung Mangelware wurde. Wirtz schreibt aus der Praxis und für die Praxis. Ihm ist Erziehung ein persönliches Anliegen. So gelingt ihm auch, ohne jede Beschwerung mit Theorien, eine lebendige Darstellung der wesentlichen Erziehungsaufgaben. Dabei geht es nicht allein um geschlechtliche Erziehung, wie man aus dem Titel und Untertitel vermuten könnte, wenngleich diese besonders hervorgehoben wird, sondern um allgemeine Erziehung. Fragen wie: Vorgeburtliche Erziehung, Nestwärme, Lohn — Strafe, Wunscherfüllung, Geschwisterreihe, Spiel, Aufklärung, Film, Onanie usw. werden erörtert. Die Behandlung verrät den fachlich versierten, gewissenhaften Praktiker. Trotzdem seien einige Bemerkungen gestattet. Der Begriff „geschlechtliche Erziehung" (S. 6) scheint mir zu weit gefaßt zu sein. Ob die Hormonaltätigkeit in diesem frühen Alter (S. 15) wirklich diese Rolle für das Geschlechtliche spielt, ist zu bezweifeln. Lustempfindungen nach der Art, wie Seite 14 erwähnt, sind wohl primär allgemein sinnliche Gefühle und könnten sicherlich sekundär sexuell verarbeitet werden. Manche Gedanken könnten leicht „ins Gemachte" übergleiten (S. 33, 35). Das tut der Werthaftigkeit dieses Schriftchens keinen Eintrag. Den Eltern ist es zur raschen und gediegenen Erziehungsorientierung bestens zu empfehlen.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Die große Chance der Gewissensbildung. Von Lilly Zarncke. (32.) Mit 4 Abbildungen. Berlin, Morus-Verlag. DM —.30.

Eine Hilfe für die Gewissensbildung des Kleinkindes. „Das Kind ist noch viel zu klein"; „das kommt später im Religionsunterricht"; „wenn es erst mal in die Schule geht"... Gegen solche Irrtümer zeigt die Verfasserin in kurzen und praktischen Bei-

spielen und Erklärungen den richtigen Weg, um die „große Chance" in der Erziehung zum Gehorsam, zur Ehrlichkeit und zur Wahrhaftigkeit nicht zu verpassen. Sehr zu empfehlen in die Hand der Eltern und als Behelf für Mütterrunden.

Zwischen Matt Talbots gefalteten Händen. „Idyll" eines irischen Arbeiterapostels. Von P. Joh. Dec. Bruckner. (22.) Selbstverlag der Kalasantiner, Wien XV., Gebrüder-Lang-Gasse 7. S 7.—.

Pater Bruckner ist ein Arbeiterpriester, der die seelische Not des Volkes sieht. Hier will er in kurzen, besinnlichen Gedichten ein Ziel der Geborgenheit aufspüren lassen, um aus der eigentlichen Heimat des Menschen Kraftreserven für die Meisterung des Arbeiterlebens zu holen. Der Arbeiter Matt Talbot spricht diese Gedichte aus seinem eigenen Erleben als Hafenarbeiter in Dublin, einst Trinker und Krakeeler, dann Büßer und Apostel. Die Sprache ist entsprechend dem Milieu hart und herb, vielleicht etwas zuwenig klar und durchsichtig.

Garsten (OÖ.) Joh. Silberhuber

Geweihte Hände in Fesseln. Priesterweihe im KZ. 3. Auflage (48.) 1956. DM —.60. — **Schenkende Hände.** Helferinnen der KZ-Priester. 2. Auflage. (36.) DM —.50. Beide von Otto Pies S. J. Verlag Päpstliches Werk für Priesterberufe, Freiburg i. Br., Wintererstr. 1.

Im ersten Heft bringt der bekannte Autor einen Auszug aus seinem Werke „Stephanus heute", das bei Butzon und Bercker, Kevelaer, Rheinland, erschien und schon einige Auflagen erlebte (Leinen DM 5.80). So wie dort schildert er die ergreifenden Schicksale unseres lieben KZ-Kameraden Karl Leisner, der insgeheim von dem nunmehr schon verstorbenen KZ-Bischof Gabriel Piguet von Clermont-Ferrand im Lager Dachau zum Priester geweiht wurde. Er ist bald darauf an den Folgen der harten Haft gestorben.

Im zweiten Heft berichtet er vom Wagemut einer Lehrerin und eines jungen Mädchens, die auf abenteuerliche und gefahrvolle Weise immer wieder den im Lager schmachtenden Priestern Hilfe von außen vermittelten. Das Mädchen (Josefa Mack) ist unterdessen Klosterschwester geworden.

Als Leidensgenosse des Verfassers war mir vieles schon bekannt, was er berichtet. Mit den 700 anderen überlebenden Priesterkameraden von Dachau freue ich mich, daß unser lieber P. Pies in so sachlicher und dabei packender Form stille Helden einer großen Zeit vor dem Vergessensein bewahrte und ich betrachte es als ein Apostolat, diese beiden Schriften zu verbreiten.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Gott braucht Brüder. Von P. Clemente Pereira S. J. (80.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. DM 1.20.

Gott braucht Brüder, Ordensbrüder nämlich. Daran wird niemand zweifeln, der die Worte von Kardinal Frings liest: „Einen katastrophalen Rückgang haben wir bei den reinen Brüdergenossenschaften, von denen manche seit Jahren keinen einzigen Novizen mehr haben" (S. 7). Dies gilt aber nicht nur für die reinen Brüdergenossenschaften, sondern allgemein für die Ordensgenossenschaften in der heutigen Zeit. Es braucht also über die Aktualität eines solchen Werbeschriftchens, wie vorliegendes ist, kein weiteres Wort gesagt, sondern ihm nur weiteste Verbreitung gewünscht zu werden.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Pax Leitner

Was hat das alles für einen Sinn? Von Josefine Klauser. (36.) München 1957, Verlag Ars Sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Der denkende Mensch läßt sich nicht apathisch und passiv sein „Schicksal" aufbürden, sondern fragt tausendmal in vielerlei Tonarten und Lautstärken nach dem Sinn und Grund. Klauser gibt nicht irgendwelche billige pathetische Antworten, sondern führt in ganz schlichten Überlegungen zum Ur-Grund unseres Seins: zu Gott. Von dort wird tapfer und gläubig end-gültige Antwort auf den Sinn aller Dinge und allen Geschehens gegeben. Ein Geschenk für jeden, der Orientierung braucht.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

BIBELTHEOLOGISCHES WÖRTERBUCH

Unter Mitarbeit 40 namhafter österreichischer, deutscher und ausländischer Exegeten
Herausgegeben von Dr. theol. Lic. J. B. Bauer
864 Seiten, Leinen S 239.—

Das Ziel des Buches ist die Einführung in die biblischen Begriffe, vor allem des Neuen Testaments, die hier in knapper, aber möglichst vollständiger Darstellung gegeben werden. Je nach Wichtigkeit des Begriffes umfassen die jeweiligen Kapitel 2 bis 35 Seiten. Die einspaltige Anordnung des Satzspiegels gewährt eine vorzügliche Lesbarkeit. Am Schluß eines jeden Kapitels des alphabetisch angelegten Werkes stehen die zugeordneten Literaturhinweise.

Mit dem Erscheinen des „Bibeltheologischen Wörterbuches" dürfte sich eine empfindliche Lücke auf dem Gebiete der katholischen Theologie schließen.

Erscheinungstermin: Mitte Jänner
Geben Sie, bitte, Ihre Bestellung jetzt schon auf!

VERLAG STYRIA, GRAZ-WIEN-KÖLN

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ. HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

DAS FACHGESCHÄFT FÜR OPTIK UND FOTO

Optiker GEIER
LINZ-DONAU



Linz,
LANDSTRASSE 10
(am Taubenmarkt)

Urfahr,
HAUPTSTRASSE 32
(an der Biegung)

SCHREIBMASCHINEN



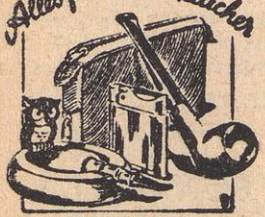
MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparatur-werkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

Alles für den Raucher



ENGLER
INH. E. SCHILLE
LINZ HAUPTPLATZ 22

Schöne Weihnachtsgeschenke
in allen Raucherartikeln

Gasfeuerzeuge . . . . . ab S 94.—
elektrische Feuerzeuge S 106.—
sowie alle anderen Markenfeuerzeuge

ALLE GRÖSSEN SCHACH

JOSEF ENGLER, INHABER EDUARD SCHILLE
Linz, Melichargasse 4a, Niederlage Hauptplatz 22

Alois Dobretsberger

Seit 1860

DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 2. HEFT

Die Schriftenfunde von Qumran und ihre Bedeutung

Von Dr. Philipp Schertl, Regensburg

Vor bald 25 Jahren, im Sommer 1934, hatte ich das große Glück, an einer Palästinareise teilzunehmen, die vom Päpstlichen Bibelinstitut in Rom veranstaltet wurde. Dabei haben wir natürlich auch das Tote Meer besucht. Das muß man wohl! Ist doch das Tote Meer ein biblisches Meer, das „Salzmeer", „Meer der Wüste" oder „Meer gegen Morgen" der Bibel; aber es ist auch ein einzigartiger geographischer Ort: die tiefste Depression der Oberfläche unserer Erde (394 m unter dem Meeresspiegel, 399 m tief, im ganzen also eine Einsenkung von fast 800 m), der See mit dem höchsten Salzgehalt (24.46 %)! Und es machte uns damals großen Spaß, darin zu baden, uns unbeweglich hineinzulegen, weil man wegen des hohen spezifischen Gewichtes dieses Wassers nicht untergehen kann. Unsere Blicke schweiften auf die 1000 m hohen Bergzüge im Osten und Westen, auf die Steilabfälle des Moabiter Berglandes im Osten und der Wüste Juda im Westen. Keiner von uns hätte es sich damals träumen lassen, daß dieser Steilabhang der Wüste Juda, wenige Kilometer vor uns, Kostbarkeiten barg, die Weltinteresse finden sollten.

Ja, auch als 14 Jahre später, im Jahre 1948, die erste Kunde von Handschriftenfunden am Toten Meer nach Europa gelangte, hat wohl noch niemand geahnt, auf welche Beachtung diese Funde stoßen würden. Sonst interessieren Funde alter Urkunden und Schriften meist nur die Archäologen oder die Männer der einschlägigen Wissenschaften. Mit diesen Funden aber befaßten sich gar bald auch Zeitungen und Zeitschriften, deren Aufgabe nicht gerade eine wissenschaftliche ist; besonders als von gewissen „voraussetzungslosen Wissenschaftlern" und „Nur-Gelehrten ohne religiöse Bindungen" Folgerungen daraus gezogen wurden und Vermutungen daran geknüpft wurden, die die göttliche Entstehung des Christentums in Zweifel zogen, um sich damit an Christus und seinen religiösen und sittlichen Forderungen vorbeidrücken zu können. So sagt es klar Edmund Wilson, ein amerikanischer Literarkritiker: „Es wäre doch wohl ein ungeheurer Vorteil für das kulturelle und soziale Zusammenleben, d. h. für die Zivilisation, wenn endlich die Entstehung des Christentums allgemein

einfach als eine Episode der menschlichen Geschichte verstanden würde, statt als Dogma und göttliche Offenbarung verbreitet zu werden."

Die Bibliographie über diese Funde ist heute schon auf über 1500 Nummern angewachsen; die Arbeiten stammen von Gelehrten aller Kulturkreise. Die Bedeutung dieser Schriften läßt sich bis jetzt noch gar nicht übersehen. Dr. Millar Burrows, der darüber schon über ein Jahrzehnt arbeitet, meint, daß diese Funde die wissenschaftliche Forschung vielleicht noch 50 bis 100 Jahre beschäftigen werden. In diesei Zeitschrift wurde schon kurz auf die bedeutsamen Funde hingewiesen; auch Detailfragen wurden bereits behandelt[1]). Im folgenden soll alles Wesentliche, was die Forschung bis heute ergeben hat, zusammengefaßt werden. Es dürfte vielleicht auch für Seelsorgegeistliche von Bedeutung sein, etwas zu hören vom Stand der heutigen Forschung über die Qumranfunde und unserer Einstellung dazu.

I. Wann und wie wurden diese Funde gemacht?

Der erste Fundort dieser bisher bedeutendsten Handschriftenfunde war eine Höhle im Ostabhang des Gebirgsmassivs der Wüste Juda, 2 km westlich vom Ufer des Toten Meeres. Obwohl man den Entdecker, einen damals 15jährigen Beduinen, später ermittelt und ausgefragt hat, gibt es über die Art der Auffindung mehrere Versionen. Dieser Muhammad ad-Dhib hatte sicher manches zu verheimlichen! Er berichtet, er sei im Februar oder März 1947 mit einem oder zwei Begleitern auf Umwegen von Transjordanien nach Bethlehem in Palästina unterwegs gewesen (vielleicht mit Schmuggelware?); während einer Rast oder weil sie Schutz suchten vor einem Gewitter, hätten sie diese Höhle entdeckt. Nach einer anderen Angabe hätte er Schafe oder Ziegen gehütet. Ein verlaufenes Tier sei in eine Höhle gesprungen. Er warf einen Stein nach, da hörte er es klirren, wie wenn Geschirr zerbrochen wäre. Er rief einen anderen Hirten; beide kletterten in die Höhle. Da fanden sie auf dem Boden der Höhle, die fast 8 m lang, etwa 2 m breit und durchschnittlich $2^1/_2$ m hoch war, etwa 40 Tonkrüge von ungewöhnlicher Form und Größe (etwa 60 cm hoch, 25 cm im Durchmesser), einige unversehrt und versiegelt, die meisten zerbrochen. In diesen Krügen waren walzenförmige Gegenstände, Lederrollen, die in Leinentücher eingeschlagen waren: sehr morsch, von üblem Geruch, mit seltsamer Schrift beschrieben. Ein Scheich in Bethlehem, dem die Beduinen diese Rollen brachten, hielt die Schrift für syrisch

---

[1]) Claus Schedl, „Die Büßer Israels", Jg. 1957, 2. Heft, S. 89—100. — Ders., Neues aus biblischen Zeitschriften, Jg. 1958, 4. Heft, S. 308 f. Dazu kommen einige einschlägige Buchbesprechungen.

und schickte deshalb die beiden zu dem syrisch-orthodoxen Kaufmann Khalil Eskander, der wieder einen anderen Kaufmann seines Glaubens in Jerusalem, George Isaiah, benachrichtigte. Diese beiden brachten nun eine der Schriftrollen ihrem Erzbischof Athanasius Yeschue Samuel im St.-Markus-Kloster in Jerusalem.

Der Erzbischof war sofort dafür interessiert, sah, daß die Schrift nicht syrisch, sondern hebräisch war, brach ein Stückchen von der Rolle ab, verbrannte es und merkte am Geruch, daß es Leder sein müsse. Darauf sagte er den Kaufleuten, daß er die Rolle kaufen wolle. Das gelang erst im Juli. Fünf der Schriftrollen kamen so in seine Hand. Ein anderer Beduine hatte sich um einen anderen Käufer umgeschaut, seine Rollen wurden später (am 29. Nov.) von Prof. Sukenik für die Hebräische Universität Jerusalem erworben. Die Rollen fanden bald die verschiedenste Beurteilung. Während Stephan, ein syrisch-orthodoxer Orientalist, und Wechsler, ein jüdischer Gelehrter, sie für nicht alt und wertlos hielten, waren die Gelehrten des Amerikanischen Instituts für Orientforschung Trever und Brownlee der gegenteiligen Ansicht, und Prof. Albright an der John-Hopkins-Universität in Amerika, dem man Photos geschickt hatte, bestätigte das hohe Alter der Handschriften und bezeichnete die Entdeckung als „den größten Handschriftenfund der jüngsten Zeit".

II. Welche Schriften wurden gefunden?

Beim ersten Fund, 1947, holten die Beduinen elf Teilrollen, die sechs verschiedene Texte enthalten. Von einem Text sind zwei Fassungen vorhanden; es ist

1. das alttestamentliche Buch des Propheten Isaias.

Das erste Manuskript ist mit 7,20 m die längste Rolle. Sie besteht aus Lederstreifen, die an den Seitenrändern zu einer fortlaufenden Rolle (30 cm breit) zusammengenäht sind. Sie ist gut erhalten, wenn auch durch häufigen Gebrauch ziemlich abgenutzt. Verletzte Stellen sind schon in alter Zeit ausgebessert worden. Der Text ist hebräisch, klar lesbar, in 54 Kolumnen geschrieben, in größere und kleinere Abschnitte eingeteilt. Die Schrift ist die hebräische Quadratschrift, ähnlich bisher schon bekannten Inschriften aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert. Der Inhalt stimmt im allgemeinen mit dem uns bisher bekannten überein; es sind alle 66 Kapitel, so daß also damals schon das Isaias-Buch als ein Buch behandelt wurde. An manchen Stellen finden sich Korrekturen, teils vom Schreiber selbst, teils von anderer Hand. — Das zweite Isaias-Manuskript (von Prof. Sukenik angekauft) bestand aus mehreren Stücken, die schwer zu öffnen waren. Die Schrift konnte an manchen Stellen nur durch infrarote Photographie entziffert werden. Ein großes Stück enthält Kap. 38 bis 66 mit einigen Lücken; die kleineren Stücke enthalten Teile der Kapitel 10, 13, 19—30, 35—40.

2. Eine kleinere Rolle enthält einen Kommentar des biblischen Buches Habakuk, dessen Anfang (vielleicht nur eine Spalte) fehlt. Jetzt ist sie etwa $1^1/_2$ m lang, an den breitesten Stellen (der untere Rand ist von weißen Ameisen abgefressen) 13 cm breit. Die Schrift ist deutlicher und schöner als bei der ersten Isaias-Rolle. Die Erklärungen folgen nach einem Vers oder größeren Abschnitt des Bibeltextes, wobei die Prophezeiungen auf Ereignisse der Qumran-Leute gedeutet werden. So ist dieses Buch sehr interessant und wichtig für die Datierung und Geschichte dieser Leute, aber auch schwer verständlich, da wir die Anspielungen auf Personen und Ereignisse heute nicht mehr deuten können. Wer sind z. B. die „Kittim, die geschwinde und kampftüchtige Männer sind" (zu Hab 1, 6)? Wer ist der „Lehrer der Gerechtigkeit", der „Mann der Lüge", das „Haus Absalom", die darin eine besondere Rolle spielen?

3. Das „Handbuch der Unterweisung" oder „Gemeindeordnung", in zwei auseinandergebrochenen Rollen angekauft, ohne Anfang (aneinandergefügt jetzt 1,80 m lang, 24 cm breit). Vielleicht gehören zu diesem Dokument einige Fragmente, die man im Palästina-Museum entdeckt hat. In der Rolle ist die Rede von den Aufnahmezeremonien, von den zwei Arten der Geister, von den Regeln der Gemeinschaft, ihrem Strafkodex. Sie schließt mit einem Hymnus, in den letzten sieben Zeilen mit einem Gebet.

4. Eine weitere Rolle war zusammengeklebt, rissig, hart und zerbröckelte leicht. Aus einigen losgelösten Stücken schloß man auf die verlorene (vielleicht auch nie existierende) Apokalypse des Lamech; so nannte man sie „Lamech-Rolle". Inzwischen wurde sie mit großer Mühe entfaltet, und man fand einen Midrasch (= Erklärung) zur Genesis, durch volkstümliche Elemente erweitert und ausgeschmückt.

5. Eine Schriftrolle „Der Krieg der Söhne des Lichtes mit den Söhnen der Finsternis" ist so gut wie ganz erhalten, mit ihrem äußeren Einband (2,75 m lang, etwa 15 cm breit). In 19 Spalten enthält sie Anweisungen für eine Kriegsführung. Ist dies ein geschichtlicher Kampf, geplant oder bevorstehend? Ist es ein Ritual für einen heiligen Krieg, eine allegorische Schilderung des Kampfes zwischen Gut und Böse, oder ist es eine Apokalyptik des endzeitlichen Kampfes der Söhne des Lichtes?

6. Vier Stücke, von Prof. Sukenik angekauft, „Hodajot" oder „Dankpsalmen" genannt (12 Spalten, 33 cm hoch, mit je 39 Zeilen), enthalten 20 Psalmen, die sich mit denen des Alten Testaments berühren, von verschiedener dichterischer Kraft und Ursprünglichkeit.

Neben diesen anfangs gefundenen Rollen gibt es jetzt noch viele andere Fragmente auch aus anderen Höhlen von Qumran und aus den 18 km südlich liegenden Höhlen des Wadi Murabba'at,

so daß wir von allen biblischen Büchern (außer dem kleinen Buch Esther) handschriftliche Zeugnisse haben. Eine der größten Überraschungen waren noch zwei Kupferrollen. Eine bestand wieder aus zwei Teilen, die aneinandergeheftet wie ein Stück zusammengerollt waren. Das Kupfer war völlig oxydiert, die Rollen ließen sich nicht auseinanderfalten. Da die Schrift in das Kupfer eingepunzt war, war sie auf der Rückseite seitenverkehrt sichtbar, wenn auch nicht deutlich genug. Im Februar 1956 hat man nun ein Verfahren gefunden, um mit einer kleinen Kreissäge die Rollen in Platten zu zerschneiden (zusammen 2 ½ m lang, 30 cm hoch) und das Entziffern zu ermöglichen. Und was fand man? Ein Verzeichnis von Orten, an denen man reiche Schätze versteckt hatte. Darin heißt es z. B.: „In der Zisterne unter dem Wall auf der Ostseite an einem aus dem Felsen geschlagenen Platz 600 Barren Silber." Um nicht zu viele „Schatzgräber" anzulocken, wird dieses Verzeichnis, das sich im Besitz der jordanischen Regierung befindet, zunächst nicht veröffentlicht.

III. Aus welcher Zeit stammen diese Schriften?

Die erste Frage, die sich bei der Entdeckung dieser Rollen von selbst stellte, war die nach der Zeit ihrer Entstehung. Sie sehen alt aus, anderseits aber ist die Schrift noch recht deutlich. Sind diese Schriften gar Fälschungen? In Gegenden, in denen Archäologen arbeiten, sind Fälschungen von Altertümern ein lohnender Erwerbszweig. Haben doch die Beduinen für ihre Funde nach den Berechnungen von John Allegro (von der Universität Manchester) bis 1956 tatsächlich schon 30.000 englische Pfund erhalten, und im Jahre 1954 hat die McGill-Universität in Montreal einen wesentlichen Teil der Handschriften der 4. Höhle von Qumran für 15.000 Dollar erworben.

Zur Bestimmung des Alters hatte man anfangs als einzigen Anhaltspunkt nur die Paläographie: Man wollte durch Untersuchung und Vergleichung der Schrift mit ähnlichen, bereits datierten Schriften die Abfassungszeit bestimmen. Den Gelehrten des Amerikanischen Instituts für Orientforschung war schon gleich die Ähnlichkeit der Schrift mit dem sogenannten Nash-Fragment aufgefallen (einem Dekalogfragment, jetzt in der Universitätsbibliothek zu Cambridge), das in das 2. vorchristliche Jahrhundert datiert worden war. Andere Gelehrte widersprachen. Godfrey R. Driver von der Universität Oxford zog aus Schrift, Rechtschreibung und Sprache den Schluß, daß die Rollen möglicherweise erst im 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. anzusetzen seien, später allerdings gab er eine Datierung zwischen 200 bis 500 n. Chr. zu.

Dann warf man auch den Inhalt der Schriften in die Diskussion. Prof. Salomon Zeitlin vom Dropsie-College behauptete (ohne einen der Texte gesehen zu haben!), daß der Habakuk-Kommentar wie auch das Regelbuch aus dem Mittelalter stammen müßten, da es

in so früher Zeit überhaupt keine Kommentare zu biblischen Büchern gegeben habe; auch einige Wörter und Gedanken dieser Schriften seien vor dem Mittelalter nicht bekannt gewesen. Andere suchten den „Lehrer der Gerechtigkeit" mit geschichtlich bekannten Persönlichkeiten zu identifizieren oder setzten, wie André Dupont-Sommer in Paris, die „Kittim" den Römern gleich und kamen so in die Zeit von 174 oder 40 v. Chr. Dr. P. R. Weis von der Universität Manchester will 1950 in der Habakuk-Rolle sogar arabischen Einfluß sehen und läßt sie um 1096 n. Chr. entstanden sein!

Im Februar/März 1949 haben Expeditionen unter G. Lancaster Harding, dem höchsten Inspektor der Altertümer für die Regierung von Transjordanien, und dem Dominikanerpater Roland de Vaux von der französischen École biblique zu Jerusalem die Fundhöhle systematisch ausgegraben. Für die in der Höhle gefundene Keramik haben die Forscher eine Entstehungszeit um 100 v. Chr. angegeben. Dieses Keramikargument wurde wieder von anderen verworfen mit dem Hinweis, es könnten ja auch ältere Tonkrüge zur Bergung jüngerer Handschriften verwendet worden sein. Anfang 1951 wandte man schließlich den, allerdings wieder von anderen als unsicher bestrittenen Carbon-14-Test an. Dieser will das Alter organischer Substanzen bestimmen, indem man ein Probestück unter kontrollierbaren Bedingungen zu reinem Kohlenstoff verbrennt und diesen Rückstand nach dem Zerfall von Carbon-14 pro Minute und pro Gramm Kohlenstoff mißt. Prof. W. F. Libby vom Institut für nukleare Studien an der Universität Chicago ermittelte so als Datum für ein Leinenstück aus der Höhle die Zeit 33 n. Chr. mit einer Variationsmöglichkeit von 200 Jahren nach oben und unten, also den Zeitraum zwischen 167 vor und 233 nach Christus.

Da man immer mehr vermutete, daß die den Höhlen nahe gelegene Ruine Chirbet Chumran mit den Handschriften in Zusammenhang stehen könnte, begann man am 24. November 1951 mit einer Ausgrabung dieser Ruine. Diese Vermutung fand ihre Bestätigung. An Hand der Architektur, der Keramik, der Numismatik und der gefundenen Texte konnte P. de Vaux, der mit G. L. Harding die Ausgrabung leitete, drei Perioden der Besiedlung aufdecken:

1. Periode (von etwa 135 bis 31 v. Chr.): Gründung und Bau unter Johannes Hyrkanus, dann teilweise Zerstörung durch das auch anderweitig (z. B. von Josephus Flavius) bezeugte große Erdbeben im 7. Jahr des Herodes, im Frühjahr 31.

2. Periode (von 4 vor bis 68 nach Chr.): Wiederherstellung der Gebäude unter Herodes Archelaus, wohl von der gleichen Gruppe, die sie vorher bewohnt hatte, weil der Gesamtplan und die Art der Benützung dieselben blieben. Dann wurden die Gebäude zerstört

und endgültig aufgegeben im Juni des Jahres 68 n. Chr. Aus dieser Periode kamen aus dem oberen Stockwerk Reste zum Vorschein, die sich nach ihrer Zusammensetzung als ein Tisch aus Ziegelsteinen herausstellten, 5 m lang und 50 cm hoch. In demselben Raum fand man ein Tintenfaß aus Bronze und eines aus Ton; das eine enthielt noch eingetrocknete Tinte. Das war wohl der Schreibraum, in dem die Manuskripte hergestellt worden sind. Einige aufgefundene Scherben tragen hebräische Schriftzeichen in der gleichen Form wie die Buchstaben der Handschriften. Außerdem wurde auch die vollständigste und besterhaltene Töpferwerkstätte gefunden, die je in Palästina ausgegraben worden war. Die Keramik dieser Periode entspricht ganz den Funden der ersten Höhle. Das Ende dieser Periode war gewaltsam, wie Asche und eiserne Pfeilspitzen zeigen. Josephus Flavius sagt, daß Vespasian im Jahre 69 n. Chr. in Jericho war und dort eine Garnison zurückließ. Vielleicht hat ein Teil dieser Besatzung Qumran angegriffen, zerstört und die Ruine als Wachtposten eingerichtet, um die Küste des Toten Meeres zu bewachen.

Die 3. Periode, für uns weniger wichtig, umfaßt eine zweimalige Wiederbesetzung der Ruinen, 68 bis 100 n. Chr. durch römisches Militär und 132 bis 135 durch jüdische Aufständische aus der Zeit des zweiten Aufstandes unter Bar-Kochba, aus der man auch 13 Münzen gefunden hat.

So ist also durch diese Ausgrabungen ein zeitlicher Rahmen für die Abfassung dieser Schriften gespannt, der von 135 v. Chr. bis zur gewaltsamen Zerstörung der Niederlassung unmittelbar vor dem Fall von Jerusalem im Jahre 70 n. Chr. reicht. Spätestens vor dem Jahr 70 n. Chr. müssen diese Schriften geschrieben und in die Höhlen gebracht worden sein.

Die Gefahren der Kriege gegen die Römer und die Nachrichten einer bevorstehenden Eroberung berührten auch die Gemeinde von Qumran, und so haben sie das Kostbarste, das sie hatten, ihre Schriftrollen, in den Höhlen geborgen, um sie, wie sie hofften, später nach ihrer Rückkehr wieder herauszuholen. Zu dieser Rückkehr aber kam es nicht mehr, und so blieben diese Handschriften wohl verwahrt, bis sie in unserer Zeit ganz zufällig ans Tageslicht kamen.

IV. Wer waren die Menschen, die diese Schriften verfaßten, abschrieben und in den Höhlen hinterlegten?

Es handelt sich — was besonders aus dem aufgefundenen Regelbuch hervorgeht — um eine religiöse Genossenschaft oder klösterliche Gemeinde. Sie selbst bezeichnen sich in ihren Schriften als „Söhne der Wahrheit“ oder „Söhne des Lichtes“, deren Ziel es ist: „Gott zu suchen. . . , zu tun, was gut und recht vor ihm ist, wie er befohlen hat durch Moses und durch alle seine Diener, die Propheten; alles zu lieben, was er erwählt, und alles zu hassen, was er

verworfen hat; fern allem Bösen zu bleiben und allen guten Werken anzuhangen; Wahrheit, Gerechtigkeit und Recht im Lande zu üben; nicht länger in der Verstocktheit eines schuldigen Herzens zu wandeln und mit Augen der Unzucht, die lauter Böses tun; alle, die sich dargeboten haben, Gottes Gebote zu tun, in einen Bund beständiger Liebe zu bringen; im Ratschluß Gottes vereint zu sein und vor ihm vollkommen zu wandeln hinsichtlich aller Dinge, die für die festgesetzten Zeiten ihrer Zeugnisse geoffenbart sind; alle Söhne des Lichtes zu lieben, jeden seinem Losanteil im Rate Gottes gemäß, und alle Söhne der Finsternis zu hassen, jeden seiner Schuld an Gottes Rache entsprechend. Und alle, die sich seiner Wahrheit dargebracht haben, sollen all ihr Wissen, ihre Kraft und ihre Habe in die Gemeinschaft Gottes einbringen, um ihre Erkenntnis in der Wahrheit der Gebote Gottes zu reinigen, ihre Kraft zu verteilen der Vollkommenheit seiner Wege gemäß und alle ihre Habe nach seinem gerechten Rate; kein einziges Wort Gottes zu seiner Zeit zu übertreten; nicht ihre Zeiten zu verrücken, noch eines der vorgeschriebenen Feste zu versäumen; nicht von seinen wahren Geboten abzuweichen nach rechts oder nach links" (Regel I, 1—15).

Über den Ursprung der Gemeinde, die Lebenszeit und den möglichen Namen ihres Begründers wurden schon viele Theorien aufgestellt. Das Haupt der Gemeinde oder gar ihr Stifter ist der „Lehrer der Gerechtigkeit", dem göttliche Erleuchtung zuteil geworden sein soll. Zu ihm im Gegensatz steht ein „Frevelpriester", der wohl der amtierende Hohepriester ist, der „der Wahrheit entsprechend ernannt wurde, als er das Amt übernahm", dann aber seiner Pflicht untreu geworden ist und mit seinem Anhang den „Lehrer der Gerechtigkeit" verfolgt. Es gibt wohl kaum eine Möglichkeit der Identifizierung, die nicht auch ihre Vertreter gefunden hätte. Man hat sowohl den „Lehrer der Gerechtigkeit" als auch den „Frevelpriester" für überindividuelle Gestalten erklärt, in denen nicht eine bestimmte Person, sondern mehrere Personen oder Richtungen gemeint seien. Manche suchen den geschichtlichen Hintergrund in der vormakkabäischen Zeit: der Lehrer der Gerechtigkeit sei Onias III., der böse Priester sei Menelaos (vgl. 2 Makk 4, 23—50; 5, 15.23; 13, 3—8). Aus der makkabäischen oder hasmonäischen Zeit hat man zwei Vorschläge gebracht: der böse Priester sei Alkimos, der Führer zur Gerechtigkeit sei Mathathias, der Vater Judas' des Makkabäers, oder Judas selbst, der 160 vor Chr. eine Niederlage erlitt und getötet wurde, oder auch ein Onkel des Alkimos, Jose ben Joezer. Der andere Vorschlag (so der Warschauer Gelehrte J. T. Milik) sieht in Jonathan, dem Bruder des Judas, den „Bösen Priester", der sich die Hohepriesterwürde aneignete, dann gemartert wurde und in der Gefangenschaft gestorben ist. Der in den Schriften auch erwähnte „Prediger der Lüge", der Trunkenbold, sei sein Bruder Simon (142—135) oder Simons

Sohn, Johannes Hyrkanus (135—104). Ihm stellen wieder andere als „Lehrer der Gerechtigkeit" gegenüber einen gewissen Eleazar, den der Talmud Juda ben Jedediah nennt, weil in ihm die Hinweise im Habakuk-Kommentar auf das „Haus Juda", die „Einfältigen von Juda" und die „Städte von Juda" Entsprechung fänden.

Da Dupont-Sommer, Professor des Hebräischen an der Pariser Sorbonne, unter den „Kittim" die Römer verstehen will, verlegt er alles in die Römerzeit. Den „Bösen Priester" sieht er in Aristobul II. (67—63), der erst von den Römern gestützt, dann aber, als unzuverlässig verhaftet, beim Triumph des Pompeius in Ketten durch Rom geführt wurde, 49 aber im Gefängnis an Gift starb. Der „Lehrer der Gerechtigkeit" aber sei ein bei Josephus Flavius und im Talmud erwähnter Onias der Gerechte, der im Jahr 65 v. Chr. gesteinigt wurde.

Man geht auch noch in das erste christliche Jahrhundert zurück, in die Zeit des Tiberius (14—37 n. Chr.). Ja, Teicher in Cambridge vertritt sogar die Ansicht, daß der „Lehrer der Gerechtigkeit" Jesus sei (!), der von den Ebioniten, einer jüdisch-christlichen Sekte, als der wahre Prophet verehrt wurde; der „Prediger der Lüge" sei der Apostel Paulus (!), zwar nicht, wie er im N. T. uns entgegentritt, sondern nach der Meinung eben dieser Ebioniten, deren Namen Teicher im Kommentar (12, 6: „die Armen") finden will.

Aber „kein Versuch, sei es den bösen Priester, sei es den Lehrer der Gerechtigkeit mit irgendeiner geschichtlichen Person gleichzusetzen, erwies sich als schlechthin überzeugend. Man muß mehrere Möglichkeiten anerkennen, selbst die, daß es mehrere böse Priester und mehrere Lehrer der Gerechtigkeit gegeben hat. Auch das ist möglich, daß der Lehrer der Gerechtigkeit ein Mann ist, den die Geschichte sonst nicht kennt... Das Gesamtergebnis all unseres Suchens nach einem geschichtlichen Ankerplatz für die Damaskusschrift und die Rollen vom Toten Meer ist entmutigend. Von vielen Möglichkeiten, die wir gesichtet haben, ist keine gewiß" (Burrows, S. 186/187).

Und wer ist die Gemeinde selbst? In keiner der Schriften ist ihr Name genannt. Sie beansprucht, „ganz Israel" zu sein. Sie erscheint in den Schriften als konservativ, da sie sich bemüht, Gesetze und Überlieferungen aufrechtzuerhalten, ja als reaktionär, so daß sie als Gegenbewegung erscheint gegenüber Neuerungen, auch als im Gegensatz stehend zum übrigen Judentum ihrer Zeit und vor allem zum offiziellen Priestertum, obwohl sadokidische, d. h. legitime Priester in ihr die führende Stelle einnehmen. Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft ist freiwillig, die nach zweijähriger Probezeit gewährt wird. Dann gehört man zu den „Rabbim" (= „die Vielen" oder „die Großen" oder auch „die Meister", „die Lehrer"). Es scheint eine Gütergemeinschaft geherrscht zu haben;

es ist von einem Zwölferrat die Rede, dessen Funktion unklar ist, von einem „Mebaqqer" (= „Prüfer", „Inspektor"). Es gibt eine strenge Disziplinarordnung mit Strafen von Kürzung der Speiserationen bis zum Ausschluß auf bestimmte Zeit oder für immer. Ein Drittel der Zeit ist dem Studium des Gesetzes gewidmet, es gab eigene Gebete zu bestimmten Zeiten. Streng wird auf rituelle Reinheit geachtet, die durch rituelle Waschungen bewirkt wird. Unklar ist die Haltung der Sekte gegenüber dem Tempel, dem Kult und den Opfern.

Die religiöse Vorstellungswelt ist die des Alten Bundes; auch die Ansichten des Dualismus von Licht und Finsternis, vom Reich Gottes und der Herrschaft Belials entsprechen allgemeinen altisraelitischen Überlieferungen. Klar ist auch der Engelglaube ausgeprägt. In der Gemeinde lebte auch eine starke messianische Hoffnung, man erwartete, daß „ein Prophet komme und die Gesalbten von Aaron und Israel" (Handbuch IX, 11), also sogar zwei Messiasse.

Kennen wir nun aus anderen Quellen eine Gruppe von Juden, in der wir diese Organisation und diese Theologie wiederfinden können? Wie über den „Lehrer der Gerechtigkeit", gibt es auch hier verschiedene Ansichten. Nicht wenige Forscher haben die Gemeinde gleichgesetzt mit den „Chasidim" (d. h. „die Frommen"), die nach den Makkabäer-Büchern im Religionskriege gegen Antiochus Epiphanes zunächst mit den Makkabäern gemeinsame Sache machten, dann aber sich von diesen trennten, als die Makkabäer selbst nun das Hohepriestertum beanspruchten und verwalteten. Allerdings erscheinen diese Chasidim nicht als eine abgeschlossene Sekte.

Im N. T., bei Josephus Flavius und bei den Rabbinern hören wir von den Pharisäern und Sadduzäern. Sind damit die Qumranleute zu vergleichen? Manche Gelehrte sind der Ansicht, daß die Pharisäer dieser Sekte entsprechen. Der Name bedeutet „Abgesonderte", wenn man auch nicht weiß, welches der Anlaß zu dieser Absonderung gewesen sein könnte. Glaube und auch Organisation der Pharisäer, deren es sieben Klassen gab, die sich auch „Chaberim" oder „Rabbim" nannten, könnte Qumran entsprechen. Auf keinen Fall waren sie Sadduzäer (abgeleitet wahrscheinlich von Zadok, dem Hohenpriester unter David und Salomon); denn diese lehnten die Propheten ab, die Tradition, die Engellehre, die Auferstehung von den Toten. Wenn sich die Priester der Qumransekte „Söhne Sadoks" nennen, dann beanspruchen sie vielleicht, wie P. de Vaux meint, nur den Titel, den die Sadduzäer sich widerrechtlich angeeignet hätten.

Mehr Ähnlichkeit wurde von Anfang an gesehen mit den Essenern, die zwar im A. T. und N. T. nicht erwähnt sind, von denen uns aber der jüdische Philosoph Philo von Alexandrien (um 20 n. Chr.), Plinius der Ältere (um 70 n. Chr.) und vor allem Josephus

Flavius (etwa 37—97) berichten. Der Name kommt wohl von „chasaja" = fromm (Philo: hosios = heilig). So wurden sie wohl nicht von ihnen selbst, sondern von ihren Mitbürgern, halb bewundernd, halb spöttisch, „die Frommen" genannt. Damit erklärt sich das Fehlen dieses Namens in der Bibel und in ihren eigenen Schriften. Von ihnen sagt Plinius bei der Beschreibung des Toten Meeres, sie lebten „in einem Abstand vom Westufer, fern genug, um schädliche Dinge zu vermeiden (die schädlichen Ausdünstungen des Toten Meeres oder das Schädliche in der Welt?), ein Volk für sich... unter Palmbäumen". Vieles von dem, was Josephus Flavius über sie berichtet, stimmt mit dem überein, was wir als Eigentümlichkeiten der Qumranleute kennen, manches zeigt Unterschiede. Auffallend ist freilich, daß bei den Essenern keine Priester erwähnt werden und weder vom „Lehrer der Gerechtigkeit" noch vom „Neuen Bund" gesprochen wird.

Es kann wohl abschließend gesagt werden: Die Sekte des „Lehrers der Gerechtigkeit" und seiner Anhänger hat sich vielleicht in vormakkabäischer oder hasmonäischer Zeit gebildet und hat vielleicht zu den „Chasidim" gehört. Sie war in vieler Hinsicht mit den Essenern verwandt; man kann sie auch Essener nennen, wenn man den Namen in einem umfassenden Sinn nimmt. Sicher wird man mehrere Entwicklungszeiten unterscheiden müssen, worüber Milik von seinem in Vorbereitung befindlichen Werk eine Vorschau gibt (in: „Verbum Domini [1957], 2. Heft, S. 65—74). Er unterscheidet nach den Ergebnissen der Ausgrabungen von Chirbet Qumran auch vier Perioden der Essener: 1. den strengen Essenismus in der Zeit der ersten Besetzung Qumrans, in der Zeit der Makkabäer, in der „der Lehrer der Gerechtigkeit" lebte; — 2. den Essenismus der pharisäischen Tendenz, mit Trennung und Abwanderung eines Teiles nach Damaskus; — 3. die Essener in der Diaspora unter Herodes, Erdbeben, Brand und Parthereinfall in Qumran, Verbergen der Bibliothek (die Essener standen bei Herodes in großer Gunst: Manahen, ein Essener, bleibt als Berater bei Herodes); — 4. die Essener der Zelotentendenz mit teilweisem Ausbau Qumrans, Haß gegen die Römer, die „Kittim", Entstehung des Buches des „Krieges der Söhne des Lichtes gegen die Söhne der Finsternis" und der zwei Kupferrollen mit der geheimnisvollen Liste der Schätze, Vermehrung der Bibliothek, dann wegen ihres Römerhasses Zerstörung Qumrans durch die 10. Legion „Fretensis" im Jahre 68 n. Chr.

V. Die Bedeutung der Schriften von Qumran

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich schon ohne weiteres die überragende Bedeutung dieser neuentdeckten Schriften.

1. Für die Geschichte des alttestamentlichen Textes. Unsere heutigen hebräischen Bibelausgaben haben den massoretischen Einheitstext (Massora = Überlieferung, Herkommen). Die-

ser wurde gegen Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. abgeschlossen und im 9. und 10. Jahrhundert überall eingeführt. Es gab eine strenge Abschreiberegel, die jede Änderung unmöglich machen sollte. Alle bisherigen Handschriften wurden durch diese massoretischen ersetzt. So stammen die ältesten uns bisher bekannten Handschriften aus dem Ende des 9., zum Teil auch aus dem Ende des 8. Jahrhunderts. (Im A. T. sind wir also viel ungünstiger daran als im N. T., dessen Texte bis ins 4. Jahrhundert zurückreichen.) Da man die ausgeschiedenen Handschriften aus Ehrfurcht nicht vernichten wollte, hat man sie wie Menschen „beigesetzt" in einem eigenen Raum, der „Genizah". In neuerer Zeit hat man in der „Genizah" einer Synagoge zu Alt-Kairo Fragmente alter Handschriften gefunden, die wohl bis zum 7. Jahrhundert hinaufreichen. Qumran hat uns nun die bisher ältesten Texte gebracht, aus der Zeit um Christus. Dabei hat sich gezeigt, daß trotz mancherlei Abweichungen im wesentlichen der uns bisher überlieferte Text eine gute Bestätigung gefunden hat. Die von mancher Seite schon vorgebrachten Zweifel, ob unser heutiger Massoretentext vertrauenswürdig sei, sind also unbegründet.

Das auffallendste Merkmal der Isaias-Rolle ist eine ausgedehntere Verwendung von Vokalbuchstaben, der „scriptio plena". Sie enthält aber auch eine ganze Anzahl von sachlichen Varianten (aber nie wesentliche Abweichungen), die aber vielfach mit der Septuaginta, der griechischen Übersetzung vom 3. Jahrhundert v. Chr. aus Alexandrien, zusammenstimmen. Das bestätigt die Methode der Textkritik, die sich auf diese Übersetzung stützte. Andererseits sehen wir auch, daß Verderbnisse unseres heutigen Textes so alt sind, da auch diese Texte sie haben, z. B. Is 9, 2: „Du hast vermehrt das Volk, aber nicht erhöht die Freude", statt: „Du hast vermehrt das Volk und ihm erhöht die Freude". Radierungen und Einfügungen von derselben und von anderer Hand zeigen, daß trotz des allgemein angenommenen Standardtextes Verbesserungen möglich waren; auch zeigt das Vorhandensein zweier verschiedener Isaias-Handschriften in derselben Höhle, daß mehr als eine Textform zu gleicher Zeit bekannt war.

2. Die Bedeutung für die Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. Man hat bisher gemeint, daß damals das Hebräische schon eine tote, ausgestorbene Sprache gewesen ist. In Qumran gibt es nun auch aramäische Texte, die meisten aber sind hebräisch. So war wohl damals das Hebräische doch noch bekannter und gebräuchlicher, als man bisher annahm. Freilich kann es auch sein, daß man gerade durch die Abfassung in hebräischer Sprache diesen Texten einen mehr sakralen und offiziellen liturgischen Charakter verleihen wollte.

Die aramäischen Handschriften von Qumran sind unsere ersten literarischen Urkunden für das palästinensische Aramäisch um die

Zeit Christi. Bisher hatte man aus dieser Zeit nur kurze Inschriften. Umfangreiches Material noch für viele Jahre liefern die Funde der Paläographie sowohl für die Geschichte der aramäischen Quadratschrift als auch für das althebräische Alphabet. Die archaische Schrift blieb in Qumran lange Zeit in Gebrauch, man kann sogar eine Entwicklung dieser Schrift beobachten. Texte in archaischer Schrift sind hier nicht älter als die in Quadratschrift. Ein Bruchstück enthält sogar ältere Schrift und Quadratschrift durcheinander. Auch über die altjüdischen Methoden der Schreibkunst (Zusammensetzung der Tinte, das Ziehen von Linien, um die Feder zu leiten, aber nicht als Unterlinie, wie bei uns, sondern als Oberlinie, so daß die Buchstaben aufgehängt erscheinen) und der Rollenanfertigung gewinnen wir wichtige Aufschlüsse. Das Linienziehen schreibt übrigens der palästinensische Talmud schon einer Anordnung des Moses zu; ein Rabbi des 2. Jahrhunderts führt es sogar auf Adam (!) zurück.

3. Die Bedeutung für die jüdische Religionsgeschichte und das Alte Testament. Wir erhalten hier höchst interessante Einblicke in die religiöse Gedankenwelt einer jüdischen Gemeinde vor der Zerstörung des Tempels (denn nachher wurde das jüdische Denken und Leben durch den Talmud gesetzlich fixiert), also aus der Zeit zwischen den Büchern des A. T.s und des N. T.s, aus der wir bisher nur durch die apokryphe Literatur, mehr oder weniger überarbeitet, manches erfahren konnten.

Nach dem bereits Gesagten sehen wir, daß die Gedankenwelt der Qumranleute die des A. T. s ist. In der Engellehre brauchen wir keinen Parsismus zu sehen, sie ist auch im A. T. zweifellos älter, als ein Einfluß von Persien her möglich ist. Engel als „bene elim" („Göttersöhne") sind schon in den Ras-Schamra-Texten aus der Mitte des 2. Jahrtausends erwähnt. Alttestamentlich ist auch der Gedanke der Auserwählung und Prädestination, die die menschliche Freiheit nicht ausschließt. Denn der Eintritt in den Bund erfolgt auf Grund eines freiwilligen Entschlusses, auch das Handeln der Mitglieder ist nicht determiniert, deshalb gibt es auch einen Strafkodex. In der Frage der stark ausgeprägten dualistischen Grundeinstellung wollen manche einen Einfluß des Parsismus sehen, der ja in Ahriman und Ahuramazda von Anfang an dualistisch geformt ist. Die Weltgeschichte ist nach ihnen ein fortgesetzter Kampf zwischen diesen beiden Mächten, erst am Ende wird das Böse besiegt. Es wird sich nicht beweisen lassen, kann aber nicht von vornherein abgelehnt werden, daß im späteren Judentum ein Einfluß des Parsismus möglich ist. Seit 538 machten die Juden im Exil Bekanntschaft mit den Persern und deshalb auch mit ihrer Religion. So ist auch in Qumran dieser Einfluß nicht ausgeschlossen. Aber ist der Gegensatz zwischen Ordnung und Chaos, Wahrheit und Lüge, Gut und Böse nicht überhaupt uralt und nicht auch alttestamentlich? Schon das Urchaos, die Schlange im Paradies, die Verkörperung des Bösen im Satan, der wie bei

Job als Versucher auftritt, aber Gott untergeordnet ist, zeigt dies. Und diese Einheit des Monotheismus ist auch in Qumran festgehalten: Gott steht über den Guten und Bösen, er wird seine Erwählten erlösen und die Heere der Bosheit vernichten. Es ist unverständlich, wenn Edmund Wilson in seinem später noch zu erwähnenden Buch (S. 78) schreibt: „Eine ihrer wichtigsten Lehren ist die Moral der Zwei Wege, die den alten Hebräern unbekannt war." Angefangen vom Deuteronomium ist das ganze A. T. hindurch die Rede vom „Wandern auf dem Wege des Herrn" (5, 33), „Abweichen vom Wege" (31, 29). Der 1. Psalm zeigt gerade die Antithese zwischen dem Weg der Gottlosen und dem Weg der Gerechten, und oft auch das Buch der Sprüche, z. B. gleich zweimal: „Es ist ein Weg, der einem Menschen als der rechte erscheint, und doch führt er schließlich zum Tode" (14, 12; 16, 25).

Die Ethik ruht ganz auf dem Boden des A.T.s und enthält nichts, was nicht schon dagewesen wäre. Betont wird eine wahre innere Gesinnung, wie auch schon im Deuteronomium. Gefordert ist nicht nur äußere Regelerfüllung, sondern innere Gesinnung des Herzens. Die geringere Bewertung des Opfer- und Tempelkultes, die Betonung der ganzen moralischen Haltung ist auch schon die Idee der Propheten (z. B. Is 1,11; Os 8, 13; Mich 6, 7. 8). Alttestamentlich sind auch die Anschauungen vom Sabbatgebot und von den Festfeiern.

Einen eigenartigen Zug finden wir in der Messiaserwartung von Qumran, die sich gleich auf zwei Messiasse erstreckt. In der Messiaserwartung des A. T. lassen sich verschiedene Züge feststellen. Zuerst ist er der mächtige König und Herrscher, Kriegsheld und Befreier. Bei den vorexilischen Propheten sind diese Züge schon mehr vergeistigt, bei Isaias ist er der Friedensfürst, dann der leidende Gottesknecht, der Mann der Schmerzen, der durch seinen Tod Erlösung und Sühne schafft. Nach dem Exil erscheint er als guter Hirt, Priester-König, Lehrer und Prophet — kein Wunder, daß später der Versuch gemacht wurde, zwei Messiasgestalten aufzustellen, wie auch in Qumran, und dazu noch eine dritte Gestalt, den Propheten (siehe Dt 18, 18; Mal 3, 24). So war nicht leicht für einen Juden der Glaube, daß in der einen Gestalt des Jesus von Nazareth alle diese Züge vereinigt sind, und für Christus und die Apostel die Predigt dieses einen Messias.

Eine ansprechende Seite des vorchristlichen Judentums ist schließlich der Geist, der aus den Gebeten und Psalmen der Qumrantexte entgegentritt, die zwar nicht den gleichen Grad dichterischer Kraft und Ursprünglichkeit haben wie die alttestamentlichen Psalmen, aber doch vom gleichen Geiste der Andacht und religiöser Ergriffenheit künden.

4. Die Bedeutung für das Neue Testament. Es ist klar, daß man, sobald die Datierung der Qumrantexte einigermaßen gesichert war, auch ihre Bedeutung für das N. T. erkannte. Texte

einer jüdischen Gemeinde aus dieser Zeit sind auch wichtig für das zur selben Zeit entstehende Christentum. Die Veröffentlichung immer neuer Texte zeigte immer mehr Berührungspunkte auf.

Der Göttinger Neutestamentler Kuhn erklärte, daß diese Funde „sowohl für die Religionsgeschichte wie für die Einzelexegese wie für die Gesamtinterpretation und Theologie des Neuen Testaments eine tief einschneidende, für manche Gebiete geradezu umwälzende Bedeutung" hätten. Der Pariser Religionsgeschichtler Dupont-Sommer prophezeite schon 1950 als Folge dieser Entdeckungen nicht nur eine Revolution, sondern einen ganzen Wasserfall von Revolutionen auf diesem Gebiet („pas [seulement] une révolution, mais toute une cascade des révolutions"). Es fehlte nicht an voreiligen Beantwortungen und Lösungen der Frage, vor allem von seiten derer, denen eine Selbstrechtfertigung dem Christentum und der Kirche gegenüber willkommen war, wie gerade letzterem, der ein abgefallener katholischer Priester ist. Er zog Folgerungen, die „ein Christentum vor dem Christentum" aufstellen, die die Entstehung des Christentums in dieser Qumransekte sahen: „Alles im jüdischen Neuen Bund (= in der Qumransekte) kündigt den christlichen Neuen Bund an und bereitet ihn vor. Der galiläische Lehrer (= Jesus), so wie ihn uns die Schriften des Neuen Testamentes vorstellen, erscheint in mehrfacher Hinsicht wie eine erstaunliche Re-Inkarnation des Lehrers der Gerechtigkeit. Wie jener predigte er die Buße, die Armut, die Demut, die Nächstenliebe, die Keuschheit. Wie jener schrieb er vor, das Gesetz des Moses zu beobachten, das ganze Gesetz, jedoch das dank seiner eigenen Offenbarungen vollendete und vollkommene Gesetz. Wie jener war er der Auserwählte und der Messias Gottes, der Messias-Erlöser der Welt. Wie jener war er der Feindseligkeit der Priester, der Sadduzäerpartei, ausgesetzt. Wie jener ward er verurteilt und hingerichtet. Wie jener stieg er zum Himmel auf zu Gott. Wie jener vollzog er das Gericht über Jerusalem, das zur Strafe für seine Ermordung von den Römern eingenommen und zerstört wurde (63 vor und 70 nachChr.). Wie jener wird er am Ende der Zeiten der souveräne Richter sein. Wie jener hat er eine Kirche gegründet, von der aus die Gläubigen inbrünstig seine glorreiche Wiederkunft erwarteten." Nach diesem neunfachen „comme lui" betont er nochmals, daß „in der christlichen Kirche alles wie in der essenischen Kirche" sei, daß „alle diese Ähnlichkeiten bzw. Gleichheiten un ensemble presque hallucinant (!)" darstellen. Auch Prof. Hempel in Berlin fragt sich, ob „die Übereinstimmungen zwischen den beiden Gemeinschaften (Qumran- und Christengemeinde) nicht noch erheblich weiter gehen, so daß man mit Recht, wie es gelegentlich bereits geschehen ist, von einem ‚Christentum vor Christus' sprechen müßte", eine Frage, die er aber verneint. Der schon erwähnte Teicher von Cambridge geht noch weiter, er verteidigt sogar die Identität des „Lehrers der Gerechtigkeit" mit Jesus, dem „wahren Lehrer" der Evangelien

(Mt 22, 16; Mk 12, 14); nur „anachronistische Kurzsichtigkeit" könne diese Identität noch bestreiten.

Vor allem aber hat ein Buch von Edmund Wilson (1955), von Josephine Ewers ins Deutsche übersetzt und 1956 im Winkler-Verlag in München erschienen, viel Staub aufgewirbelt. Wilson bezweifelt, ob ein religiöser Gelehrter sich überhaupt objektiv mit dieser Frage befassen könnte. Ein guter Christ sei für die Göttlichkeit Christi voreingenommen, und ein gläubiger Jude müsse für die Wahrheit und Treue des massoretischen Textes fürchten(!). Darum sind seine Gewährsmänner „ein angesehener jüdischer Gelehrter", David Flusser in Jerusalem, der nicht auf dem Boden seines Glaubens steht, und vor allem Dupont-Sommer. „Seine Ausgeglichenheit zeigt wohl noch die Spuren priesterlichen Gepräges; denn wie Renan zunächst Theologie studierte, so ist Dupont-Sommer einstmals Abbé gewesen. Jetzt ist er, wie er sagt, un pur savant (nur ein Gelehrter), ohne religiöse Bindungen." Für Wilson ist Jesus nur ein Rabbi, der in die Essenerschule gegangen ist und dort seine Weisheit gelernt hat; die „Ansprüche auf Göttlichkeit" seien ihm von der Kirche eingeräumt worden. In die Essenerschule sei er in der Zeit bis zum 30. Lebensjahr gegangen; „über die ersten dreißig Jahre im Leben Jesu wissen wir sehr wenig, was er gelesen, unter wessen Einfluß er gestanden hat". Siehe aber Mt-Evangelium bis 2, 23, Lk bis 2, 50 und vor allem Mk 6, 1—4: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn Marias. . ?" Aus Ähnlichkeiten zwischen der Essenersekte und dem Christentum folgerte Wilson als selbstverständlich die Abhängigkeit des Christentums von dieser Sekte.

Genau diese Gedanken hat nun auch die Journalistik aus Sensationssucht oder mit bewußter Tendenz angenommen, z. B. schreibt ein anonymer Verfasser in der Illustrierten „Weltbild", im 3. Heft 1956, neben dem Foto eines Fragmentes: „Jetzt weiß man, daß auf diesen mumifizierten Schriftfragmenten christliche Lehren und Gedanken niedergelegt wurden. . . Jahrzehnte, bevor Jesus Christus seinen Erdenwandel begann." Oder später: „. . . wenn diese Botschaft (von Qumran) richtig begriffen worden ist, bedeutet sie nicht weniger, als daß die charakteristischen Bestandteile der christlichen Lehre allmählich und auf natürlichem Wege im Schoße einer abtrünnigen jüdischen Sekte gesät, gezüchtet wurden und herangewachsen sind. . ." Wie verhält es sich nun damit in Wirklichkeit?

A. In dem bisher über die Qumransekte Berichteten wurden schon einige solcher Berührungspunkte erwähnt; es wäre unmöglich, alle anzuführen. Wir finden auf einigen Gebieten solche Ähnlichkeiten und Parallelen.

a) Auf dem Gebiete der Organisation, der Disziplin und des Rechts. Wir sahen im Regelbuch Züge, wie sie uns auch von den urchristlichen Gemeinden in Jerusalem, Korinth, Ephesus usw.

berichtet werden. Allerdings wird immer in solchen religiösen Gemeinschaften die Organisation ähnlich sein müssen. Der Mebaqqer von Qumran ist ähnlich dem Episkopos des N. T.s; die Zwölfzahl der Apostel ist auch im Rat von Qumran, wie auch immer dessen Funktion gewesen sein mag. Die Verbindung einer monarchischen, oligarchischen und demokratischen Verfassung ist vielleicht eine allgemein jüdische Erscheinung. Auffallend enge Berührungen bestehen in der Gütergemeinschaft, Einmütigkeit und dem Gemeinschaftsgeist mit Kap. 5 der Apostelgeschichte. Vom Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft hören wir in Qumran wie auch 1 Kor 5, 1—8; 1 Tim 1, 20.

b) Auf dem Gebiete des Kultes und der Liturgie. Das Erbe der urchristlichen Gemeinde in der Liturgie aus der Synagoge ist unbestritten. Ähnlich begegnet nun auch in Qumran verwandtes Brauchtum. P. Jungmann weist vor allem auf die Anfänge des christlichen Stundengebetes hin, besonders des mitternächtlichen Gebetes, dessen Herkunft bis jetzt rätselhaft geblieben ist. Ob nicht in Qumrans liturgischem Kalender mit seinen Jahreszeiten der Vorläufer des römischen Quatembers zu suchen ist? Vermutlich ging es den Leuten von Qumran um eine Kalenderreform, um den Übergang vom jüdischen Mondjahr zum hellenistischen Sonnenjahr. Vielleicht ergibt das wichtige Schlüsse auf das Paschamahl und seine Datierung. Die Bewährungszeit, das Noviziat, entspricht dem urchristlichen Katechumenat. Der Opferkult ist übergangen und verdrängt durch das „Opfer der Lippen". Auch die Beschneidung wird ähnlich wie im N. T. im geistigen Sinn, als Beschneidung des Herzens, verstanden.

c) In den theologischen Grundlehren. Wir finden die gleichen Begriffe wie im N. T.: Heiliger Bund, Gerechtigkeit Gottes, reiner Geist, Kinder des göttlichen Wohlgefallens, Fleisch, Leib des Fleisches, Kleros (Los, Anteil), Geheimnis, Licht, Finsternis. Wir haben hier auch die Verdoppelung „Amen, amen", die sonst nur bei Johannes steht. Der Anspruch, allein „der heilige Rest des heiligen Israel" zu sein, zu den „Gliedern des Neuen Bundes", den „Auserwählten", „Heiligen", „Männern der Heiligkeit" zu gehören, begegnet auch in den Evangelien und bei Paulus. Vergleichsmaterial findet sich zur Engellehre und Geisterlehre, im eschatologischen Seinsverständnis der Gemeinde. Interessante Parallelen finden sich zu den Problemen Keuschheit und Zölibat der Männer. Diese Parallelen zum N. T. sind nicht gleichmäßig, sondern vor allem mit Mt, Lk, der Apostelgeschichte, den Gefangenschaftsbriefen und den Johanneischen Schriften. Vor allem die letzteren stehen in besonderer Nähe mit den Antithesen: Wahrheit—Lüge, Licht—Finsternis.

B. Um diese Parallelen einigermaßen zu verstehen, ist es wichtig, ja notwendig, von vornherein die folgenden Tatsachen und Richtlinien zu beachten.

a) Die Texte und Termini sind im einzelnen oft noch nicht gesichert. Es wird noch vieler Kleinarbeit bedürfen und gewissenhafter Einzeluntersuchungen, um eine gesicherte These und die richtige Lesart aufstellen zu können.

b) Diese neu aufgefundenen Texte gehören, wie bereits ausgeführt, verschiedenen Phasen und Schichten, vielleicht auch Strömungen an. Man darf nicht alles auf einen Nenner bringen wollen.

c) Ähnlichkeit, sogar Gleichheit im Wort, in der Ausdrucksform besagt noch nicht Einheit der Sache, im Sinn und Geist. So behauptet z. B. Wilson, der Abendmahlsritus stamme von der Sekte ab. „Hier wird eine Handlung vorgeschrieben, die sogar noch stärkere Ähnlichkeit mit der der christlichen Kommunion hat" (S. 82). Und doch handelt es sich hier weder um den Ritus des Pascha- oder Abendmahles, erst recht nicht um die hl. Kommunion, sondern um die Tischordnung, um das Segnen von Speise und Trank vor dem Essen: „Gemeinsam sollen sie essen und gemeinsam segnen und gemeinsam beschließen. . . Und wenn sie den Tisch bereiten zum Essen oder den Most zum Trinken, so soll der Priester zuerst seine Hand ausstrecken, um sich selbst zu segnen mit dem ersten Teil des Brotes und des Mostes" (VI, 2. 3. 5. 6).

d) Endlich darf nicht vergessen werden, daß beide Schriftengruppen aus dem gemeinsamen Mutterboden des A. T. s erwachsen sind, darum muß manches Sprach- und Gedankengut gemeinsam sein. So ist das historische Verhältnis zwischen Qumran und N. T. „nicht das von Mutter und Tochter, sondern das von Geschwistern oder, noch etwas entfernter, von Basen". Man muß also bei aufscheinenden Parallelen sofort und zuerst das A. T. zu Rate ziehen, unter Berücksichtigung der fortschreitenden Offenbarung und der organischen Entwicklung bis hin zur „Fülle der Zeit" (Gal 4, 4).

C. Berührungsmöglichkeiten zwischen Qumran und N. T. können nach verschiedenen Rücksichten gesucht werden.

a) Räumliche Berührungspunkte. Qumran und die Höhlen im Umkreis von 8 km liegen westlich des Toten Meeres; das zentrale Mutterhaus Qumran ist nur 10 km von Jericho entfernt. Wir kommen mit Christi Gefolge in die allernächste Nähe dieser Siedlung, ob wir von Jerusalem aus das Kedrontal hinabziehen in Richtung Totes Meer oder die Straße nach Jericho gehen oder ob wir den Galiläern aus dem Norden auf ihrem Pilgerweg „jenseits des Jordans" folgen. Trotz seiner Abseitslage konnte Qumran nicht unbekannt bleiben. Als „Jerusalem, ganz Judäa und das ganze Jordanland" (Mt 3, 5) zu Johannes in die Wüste von Judäa hinauszogen, sollten da die Bewohner von Qumran bei einer Entfernung von nur 2 bis 3 Stunden von dieser Volksbewegung unberührt geblieben sein, unberührt auch, als Jesus mit einer großen Volksmenge sich in der Nähe von Jericho aufhielt (Mt 20, 29)?

b) Zeitliche Berührungspunkte. Wir haben ja schon gesehen, daß Qumran nach den Ergebnissen der Ausgrabungen etwa zu Beginn der christlichen Ära neu besiedelt wurde und so wieder in höchster Blüte stand, als nur 2 bis 3 Stunden entfernt Johannes seine Bußpredigt begann, Jesus sich von ihm taufen ließ, predigte und Wunder wirkte.

c) Persönliche Berührungspunkte. Haben Johannes und Jesus von Qumran gewußt? Wer örtliche und zeitliche Berührungsmöglichkeiten zugibt, wird zum mindesten das Wissen umeinander, um das Ideal und die Lehren des anderen annehmen müssen. Es muß freilich auffallen, daß die ntl. Schriftsteller wohl die Pharisäer und die Sadduzäer, nicht aber die Partei der „Essener" oder gar „Qumraner" erwähnen (oder sollten sie unter den „Schriftgelehrten" mit gemeint sein?). Andererseits enthalten auch die Qumrantexte keine Erwähnung von Johannes und Jesus; aber diese enthalten überhaupt keine Namen, deshalb die Schwierigkeiten um den Lehrer der Gerechtigkeit. Man hat unter diesem auch den Johannes sehen wollen (wegen einiger Anklänge in seinem „Wortschatz" mit Qumran und wegen seines Aufenthaltes in der Wüste Juda) und ihn als „die Brücke zwischen Qumran und dem N. T." bezeichnet, sogar Jesus selbst sollte Essener gewesen sein, wie schon erwähnt wurde. Freilich müssen wir bedenken, daß sich die Qumraner abgeschlossen haben und in Haß mit allen waren, die ihrer Gemeinschaft nicht angehörten; doch wäre es möglich, daß jene, die das Noviziat in Qumran nicht bestanden haben, oder die Ausgeschlossenen den Weg zu Jesus gefunden haben. Vielleicht enthält Mt 5, 43—48 einen Hinweis auf Qumran: „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen! Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde. . .!" Diese erste Aufforderung kann weder im A. T. noch im Talmud oder Midrasch nachgewiesen werden, wohl aber heißt es im Regelbuch: „zu lieben jeden, den Gott erwählt hat, und zu hassen jeden, den er verworfen hat", „zu hassen alle Söhne der Finsternis". Ähnlich auch im Habakuk-Kommentar.

d) Literarische Berührungspunkte. In den Höhlen von Qumran wurden auch Fragmente von apokryphen Schriften gefunden, teils bekannten, teils unbekannten, die wohl aus den Geistesströmungen des Judentums zwischen A.T. und N.T. entstanden sind. Da die ntl. Schriftsteller auch mit diesen Geistesströmungen vertraut waren, ist es kein Wunder, daß sich Spuren davon auch in ihren Schriften finden, ohne daß man immer sofort an Zitate oder Entlehnungen denken müßte. Die Zusammenstellung solcher Spuren dürfte dem Verständnis des N. T. s viele Dienste leisten.

D. Wesentliche Unterschiede zwischen Qumran und N. T. Trotz der sicher nicht wenigen Parallelen müssen wir vor allem in den Qumrantexten auch eine abgrundtiefe Verschieden-

heit vom N.T. feststellen, die in groben Zügen zum Schluß noch hervorgehoben werden soll.

a) Wir finden in Qumran im Gegensatz zur Lehre Christi von der Nächstenliebe, wie schon erwähnt, die Vorschrift zum Haß der Feinde, z. B. im Regelbuch I, 9. 10, II, 4. 5. 8. Und zu diesem Haß verpflichtet sich der Novize unter Eid. Welcher Unterschied zur Bergpredigt, zu den Gleichnissen vom verlorenen Sohn, vom verlorenen Schaf, der verlorenen Drachme und zu Lk 7, 48: „Deine Sünden sind dir vergeben!"

b) Während der Herr seine Jünger aussandte, seine Botschaft zu verkünden, und ihnen dabei sagt: „. . . eßt, was man euch vorsetzt!", heißt es im Regelbuch (V, 2), daß die Männer der Gemeinschaft „sich scheiden von der Gesellschaft der Menschen des Irrtums" (10, 11); jeder „soll sich verpflichten, sich zu trennen von allen Männern des Irrtums"; ja, „niemand von den Männern der Gemeinde soll antworten, wenn er von ihnen über ein Gesetz oder Gebot gefragt wird. Und außerdem soll er nichts essen oder trinken und soll nichts annehmen aus ihrer Hand, außer gegen Bezahlung" (15, 16) . . . „Denn von allen, die nicht zu seinem Bunde gezählt sind, soll er sich trennen und von allem, was ihnen gehört" (18). Vergleichen wir damit den Umgang des Herrn mit den Pharisäern und Sadduzäern; ja, „er nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen" (Lk 15, 2).

c) Im Regelbuch ist die Vorschrift: „Wer sich während der Sitzung der Meister hinlegt und schläft, dessen Strafe soll sein 30 Tage (Ausschluß)" (VII, 11). Anders handelt Paulus in Troas. Er erweckt den vom Schlaf überwältigten Eutyches, der vom dritten Stockwerk hinabgestürzt war und tot aufgehoben wurde, wieder zum Leben (Apg 20, 7—12).

d) In Qumran herrschte vollständige Gütergemeinschaft, schon der Novize mußte sie versprechen (I, 12, 13); auch in der Urkirche von Jerusalem (nicht in anderen Gemeinden!) finden wir sie, aber sie war freiwillig: „Blieb es nicht dein eigen, wenn du es behalten wolltest?" (Apg 5, 4).

e) In Qumran werden streng eingeschärft die mosaischen Vorschriften, die Reinigungsvorschriften und das Sabbatgebot: Wenn das Vieh in eine Grube fällt, darf man es am Sabbat nicht herausziehen, auch keinen lebenden Menschen. Ganz souverän urteilt der Heiland anders (Mt 12, 1—14, Mk 3, 1—6).

f) Keine Parallele gibt es mit der Haltung Jesu seinem Vater gegenüber. Mit einer einzigen Ausnahme, am Kreuz (Mk 15, 34), hat Jesus stets Gott mit „Abba-Vater" angesprochen. Wir haben sonst keinen einzigen Beleg für eine solche Anrede, auch nicht in Qumran.

g) Vor allem sind wesentliche Unterschiede in der Person Jesu: Präexistenz, Menschwerdung, Sendung vom Vater, Predigt vom Gottesreich, Tod am Kreuz, Auferstehung, Himmelfahrt. Dazu findet sich keine einzige Parallele; die Erklärung Dupont-Sommers zur Habakuk-Rolle XI, 7, als sei der Lehrer der Gerechtigkeit nach

seiner Hinrichtung in überirdischer Weise erschienen, um das Gericht über seine Feinde zu vollziehen, ist rein willkürlich.

Damit man sich ein Urteil bilden kann über die Arbeitsweise gewisser „Forscher", sei ein Beispiel angeführt aus J. M. Allegro, dessen Büchlein über die „Rollen vom Toten Meer" zu Tausenden im deutschen Sprachgebiet verbreitet wird (Fischer-Bücherei, Frankfurt). Allegro studierte in Manchester mit Erfolg semitische Fragen, wurde dann eingeladen, an der Veröffentlichung der Fragmente von Qumran mitzuarbeiten, und hatte so Zugang zu noch nicht veröffentlichten Texten. Im Jahre 1956 hielt er im Londoner Rundfunk BBC drei Vorträge, worin er ankündigte, daß ein unveröffentlichter Text aus Qumran die Kreuzigung des Lehrers der Gerechtigkeit bestätige. Er sagte wörtlich: „. . . der schreckliche Jannäus (dessen Name aber in den Texten nie vorkommt), der gottlose Priester, wie sie (die Anhänger der Sekte) ihn nannten, stürmte hinunter zu ihrem neuen Heim (in Qumran), schleppte den Lehrer weg und gab ihn, wie nun wahrscheinlich scheint, in die Hände der heidnischen (römischen) Truppen zur Kreuzigung"; darauf nahmen seine Jünger „den zerbrochenen Leib herunter, um über ihm Wache zu halten bis zum Tage des Gerichtes".

Da Allegro damit den Eindruck erweckte, er stütze sich auf eine deutliche Aussage eines Dokumentes, das bis jetzt noch nicht veröffentlicht war, erklärten die anderen Herausgeber der Fragmente im März 1956 in einem offenen Brief an die Londoner „Times", daß die Kreuzigung des Lehrers der Gerechtigkeit in keinem Texte vorkomme. „Mr. Allegro hat entweder seinen Text falsch gelesen oder eine Kette von Konjekturen aufgebaut, die von den Materialien nicht gestützt werden." Wenige Tage darauf antwortete Allegro in der gleichen Zeitung und mußte zugeben, daß seine Darstellung nur eine „hypothetische Rekonstruktion" gewesen sei. Wie rein hypothetisch diese Rekonstruktion war, wurde erst recht deutlich, als Allegro im Juni 1956 den fraglichen Text veröffentlichte. Der Satz, auf den es ankommt und der noch dazu in einer Zeile durch eine längere Lücke verstümmelt ist, lautet. „Der wütende Löwe... (Lücke)... in den Suchern von glatten Dingen, welcher Männer lebendig aufhängt." Welche Phantasie, hierin die Kreuzigung des Lehrers der Gerechtigkeit zu finden, der noch dazu im ganzen Fragment überhaupt nicht genannt wird! Und solche Leute wollen sich „ernste Forscher" nennen!

VI. Schluß

Wenn wir nun die Bedeutung dieser Texte zusammenfassen, so können wir sagen:

1. Die abenteuerlichen Hypothesen von einem „Christentum vor Christus" sind völlig unbegründet und daher abzulehnen.

2. Die Texte dieser Funde schließen eine wichtige Lücke zwischen A. T. und N. T. Es fällt neues Licht auf die Gedankenwelt des vorchristlichen Judentums, auf seine sprachlichen, moralischen und dogmatischen Voraussetzungen, den Boden, auf dem die Urgemeinde erwachsen ist, mit dem sie zusammenlebte.

3. Alle diese Vergleichsmöglichkeiten und Berührungspunkte und viele andere, die beigebracht worden sind, haben ihre Bedeutung für das Studium des N. T. s

4. Burrows, einer der Forscher, die sich von Anfang an mit Qumran befaßt haben, bekennt: „Für meine Person muß ich noch weiter gehen und gestehen, daß ich durch mein siebenjähriges Studium der Rollen vom Toten Meer meine Auffassung des N. T. s nicht wesentlich verändert fühle. Die jüdische Unterlage davon wird klarer und verständlicher, aber sein eigentlicher Sinn hat sich weder verändert noch auffallend verdeutlicht" (S. 283 f.). „Wenn man einmal alle Unterlagen hat, werden die Schlüsse, die dieses Buch zieht, wohl teilweise berichtigt, sicher sehr erweitert werden müssen. Daß ein vollständiger Widerruf wichtiger Ergebnisse nötig werden könnte, glaube ich nicht" (Vorwort).

5. Das Christentum und die Kirche haben von diesen Texten und von wissenschaftlich-ehrlich durchgeführten Vergleichen nichts zu fürchten; ihr Eigenwert wird in keiner Weise geschmälert, man wird immer mehr erkennen: „Was ist das? Eine neue Lehre voll Macht" (Mk 1, 27). Das Einmalige und Originelle des N. T. s wird um so deutlicher sich abheben: „Ist man in Christus, so ist man eine neue Kreatur" (2 Kor 5, 17), und noch mehr wird gelten: „Wenn jemand dessen Willen tun will (der mich gesandt hat), wird er von meiner Lehre erkennen, ob sie von Gott kommt oder ob ich aus mir selber rede" (Jo 7, 17).

Anmerkung. Möchte sich jemand noch ausführlicher unterrichten über die Funde von Qumran, so sei ihm vor allem empfohlen: Millar Burrows, Die Schriftrollen vom Toten Meer. (379 S.) 2. Aufl. der deutschen Übersetzung. München 1958, C. H. Beck. Geb. DM 24.—. B. gibt auch eine Übersetzung der bis 1956 veröffentlichten Qumranschriften und eine vollständige Bibliographie. Es ist wohl das beste, zuverlässigste und sympatischeste Buch über die Schriftrollenfunde. Andere kleinere, weniger zu empfehlende, weil tendenziös geschriebene, sind: A. Powell Davies, Der Fund von Qumran. (200 S.) 3. Aufl. Wiesbaden 1958, F. A. Brockhaus. Geb. DM 9.80. D. gibt im Anhang die Erwähnung der Essener bei Philo, Josephus Flavius usw. — John M. Allegro, Die Botschaft vom Toten Meer. (182 S.) Fischer-Bücherei. Kart. DM 2.20.

Über „Die Handschriftenfunde am Toten Meer und das Neue Testament" schrieb Adalbert Metzinger in: „Biblica", Vol. 36, Fasc. 4, S. 457—481. Nach Abfassung des Artikels erschien: Jean Daniélou, Qumran und der Ursprung des Christentums. Aus dem Französischen übersetzt von Othmar Schilling. (167 Seiten und 8 Bildseiten). Mainz 1958, Mathias-Grünewaldverlag. Leinen DM 8.25.

Faksimile-Ausgaben mit Transkription und lateinischer Übersetzung können bezogen werden durch den Verlag Kath. Bibelwerk, Stuttgart, Sattlerstr. 6 B.

Berthold von Garsten

Priesterliche Begegnung mit Frauen

Von Theol.-Prof. DDr. Josef Lenzenweger, Linz a. d. D.

Das Buch „Ignatius von Loyola, Briefwechsel mit Frauen", das aus der Feder des bekannten Univ.-Prof. Hugo Rahner S. J., Innsbruck, stammt[1]), bot Anregung zu diesem Aufsatz. Wer nämlich dieses Buch zur Hand nimmt, darf nicht erwarten, pikante Abenteuer vorgesetzt zu bekommen. Auch ich müßte enttäuschen, wenn jemand annehmen möchte, ich könnte romanhafte Szenen aus dem Leben Bertholds darbieten. Rahner hat es in seinem Buche aber ausgezeichnet verstanden, auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrund jene fraulichen Personen zu zeichnen, die an Ignatius Briefe geschrieben und von ihm solche empfangen haben. Wir wollen hier den Versuch unternehmen, aus den Quellen, die uns über Bertholds Leben informieren, insbesondere aus seiner Lebensbeschreibung, die ungefähr dreißig Jahre nach seinem Tode von einem Garstener Mönch verfaßt wurde, jene Partien herauszulesen, die Berthold mit Frauen in Verbindung zeigen. Wir werden daher unter seinen Verwandten Ausschau halten und dann jene Personen erwähnen, die mit dem frommen Abt während seines Lebens in Berührung gekommen sind.

Aus der Verwandtschaft begegnen uns zwei Frauen, allerdings kennen wir nur von einer den Namen, nämlich von der Nichte Gertrud, die mit Rudiger von Thern, einem Gutsbesitzer in Niederösterreich, verheiratet war.[2]) Sie war die Tochter von Bertholds frühverstorbenem Bruder Hugo und dessen Ehegattin. Diese Mutter Gertruds, also Bertholds Schwägerin, ist die zweite Frau, aus deren Leben wir manches wissen, obwohl uns ihr Name nicht bekannt ist[3]). Es muß auch gleich von Anfang an eingestanden werden, daß uns Bertholds Lebensbeschreibung mit keiner Silbe etwas von seinen Eltern erzählt und wir daher auch nicht einmal den Namen seiner Mutter wissen. Wir können lediglich aus einer Bemerkung der Lebensbeschreibung schließen, daß es sich um Adelige gehandelt hat, denn als Verwandter wird ein Herr von Raabs erwähnt[4]) — es handelt sich wohl um Konrad den Älteren, der seinerseits wieder

---

[1]) 1956 bei Herder, Freiburg i. Br., erschienen.
[2]) Traditions-Kodex des Stiftes Garsten (Hs. 1 d. Stiftsarchivs Garsten im Oö. Landesarchiv), 53^{r} (abgedr. im Oö. Urkunden-Buch, I, 190, Nr. 215).
[3]) Kap. VIII der Vita (abgedr. in meinem neuen Buch über Berthold von Garsten, 235) u. Trad.-Kod., 31^{v} (ebd. 159, Nr. 116).
[4]) Kap. XIV der Vita (ebd. 241).

zu den Babenbergern in verwandtschaftlichen Beziehungen stand[5]). So sehen wir Berthold und Bertholds Eltern in enger Versippung mit maßgeblichen Geschlechtern im damaligen Ostarrichi.

In helleres Licht tritt die Nichte Gertrud. Sie hatte zwei Brüder, von denen gleich noch die Rede sein wird. Sie selber widmete, etwa 40 Jahre nach ihres Onkels Tod, dem Kloster Garsten ein Legat. Das heißt, sie gab in ihrem damals errichteten Testament für ihren Todesfall die Anweisung, nach ihrem Tode dem Kloster Garsten eine halbe Hube zu Thern zu übergeben. Bei einer Hube handelt es sich bekanntlich um ein kleines Gut, das gerade in der Lage ist, eine Familie zu ernähren. Die besondere Vorliebe für den längst verstorbenen und von ihr hochverehrten Onkel tritt in der Formulierung des Vermächtnisses klar hervor, wenn diese auch nicht von ihr selber stammen muß. Es heißt nämlich in der uns noch erhaltenen einschlägigen Traditionsnotiz, daß sie dies „ob amorem sancti Perhtoldi" getan habe, also aus Liebe und Anhänglichkeit an den heiligen Berthold. Es ist bemerkenswert, daß sie also diese ihre Zuneigung zu dem großen Onkel, der ihr sicherlich auch infolge seiner hochragenden Gestalt — er war 1,92 m groß gewesen[6]) — gut in Erinnerung war, so eindeutig zum Ausdruck brachte. Die Eintragung nennt ihn auch gleich einen Heiligen, was immerhin für den damaligen Zeitpunkt, wir stehen etwa fünfzig Jahre nach seinem Tod, besonders erwähnenswert erscheint[7]).

Freilich, nach dem Tode der gutmeinenden Gertrud ging die Übergabe nicht so klaglos vor sich. Denn Abt Marquard von Garsten, während dessen Regierungszeit, also um 1190, offenbar der Tod Gertruds eintrat, mußte erst mit deren erblasserischer Tochter Adelheid wegen Übergabe der Hube in Verbindung treten. Adelheid, die mit einem Meinhard verheiratet war, hatte offenbar keine so große Anhänglichkeit an Berthold mehr im Herzen[8]).

Gertrud hatte, wie wir schon erwähnt haben, zwei Brüder, deren Namen wir kennen. Sie waren allerdings von sehr verschiedener Wesensart; der eine hieß wie der Onkel, nämlich Berthold.

[5]) Trad.-Kod., 10^{v} (ebd. 128, Nr. 14); die beiden Urkunden Nr. 14 u. 13 des Stiftsarchivs Garsten (abgedr. Oö. Urkunden-Buch, II, 351, Nr. 243, u. Babenberger-Urkunden-Buch, I, 65, Nr. 48, sowie Oö. Urkunden-Buch, II, 433, Nr. 297, u. Babenberger-Urkunden-Buch, I, 69, Nr. 52) erweisen sich zwar als Falsifikate, sie stützen aber doch die Richtigkeit der durch den Trad.-Kod. verbürgten Verwandtschaft; vgl. auch Lechner Karl, Die Grafschaft Raabs, im Jahrbuch d. Vereins f. Landeskunde v. NÖ., Neue Folge 21 (1928), Heft 3, 79 f., u. ders., Gesch. d. Besiedlung u. ältesten Herrschaftsverteilung, in: Heimatbuch d. Bezirkes Horn, I, 295.

[6]) Anläßlich der am 9. Juni 1677 durchgeführten Exhumierung der Gebeine Bertholds wurden diese auf den Boden gelegt und der ganze Körper mit einer Kreide nachgezeichnet. So konnte festgestellt werden, daß er nach der Länge „6 ganze werkhschueh" maß. Dies berichtet Anselm Angerer, der spätere Abt von Garsten, in seinem Tagebuch, das heute im Stadtarchiv Steyr verwahrt wird. Unter seinen Bericht setzte er eine 8 cm lange Linie, zu der er bemerkte, sie ergebe, 24 mal genommen, die wahre Körpergröße Bertholds, also 1,92 m.

[7]) Trad.-Kod. (ebd.), 53^{r} (abgedr. ebd. 190 f., Nr. 216).

[8]) Trad.-Kod., 31^{v} (ebd. 159, Nr. 116).

Seine Mutter, die damals schon Witwe war, übergab ihn dem Kloster Garsten in der Zeit zwischen 1129 und 1137. Bei dieser Gelegenheit widmete sie das Gut Kiblitz — heute ein Dorf im Gerichtsbezirk Ravelsbach, NÖ. — und schenkte gleichzeitig einen Weinberg in Thern mit neun Joch dazugehörigem Grund[9]). Mit diesem Berthold nahm es allerdings ein schlimmes Ende. Er war mehr als ein Quecksilber und dazu reichlich frech und vorlaut, also ein richtiges Sorgenkind seiner Mutter, die anscheinend mit seiner Erziehung nicht mehr fertig wurde[10]).

Viel besser stand es um den anderen Sohn, Ulrich. Auch ihn hatte die Mutter in das Kloster nach Garsten gebracht. Der Bub zeigte, wie begreiflich, eine große Anhänglichkeit an seine Mutter, eine Neigung, die wohl durch den zu frühen Tod des Vaters noch gesteigert worden war. Seine Mutter blieb noch etliche Zeit in der Klosterherberge zu Garsten. Jeden Tag lief der kleine Ulrich zu ihr hinaus und bekam bei dieser Gelegenheit auch zu essen. Als dann die Mutter aber fortreisen mußte, versteckte er sich in seiner Betrübnis, wurde aber schließlich vom Gastmeister entdeckt, liebevoll behandelt und dem Onkel Abt zugeführt. Aus diesem Chorknaben Ulrich wurde ein tüchtiger Mönch[11]), ja er stieg zum Prior des Klosters Garsten empor, hatte also die nächste Stelle nach dem Abt inne[12]), bis er selber im Jahre 1173 als Abt nach Kremsmünster berufen wurde[13]).

Die Witwe nach Hugo, die Schwägerin des Heiligen, muß eine kluge und umsichtige Frau gewesen sein. Sie brachte dem überlebenden Bruder ihres Ehegatten Vertrauen und Hochachtung entgegen. Dies kommt durch die Übergabe ihrer beiden Söhne in das von Berthold geleitete Kloster Garsten klar zum Ausdruck. Die beiden: Gertrud, die Nichte, und deren Mutter, die Schwägerin Bertholds, sind die einzigen Frauen aus der Verwandtschaft Bertholds, über die wir überhaupt historisch verbürgte Nachrichten haben.

In das Gebiet der unglaubwürdigen und unbewiesenen Legende muß jedoch die Gemahlin Bertholds, Alhaid von Lexmund, verwiesen werden. Angeblich wäre Berthold nach deren früh erfolgtem Tode erst in das Kloster eingetreten. Diese romanhafte Ausschmückung im Leben Bertholds wurde erst im 17. Jahrhundert erfunden, allerdings auch nicht in böswilliger Absicht[14]); eine

[9]) Ebd. 31v (ebd. 159, Nr. 116).
[10]) Kap. VIII der Vita (ebd. 235 f.).
[11]) Kap. XIII u. XXIX der Vita (ebd. 240 f., 253 f.).
[12]) Trad.-Kod. 53r (ebd. 190, Nr. 215).
[13]) Prolog u. Kap. XXIX der Vita (abgedr. ebd. 225 u. 253).
[14]) Kirchmayr Seraphin, Gärstnerische Chronik (1658 geschrieben; heute Stiftsarchiv Göttweig Hs. 603), 19v; ihm folgen Pez Hieronymus, Scriptores rerum Austriacarum, II (1725 erstmalig gedr.), 81; Hoheneck Johann Georg Adam, Genealogisch- u. historische Beschreibung, I (1727), 130; Till Leopold-Schweinzer

Stelle in den „Schwäbischen Annalen" des Martin Crusius, gedruckt zu Frankfurt am Main im Jahre 1595[15]), wurde oberflächlich gelesen, und aus einem Berthold, der tatsächlich mit einer Alhaid von Lexmund verheiratet war, und einem Mönche Albert von St. Blasien wurde eine Person gemacht. So entstand die Romanze vom Witwer Berthold, der dann in das Kloster ging, was im übrigen ja auch kein Vergehen gewesen wäre.

Wenn auch diese Idylle in Bertholds Leben nicht zutrifft, so finden wir ihn doch als einen vornehmen und feinsinnigen Charakter, an dem wir Liebenswürdigkeit, Aufmerksamkeit und eine gewisse Distanz gegenüber dem weiblichen Geschlechte bemerken können. Dies sehen wir ja auch an dem Benehmen gegenüber jenen Frauen, mit denen er zusammentraf.

Eine gewisse Rolle unter diesen spielte sicherlich Elisabeth, die vor 1107 verstorbene Ehegattin des Markgrafen Otakar II. von Steyr, der das Stift Garsten zunächst für Weltpriester gestiftet hatte. Da Berthold den Babenbergern verwandtschaftlich nahestand, wie wir schon erwähnt haben, und Elisabeth die Tochter Leopolds II. war, mögen die beiden miteinander schon früher bekannt gewesen sein. Jedenfalls nahm sie selbst noch nach ihrem Tode[16]) auf Bertholds Leben Einfluß; denn an ihrem Jahrtag im Jahre 1107 gab Otakar seinen Willen bekannt, das Stift Garsten in ein Benediktinerkloster umzuwandeln. Dies hatte zur Folge, daß Prior Wirnt aus Göttweig an die Spitze der neuen Niederlassung nach Garsten und Berthold aus St. Blasien im Schwarzwald als Prior nach Göttweig berufen wurde[17]).

Etwas mehr als über Elisabeth wissen wir von Alhaid, der Witwe nach Ernst von Hohenberg, die auf Schloß Wildberg ob Messern im Waldviertel lebte. Sie bat Berthold, der eben in der Nachbarschaft Besuch gemacht hatte, auch zu sich. Ihre Verhältnisse waren besonders gelagert. Sie hatte kurz zuvor ihren Ehegatten verloren und war gesegneten Leibes. Darum wollte sie sich besonders dem Gebet dieses angesehenen und heiligmäßigen Abtes empfehlen und seinen Rat hören. Zu Ehren des hohen Gastes gab

---

Johannes Nep., Catalogus religiosorum, I (1752 geschrieben; heute Stiftsarchiv Kremsmünster), o. S., u. Havoth Aemilian, Cronica (um 1800; heute Stadtarchiv Steyr), 3 u. 93.

[15]) Annales Suevicorum, Dodecas II, Liber III, Pars I, Cap. X, p. 92; vgl. dazu auch die dt. Übers. v. Moser Johann Jakob (1738 erschienen), 361 f.

[16]) Verstorben an einem 10. Oktober um 1104; vgl. Czerny Albin, Das älteste Todtenbuch des Stiftes St. Florian, im Archiv f. öst. Gesch., 56 (1876), 316 u. 340, Anm. 186; Friess Godfried, Gesch. d. ehem. Nonnenklosters OSB. zu Traunkirchen, 312; Juritsch Georg, Gesch. d. Babenberger u. ihrer Länder, 121, sowie v. Meiller Albert, Babenberger-Regesten, Stammtafel. Krones Franz, Die Markgrafen von Steyr, im Arch. f. öst. Gesch., 84 (1898), 193, u. Pirchegger Hans, Die Otakare, Markgrafen von Steiermark, in: Dungern Otto, Genealogisches Handbuch z. steirischen Gesch., I, 60 u. 64, geben ohne Anführung von Gründen 1107 u. später an.

[17]) Kap. II der Vita (ebd. 228).

sie ein Mahl, zu dem sich auch ein Blinder einfand. Es entsprach ganz Bertholds Bescheidenheit, wenn er bat, man möge bei der Tafel auch Wasser aufsetzen, das aus einem Quell, ganz nahe dem Burgtor, hervorsprudelte. Der Abt trank davon, und auch die Gräfin, neben der er offenbar saß, nippte und fand, es sei kostbarer Wein. Sie reichte den Becher wieder an Berthold zurück, der nun die gleiche Wahrnehmung machte. Er wollte das Getränk nicht mehr anrühren und gab das Gefäß seinen Tischnachbarn. Diese ließen es weitergehen, und alle Gäste machten die gleiche Erfahrung. Sie waren außerordentlich überrascht, schwiegen aber, bis die Reihe an den Blinden kam. Dieser ließ zuvor noch seinen ihn begleitenden Führer kosten, rief dann aber selber aus: „Das ist ja der beste Wein, den je Gottes Allmacht wachsen ließ!" Am nächsten Tag feierte Berthold für das Seelenheil des verstorbenen Grafen die heilige Messe. Die schwergeprüfte Witwe wollte Berthold bei dieser Gelegenheit auch reich beschenken. Er aber nahm nichts an außer den Opfergaben für die Messe[18]).

Wir lernen ihn also bei seinem Besuch auf Schloß Wildberg als einen höflichen und liebenswürdigen Mann schätzen, der mit Bescheidenheit für sich selber auch Verständnis für die anderen verband. Er trank aus dem gleichen Becher mit der ganzen Gesellschaft, wie es eben die Sitte vorsah. Er saß neben der Schloßherrin und ließ eine vornehme Zurückhaltung walten. Dies können wir wohl auch aus seiner Weigerung entnehmen, sich reich beschenken zu lassen. Die schwangere Witwe ging ja einer ungewissen Zukunft entgegen. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß sich die gleiche Frau später als Wohltäterin des Stiftes Kremsmünster erwies, dem sie einen Wald bei Martinsberg im Waldviertel zur Erbauung einer Kirche übergab[19]).

So ritterlich und vornehm Berthold gegenüber Alhaid von Wildberg war, ebenso entschlossen zeigte er sich gegenüber den „Burgfräulein" von Pernegg. Auf dieser Burg nördlich von Horn im gleichen Waldviertel hauste in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Ulrich als Besitzer. Er war kein Tugendbold, denn nach dem Tode seiner ersten Ehefrau hatte er sich zwölf Konkubinen zugelegt. Trotzdem hatte der „edle Herr" keine Hemmungen, Berthold zu sich einzuladen — und dieser kam, obwohl er etwas unpäßlich war. Wahrscheinlich ahnte er gar nichts von dem, was er dort zu sehen bekam.

Natürlich bemerkte Berthold, was hier los war. Er war auch nicht gesonnen, einfach so zu tun, als ob er nicht im Bilde sei. Herzhaft entschlossen stellte er den Gastgeber zur Rede. Dieser leugnete auch gar nicht. Er gestand ruhig ein, zu welchem Zwecke er sich die Mädchen hielt. Da war er nun allerdings bei unserem

[18]) Kap. XXXV der Vita (ebd. 257 f.).
[19]) Urkunden-Buch z. Gesch. d. Ben.-Stiftes Kremsmünster, 76—79, Nr. 28—30.

heiligmäßigen Abt an den Falschen geraten. Ansehen, Macht und Einfluß des Einladenden waren kein Hindernis, daß er nun mit allem Freimut seiner Meinung Ausdruck verlieh. Er hielt Ulrich eine energische Standrede, erinnerte ihn dabei an seine Unenthaltsamkeit und vergaß auch nicht darauf, ihm zu sagen, daß er keineswegs auf Rettung hoffen dürfe, wenn er in einem solchen Seelenzustand einmal vor Gottes Gericht treten müsse. Auch den Mädchen schenkte er reinen Wein ein und machte ihnen deutlich, daß ein solches Leben ins Verderben führen müsse. Streng verbot er ihnen, sich ihrem Herrn weiter hinzugeben.

Tatsächlich versprach Ulrich auf der Stelle Besserung. Doch der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Nach dem alten teuflischen Grundsatz: „Einmal ist keinmal" bestellte trotzdem Ulrich eine von den „Schönen" für die kommende Nacht zu sich. Als diese sich auf den Weg begab, fühlte sie sich plötzlich in ihren Schritten behindert und kam nicht mehr vom Fleck. Ihr „Herr und Gebieter" stellte sie deswegen am nächsten Tag, und sie erzählte, wie es ihr ergangen war. Jetzt erst war das Eis gebrochen und die innere Wandlung vollzogen. Ulrich wußte genau, daß er diese seine Sinnesänderung nur Berthold verdankte, und zollte ihm daher auch jene Hochachtung, die er verdiente. Der Schloßherr nahm nun eines von den Mädchen zu seiner rechtmäßigen Frau, die anderen aber wurden entlassen[20]). Noch nicht genug. Auf diesen Adeligen und seinen gleichnamigen Sohn geht auch die Gründung des Doppelklosters Geras-Pernegg zurück; das eine war für Männer bestimmt und besteht noch — und das andere für Frauen. Die Kirche Pernegg mit ihren romanischen Säulen und der Klosterruine ist heute noch auf der kleinen Anhöhe weithin sichtbar. Sicherlich spielte bei dieser Gründung neben dem Gedanken einer Intensivierung der Seelsorge durch die Prämonstratenser, denen diese Stiftung übergeben wurde, auch der Wunsch nach Sühneleistung eine Rolle[21]).

Wir lernen also hier beim Besuch auf Pernegg Berthold als einen entschlossenen Mann kennen, der keineswegs vor der Anprangerung und Änderung schlimmer Zustände in den Häusern der Vornehmen zurückschreckte. Wenn wir auch vielleicht mittelalterlichen Berichten gegenüber etwas zurückhaltender sind, die hinter Ereignissen, welche sich auch noch natürlich erklären lassen, gleich Wunder vermuten wollen, jedenfalls eines ist sicher: Berthold, den wir in seinem sonstigen Leben als gutmütig kennenlernen, bot dem Bösen, wo es ihm entgegentrat, mutig die Stirne.

Der Heilige galt als besonders eifriger Beichtvater. An etlichen Stellen der Lebensbeschreibung wird dies rühmend hervorgehoben.

---

[20]) Kap. XXXIV der Vita (ebd. 257).

[21]) S. vor allem Franz Isfried, Gesch. d. Waldviertler Klosterstiftung Geras-Pernegg, 9 f., u. Zak Alphons, Das Frauenkloster Pernegg, in: Blätter d. Vereines f. Landeskunde v. NÖ., 31 (1897), 264 f.

Sogar König Konrad III. offenbarte ihm seine Sünden und bat demütig um Lossprechung. An keiner Stelle der Vita aber lesen wir davon, daß er auch Beichten von Frauen gehört habe, was aber deswegen nicht ausgeschlossen ist. Wir treffen ihn auch bei der Behandlung von „Besessenen". Dabei mag es vorgekommen sein, daß man damals manchmal nervöse Leiden für Besessenheit hielt. Jedenfalls hören wir davon, daß Thiemo von Hofstetten[22]), dessen Bruder sogar in Göttweig als Mönch eingetreten war[23]), eine Tochter hatte, die unter solchen Krankheitssymptomen litt. Einige hatten schon versucht, sie zu heilen, doch umsonst. Nun wandte sich der besorgte Vater an Berthold, und dieser unternahm die beschwerliche Reise zur Patientin. Er konnte ihr helfen und damit der Kranken selber, ihren Eltern und Verwandten einen großen Dienst erweisen[24]).

In einem anderen, ähnlichen Fall waren jedoch die Bemühungen Bertholds wenigstens während seines Lebens umsonst. Nicht weit vom Kloster Garsten entfernt lebte eine gewisse Hazicha, die als besessen galt. Berthold bemühte sich, ihr zu helfen, brachte aber nichts zustande. Solange er lebte, konnte sie nur lallen. Nach seinem Tode aber wurde sie über die Maßen gesprächig. Sie meinte, Berthold habe ihr für die Zeit seines Lebens durch sein Machtwort die Sprache geraubt[25]).

Wie angesehen Berthold während seines Lebens schon bei den männlichen Zeitgenossen, aber auch bei den Frauen war, können wir auch aus der Tatsache ablesen, daß eine Reihe von Seelgerät-Stiftungen vertrauensvoll in seine Hand gelegt wurde. Es taucht unter den Widmenden auch eine Reihe von Frauennamen auf: Gisila[26]), Helena [27]), Hemma[28]), Kunigunde[29]) und Truta[30]), ferner die Witwe Mathilde[31]) sowie die Witwen nach einem Eggerich[32]) und einem Richer[33]).

Was mag nun der Grund gewesen sein, warum gerade auch Frauen zu Berthold ein Zutrauen gewannen? Sicherlich spielte bei allen irgendwie auch die imponierende äußere Gestalt eine Rolle.

---

[22]) Heute Markt u. Kat.-Gem. im Ger.-Bez. Kirchberg a. d. Pielach; dieser Markt ist interessanterweise keine eigene pol. Gem., sondern gehört zu Grünau; s. Topographie v. NÖ. 4, 341.
[23]) Trad.-Bücher d. Ben.-Stiftes Göttweig (= Fontes rer. Austr., II/64), 479 f.
[24]) Kap. XXXIX der Vita (ebd. 260 f.).
[25]) Kap. XII der Vita (ebd. 239).
[26]) Trad.-Kod. 28^{r} (ebd. 155, Nr. 98).
[27]) Ebd. 17^{v} (139, Nr. 37).
[28]) Ebd. 16^{r} (136, Nr. 28).
[29]) Ebd. 14^{v} (134, Nr. 22).
[30]) Ebd. 29^{r} (156, Nr. 102).
[31]) Ebd. 28^{v} (155, Nr. 100).
[32]) Ebd. 22^{v} (146, Nr. 65).
[33]) Ebd. 30^{r} u. ^{v} (158, Nr. 109).

Dieser hagere, hochgewachsene Mann hatte von vornherein Autorität. Dazu kam noch die Beobachtung, daß er in einem entschlossenen Kampf über sich selber Herr geworden war. Denn auch in ihm hatten verschiedene Anlagen geschlummert: die weiche Seite seiner gemütvollen Seele, die wir in Ulrich und Gertrud beobachten können, und der störrisch-hartnäckige Zug, den wir bei Berthold, dem dritten Bruderkind, finden.

Beim Besuch auf Schloß Wildberg können wir den natürlichen Anstand Bertholds bewundern. Gegenüber Ulrich von Pernegg und seinen Konkubinen erwies er sich als entschlossen in der Abwehr — bei aller grundsätzlichen Freundlichkeit. Für ihn gibt es eben mit dem Teufel keine Kompromisse. Die Quelle, aus der seine klare Einstellung immer wieder neuen Zustrom erhielt, war seine aufrichtige und ungeheuchelte Frömmigkeit. Sie ergab sich aus einer bewußten Einordnung in die benediktinische Erneuerungsbewegung der damaligen Zeit. Die Klöster und ihre Inwohner waren zu stark im feudalen System von damals aufgegangen. Vielfach waren von den Oberherren der Klöster, die sich als Eigentümer ihrer Stiftungen betrachtet hatten, unwürdige Männer als Obere eingesetzt worden. Gegen diese Mißstände war von Kluny in Burgund aus eine Widerstandsbewegung ins Leben gerufen worden. Man lehnte zunächst bewußt jede Einflußnahme von seiten weltlicher Mächte ab und bemühte sich um die Pflege eines schönen Gottesdienstes. Durch das Zentrum Kluny wurden viele Klöster im ganzen Abendlande beeinflußt. In das damalige Deutsche Reich ging der eine Reformationsstrom über Hirsau, z. B. auch nach Admont und Kremsmünster, der andere hatte etwa zehn Jahre zuvor schon St. Blasien im Schwarzwald erreicht und war über Göttweig auch nach Garsten gedrungen. Charakteristisch für die Frömmigkeit dieser Reformanhänger war neben der Verehrung des heiligen Petrus auch die der Muttergottes. Darum wurde in Garsten neben der Pfarrkirche zu Ehren des heiligen Stephanus und Johannes des Täufers, die schon stand, auch ein Gotteshaus Maria geweiht, nach dem dann das ganze Kloster benannt wurde.

Eine tiefe Marienminne war daher auch für Berthold selbstverständliches Erbgut seines Ordens. In dieser Verehrung der Muttergottes, die ihn in jeder Frau eine Geschlechtsgenossin der Gottesgebärerin sehen ließ, und in einer natürlich gesunden Einstellung zum weiblichen Geschlecht, dem ja auch der Heilige durch seine Mutter sein Leben verdankte, finden wir den Schlüssel zum Verständnis für das Verhalten Bertholds gegenüber den Frauen seiner Tage.

Pastoralfragen

Die häufige Beichte als Mittel der Seelenführung. Im Rundschreiben „Mystici Corporis" sagt Pius XII.: „Zum täglich eifrigeren Fortschritt auf dem Wege der Tugend möchten wir angelegentlichst den frommen Brauch der häufigen Beichte empfohlen wissen, der nicht ohne Antrieb des Heiligen Geistes von der Kirche eingeführt wurde." Die Kirche sieht also in der öfteren Beichte vor allem ein Mittel der Höherführung für die eifrig strebenden Christen. Das hat sie schon lange vor Pius XII. ausgesprochen. So erklärt sie es in ihrem Rechtsbuch indirekt als Pflicht aller Kleriker, daß sie häufig im Bußsakrament die Makel des Gewissens austilgen . . . (can. 125, 1°). Ihren Ordensleuten und Seminaristen schreibt sie indirekt sogar vor, „wöchentlich wenigstens einmal" zur Beichte zu gehen (can. 595, § 1, 3°; can. 1367, 2°). Aus eigener und fremder Erfahrung heraus könnte man fragen, ob dieser „fromme Brauch" tatsächlich jene Frucht bringt, die von der Kirche erwartet wird? Sicher ist der geistliche Eifer, die Gewissenhaftigkeit, die Herzensreinheit vieler Christen gerade den Gnaden der öfteren Beichte zu verdanken. Ebenso sicher ist aber, daß wir Beichtväter mit etwas mehr Aufmerksamkeit und Fleiß diese guten Wirkungen noch um vieles verstärken könnten. Dazu sollen diese Zeilen einige Anregung bieten.

Günstige Gelegenheit. Schon die äußeren Umstände machen die sogenannte „Andachtsbeichte" zu einer kostbaren Gelegenheit der Seelenführung. Zunächst erfolgt in ihr ganz von selbst eine Auswahl besonders lebendiger Christen. Denken wir dabei nicht nur an die Oftbeichtenden aus dem geistlichen Stand, die sicher unserer ganzen Aufmerksamkeit und Hirtensorge wert sind. Zu ihnen kommen heute sehr viele ehrlich strebende Laien der verschiedenen Stände und Altersstufen, unter ihnen die Aktivisten, Helfer und Helferinnen der Katholischen Aktion. Die besten aus unseren Jugendlichen und selbst ein nicht unbeträchtlicher Teil derer, die zur Schulbeichte antreten, sind sehr wohl empfänglich für ein Wort der Aufmunterung, der Höherführung auf dem Wege zu Gott. Übersehen wir dabei ja nicht alte und einsame Menschen, die nicht nur mehr Zeit und Sinn für das innere Leben haben, sondern auch eine Sinnerfüllung für ihr scheinbar nutzloses Leben suchen. Wir haben heute Laien aus allen Kreisen, vom Professor bis zum Dienstmädchen, die sich fleißig um die Vertiefung ihres theologischen Wissens bemühen. Sollen wir solche Christen im inneren Leben auf der Stufe des „braven Kindes" stehen lassen und ihnen eine aszetische Höherführung versagen?

Die regelmäßige Beichte stellt wohl die nächstliegende Gelegenheit für solche Führung dar. Kaum ein Erzieher hat die Möglichkeit, seinen Zögling so oft und in so persönlicher Art anzusprechen wie der Beichtvater sein Beichtkind, das noch dazu vollkommen freiwillig und mit dem ausgesprochenen Verlangen nach seelischer Hilfe und Förderung sich ihm anvertraut. Da sich die Aussprache auf die Fragen des Gewissens beschränkt, kann leichter als anderswo die Gefahr unnötiger Plauderei oder eines unfruchtbaren Disputierens vermieden werden. Auch daß beide Teile im Beichtstuhl zu einer

gewissen vernünftigen Kürze gezwungen sind, ist in vielen Fällen nur förderlich.

Bedingungen. Damit nun die gute Gelegenheit auch recht ausgenützt werden kann, müssen einige Bedingungen erfüllt sein. Die erste ist — auf Seite des Führenden nicht minder als des Geführten — eine richtige Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Andachtsbeichte. Zwischen der notwendigen, von Christus selbst anbefohlenen Beichte eines Todsünders und der freiwilligen, von der Kirche nur empfohlenen Beichte eines lebendigen Christen ist ein Unterschied, den wir sehr wohl mit dem Abstand zwischen schwerer und läßlicher Sünde vergleichen können. Die schwere Sünde eines Christen kann nur durch das Sakrament, dessen Votum in der vollkommenen Reue eingeschlossen ist, Nachlassung finden. Die läßliche Sünde aber wird durch viele andere Mittel getilgt. Dazu gehört vor allem die andächtige Mitfeier der heiligen Messe und der Empfang der Kommunion.

Deshalb hat die Andachtsbeichte gar nicht, wie die Frommen es vielfach auffassen, in erster Linie den Sinn der Sündentilgung, sondern spielt mehr die Rolle einer freiwilligen Buße und Sühne. Weil meine läßlichen Sünden und Fehler auch irgendwie eine Verfehlung gegen die Heiligkeit der Kirche bedeuten, bin ich bereit, dafür auch im Angesichte der Kirche Buße zu leisten. Auch erhalte ich in der Beichte ja neben der Vermehrung der Kindschaftsgnade noch die besonderen sakramentalen Hilfsgnaden im Kampf gegen das Böse. So hat für den katholischen Christen, der sich in allem mehr an die Gnadenvermittlung durch die sichtbare Kirche gebunden weiß, die Beichte der läßlichen oder auch der schon nachgelassenen schweren Sünden aus früherer Zeit immer einen guten Sinn und Wert.

Darüber hinaus vermittelt aber die regelmäßige Beichte der läßlichen Sünden eine Fülle von aszetischen Hilfen und Gnaden, die nicht allein dem Weg der Reinigung, sondern mit dem gleichen Recht auch dem Weg der Erleuchtung und der Einigung zugewiesen werden können. Die Hochschätzung, mit der viele Heilige der Neuzeit die öftere Beichte ausgezeichnet haben, bestätigt wohl zur Genüge diese Auffassung. Sehr schön faßt Pius XII. die Wirkungen der öfteren Beichte zusammen: „Durch sie wird die Selbsterkenntnis gefördert, die christliche Demut vertieft, die sittliche Schwäche an der Wurzel gefaßt, die geistliche Nachlässigkeit und Lauheit bekämpft, das Gewissen gereinigt, der Wille gestärkt . . ."

Es wird sehr notwendig und dabei sehr fruchtbar sein, wenn wir unsere Gläubigen auf diese positive Seite des Sakramentes der Buße hinweisen. Denn auch von Seite des Beichtkindes ist eine bestimmte Haltung erfordert, um die Übung der öfteren Beichte fruchtbarer zu machen. Dazu gehört vor allem ein bewußtes Vorwärtsstreben. Der heilige Ignatius unterscheidet unter den Besuchern der Exerzitien, also unter religiös wachen Christen, immer noch zwei Klassen von Heilsbegierigen: die eine sucht nur „zu einem gewissen Grad des inneren Friedens zu kommen", also wohl soviel wie: wieder einmal Ordnung zu machen. Eine andere „trägt in sich das Verlangen, soviel Fortschritt als möglich zu machen". Auch die Oftbeichtenden könnte man unschwer so ähnlich einstufen. Es gibt solche, die, auch wenn sie dem Stand der Vollkommenheit angehören, nichts weiteres im Sinn haben als eine

regelmäßige „geistliche Müllabfuhr". Diese Haltung ist gewiß nicht zu verachten. Bei Kindern und Jugendlichen werden wir zufrieden sein, wenn sie sich durch die Übung der häufigen Beichte an diese Art von seelischer Gesundheitspflege gewöhnen wie an das tägliche Halswaschen und Zähneputzen. Es bleibt dadurch auch eine gewisse Feinfühligkeit der Sünde gegenüber erhalten, die sehr kostbar ist.

Aber die tieferen Wirkungen der öfteren Beichte werden doch nur jene erfahren, die sie bewußt in ihr Streben nach Vollkommenheit, oder sagen wir bescheidener, nach innerem Fortschritt einordnen. Freilich werden wir nie alle dafür gewinnen können. Es gibt nun einmal Christen, die beim zartesten Versuch des Beichtvaters, über den Rahmen des Schulbeichtspiegels und des gewohnten Zuspruches hinauszugehen und eine persönliche Führung anzustreben, sofort und deutlich abschalten. Das ist schade, aber nicht leicht zu ändern. Dafür werden uns andere dankbar sein.

Eine weitere Bedingung von seiten des Beichtkindes wäre natürlich eine vernünftigere und persönlichere Art des Bekenntnisses. Aber darüber müßte wohl eigens gesprochen werden. Wir wollen uns lieber der Aufgabe des seelenführenden Beichtvaters zuwenden.

Seelenführung. Der Beichtvater könnte in dieser Richtung zu weit gehen. Das wäre dort der Fall, wo er sich durch ein wichtigtuendes Beichtkind zu bloßem, zeitraubendem Geschwätz verleiten ließe. Ein „Sichaussprechen" kann einem bekümmerten Menschen wohltun und kann sogar notwendig sein, aber es muß Maß und Ziel haben und darf nicht nur der Befriedigung des Rededranges gelten.

Ein „Zuviel" an Seelenführung wäre auch jeder Versuch, den Geführten an ein Gängelband zu nehmen. Es gibt nämlich Beichtkinder, die sich am liebsten wirklich wie Kinder behandeln ließen. Wer auf dieses Verlangen eingeht, tut dem Geführten einen schlechten Dienst. Unsere Aufgabe besteht doch gerade darin, den uns Anvertrauten den Weg zur richtigen christlichen Selbständigkeit, zur vollen Entfaltung der Persönlichkeit zu zeigen. Wenn wir im Beichtstuhl als Erzieher wirken wollen, dann müssen wir wie dieser bereit und bestrebt sein, uns immer mehr überflüssig zu machen.

Natürlich wird der Seelenführer es auch vermeiden, das Beichtkind allzustark an seine Person zu binden. Auch das kann die Entwicklung des mündigen Gewissens, die wir doch anstreben, sehr beeinträchtigen. Wir müssen es ertragen und zuweilen selbst herbeiführen, daß unsere Stammkunden sich gelegentlich auch anderswo Rat und Hilfe zu holen wagen. Weil die Beichte der läßlichen Sünden von vornherein eine freiwillige Sache ist, so bleibt es wohl auch im allgemeinen dem Beichtkind überlassen, welche Punkte seines inneren Lebens es in seiner Aussprache berühren oder übergehen will. Eine vornehme Zurückhaltung im Fragen wird also auch hier geboten sein.

Noch öfter als per excessum wird aber wohl per defectum gefehlt. Durch die Art unseres Moralstudiums sind wir zwar sehr genau über die Verwaltung unseres Richteramtes in der Beichte unterrichtet worden. Unsere Ausbildung zum Seelenarzt ist aber vielleicht dabei doch zu kurz gekommen. In der Andachtsbeichte werden wir aber besonders die Rolle des helfenden, heilenden Arztes spielen dürfen.

Da wäre es sicher zu wenig an ärztlichem Berufseifer, wenn ein Seelsorger die Oftbeichtenden sozusagen grundsätzlich nicht ernst nehmen wollte, erstens, weil bei ihnen sowieso alles in Ordnung ist, und zweitens, weil ihm die Behandlung der schweren Fälle vordringlicher erscheint. Nun, wir werden gewiß bereit sein, in echter Hirtensorge gerade dem verlorenen Schäflein unsere Aufmerksamkeit und Zeit zu schenken. Aber das bedeutet sicherlich nicht, daß wir die anderen neunundneunzig für immer sich selber überlassen müßten oder auch nur dürften. Zu den Pflichten des guten Hirten gehört es offenbar auch, die Getreuen „beim Namen zu rufen und herauszuführen" auf die gute Weide.

Bei einer Schulbeichte waren verschiedene Aushilfsbeichtväter versammelt. Bei dieser Gelegenheit äußerte einer der Herren, er habe die Gewohnheit, bei Schulbeichten, um Zeit zu sparen, überhaupt keinen Zuspruch zu geben. Dürfen wir aber eine solche Gelegenheit, den zarten Lämmlein oder auch weniger zarten Böcklein aus unserer Herde wenigstens ein kurzes Wort der Mahnung, der Belehrung, der Aufmunterung auf den Weg zu geben, ganz unbenützt vorbeigehen lassen? Ein anderer Mitbruder verwendet, vielleicht aus Scheu, zu persönlich zu werden, jedesmal den gleichen Zuspruch für alle Arten von Pönitenten. Nun, ein Schluck warmen Tees wird vermutlich jedem meiner Patienten wohltun und kaum einem schaden, aber eine besondere Heilwirkung werde ich von ihm nicht erwarten dürfen. Ob aber der Kranke, den eine ganz bestimmte Schwäche in meine Ordination geführt hat, damit zufrieden sein kann?

Mancher fürchtet, durch ein persönliches Eingehen auf das Bekenntnis Zeit zu verlieren oder die beim Beichtstuhl Wartenden zu stark zu belasten. Zu gewissen Stoßzeiten an großen Feiertagen muß diese Rücksicht gewiß auch mitsprechen. Deshalb wird ein Seelsorger, wenn es möglich ist, nicht nur öfter Gelegenheit zur Beichte geben, sondern auch Kinder und Oftbeichtende auf ruhigere Stunden und Tage umleiten, wo beide Teile nicht unter dem Zwang der klickenden Stoppuhr stehen. Diese äußeren Umstände, zu denen auch der Beichtstuhl gehört, haben natürlich auch ihre hemmende oder fördernde Wirkung für beide Teile. Niemand sitzt gern im Wartezimmer des Zahnarztes. Aber eine gemütliche Wärme und ein freundlicher Raum machen die Geschichte schon viel erträglicher. Wenn der Onkel Doktor dazu noch ein friedliches Gemüt und gar einen Schuß Humor besitzt, wird sich sein Kundenkreis bald erweitern. Geduld und Güte des Beichtvaters, die doch zum großen Teil Sache unseres guten Willens und unserer Selbstbeherrschung sind, werden bei der Höherführung, die wir hier im Auge haben, vielleicht mehr wirken als die nicht jedem verliehene Gabe, geistreiche tiefenpsychologische Ratschläge zu erteilen. Jedenfalls gibt es viele kleine Winke der Seelenführung, die jeder von uns bei Gelegenheit seinen Oftbeichtenden zukommen lassen kann.

Winke der Seelenführung. Ein dankbares Feld der Belehrung wäre schon das, was wir die „Technik" einer guten Beichte nennen können. Ein Wort vom Sinn der häufigen Beichte und ihrer Eigenart, ein Wink zur vernünftigeren Gewissenserforschung, zu einem weniger papierenen Bekenntnis kann nicht nur uns, sondern auch dem anderen das Beichten um ein

gutes Stück leichter machen. Sollen wir wirklich dulden, daß ein Beichtkind jahrelang die gleichen gedankenlosen Formeln oder ungeschickten Ausdrücke mitschleppt? Besonders wird sich unser Bemühen bei den Jugendlichen lohnen. Wir könnten ihnen helfen, den Übergang von der schablonenhaften Schulkinderbeichte zum persönlichen Bekenntnis zu vollziehen. Es ist nicht notwendig, daß sie ihr Leben lang sämtliche Zehn Gebote aufzählen, auch die, wo ihrer Meinung nach „nix" zu erwähnen ist. In der Vorbereitung sollen sie nicht das Buch, sondern das eigene Innere erforschen und, wenn möglich, dann auch die starren Formeln ihres angelernten Kinderbeichtspiegels durch lebensgemäßere Angaben zu ersetzen suchen. Selbstverständliche Nichtigkeiten wie die „Zerstreuung beim Gebet" gehören an den Rand gerückt; Dinge, die gegenwärtig den Beichtenden stark beschäftigen, gehören entsprechend hervorgehoben. „Am meisten bedrückt mich . . ."

Wenn einmal „zu wenig da" ist, dann muß die Beichte gar nicht mit allen möglichen Dingen „ausgefüllt" werden. Es ist sinnvoller und nützlicher, eine einzige Schwäche, etwa Opferscheu oder Selbstsucht, mit aufrichtiger Beschämung anzuklagen, als eine farblose Litanei abzubeten, aus der für den Seelenzustand des Beichtkindes soviel wie nichts zu entnehmen ist. Die Bücher und Aufsätze von Klemens Tilmann, Gabriel Hopfenbeck, Berchmans Egloff oder auch das „Nicht Stehenbleiben" des Verfassers enthalten manche brauchbare Hinweise für die Art des Beichtens, die wir gelegentlich weitergeben können. Natürlich sollte auch in Predigten oder Glaubensstunden und Runden von solchen Dingen die Rede sein. Wir werden dabei dankbarste Aufmerksamkeit erleben.

Über diese technischen Hinweise hinaus werden wir gern zur Gewissensbildung unserer Oftbeichtenden mithelfen. Wer ein zu zartes Gewissen hat, der soll lernen, zwischen Gebot und Rat, Sünde und Unvollkommenheit zu unterscheiden und sich vor Ängstlichkeit zu bewahren. Wir lassen ihn nicht „Sünden" anklagen, die keine sind, zum Beispiel eine durch Krankheit versäumte Sonntagsmesse. Auch zwischen Versuchung und schuldbarer Einwilligung soll das Beichtkind unterscheiden lernen. „Haben Sie die Gedanken gern gehabt?" Nein! Also waren sie nicht sündhaft. Es kann aber vorteilhaft sein, in der Beichte bewußt und freiwillig Dinge zu besprechen, die bloße Versuchung oder Schwierigkeit sind, um den gegenwärtigen Seelenzustand besser zu kennzeichnen. „Ich befinde mich gegenwärtig in einer Berufskrise . . . Ich werde mit etwas nicht fertig . . ."

Der Beichtende soll sich trauen, selber ein Urteil zu formen. „Was sagt Ihnen Ihr Gewissen? Was haben Sie sich dabei gedacht?" Was im Einzelfall gegen das Gebot der Sonntagsruhe verstößt oder nicht, das läßt sich nicht mit dem Zentimeter oder der Stoppuhr abmessen. Ähnliches gilt von Einzelfragen der Mode, der Unterhaltung oder gar der Politik und Wirtschaft. Wie wichtig ist es, daß unsere in der Welt lebenden und wirkenden Aktivisten lernen, aus christlicher Verantwortung heraus selbständig zu urteilen und zu handeln. Wird nicht eine gute Führung im Beichtstuhl dazu viel beitragen können? Überhaupt die Berufsverantwortung! Wie kräftig weiß Paulus den verschiedenen Ständen seiner Zeit die gegenseitigen Pflichten einzuschärfen.

Sollten wir unsere Beichtkinder nicht anleiten, sich neben dem allgemeinen noch einen Berufsbeichtspiegel zusammenzustellen?

Ein Hinweis auf die Klasse der Unterlassungssünden wird auch helfen, den Durchschnittsbeichtspiegel zu verfeinern. Machen wir auch aufmerksam, daß im sittlichen Leben nicht so sehr die einzelnen Handlungen entscheiden, sondern die Haltungen, die uns zum Handeln bestimmen. Die Grundeinstellung Gott gegenüber ist wichtiger als die Zahl der ausgelassenen täglichen Gebete. „Bin ich Gott gegenüber großzügig oder ein Rechner?" „Sind meine Urteile vom Glaubensgeist getragen?" „Kann ich sagen, daß ich Gott liebe aus ganzem Herzen?" Daß die Liebe zum Mitmenschen das Hauptgebot des Christenlebens ist (und nicht das sechste!), können wir wohl nicht oft genug betonen. „Schütteln Sie den lieblosen Gedanken auch so entschlossen ab wie ein unreines Phantasiebild?"

Ein anderes, schier unerschöpfliches Gebiet für die Höherführung unserer Eifrigen ist die Praxis des geistlichen Lebens. Ein Wink für das innere Beten, die geistliche Lesung, eine Aufmunterung zur öfteren Kommunion, zu Exerzitien, zum Bibellesen paßt sicher in den Zusammenhang einer Andachtsbeichte. Machen wir auch den Frommen den Blick frei für die großen Aufgaben des Gottesreiches! Es gilt eine Welt zu gewinnen, wissen sie das? Ob wir nicht überhaupt zu wenig erwarten oder auch zu wenig fordern von unseren Durchschnittschristen? Vielleicht wartet mancher bloß auf einen Anruf?

Ganz sicher sind unter unseren Oftbeichtenden Menschen, die Gott auf den Weg der Vollkommenheit, auch in der Form des gottgeweihten Lebens, führen will. Ob sie die angemessene Förderung immer bekommen? Manchmal gilt es, einen Beruf anzuregen, zu klären, zu ermuntern oder zur tapferen Durchführung zu bringen. Berufungen knüpfen doch gewöhnlich an eine gratia externa an, eine Begegnung, ein Gespräch, eine Predigt. Ist es unerlaubte Nötigung, wenn der Beichtvater auch einmal die Frage stellt: „Haben Sie schon einmal daran gedacht, Priester zu werden, ins Kloster zu gehen?"

Wenn wir nur die Buße auf ein bestimmtes apostolisches Anliegen hinlenken, so ist auch das schon eine gute Anregung. Bei den Oftbeichtenden kann auch am ehesten das Schema der „Drei-Vaterunser-Buße" verlassen werden. Wenn wir als Buße eine bestimmte Aufgabe stellen, eine Bibellesung, eine Abtötung, ein Werk der Liebe oder des Apostolates, so wird auch dies zur Höherführung unserer Guten beitragen.

Die häufige Beichte steht in einem inneren Zusammenhang mit der so wünschenswerten öfteren Kommunion unserer Gläubigen. Wo der Seelsorger sich dies zum Ziel gesetzt hat, wird ihm die Belebung des „frommen Brauches der häufigen Beichte" (Pius XII.) das beste Hilfsmittel dazu sein. Ganz besonders aber wird sie ihren Segen dort wirken, wo wir im Sinn haben, das fromme Volk unserer Kommunikanten nicht bloß numero, sondern auch merito zu vervielfachen. Der Fleiß, den wir auf die Höherführung unserer Oftbeichtenden verwenden, wird auch dazu beitragen, daß sie mit größerer

Fruchtbarkeit das Opfer mitfeiern und das Opfermahl empfangen können. Solche Wirkungen lassen sich zwar nicht in Zahlen erfassen, sind aber wohl die köstlichsten Früchte unseres seelsorglichen Bemühens, die wir uns denken können.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Mitteilungen

Psalm 57 nach dem syrischen Text — eine Bitte um Absetzung der gottfeindlichen Fürsten

1 Wirklich? Ihr sprechet in Wahrheit Recht?
Und richtet aufrichtig die Menschenkinder?
2 Siehe! Ihr alle sprecht Unrecht auf Erden,
Und in Frevel sind eure Hände verwickelt.
3 Gezeichnet sind die Bösen (schon) von Geburt an.
Vom Mutterschoß an irren die Lügenredner.
4 Ihr Gift ist das wie grausamer Schlangen
Und wie (das) taubstummer Vipern,
5 Die ihre Ohren verschließen und nicht hören
Auf die Stimme des weisen Beschwörers.
6 Gott wird ihre Zähne in ihrem Munde zerbrechen,
Ihr Löwengebiß wird ausreißen der Herr.
7 Sie werden vom Amt entfernt wie Wasser, das ausgegossen.
Er schleudert seine Speere, bis sie vernichtet sind.
8 Wie Wachs, das sich auflöst und hinsinkt vorm Feuer,
Sollen sie der Ausrottung verfallen.
9 Feuer wird fallen, ohne daß sie es sehen,
Sonnenbrand, ohne daß sie es merken.
10 Sein werden ihre Dornen wie Hattate,
Ein Zorngericht wird sie vernichten.
11 Freu'n wird sich der Gute, da er sieht die Vergeltung,
Und seine Hände tauchen in das Blut des Verbrechers.
12 Heißen wird's dann: Es gibt einen Lohn des Gerechten,
Es gibt einen Gott, der sie richtet auf Erden.

Der Psalm wird gewöhnlich als eine Drohung an die „Richter" aufgefaßt, welche ihr Amt in Untreue verwalten. Der syrische Text legt jedoch nahe, daß es sich nicht um gewöhnliche Richter in niedriger und abhängiger Stellung handelt, sondern um höhere staatliche Behörden, wenn nicht gar um die Regierung selbst. Dabei kann an eine gottlose Obrigkeit in Israel und bei den Heiden in der Umgebung gedacht werden. Diese vom geraden Weg des göttlichen Gesetzes abweichenden Behörden gleichen giftigen Schlangen und Vipern, die auf die Beschwörung des Schlangenbeschwörers nicht hören. Das Bild besagt, daß diese schlechten Behörden auf die Mahnungen der Propheten nichts geben. Sie gehen daher ihrem Verderben entgegen. Sie werden gar bald vom Amte entfernt werden (nestali = remotus a munere wie Hebr 12, 17 von der Verwerfung Esaus). Hier liegt offensichtlich das Motiv von der Fürstenabsetzung vor

wie Ps 81 (wo dieser Absetzung die der Engel, welche diese schlechten Fürsten leiten, vorangeht) und Hab 3, 14. Die Vernichtung dieser gottfeindlichen Herrscher wird des näheren als Verbrennung von Dornen geschildert, ein sehr häufiges Bild des göttlichen Strafgerichtes, z. B. Ps 67, 13: „Schilt das Getier des Röhrichts — die Rotte der Stiere (= der Anführer) unter den Völkerkälbern". Der Ausdruck „Röhricht" wird gebraucht, um den nächstverwandten der Entzündung und Verbrennung nach Weish 3, 7 anzudeuten: Am Tage der Heimsuchung (= des Weltgerichtes) fahren die Gerechten wie Funken in das Röhricht (sc. der Sünder). Als Verbrennungsobjekte erscheinen neben dem Röhricht noch das dürre Reisig wie Ps 79, 17, ferner im Weinstocklied Ez 15 die verdorrten Weinreben und der dürre Weinstock, ein Bild, das Jesus Joh 15, 6 aufnimmt, endlich noch das Dorngestrüpp wie Mich 7, 4: „Der Beste (unter den Beamten) gleicht dem Stechdorn. Wehe, ihre Heimsuchung (sc. die Niederbrennung) kommt!" In der Fabel von der Königswahl der Bäume Ri 9, 8—15 bedeuten Ölbaum, Feigenbaum und Weinstock die Segnungen des messianischen Friedensreiches, der Dornstrauch, von dem Feuer ausgeht (gemeint ist: der im Feuer verbrannt wird), den gottlosen Weltstaat. Im Hl 2, 2 ist Israel „die Rose unter den Dornen", d. h. der Gottesstaat unter den Weltstaaten. Dieses Bild von der Verbrennung des Dorngestrüppes liegt nun auch nach dem syrischen Text des Ps 57 einheitlich und geschlossen vor, wenn es Vers 10 heißt: Sein werden ihre Dornen wie „Hattate". Zunächst werden diese gottlosen Oberen überhaupt mit dem vernichtenden Ausdruck „Dornen" abgetan (nehwun kubaihun hatte). Kubo hat eine dreifache Bedeutung: a) Becher, b) Anteil, c) Dorn. In dem hier vorliegenden Zusammenhang bedeutet „kubo" sicher nur Dorn, weil diese allgemeine Bezeichnung sofort durch die Spezies „Hatte" näher bestimmt wird. Es ist für uns natürlich sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die botanische Gattung der Hatte zu bestimmen. Aber es muß sich um eine sehr leicht entzündbare und rasch verbrennende Dornenart handeln (vielleicht infolge des großen Harzgehaltes), weil durch das Bild das schnell hereinbrechende und gründliche Gericht an den schlechten Fürsten angedeutet werden soll. Vgl. Mal 3, 21: „Der Tag kommt, brennend wie ein Ofen, an dem alle Frechen und Bösewichter zu Stoppeln werden. An jenem Tage mache ich Judas Führer zu Feuerkohlen und zur Feuerfackel im Reisig". Mt 13, 36—43 wird das Unkraut gesammelt und verbrannt. Diese einheitliche Deutung auf Verbrennung von Dornen, mit welchen diese gottlosen Fürsten verglichen werden, ermöglicht uns die syrische Textfassung. Die meist durch Konjektural-Kritik gewonnenen Korrekturen auf „Kochtopf — Schnecke — Fehlgeburt" u. a. m. erübrigen sich dadurch von selbst.

Der syrische Prediger Jakob von Sarug († 521) sagt in seinem Mimro über Sodoma und Gomorrha (Ausgabe P. Bedjan, Homiliae selectae Mar Jacobi Sarugensis. Parisiis 1910. V. Band, S. 72): „Ein Acker des Dorngestrüpps (chaqulo dekube) sproßte auf auf der Erde durch die Ehebrecher. Entzünde die Flamme, und vernichtet werden sein die bösen Dornen." Auch hier ist der Ausdruck „kubo" als Dorn verstanden und das Motiv der Verbrennung gegeben.

Stift Heiligenkreuz Dr. P. Severin Grill O. Cist.

Aus dem Leben John Henry Newmans[1]). Am 10. 9. 1876 schrieb N. in sein Tagebuch: „Ich habe früher einmal, als ich mich geringschätzig und ungerecht behandelt glaubte, an die Kardinäle Wiseman und Barnabo geschrieben: ‚Dies also ist der Lohn für meine langjährige Arbeit im Dienst der katholischen Sache.' Ich habe noch immer das Empfinden und werde es immer haben, doch war es nicht . . . enttäuschter Ehrgeiz . . ., sondern Stolz und Verwunderung, Staunen über die gegen mich bewiesene Ungerechtigkeit und Forderung der Speichelleckerei meinerseits, wenn ich die Gunst Roms gewinnen wollte" (650).

Warum wurde N. solange verkannt? Er brachte aus seiner protestantischen Vergangenheit und als geborener Engländer das Recht auf freie Meinungsäußerung mit, leider während der langen Regierungszeit Pius' IX., der nicht einmal in der Verwaltung des Kirchenstaates das Laienelement zulassen wollte und lange vor dem Vatikanum auf die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit hinarbeitete. Seine Umgebung wurde mißtrauisch, wenn der Konvertit N. feststellte, daß während der 60 Jahre, da das kirchliche Lehramt stille lag, der katholische Glaube durch den consensus fidelium erhalten blieb, wenn N. der 1863 vorgetragenen Meinung Döllingers: „Ohne Bibelkritik und Dogmengeschichte ist die Theologie einäugig" (359), zumindest nicht widersprach; wenn N. behauptete, nach jedem allgemeinen Konzil sei die Verwirrung in der Kirche größer geworden (565), das Wort des hl. Franz v. Sales von „päpstlichen Lakaien" gebrauchte, in einem vertraulichen Brief an Bischof Ullathorne, der unbefugt veröffentlicht wurde, von einer angriffslustigen, anmaßenden Partei schrieb, welche die Herzen der Gläubigen in Trauer versetze (543) u. v. a. m. Kein Wunder, daß der Konvertit Mgr. Talbot aus dem Vatikan an den Konvertiten Erzbischof Manning schrieb, N. sei der gefährlichste Mann in England, der sich der Laien gegen den Erzbischof bedienen werde (459). Man ist versucht, an 2 Kor 10,10 zu denken, wenn man diese kühnen Worte mit der äußeren Erscheinung Newmans vergleicht: ein ärmlich, ja schäbig gekleideter Mann, den die Kirchendiener aus der St.-Pauls-Kathedrale hinauswiesen, dem die Tränen locker saßen, der sich seit dem 50. Lebensjahre ständig krank, müde und alt fühlte, der nur auf Mißerfolge zurückblicken konnte, dem man nicht glaubte, daß er in der katholischen Kirche leben und sterben wolle. „Spernere sperni" schrieb er einmal im Hinblick auf sein Vorbild, den hl. Philipp Neri; aber es hat ihn schwer getroffen, daß er die Schriftleitung des „Rambler" niederlegen mußte, daß ihn Kardinal Wiseman im Achilliprozeß im Stiche gelassen, daß aus der Bibelübersetzung und der katholischen irischen Universität nichts wurde und die irischen Bischöfe 1854 die schon beschlossene Bischofsernennung hintertrieben. Im Oktober 1862 schrieb er an seinen besten Freund P. Ambrose, St. John: Mit 20 Jahren Mißerfolg bei den Prüfungen, mit 30 vom Tutoramt ausgeschlossen, mit 40 aus der anglikanischen Kirche ausgestoßen, mit 50 gerichtlich verurteilt, mit 60 als Irrlehrer verdächtigt — was geschieht mit 70? Soll er alle Freunde verlieren, das Haus abbrennen?

Gott hatte es anders beschlossen. Mit 78 Jahren wurde N. Kardinal, allerdings damals körperlich so gebrechlich, daß er in den sechs Wochen seines römischen Aufenthaltes nur dreimal zelebrierte und auf der Rückreise weder

seine getreueste Freundin Miss Giberne, damals Schwester M. Pia in Autun, noch Döllinger besuchen konnte, den er der Kirche zurückzugewinnen hoffte. Fast 90jährig, ist er gestorben; nun erwägt man seine Seligsprechung.

N. hat mit großer Sorgfalt alle seine Korrespondenz gesammelt und geordnet. Der Übersetzerin ist zu danken, daß sie bei der Auswahl auch Briefe brachte, welche mehr privaten Charakter tragen, aus denen aber Newmans rührende menschliche Züge hervorleuchten, wie Mitgefühl mit Trauernden, Liebe zur Natur und Musik, auch Humor, wo er nicht fürchten mußte, mißverstanden zu werden, z. B. wenn er von P. Ambrose schreibt, er sei „ungehorsam wie ein Ferkel" (587). Diese 2. Auflage ist vermehrt u. a. um einen warmen Nachruf R. Guardinis für die Übersetzerin Maria Knoepfler, die ohne höhere Schulbildung und trotz beruflicher Belastung dieses große Werk vollendet hat. Leider reichen die Anmerkungen der Herausgeber nicht aus, um alle Anspielungen an englische Sage, Geschichte und Literatur zu verstehen. Von den Druckfehlern ist der peinlichste der, daß sich ein Herzog sitzend „mahlen" lassen wollte (539).

Wien Dr. Adolf Kreuz

[1]) John Henry Kardinal Newman, Briefe und Tagesbuchaufzeichnungen aus der katholischen Zeit seines Lebens. (II. u. III. Band der ausgewählten Werke von John Henry Kardinal Newman. Herausgegeben von Dr. Matthias Laros und Dr. Werner Becker. 2., ergänzte und verbesserte Auflage.) Übersetzt von Maria Knoepfler. (XX u. 800.) Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 38.—; Subskriptionspreis DM 34.10.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Instruktion über Kirchenmusik und Liturgie. Zu den letzten Dokumenten, die von Papst Pius XII. herausgegeben wurden, gehört auch die Instruktion über Kirchenmusik und Liturgie, die von ihm noch „speciali modo" approbiert wurde. Damit hat dieser Papst seine weittragende reformatorische Tätigkeit auf liturgischem Gebiet abgeschlossen. Man denke zum Beispiel an die Einführung des neuen Psalteriums, die Neuordnung der Karwochenliturgie, die Neufassung des eucharistischen Nüchternheitsgebotes und die Einführung der Abendmessen. Alle diese Anordnungen waren aber nicht zufällig oder gelegentlich erflossen; sie gehören vielmehr zu jenem großen Plan der liturgischen Bewegung und Erneuerung, die in der Enzyklika „Mediator Dei" vom 20. November 1947 ihre „Magna Charta" erhielt und auf dem Gebiete des kirchlichen Gesanges in der Enzyklika „Musicae sacrae disciplina" vom 25. Dezember 1955 ganz konkrete Normen bekam. Diese letztere greift zurück auf ältere päpstliche Dokumente, nämlich auf das Motuproprio des hl. Papstes Pius X. „Tra le sollecitudini" vom 22. November 1903 und die Apostolische Konstitution des Papstes Pius XI. „Divini cultus" vom 20. Dezember 1928. Nunmehr erschien es angebracht, aus den genannten Dokumenten die hauptsächlichen Gesichtspunkte, welche die hl. Liturgie, die Kirchenmusik und deren seelsorgliche Nutzbarmachung betreffen, herauszustellen und durch eine besondere Instruktion näherhin zu erklären, damit, was in diesen Dokumenten dargelegt worden ist, leichter und wirksamer in die Tat umgesetzt werden könne.

Der Stoff dieser ganzen Instruktion ist in drei Hauptstücke eingeteilt. Das 1. Hauptstück (Nr. 1—10) enthält eine Reihe von Definitionen, um die nicht wenigen immer wieder auftretenden Unklarheiten nach Möglichkeit auszuschalten. So wird zum Beispiel genau unterschieden zwischen „liturgischen Handlungen" und „frommen Übungen". Demnach sind „liturgische Handlungen" jene sakralen Handlungen oder Akte, welche kraft der Einsetzung durch Jesus Christus oder durch die Kirche sowie in deren Namen nach den vom Hl. Stuhl approbierten liturgischen Büchern von eigens dazu rechtmäßig bestellten Personen zur schuldigen Verehrung Gottes, der Heiligen und der Seligen verrichtet werden. Die anderen heiligen Handlungen, die verrichtet werden, sei es in der Kirche oder außerhalb dieser, heißen fromme Übungen, auch wenn ein Priester dabei anwesend ist oder wenn sie von ihm geleitet werden. Außerdem werden die Begriffe „Missa in cantu, cantata, solemnis, lecta, privata" näherhin bestimmt, ebenso die verschiedenen Bezeichnungen der Kirchenmusik (Gregorianischer Gesang, kirchliche Polyphonie, moderne Kirchenmusik, Kirchenmusik für Orgel, geistlicher Volksgesang, geistliche Musik) näher beschrieben und festgelegt.

Mit dem 2. Hauptstück „Allgemeine Bestimmungen" („Normae generales") tritt die Instruktion in den legislativen Teil ein (Nr. 11—21). So wird zum Beispiel bestimmt, daß diese Instruktion Geltung habe für alle Riten der lateinischen Kirche. Es wird ferner vorgeschrieben, wann die lateinische Sprache zu gebrauchen und wann die Volkssprache erlaubt ist.

Das 3. Hauptstück mit den „Besonderen Bestimmungen" („Normae speciales") ist am umfangreichsten (Nr. 22—118) und bildet das eigentliche Corpus des Dokumentes. Es kann nur eine kurze Inhaltsangabe geboten werden. Der 1. Abschnitt behandelt „die hauptsächlichen liturgischen Handlungen mit Kirchenmusik"; gemeint sind die hl. Messe, das göttliche Offizium und der eucharistische Segen. Bei den einzelnen Meßformen werden verschiedene Grundregeln für die Beteiligung der Priester und der Gläubigen dargeboten. Der 2. Abschnitt ist den einzelnen Arten von Kirchenmusik gewidmet (kirchliche Polyphonie, moderne Kirchenmusik, geistlicher Volksgesang, geistliche Musik); der 3. Abschnitt legt die Gesetzgebung bezüglich der Bücher für den liturgischen Gebrauch dar (Graduale Romanum, Antiphonale Romanum, das Totenoffizium sowie das Offizium für die Karwoche und für Weihnachten), während der 4. Abschnitt den Musikinstrumenten und Glocken gewidmet ist. Aktuell sind besonders die Bestimmungen für die Übertragung gottesdienstlicher Handlungen durch Rundfunk und Fernsehen. Der 5. Abschnitt wendet sich an die Personen, welche bei der Kirchenmusik und der hl. Liturgie hauptsächlich mitwirken. Der 6. und zugleich letzte Abschnitt bietet zunächst Normen für die „allgemeine Unterweisung von Klerus und Volk in der Kirchenmusik und der hl. Liturgie" und wendet schließlich noch das Augenmerk auf die „öffentlichen und privaten Einrichtungen zur Förderung der Kirchenmusik".

Diese Instruktion stellt ein wichtiges Dokument innerhalb der liturgischen Gesetzgebung dar und gibt auch, wenn wir ein Hauptanliegen, nämlich die Mitfeier der hl. Messe, herausgreifen, wertvolle Anregungen für die liturgische Bewegung in den romanischen Ländern. Für die deutschen und österreichischen Diözesen, wo die liturgische Bewegung schon seit Jahrzehnten heimisch ist, bleibt aber die seinerzeit, nämlich im Jahre 1943, für das damalige Deutsche Reich gewährte Sondererlaubnis bezüglich der deutschen Betsingmesse und des deutschen Hochamtes als Privileg weiter bestehen. (Instruktion der Ritenkongregation vom 3. September 1958; AAS, 1958, Nr. 13, S. 630—663.)

Privilegien für die Konklavisten. Die Prälaten und Kleriker, welche die Kardinäle als Sekretäre und zur sonstigen Bedienung in das Konklave mitgenommen hatten, erhielten vom Hl. Vater Papst Johannes XXIII. als Dank für diese Dienste das persönliche Privileg des Tragaltares (altare portatile) nach Norm von can. 822 § 3 CIC., freilich nicht in dem Sinne, daß diese ständig auf einem solchen Altare zelebrieren dürfen, da es sich doch geziemt, daß der Priester, der für das Volk bestimmt ist, in den Kirchen zum Wohle der Gläubigen, besonders an den Festtagen, auf einem festen Altare das hl. Opfer feiere; es ist vielmehr so zu verstehen, daß die betreffenden Priester unter besonderen Umständen, zum Beispiel aus Gesundheitsrücksichten oder aus einem anderen vernünftigen Grund, einen Tragaltar benützen

dürfen. Außerdem wird festgesetzt, daß die Priester von diesem Privileg nicht Gebrauch machen sollen an Festtagen und an anderen Tagen, die der Ordinarius nach seinem klugen Ermessen davon ausnimmt. Zugleich wird diesen Priestern gewährt, daß sie Gunsterweise und die Verleihung jedweden Benefiziums, wenn ihnen ein solches übertragen wird, sowie Apostolische Schreiben in diesen Angelegenheiten einmal gratis erhalten sollen.

(Motuproprio vom 12. November 1958; AAS, 1958, Nr. 19, S. 922–925.)

Rosenkranzgebet am Rundfunkapparat. Der S. Paenitentiaria Apostolica wurden folgende Zweifel (dubia) vorgelegt:

1. Können Gläubige die Ablässe gewinnen, die mit dem Rosenkranzgebet verbunden sind, wenn sie diesen gemeinsam mit einem Menschen beten, mit dem sie nur durch den Rundfunk verbunden sind? Antwort: Ja (affirmative).

2. Können die Gläubigen die genannten Ablässe auch dann gewinnen, wenn sie den Rosenkranz abwechselnd beten in der Weise, daß ein Teil durch den Rundfunk übertragen wird, und zwar so, daß das Gebet dort nicht von einer Person gesprochen wird, sondern vorher auf eine Schallplatte oder auf ein Tonband oder durch ein anderes Instrument aufgenommen wurde? Antwort: Nein (negative).

(S. Paenitentiaria Apostolica vom 8. Oktober 1958; AAS, 1958, Nr. 19, S. 973.)

Vom katholischen Missionsfeld

Soziale Probleme in Neger-Afrika

Von P. Joh. Bettray S.V.D., St. Gabriel, Mödling b. Wien

Abkürzungen in den Fußnoten:

AB = Afrikabote aus den Missionen der Weißen Väter.
BM = Bulletin des Missions.
F = Internationaler Fidesdienst.
HM = Het Missiewerk.
KM = Die katholischen Missionen.
LMC = Les missions catholiques.
MS = Missions de Scheut.
OR = L'Osservatore Romano.
R Cl A = Revue du Clergé Africain.
SKAMB = Schweizerisches katholisches Missionsjahrbuch.
UMCB = Bulletin de l'Union missionnaire du Clergé (Belgien).
WM = Worldmission, Vierteljahresmissionszeitschrift, USA.
ZMR = Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft.

Daß in Afrika ein Umschichtungsprozeß größten Ausmaßes vor sich geht, wird in Tausenden von Varianten besprochen und beschrieben. Es wäre aber verfehlt, anzunehmen, daß bereits alle schwarzen Bewohner Afrikas umgeschichtet wären. Der größere Teil der Bevölkerung ist von der Zivilisation nur sehr oberflächlich erfaßt. Das ist kein Wunder; denn wenn auch besonders seit der Jahrhundertwende die westliche Zivilisation mit Macht an die Hütte des Schwarzen pochte, so erwachte der Riese doch erst in jüngster Zeit. Erst seit dem zweiten Weltkrieg kann man von einer massenweisen Hinwendung zu Zivilisation und Fortschritt sprechen[1]).

[1]) SKAMB 1950, 87.

Das Grundproblem, die Grundursache für alles, was heute in Afrika in geometrischer Reihe wächst, ist der Zusammenprall der europäischen Kultur und Zivilisation mit der afrikanischen Kultur, und zwar in allen Bereichen des religiösen, kulturellen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebens. Dank der technisch weit überlegenen europäischen Zivilisation ergibt sich daraus für die verschiedenen afrikanischen Kulturen und Völker ein Prozeß, der zu ihrer tödlichen Bedrohung werden könnte, wenn es nicht gelingt, dem Afrikaner zur Synthese zu verhelfen, zur Wahrung seiner besten Güter unter gleichzeitiger Teilnahme an den echten, gesunden Errungenschaften des Westens. Heute ist der afrikanische Mensch (wenn man bei der Vielfalt der Völker, Kulturen und Sprachen diese Verallgemeinerung gebrauchen darf) soweit, daß er sich aus dem Kindesalter seiner Kultur hinausbegeben hat. Er ist in das Jünglingsalter eingetreten[2]). Nun gilt es, seinen Sturm und Drang aufzufangen, auch wenn er sich, wie dies bei den meisten werdenden Menschen der Fall ist, hin und wieder undankbar zeigt. Eine Jugendkrise muß ertragen, verziehen, liebend und selbstlos zur Reife geführt werden. Das hervorstechendste Merkmal der Krise Neger-Afrikas ist der Zusammenbruch seiner alten religiösen Anschauungen. Damit hängen Krisenerscheinungen größten Ausmaßes in der sozialen Umschichtung zusammen.

Unter ihnen nimmt die Familienkrise sicher den ersten Platz ein. Ja, auf sie müssen alle modernen Krankheiten der afrikanischen Gesellschaft zurückgeführt werden, ob es sich nun um die Landflucht, um die Frage der Wanderarbeiter, um die Verstädterung oder um den ungeheuer steigenden Alkoholgenuß handelt. Neben diesen durchgängigen Schwierigkeiten sind Rassenfragen oder Sklaverei lokal beschränkt und, wenn auch überaus schmerzlich, so doch zweitrangig, wobei allerdings die Rassenfrage wesentlich zur Verschärfung der allgemeinen Probleme beiträgt.

Eine Frage, welche die Zukunft Schwarz-Afrikas entscheidend beeinflussen wird, ist die Frauenfrage. Die alte afrikanische Familie muß in der Gemeinschaft der Sippe und des Stammes gesehen werden. Im Leben der Frau nahm die Sorge um das materielle Wohl den ersten Platz ein. Freiheit, menschliche Würde, Pflichtbewußtsein, persönliche Verantwortung waren ihr unbekannt. Ihre Arbeit und ihre Existenz als Frau erklären sich aus der Beziehung zur Sippe, zum Clan, zum Stamm[3]). Anders ist es in der modernen afrikanischen Familie. Die moderne Frau ist durch die europäisch geformte Schule gegangen, weiß um die individuelle Freiheit, um die Würde des Menschen, um moralische Verantwortung. Sie kennt den Wert der christlichen monogamen Ehe und ihre Unauflöslichkeit. Es ist richtig, daß die aus der neuen Lage erwachsende christliche Familie erst beginnt, ein rechtliches Dasein und eine autonome Existenz zu führen. Sicher ist aber auch, daß das Christentum in jenen Familien wie eine segensreiche Revolution wirkt[4]). Dabei soll gar nicht verschwiegen werden, daß sich das schwarze Mädchen (wie die gesamte Rasse) in einem jugendlichen Werden befindet. Durch die plötzlich errungene Gleichstellung verliert es leicht jeden Halt. Das Mädchen, das die Polygamie verurteilt, gerät nicht selten in Zügellosigkeit und gewerbliche Unzucht[5]).

Der gewaltige Umbruch Afrikas wird deutlich aus der Konfrontierung mit einem Krebsübel der afrikanischen Gesellschaft, der Polygamie. Ihre Ursachen liegen in verschiedenen Bereichen: Unfruchtbarkeit, Krankheiten, lange Stillzeit der Kinder (2—3 Jahre), Ahnenkult und damit Verlangen nach männlichen Nachkommen, politische Sicherheit, Ackerbau und Bodenbearbeitung durch die Frau[6]). Die Schäden dieses Mißstandes fallen in die Augen. Wenn heute auch die Zahl der „großen Polygamen" mit mehreren hundert Frauen immer geringer wird, so ist die Polygamie als solche doch immer noch ein Hauptübel. In Kamerun sollen durchschnittlich von 100 Haushaltungen noch 30 polygam sein. EinVerhältnis, das man auch auf andere Landesteile übertragen zu können glaubt[7]).Natürlich suchen sich die jungen Frauen alter, reicher Polygamer

[2]) SKAMB 1950, 88.
[3]) SKAMB 1950, 81; vgl. das Werk von Sr. Marie-André, La condition humaine en Afrique noire, Larose, Paris.
[4]) Sr. Marie-André, Civilisations en marche, Grasset, Paris.
[5]) KM 1951, 10.
[6]) Johann Beckmann, Die katholische Kirche im neuen Afrika, Benziger 1947, 135.
[7]) A. a. O. 136.

oft mit deren Gutheißung durch illegitime Beziehungen schadlos zu halten. Es kommt zur Zuchtlosigkeit der Frau und zur Zügellosigkeit des jungen Mannes, der legitim nicht zu einer Frau kommen kann; ferner zu zahllosen Fällen von venerischen Erkrankungen, zu Unfruchtbarkeit und Rückgang der Kinderzahl[8]). Nicht selten müssen bereits 8—9jährige Mädchen das traurige Los der Polygamie erdulden[9]). Witwen müssen wegen der für sie von der Sippe des Mannes gezahlten Mitgift nach dessen Tod in seiner Sippe bleiben, sind also zur Polygamie verurteilt, oder müßten persönlich den für sie gezahlten Brautpreis zurückzahlen, was ihnen meist unmöglich ist. Immer noch gilt z. B. in Französisch-Kamerun der Paragraph von 1934: „Der Tod des Mannes zieht nicht ohne weiteres die Auflösung des Ehebandes nach sich."

Der Kampf gegen die Polygamie ist sehr schwierig, denn die Polygamen sind reich, die Sippenältesten und Väter der Mädchen geldgierig, die Emanzipation der Frau wird vielfach abgelehnt, Geld und Rechtsbeistand zur Erlangung der Freiheit fehlen. Daß sich unter den Polygamen zahlreiche Katholiken befinden, entspricht leider der Wahrheit[10]).

Mit der Polygamie hängt die schon erwähnte Frage der Mitgift zusammen. Sie ist eine Art Entschädigung für den Clan, der eine Frau (die wertvolle und oft einzige Arbeitskraft) einem anderen Clan überläßt. Sie ist in der alten Ordnung eine Voraussetzung für die Gültigkeit der Ehe und das Unterpfand ihrer Dauerhaftigkeit[11]). Sie bot auch gewisse Vorteile: Die Frau schätzte sich danach ein, was für sie gegeben wurde. Für den Schwarzen war eine Ehe ohne Brautpreis eine Verdemütigung und für die Frau eine Entehrung[12]). Aber diese alte und zu Recht bestehende Auffassung von der Mitgift ist durch die Geldwirtschaft verzerrt worden[13]). Die Mitgift ist heute vielfach nichts anderes als ein häßliches Handelsobjekt. Die Frau wird tatsächlich wie eine Ware gekauft. Nach Angaben von 1950 kostete eine Frau in Französisch-Kamerun 100.000 fr. Franc, 20 Hammel, ein Rind, 20 Sack Salz, fünf Stoffkleider und noch manches andere[14]). Im Kongo verlangte man um 1943 erst 500 belg. Franc für eine Frau, zehn Jahre später 10 bis 20mal mehr[15]). Die Folgen? In einer Pfarre Kameruns lebten von 4500 Christen 300 junge Männer und 300 junge Mädchen im Konkubinat, weil die jungen Männer die Mitgift nicht zahlen konnten. Sie wurden samt den Mädchen und den nächsten Verwandten von den Sakramenten ausgeschlossen, 1500 Katholiken wegen Mißbrauchs der Mitgift[16]), und das nur in einer einzigen Pfarre.

Über dieses Übel beklagt man sich praktisch überall, in Kamerun[17]), Urundi[18]), Ostafrika (Peramiho)[19]), im Sudan[20]), in Südafrika[21]). Die Bischöfe Afrikas wandten sich wieder und wieder dagegen[22]). Aber solange die Gesetzgebung nicht mit der Forderung der Kirche übereinstimmt, wird sich die christliche Ehe, zusammen mit dem Klerus der wichtigste Garant der afrikanischen Zukunft, bei der Masse der Bewohner, auch der getauften Katholiken, nicht durchsetzen.

Im Kampf gegen die Polygamie kommt der Missionsschule eine wichtige Funktion zu. Sie entwickelt die Persönlichkeit, macht das Mädchen selbstbewußt und

[8]) SKAMB 1950, 83.
[9]) F 29. 9. 1956, 214.
[10]) F 23. 9. 1950. 209.
[11]) F 15. 11. 1952, 306.
[12]) KM 1951,8.
[13]) Vgl. A. Gilles de Pelichy, La question brulante de la dot, BM 1952, 1—2, 46 ff.
[14]) F 23. 9. 1950, 208.
[15]) F 30. 5. 1953, 178.
[16]) F 15. 11. 1952, 306.
[17]) R Cl A jan. 1957, 77 f., Précaire liberté de la femme au Cameroun français.
[18]) F 30. 5. 1953, 174.
[19]) F 5. 11. 1955, 249.
[20]) F 2. 2. 1957, 26.
[21]) KM 1951, 8.
[22]) Bischof van Schingen S. J. (Kwango-Kongo) in seinem Fastenhirtenbrief von 1953 (F 30. 5. 1953, 178). Bischof Kiwanuka von Masaka in Uganda setzte als Höchstpreis 120 engl. Schilling fest. Was darüber hinausgeht, muß der Kirche entrichtet werden (F 19. 12. 1953, 382).

bietet ihm Halt gegen Mißbrauch[23]). Die Arbeit der Schule muß durch die Gesetzgebung gestützt werden. Ein wesentlicher Fortschritt, an dem die Weiße Schwester Marie-André maßgeblich beteiligt war, war das „Mandel"-Dekret von 1939, durch das in den französischen Gebieten zum Zustandekommen einer Ehe das Einverständnis des Mädchens gefordert wurde[24]). Das Mädchen konnte also den jungen Mann ablehnen, dem es von den Eltern verlobt worden war. Den Witwen wurde gestattet, sich nicht mehr zu jenem Manne zu begeben, dem sie durch das Gewohnheitsrecht zugesprochen wurden[25]). Eine Ergänzung zum Dekret „Mandel" ist das „Jaquinot"-Dekret. Einem Großjährigen ist ohne Rücksicht auf Mitgift und ohne elterliche Erlaubnis das Recht auf die Ehe gegeben. Minderjährige können sich an das Gericht wenden, wenn die Eltern eine zu hohe Mitgift fordern. Die Ehe ist monogam und kann nur durch Tod oder Ehescheidung gelöst werden. Der letzte Punkt ist der wunde Punkt des Dekretes. Leider wurde auch die Höhe der Mitgift nicht festgesetzt[26]).

Viel besser ist die Frage in Angola gelöst. Im Dezember 1948 verordnete der Gouverneur, daß für Einheimische in den Städten die Vielehe verboten sei und daß neue Verhältnisse dieser Art in der Stadt nicht mehr eingegangen werden dürften. Betrug wurde dadurch ausgeschlossen, daß die Entrichtung des Brautpreises oder eines ähnlichen Wertes als Versuch einer solchen Verbindung angesehen wurde. Polygame können nicht mehr in öffentlichen Diensten beschäftigt sein. Neue Polygame werden zu Zwangsarbeit von sechs Monaten oder zwei Jahren verurteilt.[27]) Diesem Beispiel folgte der Kongo in der „Charte Coloniale" vom 1. 1. 1951. In Art. 5 wird verordnet: 1. Solange ein schon bestehendes Eheband nicht rechtsgültig aufgelöst worden ist, kann eine neue Ehe nicht rechtsgültig abgeschlossen werden. 2. Polygame dürfen nur noch in solchen Gegenden ihren ständigen Wohnsitz haben, wo die alte afrikanische Stammes- und Gebräucheordnung noch weiterbesteht. Neue polygame Verhältnisse können nur illegal entstehen. Wie notwendig solche Gesetze sind, beweisen die 10 bis 40 % junger Männer, die nicht in der Lage sind, eine Familie zu gründen, weil sie die Mitgift nicht entrichten können. Sie leben unsittlich, die Mädchen verfallen der Prostitution.

Neben diesen notwendigen und äußerlichen Mitteln sind es gewiß auch die höchsten Ideale, die im Afrikaner allmählich die Achtung und Ehrfurcht vor der Frau steigern werden. Der Ordensberuf veredelt und vertieft das Leben des schwarzen Mädchens und wahrt seine geistigen und persönlichen Werte[28]). Das mütterliche Bild der jungfräulichen Gottesmutter[29]) wird den Mann bändigen und die Frau hoch emporheben.

Die wirtschaftliche Grundlage Afrikas ist seine Landwirtschaft[30]). Aber unter den Übelständen des Kontinentes ragt gerade der der schlechten Ausnützung des Bodens und der Wasserkräfte hervor. Man versteht gewöhnlich nicht, den Boden richtig zu bearbeiten, wie aus den verschiedensten Teilen Afrikas berichtet wird[31]).

[23]) SKAMB 1950, 83. Das Mädchen lernt in den einfacheren Schulen Lesen, Schreiben, Rechnen und wird eingeführt in Gesundheitspflege, Krankenpflege und Säuglingspflege. Es lernt Handarbeit und Schneiderei. Durch die Möglichkeit selbständiger Berufe wie Lehrerin und Krankenpflegerin wird das Selbstbewußtsein stark gefördert (KM 1951, 8).

[24]) F 2. 6. 1956, 141.

[25]) SKAMB 1950, 82.

[26]) F 7. 6. 1952, 174.

[27]) P. Josef Rath C.S.Sp., Behördliche Maßnahmen gegen die Vielweiberei in Angola und im Kongostaat (ZMR 1951, 70). In Südafrika ist das Mädchen durch das Zivilrecht vor der Gewalt der Zwangsehe geschützt (KM 1951, 8).

[28]) KM 1951, 8.

[29]) AB 1958, 68 f.

[30]) Vgl. Monde rural d'Afrique noire, Lib. Rythmes du monde, S. André les Bruges.

[31]) Für Obervolta wird hierin die Ursache der Landflucht gesehen (F 2. 3. 1957, 58). In Kenya liegen die armseligen Felder der Schwarzen neben den ertragreichen der Weißen, ohne daß die Methoden der Weißen deswegen Nachahmung fänden (KM 1957, 112). In Ostafrika (Peramiho) ist es ähnlich: Nur Anbau des Notwendigen nach überkommenen Methoden, keine rationelle Ausnützung der Groß- und Kleintierzucht usw. (F 5. 11. 1955, 248).

Angesichts der wachsenden wirtschaftlichen Möglichkeiten in den Städten führt die Schwäche der Landwirtschaft direkt zur Landflucht. Dazu kommt z. B. im Kongo ein geschichtlich gewordenes Problem. Der Staat belegte alles Land mit Beschlag, das nach seiner Auffassung ohne Eigentümer war. Das waren ungefähr 90 % des Bodens. Und bezüglich der restlichen 10 % waren die Besitzverhältnisse durchaus nicht geklärt[32]).

Die Landflucht hat heute erschreckende Ausmaße angenommen. Und doch meint der Professor für Botanik in Kapstadt Dr. Karl Schütte, daß die Eingeborenen-Kirchen Afrikas ohne Hebung der einheimischen Agrikultur nicht bestehen und blühen könnten. Die einheimische Kirche müsse sich selbst erhalten können, sonst würde sie überhaupt nicht bestehen; die erste Aufgabe sei demnach die Hebung der Bodenbewirtschaftung. Ihr folgt die Industrie mit Notwendigkeit. Da aber der Ackerbau in Afrika wenig produktiv sei, müsse seine Methode besonders sorgsam verbessert werden[33]). Aus der Erkenntnis heraus, daß der Ackerbau für Afrika wichtiger ist als die Pflege des Handwerkes, bemühen sich auch viele Missionare um die Hebung der afrikanischen Bauern[34]). Afrika ist ein durchschnittlich dünn bevölkerter Kontinent. Es hat aber reiche Bodenschätze. Sobald man an ihre Hebung ging, mußte die Arbeiterfrage entstehen, da nur Afrikaner für bestimmte Arbeiten in den heißen Gebieten eingesetzt werden können. Nun das Problem: Die Großfamilie war für die meisten Afrikaner wirtschaftlicher und, in gewissem Sinne, auch sittlich-religiöser Halt. Wo dieser wegfiel, brachen auch die sittlich-religiösen Stützen[35]). Diese kamen aber durch die Industrie in Wegfall, die sich ja nicht nach der Besiedlung, sondern nach den Bodenschätzen richtete. Viele Afrikaner wurden von ihren Familien getrennt. Die Einführung des Arbeitskontraktes und das Problem der Wanderarbeiter war für die afrikanische Familie ein geradezu tödlicher Schlag[36]). Das Grundübel ist die Entfernung des Mannes und Vaters von Familie und Heim[37]). Selbst wenn der Arbeiter will, kann er seine Familie nicht ohne weiteres nachkommen lassen. In Kapstadt dürfen nur jene Afrikaner ihre Familien bei sich haben, die mehr als acht Jahre bei demselben Unternehmen gearbeitet haben[38]). Diese Unsicherheit zwingt den Mann sogar, seine Familie daheimzulassen. Denn wenn er seine Arbeit und damit die Unterkunft verlieren würde, was sollte er dann mit Frau und Kindern anfangen? So aber hat er immer noch ein Zuhause, auf das er sich zurückziehen kann[39]). Aber auch ohne dieses Problem der Trennung von Mann und Frau befindet sich der afrikanische Arbeiter oft im tiefsten Elend. Erzbischof Hurley von Durban stellt fest, daß der Arbeiter in Südafrika mit 15 Pfund Sterling (praktisch 1000 öst. Schilling) pro Monat für sich, seine Frau und drei Kinder auskommen muß. Das ist die normale Lage für mehr als 90 % der südafrikanischen Bevölkerung[40]). Und doch ist Südafrika eines der fortgeschrittensten Länder Afrikas.

---

[32]) UMCB 1956, 62.

[33]) F 22. 6. 1957, 163.

[34]) U. a. die Mariannhiller, dann besonders die Missionsbenediktiner von St. Ottilien. Interessant ist der aufschlußreiche Bericht über ein Vierjahresprogramm einer Ackerbauschule der Benediktiner in Ndanda, Ostafrika, wodurch die jungen Neger zur Führung eines Bauernhofes befähigt werden sollen (F 12. 1. 1957, 9; s. a. OR vom 16. 3. 1956, 4, Eröffnung einer landwirtschaftlichen Schule im Vikariat Albert-See).

[35]) Vgl. Fr. Schimleck, Zersetzung der Bantu-Familie, in KM 1950, 53; Le travail en Afrique noire, Le Seuil, Paris; Église vivante 1957, 140, Travail et Familie.

[36]) F 22. 5. 1954, 155.

[37]) F 2. 2. 1957, 28. Es ist ein Jammer, junge Frauen zu sehen, die mit einem oder mehreren Kindern auf den Mann warten, der niemals schreibt, dessen Aufenthalt unbekannt ist, da er leicht Namen und Ort wechselt. Es ist ein Problem für die Frau, nach den Feldern zu sehen und das Geld für Kleidung und Erziehung der Kinder zu haben (WM 1955, 420).

[38]) F 1. 2. 1958, 29. Mit Recht sagt Erzbischof Owen McCann von Kapstadt, daß eine Arbeitspolitik, die auf der Trennung der Familie beruht, verurteilt werden muß.

[39]) F 22. 5. 1954, 155. Erschütternd ist die Geschichte des Seminaristen, der seinen Vater, einen Wanderarbeiter, nach 27 Jahren zum erstenmal sah. Dieser kehrte aber dennoch nicht zur Frau zurück, die ihm treu geblieben war (WM 1955, 420).

[40]) F (Franz. Ausgabe) 30. 8. 1958, 297.

Ein bedrückendes Problem ist das der Wanderarbeiter. Ihre Zahl ist erschreckend hoch. Im Kongo schätzt man sie auf zwei Millionen. Nach Uganda kommen jährlich etwa 100.000 und 70.000 wandern ab[41]). Von 400.000 arbeitsfähigen Erwachsenen in Nyasaland arbeiten mehr als 160.000 Männer fern der Heimat[42]). Die gesündesten und tüchtigsten Männer sind auswärts. Nur die Jungen und Alten bleiben daheim. Man hat errechnet, daß 60 % der arbeitsfähigen Männer aus Basutoland, 50 % aus Transkei und bis zu 70 % aus Ciskei von Haus und Familie fort sind. Rund 350.000 Minenarbeiter und über eine halbe Million Männer und Frauen in der Hausarbeit leben ständig von Heim und Familie getrennt. Nach dem Tomlinson-Report leben von etwa 2,3 Millionen Bantu 27 % in Stadt-Gebieten, 30 % auf europäischen Farmen und nur noch 43 % auf dem Land. Die einzig gerechte Lösung der Frage besteht darin, daß die Arbeitskräfte seßhaft gemacht, daß sie besser bezahlt und daß sie gut und menschenwürdig untergebracht werden. Der verheiratete Arbeiter muß Frau und Kinder mitnehmen können und muß eine ausreichend große Wohnung haben[43]).

Die Gebetsmeinung des Hl. Vaters für Juli 1958 lautete: „Auf daß in den großen afrikanischen Städten das Problem des Lebens und der Wohnung der Einfachen eine wahrhaft christliche Lösung erfahre." Der Jesuit J. Masson schrieb über die afrikanische Stadt: „Die Städte wachsen wie Champignons aus dem Boden!" Die 26. missionswissenschaftliche Woche zu Löwen von 1956 hat sich mit dem Problem der Verstädterung in den Missionsländern befaßt. Allein fünf Vorträge wurden entsprechenden Fragen Afrikas gewidmet. 1953 gab es in Afrika schon 44 Städte mit über 45.000 Bewohnern, 26 Städte mit über 100.000, 12 Städte mit über 250.000 Einwohnern. Zwei Jahre später war die Zahl der Städte mit Bewohnern zwischen 100.000 und 250.000 bereits auf 37 gestiegen, jene mit über 250.000 aber nur auf 14. Das zeigt deutlich, wie immer neue Großstädte über Nacht gleichsam da sind. Leopoldville hatte 1899 erst 4000 Bewohner, 1942 waren es 67.000 und 1956 bereits 360.000. Diese hatten aber nur 30.000. Wohnungen. Jede Wohnung für 12 Personen, ein ungeheurer Mißstand[44]). Bereits 1949 wurde festgestellt, daß 40 km im Umkreis von Yaunde (Kamerun) kaum noch junge Leute unter 30 Jahren zu finden sind. Alles zieht in die Stadt[45]).

Zur Industrialisierung kommen noch andere Ursachen der Verstädterung. Die Schulbildung (auch der Missionsschulen) ist für den Afrikaner sicherlich ein Segen, aber auch ein Fluch. In einem Bericht des Stellvertreters des Hl. Stuhles bei der FAO heißt es u. a., daß beim Afrikaner Abscheu und Verachtung gegenüber körperlicher Arbeit allgemein sei. Wer nur buchstabieren könne, glaube sich über die Arbeit erhaben[46]). Man meint, als Evoluierter in der Stadt rasch und leicht zu gutem Verdienst zu kommen. Kaum einer von denen, die einen Abschluß in der Missionsschule gemacht haben, bleibt in der Nähe der Mission, sondern stürzt sich in die Stadt. Da aber die männliche Jugend bildungsmäßig noch immer das Übergewicht hat, ergeben sich vielfach tief beunruhigende Verhältnisse. Es gibt Städte, in denen die Relation zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung 4 zu 1, ja sogar 5 zu 1 beträgt. Die Folgen für die Moral sind klar. Gewiß kann der Neger auch im eigenen Clan lasterhaft, sehr lasterhaft sein, aber die alten Gewohnheiten setzen doch gewisse Grenzen. Ganz anders ist es in der Stadt, wo der Einfluß des Clans völlig fehlt, wo man sich nur vor der Polizei

---

[41]) P. van den Ende S. V. D., Het Uur van de Leek, HM 1957, 2 ff.
[42]) WM 1955, 417 f. Die Zahlen sind von 1954.
[43]) F 2. 2. 1957, 28. Heute gibt es wohl kaum einen Sozialkongreß katholischer Afrikaner, auf dem das Problem der Wanderarbeiter nicht besprochen würde (vgl. F 20. 7. 1957, 193, Konferenz der südafrikanischen Bischöfe vom 2. bis 6. 7. 1957; F. 20. 9. 1958 (Franz. A.), 221, Weltunion katholischer Frauen vom 24. bis 30. August in Lourenzo Marques (Mozambique).
[44]) MS 1958, 176. Nach einer anderen Notiz waren von 300.000 Bewohnern dieser Stadt 60.000 unverheiratete Männer. Zur selben Zeit gab es dort aber nur 6000 unverheiratete Frauen (HM 1957, 13).
[45]) F 19. 11. 1949, 295.
[46]) KM 1957, 112.

zu fürchten hat. Wer da nicht zutiefst von christlichen Prinzipien durchdrungen ist, kann das moralische Gleichgewicht praktisch nicht halten[47]).

Und doch muß die Kirche auch die Stadt gewinnen, will sie in Afrika Bedeutung haben. So richtig die oben wiedergegebenen Ausführungen von Prof. Schütte sind, so richtig ist es aber auch, daß die Kirche mit der Stadt das Land gewinnen wird. Ohne die Städte wird sie Afrika verlieren. Deshalb muß in den Städten mit aller Macht an der Verwirklichung des christlichen Lebens und der sozialen Ordnung gearbeitet werden[48]). Der Verstädterung und damit der Landflucht muß schon auf dem Lande selbst durch Rationalisierung der Landwirtschaft und durch Höherführung der Dorfgemeinschaft Einhalt geboten werden[49]).

Der Ethnopsychologe Mr. Heuse schrieb über bestimmte Gegenden Afrikas: „Das Verbrechen des Völkermordes liegt auf den Alkoholisten und ihren Freunden. Sie haben das Verschwinden der Krumen (schwarzer Volksstamm) an der Elfenbeinküste in weniger als einem Jahrhundert auf dem Gewissen. Sie haben ein Drittel der Bevölkerung von Oubangui seit 40 Jahren hingemordet; sie führen in Kamerun eine Ausrottung der Lokalbevölkerung herbei, die in 10 Jahren nahezu vollständig sein kann!"[50]) Albert Schweitzer schreibt in „Zwischen Wasser und Urwald": „Weiter geht die Fahrt, am Ufer verlassene und zerfallene Hütten. ‚Als ich vor 20 Jahren ins Land kam', sagte ein Kaufmann neben mir, waren dies alles blühende Dörfer.' ‚Warum sind sie es nicht mehr?' fragte ich. Er zuckte die Achseln und sagte leise: ‚Schnaps . . .'". Eine Statistik vom Kongo mit Ruanda-Urundi möge das bestätigen:

	1939	1954
Europäisches Bier	44.000 hl	903.300 hl
Afrikanisches Bier	29.000 hl	881.800 hl
Eingeführt	15.000 hl	21.500 hl
Wein	11.700 hl	49.300 hl
Branntwein	—	9.800 hl

30 bis 80 % der Löhne werden für Alkohol ausgegeben. Meist werden diese riesigen Alkoholmengen von Sonderarbeitern, Handwerkern und Angestellten genossen[51]), also gerade von jener Schicht, die Afrika in seinem heutigen Aufbruch so nötig hat. Ähnlich wie im Kongo ist es in anderen Gebieten. Ein Fest ohne alkoholische Exzesse ist „ein Fest, von dem man nicht spricht"[52]).

Die Verantwortlichen sehen das Problem sehr gut, so gut, daß sie erkennen, daß es im kleinen Raum nicht gelöst werden kann. Daher wurde die erste afrikanische Antialkoholkonferenz von Abidjan in der Zeit vom 23. bis 30. Juli 1956 veranstaltet. Protestanten, Muselmanen und Katholiken berieten. Man war sich darüber klar, daß der Afrikaner für den Alkoholmißbrauch besonders empfänglich sei. Man gab sich auch darüber Rechenschaft, woher die Alkoholimporte stammten, und erhob die Forderung, daß Afrika wie von den verschiedensten Tropenseuchen so auch vom Alkoholismus befreit werden müsse[53]).

Neben diesen das gesamte Schwarz-Afrika berührenden Problemen gibt es zwei schwere soziale Wunden, die sich aber doch nicht überall finden: die Rassenfrage und die Sklaverei. Es erübrigt sich, die Facta der Rassenschranken im Alltag darzulegen. Es handelt sich, besonders in Südafrika, um den krampfhaften Versuch der Weißen, ihre wirtschaftliche, kulturelle, soziale und politische Überlegenheit durch

[47]) WM 1955, 421; vgl. N. Laude, La délinquance juvenile au Congo-Belge et au Ruanda-Urundi, Bruxelles 1956, 54 pp.
[48]) Rythmes du monde 1957, 1—2, 90.
[49]) Ein Beispiel gaben die Jocisten in Kamerun, die durch die Anlage eines Modelldorfes mit guten Kulturen der Stadt ihre Sogwirkung nehmen wollten (F 9. 6. 1956, 148).
[50]) F 29. 9. 1956, 215.
[51]) AB 1958, 12; F 2. 12. 1950, 283.
[52]) F 29. 10. 1955, 241. Ein Bericht aus Madagaskar, wonach in drei Jahren in einem Gebiet mit 200.000 Menschen 35 unterirdische Brennereien ausgehoben wurden (F 6. 6. 1953, 189.)
[53]) F 29. 9. 1956, 214.

künstlich aufgerichtete Schranken gegenüber Schwarzen und Farbigen aufrecht zu erhalten, ein Bemühen, das sich in seinem Ursprung auf eine falsch verstandene christliche (kalvinistische) „Auserwählung" stützt. Es ist natürlich völlig sinnlos zu versuchen, dauernd eine große Masse von Schwarzen durch eine Minderheit von Weißen niederhalten zu wollen. Heute ist ein solches Mühen nichts als ein angstvolles Wegblicken von der Gefahr, die dieser von den Weißen verursachte absolute Abbruch der Brücken zwischen Schwarz und Weiß für beide bedeutet. Immer neue Revolten, unverhältnismäßig starkes Verbrecherwesen sind die Folgen. Die brutalen Apartheidmethoden der Weißen müssen eines Tages zu einer gewaltigen Explosion führen. P. B. Huß C.M.M., der große Sozialapostel Südafrikas, hat einmal ein klares Wort gesprochen: „Religion, die nicht imstande ist, die Farbenschranken zu beseitigen, kann den Nöten der Neger nicht begegnen, und der Verfemte wird eine Religion, die ihm nur mit der linken Hand über die bestehende Kluft gereicht wird, nicht annehmen"[54]). Ein vernichtendes Wort zur Rassenpolitik der kalvinistischen Buren! Allerdings hat auch die katholische Kirche diesen Konflikt bis jetzt nicht zu lösen vermocht. Sie war aber, obwohl zeitlich viel später, auf dem besten Wege dazu, wenn, ja wenn die Regierung der Union ihre Schulen nicht systematisch abgewürgt hätte.

Besonders hart wirkt sich die Rassenschranke wirtschaftlich aus. Das Lohnverhältnis zwischen Fach- und Hilfsarbeiter beträgt normal 5 zu 4, in Südafrika jedoch 4 zu 1. Die Hilfsarbeiter aber werden von den Schwarzen gestellt[55]). Im Copperbelt-Distrikt von Nordrhodesien erhält ein weißer Arbeiter 5mal soviel wie der bestbezahlte afrikanische Kumpel[56]). Als hier die italienische Firma „Impresit", die den Staudamm im Kariba-Gebiet baut, beschloß, Negern und italienischen Arbeitern gleichen Lohn zu zahlen — ein einzig dastehendes Faktum —, geriet die ganze Arbeiterwelt in Alarmzustand. Einheimische weiße Unternehmer sprachen sogar davon, die Italiener auszuweisen und ihnen Schadenersatz zu leisten[57]).

Vor einigen Jahren konnte die Studie von E. La Gravière erscheinen: „L'Esclavage — Une plaie sociale toujours actuelle"[58]). Trotz der Abschaffung der Sklaverei (1889/90), trotz des Einsatzes europäischer Mächte besteht dieses beschämende Übel weiter, ja scheint, begünstigt durch den zweiten Weltkrieg und seine Folgen, sogar noch stärker geworden zu sein. Es gibt einen regelrechten Sklavenhandel, der besonders nach Arabien hin orientiert ist, wo man etwa 750.000 Sklaven zählt. Daneben aber gibt es noch andere Formen der Sklaverei in Togo, Dakar, Dahomey, Kamerun, Mauretanien, im Sudan, im Nigerbogen. Und es scheint, daß man durchaus nicht mit allen Mitteln dagegen vorgeht.

Angesichts dieser bedrückenden Fülle von Tatsachen, die unerledigt weiterschwären, kann man sich fragen: Was tut die Kirche zu ihrer Erledigung? Zunächst kann darauf hingewiesen werden, daß die sozialen Probleme Afrikas immer wieder Gegenstand kleinerer und größerer Kongresse und Schulungswochen sind. Einige seien aufgezählt. 1953 besprach das „Soziale Sekretariat für die Übersee" zu Paris die wirtschaftliche und soziale Hebung des afrikanischen Bauernstandes[59]). Vom 28. bis 30. Jänner 1955 fand in Togo eine von 500 Delegierten besuchte Tagung statt, auf der sehr konkrete Forderungen bezüglich der christlich-monogamen Ehe, der Bildung des Mädchens, der Haushaltsschule für erwachsene Frauen, der Sozialhilfe für die Arbeiter,

[54]) ZMR 1949, 88. Ein besonders trauriges Los haben die Mischlinge. Da sie keiner Rasse ganz angehören, will sie keiner zu sich zählen. Sie befinden sich wie zwischen zwei Mühlsteinen. Aus dieser sozialen Situation ist es zu erklären, warum der Prozentsatz asozialer Elemente bei ihnen besonders groß ist (KM 1951, 9). — Es gibt aber auch Rassengegensätze unter den Schwarzen selbst, besonders ausgeprägt in Ruanda-Urundi (F 29. 11. 1958, 279; vgl. Jaques Maquet, Le Système des Relations sociales dans le Ruanda ancien, in UMCB Juin 1956, 165).

[55]) Nach einer Rede des Erzbischofs von Kapstadt (OR 24. 5. 1956, 3).

[56]) KM 1955, 60.

[57]) KM 1958, 269.

[58]) Rythmes du monde, T. III, 3, p. 165 ff.

[59]) F 30. 5. 1953, 177. Das Ergebnis liegt in dem in Anm. 30 zitierten Werke vor. Eine Veranstaltung nach Art von Schulungswochen fand in Lyon statt (vgl. La Session sociale africaine de Lyon, in LMC 1956, 247).

eines Sonderstatutes für Lehrlinge, der landwirtschaftlichen Förderung, der Wohnungsfragen gestellt wurden[60]). Eine ähnliche Schulungswoche fand für Togo und Dahomey vom 19. bis 25. September 1955 statt. Arbeitskodex, Gewerkschaftswesen, soziale Enzykliken u.a.m. waren die Themen[61]). Mit einem dreiwöchigen Kurs wurde zu Cape Coast eine afrikanische Arbeiterhochschule errichtet. Themen wie: die afrikanische Frau, die Lage der Bauern, Gewerkschaften, Gesundheit und soziale Sicherheit wurden behandelt[62]). Wiederum fand vom 9. bis 11. November 1956 in Abidjan eine Tagung der Katholischen Aktion statt, die von 120 Aktivisten, davon ein Drittel Frauen, besucht wurde. Fragen der Mitgift, des Ehebandes, der Erbschaft usw. wurden besprochen.[63]) Hingewiesen sei auch auf die „Premières Journées sociales du Sénégal" zu Dakar vom 26. bis 27. Mai 1956[64]).

Wichtiger ist aber, daß auch etwas getan wird. Die Voraussetzung für die Wirksamkeit ist das Wissen um die Wirklichkeit und ihre Meisterung durch solide Prinzipien. Es wird vor allem notwendig sein, an einigen wichtigen Orten Institute für soziale Studien zu eröffnen, wie es z. B. bereits in Leopoldville geschah[65]). Die Absolventen solcher Institute werden Aufklärungsarbeit zu leisten haben und praktische Aufgaben erfüllen müssen[66]). Entscheidend wichtig wird auch sein, ob es gelingt, durch die Schaffung eines christlichen Gewerkschaftswesens die Arbeitermassen vor radikalen Strömungen zu bewahren, ohne ihnen berechtigte soziale Güter vorzuenthalten, wie sie von den Sozialenzykliken klar gefordert werden. Glückliche Anfänge sind gemacht. 1956 konnte man auf ein zehnjähriges christliches Gewerkschaftswesen im Kongo zurückblicken. Im Rechenschaftsbericht wurde darauf hingewiesen, daß man in Fragen der Preisgestaltung, Familienwohnung, Pension, Krankheits- und Unfallversicherung viel erreicht habe[67]). Weiter schon liegen die Bemühungen der französischen christlichen Gewerkschaften zurück, ihren Verband in Afrika einzuführen. Nun heißt es im Statut der afrikanischen Gewerkschaft: „Die Gewerkschaft gläubiger afrikanischer Arbeiter bejaht die überragende Würde des Menschen, weil der Mensch ein Geschöpf Gottes ist. Daraus ergeben sich die Grundlagen für das Verhalten gegen den Einzelmenschen und gegen die Gesellschaft. Der Mensch spielt bei der Gütererzeugung die wichtigste Rolle . . ."[68]). Im Sudan sprach sich die Generalversammlung der Katholischen Aktion für den Zusammenschluß der katholischen Lehrer, Beamten und Arbeiter in Syndikaten aus. Die Versammlung betrachtete das als christliche Pflicht[69]).

Das Genossenschafts- und Versicherungswesen hat in Afrika einen guten Aufschwung genommen. Wenn auch nicht alle diese Genossenschaften Missionaren ihr Entstehen verdanken, so sind sie doch unter dem Einfluß des Christentums entstanden. Aus Masaka in Uganda wird von einer Korporativgenossenschaft berichtet, die sich mit Kauf und Verkauf landwirtschaftlicher Produkte beschäftigt. In Tanganjika zählte man 1950 bereits 127 Genossenschaften mit insgesamt 81.065 Mitgliedern[70]). 1950 wurde aus Belgisch-Kongo vom Anlauf zu landwirtschaftlichen Genossenschaften

---

[60]) F 26. 3. 1955, 83.
[61]) F 15. 10. 1955, 225.
[62]) F 28. 1. 1956, 15.
[63]) F 24. 11. 1956, 266.
[64]) LMC 1956, 221.
[65]) F 24. 11. 1956, 266; UMCB 1957, 33: Der Beginn wurde am 8. September 1956 mit fünf Studenten des ersten Jahrganges und acht Studenten in der Präparandie gemacht.
[66]) Beispiele solchen Einsatzes: die St.-Augustinus-Gilde in der Diözese Rutabo-Tanganjika (F 26. 5. 1956, 134); die Vortragstätigkeit über soziale Fragen in der Diözese Masaka-Uganda (F 21. 5. 1955, 144); die soziale Studiengruppe in Südrhodesien (F 22. 5. 1954, 156).
Von Bedeutung ist auch die „Déclaration des Évêques du Congo Belge et du Ruanda-Urundi sur l'église et les problèmes politiques et sociaux" (LMC 1956, 231).
[67]) F 19. 5. 1956, 124.
[68]) AB 1958, 172 ff. Vgl. LMC 1957, 14—21, Le Syndicalisme Africain en marche.
[69]) F 2. 2. 1957, 26.
[70]) KM 1955, 73.

berichtet.[71]) 1953 entstand im Kongo eine christliche Darlehensgenossenschaft. Sie unterstützt die Mitglieder im Falle von Krankheiten, bei Geburt eines Kindes, bei der Erstkommunion, bei Eheschließung und Todesfällen[72]). In Leopoldville gibt es eine christliche Zentralversicherung. In Kitega-Urundi haben ehemalige Seminaristen eine Sozialversicherung ins Leben gerufen[73]). In Kisantu entstand 1956 eine Korporativgenossenschaft[74]). Erst aus jüngster Zeit erfährt man, daß in Urundi eine staatliche Pensionskasse eröffnet wurde[75]). In Südafrika sind bleibende Zeugen der Sozialarbeit des P. B. Huß die genossenschaftlichen Einkaufs- und Verkaufsvereine, Spar- und Darlehenskassen, Männer- und Frauenvereine, Gruppen für Lehrer, Farmer und andere Berufe und Interessengemeinschaften im ganzen Lande. Sie sind zusammengefaßt in der CAU (Katholische afrikanische Union) und bilden den Kern des südafrikanischen Missions- und Kulturlebens[76]). . .

Es geht heute um die Zukunft Afrikas. Ihre Gestaltung wird jener in der Hand haben, der sich am wirkungsvollsten, zusammen mit der neuen religiösen Orientierung, der echten Lösung der ungeheueren sozialen Probleme dieses Kontinentes zuwendet. . .

---

[71]) F 22. 4. 1950, 113.
[72]) F 2. 3. 1957, 59.
[73]) F 2. 10. 1954, 276.
[74]) F 6. 6. 1953, 186.
[75]) AB 1958, 177.
[76]) ZMR 1949, 81, Dr. Th. Respondek C. M. M., Die soziale Missionsarbeit des Fr. Bernhard Huß C.M.M. in Südafrika.

Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

I. Papst Johannes XXIII.

Das Konklave zur Papstwahl begann am Christkönigsfest, 26. Oktober 1958. Das Kardinalskollegium zählte 54 Mitglieder, doch konnten die beiden Kardinäle Mindszenty und Stepinac nicht zum Konklave kommen. Die Italiener waren bloß mit 17 Eminenzen vertreten, von denen viele schon wegen ihres fortgeschrittenen Alters nicht mehr als „papabili" angesprochen werden konnten. Sechs unter ihnen hatten 80 Jahre bereits überschritten, acht weitere zählten zwischen 70 und 80 Jahren; der Kurienkardinal Ottaviani, übrigens Kardinaldiakon und mithin nicht Bischof, war 68 Jahre alt, Kardinal Lercaro von Bologna 67 Jahre und Kardinal Siri von Genua, der Benjamin des Heiligen Kollegiums, 52 Jahre. Die einzigen nicht italienischen Kurienkardinäle waren der 1884 geborene Franzose Eugène Tisserant, Dekan des Heiligen Kollegiums, und der Armenier Agagianian. Sollte überhaupt die Stunde zur Wahl eines Nichtitalieners wiederum geschlagen haben, dann kam wohl kaum der Vertreter einer der großen im politischen Blickfeld stehenden Nationen in Frage. Pius XII., der es seit 1953 unterlassen hatte, die fälligen Kardinalshüte zu vergeben, hatte dadurch die Wahl eines Nachfolgers, falls die Kardinäle in den Bahnen der bisherigen Tradition bleiben wollten, gewiß nicht erleichtert.

Die Presse, und nicht nur die Presse, erging sich in Mutmaßungen über den möglichen neuen Papst; doch viele ernste Blätter empfahlen die allergrößte Vorsicht und bekannten, daß jeder feste Anhaltspunkt für eine wahrscheinliche Prognose fehlte. Sehr viel wurde in den Zeitungen der Erzbischof von Mailand Giovanni Montini hervorgestrichen, der Prosekretär im Staatssekretariat gewesen war und 1953 auf die

Erhebung zur Kardinalswürde verzichtet hatte. Selbst die italienischen Blätter rechneten, wenn auch gewiß ungern, mit der Möglichkeit der Wahl eines Nichtitalieners, und man nannte den armenischen Kardinal Agagianian, den ein langer Aufenthalt in Rom begünstigte. Die Verlegenheit führte auch zur Prägung des etwas unglücklichen Namens eines „Übergangspapstes" aus den Reihen der Kurienkardinäle, dem man wenig pietätvoll die Vorbereitung der folgenden Papstwahl durch Auffüllung des Heiligen Kollegiums als Hauptaufgabe stellte. In diesem Zusammenhang nannte man als Kandidaten die Kardinäle Aloisi-Masella (79 Jahre), nach dem Tode Pius' XII. zum Pro-Camerlengo der Hl. Kirche gewählt, Valerio Valeri (75 Jahre) und Angelo Roncalli (77 Jahre), den Patriarchen von Venedig; auch der Erzbischof von Palermo, Ernesto Ruffini (70 Jahre), wurde gelegentlich genannt.

Mit der größten Spannung erwartete die ganze Welt den Ausgang des Konklaves; überall horchte man am Rundfunk, und schon am ersten Tag verursachte das Rauchwölkchen nicht geringe Verwirrung. Am Abend des 28. Oktober 1958, am Feste der Apostel Simon und Judas, am 3. Konklavetag und wahrscheinlich im 11. Wahlgang, wurde der Kardinalpatriarch von Venedig, Angelo Giuseppe Roncalli, zum Papst gewählt und nahm den Namen Johannes XXIII. an. Rundfunk und Eurovision gestatteten es ungezählten Menschen, die Proklamation des neuen Oberhauptes der Christenheit durch Kardinaldiakon Canali zu vernehmen und den ersten Segen des Papstes, dessen ungewohnter Name nicht wenig überraschte, zu empfangen. Daß sofort alle Christen den neuen Papst sehen und hören konnten, hat viel dazu beigetragen, ihn in der ganzen Welt populär zu machen. Stärker aber noch wirkte der unmittelbare Kontakt mit der männlich väterlichen und zugleich klaren, sicheren und energischen Persönlichkeit Johannes' XXIII. Im Nu war der Nachfolger Pius' XII. eingeführt und beliebt; trotz des Alters spürte man aus Stimme und Benehmen eine ruhige Kraft, und bereits in den nachfolgenden Tagen erfuhren wir, mit welcher zielbewußten Sicherheit und ganz persönlichen Linienführung der Roncalli-Papst sein hohes Amt anpackte, zu dessen Ausübung ihn keine langjährige Kurienpraxis vorbereitet hatte. Seine Annahme der Wahl zum Oberhaupt der Kirche begründete Johannes XXIII., den seine „Armut und Kleinheit" angesichts eines so hohen Amtes in Bestürzung versetzten, mit dem im Votum der Kardinäle sich bekundenden Willen Gottes, und er erklärte sich bereit „zum Kelch der Bitternis und zum Erdulden des Kreuzes".

„Vocabor Joannes". — Die Beweggründe zur Wahl dieses wirklich überraschenden Namens erörterte der neugewählte Papst in einer lateinischen Ansprache an die Kardinäle. Wenn wir von dem auf dem Konzil in Konstanz abgesetzten Gegenpapst Johannes XXIII. absehen, war der im Mittelalter am häufigsten gebrauchte Papstname seit mehr als sechs Jahrhunderten nicht mehr vorgekommen; der französische Avignon-Papst Johannes XXII. hatte die Kirche von 1316 bis 1334 geleitet. Der Roncalli-Papst will sich Johannes nennen im Gedenken an seinen Vater, an seine Taufkirche und an die päpstliche Kathedralkirche Sankt Johann im Lateran. Ferner will er die Geringheit seines Namens hinter der herrlichen Folge von 22 Päpsten verbergen, von denen die meisten nur einen kurzen Pontifikat hatten. Auch Markus, der Liebling des Petrus und der Patron von Venedig, trug den Vornamen Johannes. Doch vor allem soll der Name Johannes zwei Männer vor unser Auge heben, die dem Herrn nahe waren: Johannes den Täufer und den Apostel Johannes. Am 20. Dezember gab der Papst in einer Audienz für die von den Dominikanern geleitete Päpstliche Hochschule „Angelicum" noch einen anderen Grund für die Wahl seines Papstnamens an: „Ohne Zweifel wird sich mehr als ein Franzose über diesen ersten Akt des neuen Pontifex gefreut haben, der eine Reihe von Jahren als Vertreter des Heiligen Stuhles in Frankreich weilte. Er konnte Avignon und Cahors besuchen und sich vor dem Grabe von Johannes XXII. verneigen."

Mehr als 50 Staatsoberhäupter und Regierungen sandten Glückwunschtelegramme an den neuen Papst. Daß Präsident Gronchi die Freude des italienischen Volkes unterstreichen durfte, versteht sich von selbst; ähnlich durfte Präsident René Coty die Freude der Franzosen bekunden. Bundespräsident Adolf Schärf übermittelte in seinem Namen und im Namen des österreichischen Volkes die ehrfurchtsvollsten Glückwünsche; der Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Theodor

Heuss, fügte noch den besonderen Wunsch bei, daß Seiner Heiligkeit ein segensreiches Wirken für den inneren und äußeren Frieden in der Welt vergönnt sei. Sehr warm war das Telegramm der israelischen Regierung, und echt menschlich klangen die kurzen Worte der Königin Elisabeth von England. Auch die arabischen Völker fehlten nicht, und das Telegramm aus Ägypten versprach das Gebet Abdel Nassers zum Allmächtigen.

Am 29. Oktober richtete Johannes XXIII. aus der Sixtinischen Kapelle in Gegenwart des Kardinalskollegiums seine erste lateinische Rundfunkbotschaft an die ganze Menschheit. Nach den bei einer solchen Gelegenheit angebrachten Begrüßungen gedachte der Hl. Vater zuerst der Christenheit jener Länder, „wo die heiligen Rechte der Kirche mit Füßen getreten werden". Sodann „umarmte" Johannes XXIII. „die gesamte Kirche des Ostens", mit Einschluß jener, die vom Apostolischen Stuhle getrennt sind: „Wir wünschen ihnen die Heimkehr in das Haus des gemeinsamen Vaters . . . Wir beten, daß sie alle freiwillig kommen mögen, und möglichst bald, mit Hilfe der göttlichen Gnade. Sie werden kein fremdes Haus finden, sondern ihr eigenes, eben jenes, das ihre Väter von alters her mit ihrer Lehre erleuchtet und mit ihrer Tugend geschmückt haben." Ernst waren die Worte an die Führer aller Nationen: Warum legt man nicht endlich die Streitigkeiten und Spannungen in gerechter Weise bei, und warum dient der moderne Fortschritt nicht in erster Linie der Hebung des Wohlstandes aller Völker, besonders aber der notleidenden? Die Schwierigkeiten, die das Glück der Menschheit bedrohen, lassen sich überwinden, und die Völker verlangen nicht nach Monsterwaffen, sondern ersehnen jenen Frieden, der ungestörte Freiheit, Ruhe der Ordnung und geordnete Eintracht der Völker ist, jenen Frieden, in dem die ganze Menschenfamilie frei leben, wachsen und blühen kann. Die Völker erwarten auch jene Gerechtigkeit, die endlich die Rechte und Pflichten der verschiedenen Gesellschaftsklassen in gerechter Weise regelt. In diesem Klima entwickelt sich ein wahrer Wohlstand, und wo die rechtmäßigen Ansprüche der einzelnen geschützt sind und brüderliche Liebe waltet, entfalten sich die Künste, vereinigen sich alle Fähigkeiten zum Guten, wachsen die öffentlichen und privaten Reichtümer. Es gibt keinen wahren Frieden, wenn er nicht zuerst den Seelen geschenkt wird, wenn er nicht von jenem Frieden geleitet wird, ohne den alles schwankt und zu fallen droht. Einzig der Glaube an den heiligsten Gott kann den Frieden stützen, erhalten und festigen. Daran mögen jene denken, die den Namen Gottes ablehnen, seine heiligen Rechte mit Füßen treten und sich alle Mühe geben, die Menschen davon abzubringen, ihn zu verehren.

Unter den ersten Akten, die Papst Johannes XXIII. nach seiner Wahl zum Oberhaupt der Kirche setzte, waren einige, die nicht bloß sofort eine ruhige und feste Selbständigkeit verrieten, sondern auch ein sympathisches Echo weckten; bald bekam man den Eindruck, daß, wie die Journalisten sagten, „eine neue Luft im Vatikan wehte". Dem Konklavesekretär Msgr. Alberto Di Jorio, der den offiziellen Akt der Annahme der Wahl als Zeuge unterschrieb, setzte Johannes XXIII. sein eigenes Kardinalkäppchen auf, um dadurch den Konklavesekretär als Kardinal zu designieren. Das Konklave selbst wurde erst am Vormittag nach der Papstwahl geöffnet. Msgr. Domenico Tardini, der unter Pius XII. Prosekretär für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten gewesen war, wurde zum Staatssekretär ernannt. Seit dem im August 1944 erfolgten Tode von Kardinal Maglione war dieses Amt nicht mehr vergeben worden. Ebenso wurde das seit Jahrzehnten vakante Amt eines Majordomus wieder besetzt; Johannes XXIII. übergab es an Msgr. Callori di Vignale, der unter Pius XII. als Maestro di Camera geamtet hatte; zu seinem eigenen Maestro di Camera ernannte der Hl. Vater den bisherigen Geheimkämmerer Msgr. Nasalli-Rocca di Corneliano. Insbesondere wurden wieder die Tabellar-Audienzen eingeführt, die Pius XII. seit einer Reihe von Jahren gestrichen hatte. In den Tabellar-Audienzen kommen die für die verschiedenen kirchlichen Ämter verantwortlichen Kardinäle und Prälaten an feststehenden Kalendertagen wöchentlich oder monatlich mit dem Papst zusammen, um die laufenden Fragen zu erörtern.

Durch seine warme Güte und Einfachheit, die manchen Byzantinismus des Zeremoniells resolut beseitigte, gewann der neue Papst die Herzen. Er unterhielt sich wie in Venedig herzlich und teilnehmend mit allen, die ihm begegneten. Die strenge Absperrung der vatikanischen Gärten während der täglichen Spaziergänge des Papstes

wurde abgeschafft; der „Osservatore Romano" darf nicht mehr in altmodischen Superlativen reden, wenn er über den Papst berichtet. In wenigen Wochen lieferte die Freundlichkeit des neuen Pontifex den Stoff für eine Reihe von Anekdoten. Sehr stark hält Johannes XXIII. auf seine Bewegungsfreiheit innerhalb des Vatikans, dessen Einrichtungen er selbst in Augenschein nimmt, und innerhalb seiner Diözese Rom, deren Kirchen und Institute er recht freizügig mit seinem Besuch beehrt. Auch die tägliche Spazierfahrt muß nicht unbedingt an die Grenze des Vatikanstaates oder der Ewigen Stadt gebunden bleiben.

Die feierliche Papstkrönung, die durch Rundfunk und Eurovision übertragen wurde, fand am 4. November statt, in Gegenwart von 45 Kardinälen und offiziellen Sonderdelegationen aus 57 Ländern; die österreichische Delegation wurde durch Bundeskanzler Julius Raab angeführt, die belgische durch den Prinzen von Lüttich, die deutsche durch Außenminister Heinrich von Brentano, die englische durch den Herzog von Norfolk; auch die großen internationalen Organisationen waren durch eigene Delegationen vertreten. Nach dem Papstamt im Petersdom mit den besonderen Zeremonien des Krönungstages und den von drei Kardinalbischöfen rezitierten Orationen „Super Pontificem" folgte auf der Loggia des Petersdomes angesichts einer gewaltigen Menschenmenge die eigentliche Krönung, die der erste Kardinaldiakon Nicola Canali vornahm.

Nach dem Evangelium der Krönungsmesse hielt Johannes XXIII. entgegen den bisherigen Gepflogenheiten eine lateinische Homilie über das Thema: der Papst als der „gute Hirte." Nach einleitenden Worten der Begrüßung, des Dankes und der Demut zeigte uns der Hl. Vater seine persönliche Auffassung vom Papstamte. Viele stellen ein Papstideal vor, das der wahren Idee dieses hohen und schweren Amtes nicht ganz entspricht. Die einen wünschen im Papst vor allem den geschickten Diplomaten und Staatsmann zu finden, die anderen den Wissenschaftler, den Organisator des Gemeinschaftslebens oder den Mann, dessen Geist allen Formen des modernen Fortschritts bedingungslos aufgeschlossen ist. Der Papst muß in erster Linie der Bruder aller Menschen sein und der gute Hirte des Johannesevangeliums, ohne den, da er der Stellvertreter Christi ist, niemand zur Herde Christi gehören kann. An erster Stelle steht der Eifer und die sorgende Wachsamkeit des guten Hirten, der keine Prüfung und kein Opfer scheut, der klug, geradlinig und beständig ist. In der Pflicht des guten Hirten, alle Menschen für die eine Herde zu gewinnen, zeichnet sich die Missionsaufgabe der Kirche, die zwar nicht die einzige, aber die erste Aufgabe des römischen Papstes ist. Jeder Pontifikat erhält seine Züge und sein Gesicht von dem Träger, der ihm seine Eigenart aufprägt; doch alle Pontifikate müssen sich spiegeln im Antlitze Christi, des göttlichen Meisters, der auf Erden lebte, um den Samen der himmlischen Lehre und das Licht seines Beispiels auszustrahlen, das zusammengefaßt ist in dem Wort, das als Grundgebot gelten darf: „Ich bin sanftmütig und demütig von Herzen". Sanftmut und Demut sind ein großes Gebot; diese beiden Eigenschaften sollen alle eifrigen und frommen Christen für den Papst erflehen. — Am 4. November feiert die Liturgie das Fest des hl. Karl Borromäus, in dessen römischer Kirche der Papst zum Bischof geweiht wurde. Der Mailänder Erzbischof war ihm seit langem besonders teuer; er sieht in ihm ein herrliches Vorbild bischöflicher Heiligkeit und empfiehlt sich seiner Fürsprache bei Gott.

Johannes XXIII. gewährte am 5. November im Konsistoriensaal den zu seiner Krönung erschienenen ausländischen Sonderdelegationen eine feierliche Audienz, die er mit einer kurzen französischen Begrüßungsansprache begann, um zunächst seinen Dank an die Staatsoberhäupter, Regierungen und internationalen Organisationen auszusprechen. Die Kirche hat eine lange Tradition, und ihre Geschichte ist mit der Geschichte aller Völker verflochten. Zwischen dem Apostolischen Stuhle und jenen zahlreichen Völkern, die für hohe geistige Werte aufgeschlossen sind, bestehen fruchtbare freundschaftliche Beziehungen, die ein Anhaltspunkt für das Vertrauen sind. Der Hl. Vater wünscht einen gerechten und brüderlichen Frieden zwischen den Völkern und er gedenkt mit innerster Ergriffenheit seines großen und verehrten Vorgängers, der durch beinahe zwei Jahrzehnte unerschütterlich für den Weltfrieden wirkte und sich zum unerschrockenen Verteidiger der heiligsten Rechte der Personen und der Völker machte. Ganz dasselbe Ideal beseelt den neuen Papst, und er will

dieser Aufgabe seines heiligen Amtes mit aller Kraft dienen. Die Führer der Völker mögen ebenso für die große Sache des Friedens, der Gerechtigkeit und der wahren Freiheit entsprechend der Lehre des göttlichen Stifters der Kirche arbeiten!

II. Die ersten Monate des neuen Pontifikats

Papst Johannes XXIII. gewährt trotz seines fortgeschrittenen Alters recht freigebig Audienzen, sowohl an einzelne kirchliche Würdenträger und Laien als auch an Gruppen. Tiefsten Eindruck macht auf jene, die dem Oberhaupte der Kirche begegnen, die spontane Güte und sein freies, ungezwungenes Wesen.

Aus der Vielzahl der Audienzen können wir nur einige herausgreifen, um nicht durch weitschweifige Aufzählung das Ideengut zu vernachlässigen. Am 9. November 1958 empfing der Papst im Konsistoriensaal die Diözesanpräsidenten und geistlichen Beiräte der Katholischen Männer-Aktion Italiens. Auch der neue Papst steht zur „alten Linie" der Katholischen Aktion. Er blickt mit Liebe auf die Jugend, aber er weiß zugleich, daß die Erwachsenen noch besser verstehen, daß jeder Erfolg im Kampf um die Sache Gottes auf den Geist gegründet sein muß.

Der Bischofsrat von Lateinamerika hielt Mitte November 1958 in Rom seine dritte Versammlung; anwesend waren u. a. fünf Kardinäle (Argentinien, Brasilien, Ecuador, Kolumbien). In einer Audienz, am 15. November, erinnerte Johannes XXIII. an die sorgende Aufmerksamkeit, die sein Vorgänger dem kirchlichen Leben in Lateinamerika widmete, und er selbst werde an dieser Linie festhalten. Es leben 160 Millionen Katholiken, beinahe ein Drittel der katholischen Kirche, in Lateinamerika. Der Hl. Vater hob hervor, daß Lateinamerika ein gläubiger Kontinent ist, daß die Hierarchie, die Priesterseminarien und die Katholische Aktion in guter Entwicklung sind, daß regelmäßig eucharistische und marianische Kundgebungen stattfinden und daß man sich viel vom Laienapostolat versprechen darf. Anderseits läßt die Glaubenspraxis stark zu wünschen übrig, und der Priestermangel ist noch immer sehr groß.

In einer Audienz vom 16. November, an der Pater Lombardi S. J. mit 200 Priestern aus der „Bewegung für eine bessere Welt" teilnahm, ermutigte und lobte Johannes XXIII. diese Erneuerungsbewegung.

Die Besitzergreifung seiner römischen Kathedralkirche Sankt Johann im Lateran vollzog der Papst am 23. November, am letzten Sonntag des Kirchenjahres. In der Begleitung des Hl. Vaters befanden sich die Kardinäle Tisserant und Pizzardo, während 13 andere Purpurträger im Lateranpalast warteten. Eine gewaltige und begeisterte Volksmenge huldigte dem Bischof von Rom auf dem großen Platze vor der Lateranbasilika. Das feierliche Pontifikalamt zelebrierte der Erzpriester von Sankt Johann, Kardinal Aloisi-Masella. Nach dem Evangelium hielt der Hl. Vater eine italienische Homilie über „Kelch und Buch": „Der Bischof und alle Priester, die seine Mitarbeiter sind, enthüllen in der Verkündigung der heiligen Lehre das erste Kennzeichen der Seelsorgsaufgabe der Kirche. Im Missale sind die beiden Testamente enthalten . . . Ist es nicht der erste Auftrag des katholischen Priestertums, die große Lehre der beiden Testamente zu verkünden und sie in die Seelen und in das Leben einzusenken?" — „Neben dem Buch steht der Kelch. Der Kelch auf dem Altar und die ehrwürdigen Riten, die Brot und Wein konsekrieren und zu einem einzigen Sakramente verbinden, bezeichnen den Gipfel und die Erhabenheit der Vereinigung zwischen Gott und dem Menschen und die Vollendung des christlichen Bekenntnisses. Immer wieder kommt ein Wort von Bossuet, der einer der größten modernen religiösen Denker war, auf Unsere Lippen: Es gibt keine Vollendung im christlichen Handeln und Leben außer in der Teilnahme am eucharistischen Mahl."

Gegen Ende des ersten Monats seines Pontifikats, am 27. November, beehrte Papst Johannes XXIII. das römische Diözesanseminar und die theologische Hochschule am Lateran mit einem feierlichen Besuch und inaugurierte das Studienjahr mit einer italienischen Ansprache, in der er den Wert des Studiums der großen Kirchenväter besonders unterstrich. Der Segensgruß des Hl. Vaters ging zugleich an alle theologischen Hochschulen der Ewigen Stadt, angefangen von der Päpstlichen Gregorianischen Universität, die übrigens am 18. Jänner 1959 ebenfalls das Oberhaupt der Kirche empfangen durfte; am Lateranensischen Institut hatte Angelo Roncalli studiert und später auch kurze Zeit doziert.

Das zweite römische Institut, das Johannes XXIII. mit einem Besuch beehrte, am 30. November, war das Päpstliche Kolleg De Propaganda Fide, in dessen Kirche der Hl. Vater das hl. Meßopfer darbrachte. Kardinal Agagianian hielt als Propräfekt der Kongregation der Glaubensverbreitung die Begrüßungsansprache, und der Papst antwortete mit einer längeren italienischen Exhortatio, in deren Hauptteil er die Grundlagen eines wahren Priestertums zeichnete.

Wegen des Todes Pius' XII. hatte der Schah von Iran, Mohammed Reza Pahlavi, seinen Besuch in der italienischen Hauptstadt bis Ende November verschoben. Dem neuen Papste stattete er am 1. Dezember einen offiziellen Besuch ab. Johannes XXIII. begrüßte den hohen Gast in einer kurzen französischen Ansprache. Das Fest der Unbefleckten Empfängnis war der geeignete Tag für den Besuch des Hl. Vaters in Santa Maria Maggiore. Unterwegs beteiligte sich der Papst an der Huldigung der Römer vor der Immakulata-Säule auf der Piazza di Spagna. Am Vorabend hatte Johannes XXIII. die katholischen Juristen und Techniker Italiens, die in Rom ihre Jahreskongresse hielten, in Audienz empfangen. Zum Thema des Kongresses der Juristen „Die politischen Parteien im demokratischen Staat" machte das Oberhaupt der Kirche einige grundsätzliche Anmerkungen über die Aufgaben und Pflichten der Kirche. Die Techniker erinnerte der Papst daran, daß die Kirche den Menschen, „Seele und Leib, Individuum und Glied der Gemeinschaft, Menschensohn und Kind Gottes", in den Mittelpunkt ihrer Sozialdoktrin stellt.

Im Geheimen Konsistorium vom 15. Dezember 1958, das in erster Linie der Kreierung von 23 neuen Kardinälen diente, hielt Papst Johannes XXIII. eine lateinische Ansprache, die verschiedene andere Themata streifte und sich vor allem mit der äußerst schwierigen Lage der katholischen Kirche in China beschäftigte. Was den Hl. Vater besonders bedrückt, ist die Gefahr eines Schismas. Die rechtmäßigen Oberhirten sind entfernt, die Geister der Gläubigen verwirren sich, und unter Staatsdruck haben einige eine sakrilegische Bischofskonsekration angenommen, mit der selbstverständlich keine Jurisdiktion verbunden sein kann, und so fühlen sich die kirchentreuen Christen noch stärker bedrückt. Schon Pius XII. hatte in seinem Rundbrief „Ad Apostolorum Principis" vom 29. Juni 1958 dem Klerus und den Gläubigen Chinas mit schmerzerfülltem Herzen die notwendigen Weisungen erteilt. Unterdessen gehen die Bemühungen, die Katholiken Chinas von der Einheit der Kirche zu trennen, noch immer weiter. Der Papst wünscht, daß seine Stimme und seine Mahnungen zu jenen dringen, die wankend wurden, und vor allem zu jenen, die auf unrechtmäßige Weise das Hirtenamt usurpierten und so zu Wegbereitern eines Schismas werden. — Wie sehr diese Gefahr eines Schismas im chinesischen Katholizismus die Seele des Papstes bedrückt, ersehen wir von neuem aus dem Brief, den Johannes XXIII. am 12. Jänner 1959 an seinen Kardinalvikar in Rom richtete, um besondere Gebete für die Katholiken in China vorzuschreiben; alle katholischen Bischöfe sollen sich an dieser Gebetsaktion beteiligen.

In Rom tagte Mitte Dezember 1958 die Italienische Bischofskonferenz unter dem Vorsitze der sieben Kardinäle von Turin, Palermo, Genua, Bologna, Mailand, Venedig und Neapel; der Kardinal von Florenz war durch sein Alter an der Teilnahme verhindert. Johannes XXIII. gewährte den Bischöfen am 17. Dezember eine gemeinsame Audienz oder mehr noch eine längere familiäre Aussprache im Thronsaal des Vatikans. Bei dieser Gelegenheit betonte der Hl. Vater u. a., man möge einen richtigen und vertieften Begriff der Liturgie geben und die besten Mittel gebrauchen, um die Gläubigen zu einem stets besseren Verständnis der hl. Messe und der unermeßlichen Schätze des göttlichen Opfers zu bringen. Die Seelsorge muß sich vor allem um die „Grundlagen des christlichen Lebens bemühen". „Unter den Apostolatswerken gibt es eines, das in besonderer Weise als der Augapfel der modernen Zeit dem Eifer und der Sorge aller Bischöfe empfohlen wird, nämlich die Katholische Aktion, die beständig vom Apostolischen Stuhl mit großer Aufmerksamkeit gehegt wird." Die Priester müssen ohne Unterlaß und mit offenem Herzen den Kontakt mit allen Klassen von Personen, angefangen von den einfachsten Volksschichten, unterhalten und sich insbesondere die katechetische Unterweisung angelegen sein lassen.

Die Dominikaner von der Theologischen Hochschule Angelicum in Rom durften am 20. Dezember 1958 dem neuen Papste ihre Aufwartung machen. Johannes XXIII. erinnerte an Leo XIII., „der dem Studium der Werke des englischen

Lehrers einen frischen Impuls gab. Diese Werke sind ein Monument des menschlichen Geistes und bekunden, in immer umfassenderen und neuen Auswertungen, die Solidität der christlichen Philosophie und Theologie".

Die Weihnachtsbotschaft des Hl. Vaters, die am 23. Dezember beim üblichen Empfang der Kardinäle als Antwort auf deren Glückwünsche verkündet und im Rundfunk übertragen wurde, gipfelte in dem Ruf nach Einheit und Frieden. Johannes XXIII. sprach zuerst von der Freude der ganzen Welt und der Stadt Rom über die Wahl eines neuen Papstes, um dann seinem großen Vorgänger Pius XII. eine warme Huldigung darzubringen. Dieser Pontifex hat „leuchtende Schätze himmlischer Weisheit" an die Menschheit ausgeteilt, Schätze, die u. a. in den 19 (kurz skizzierten) Weihnachtsbotschaften des Verewigten gesammelt sind. Diese Weihnachtsreden bleiben ein Monument der Weisheit und des apostolischen Eifers des von allen betrauerten Vaters, „Meisterwerke theologischer, juristischer, aszetischer, politischer und sozialer Wissenschaft" . . . „Und es sind dies nur 19 Strahlen einer Lehre, die eine lange Reihe dichtgefüllter Bände kaum zu fassen mag. Staunenerregend ist die Lehr- und Seelsorgetätigkeit, die den Namen Pius' XII. für die Nachwelt sichert. Auch abgesehen von jeder offiziellen Erklärung, die verfrüht wäre, kommt dem gesegneten Andenken des Papstes unserer sturmbewegten Zeit der dreifache Titel eines Doctor optimus, Ecclesiae sanctae lumen, divinae legis amator wirklich zu. Will man die lebendige Substanz der in den 19 Weihnachtsbotschaften und in 20 Bänden der überaus reichen Sammlung der Reden und Schreiben Pius' XII. enthaltenen Lehre in zwei Sammelbegriffen ausschöpfen, dann genügt es, die Worte ‚Einheit und Friede' auszusprechen." Einheit und Friede sind Gottes Plan mit der Welt; vom Menschen wird nur der gute Wille gefordert, der auch eine Gnade Gottes ist, jedoch an die freie Zustimmung des Menschen geknüpft bleibt. Das Fehlen dieser Zustimmung der menschlichen Freiheit zum Rufe Gottes und zum Dienste an den Plänen seiner Barmherzigkeit ist das gewaltigste Problem der menschlichen Geschichte, des Lebens der einzelnen und der Völker. Seit Beginn der menschlichen Geschichte wurde das Gesetz der Liebe durch die „mala voluntas" zerrissen, und die Einheit wurde aufgelöst. Christus kam, um die Liebe und die Einheit neu zu schaffen, und dieses Wiederherstellungswerk ist noch immer im Werden und Wachsen in der Kirche, deren Einheit unmittelbar das geistliche Gebiet betrifft, doch warum sollte sie nicht auch die Rassen und Nationen zu einer großen Gemeinschaft unter dem Zeichen der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit führen können? Vor einigen Jahrzehnten dachten Vertreter der Orthodoxen Kirchen des Nahen Ostens, unterstützt durch einige Regierungen, daran, die Kulturvölker zu einen, und sie wollten dieses Einigungswerk durch ein Verständnis zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen beginnen. Leider zerschlugen sich diese Bemühungen, doch der Papst wird immer wieder seine Einladung an jene getrennten Brüder richten, die den Namen Christi auf ihrer Stirne tragen und sein Evangelium lesen. Die Einheit der Christenheit in der einen Kirche ist dem neuen Papste ein ebenso dringendes Herzensanliegen wie seinen Vorgängern, von Leo XIII. bis zu Pius XII., über Pius X., Benedikt XV. und Pius XI., da sie Christi Gebot und Gebet ist.

Der gute Wille im Dienste der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit weitet sich bei allen christlichen Völkern zu einem gemeinsamen Wunsche nach Verständigung und nach Achtung der heiligen Freiheiten des Gemeinschaftslebens in der dreifachen religiösen, bürgerlichen und sozialen Ordnung. In einigen Teilen der Welt stößt die Einladung zum Frieden und zur Einheit auf taube Ohren, dort, wo die heiligsten Begriffe christlicher Zivilisation ausgelöscht werden. Selbst wenn wir zurückhaltend im Urteil sein wollen und volles Mitgefühl für jene Nationen aufbringen, die unter einem atheistischen und materialistischen Joche seufzen, können wir die Versklavung der einzelnen und der Massen, die Versklavung des Denkens und des Handelns nicht wegdeuten. Neue Babeltürme können wohl faszinieren, aber nur die Einheit im Apostolat der Wahrheit und der wirklichen menschlich-christlichen Brüderlichkeit vermag die drohenden Gefahren einzudämmen. Über die Bedrückung der Kirche in China und in den Ländern jenseits des Eisernen Vorhanges brauchen keine Einzelheiten angeführt zu werden, da die Zustände genugsam bekannt sind. Unsere Haltung als Männer des Glaubens hat keinen militärischen Charakter, doch wir müssen

wachsam sein in einer dichten Nacht. — Der Hl. Vater beschloß seine Botschaft mit einem Aufruf zu guten Werken und zu konstruktivem Handeln und mit einer Anrufung der Gottesmutter; dann spendete er den Apostolischen Segen.

Johannes XXIII. stellte sein persönliches Weihnachtsfest auf eine durchaus neue und väterliche Weise in den Dienst der Werke christlicher Barmherzigkeit. Die Mitternachtsmesse zelebrierte er in der Paulinischen Kapelle des Vatikans, in Gegenwart der beim Hl. Stuhl akkreditierten Diplomaten. Am Weihnachtstage zelebrierte der Papst um 11 Uhr im Petersdom eine dialogierte Messe und erteilte von der äußeren Loggia der Basilika den päpstlichen Segen „Urbi et Orbi". Anschließend besuchte er zwei römische Krankenhäuser, zuerst die Kinderklinik „Bambino Gesù" und dann das große Heilig-Geist-Spital; am Nachmittag empfing er zwei Kindergruppen aus römischen Wohltätigkeitsanstalten im Konsistoriensaal. Das größte Erstaunen jedoch löste der Besuch aus, den der Hl. Vater als Bischof von Rom am zweiten Weihnachtstage den Sträflingen des römischen Stadtgefängnisses „Regina Caeli" machte; wie er selbst in seiner Ansprache sagte, gehört das zu den Werken der Barmherzigkeit.

Am 27. Dezember erteilte Johannes XXIII. im Petersdome die Bischofsweihe an seinen Staatssekretär Kardinal Tardini, an Msgr. Grano, neuernannten Nuntius in Italien, an Msgr. Dell' Acqua, Substituten im Staatssekretariat, an den Assessor der Konsistorialkongregation, an den Bischof von Vittorio Veneto (Italien), den Weihbischof von Guatemala, den Apostolischen Vikar von Katanga in Belgisch-Kongo und an den Afrikaner Karl Msakila, Bischof von Karema in Tanganyika.

In den großen öffentlichen Audienzen an die Gläubigen aus verschiedenen Ländern spricht der Papst italienisch und französisch; anschließend läßt er durch andere die Pilger aus den übrigen Ländern in ihrer Muttersprache begrüßen. Der „Osservatore Romano" brachte am 5. Jänner 1959 die Erklärung, daß die aus der Vorkriegszeit stammenden diplomatischen Vertretungen Polens und Litauens beim Apostolischen Stuhle deshalb nur mehr durch einen Geschäftsträger verwaltet werden können, weil niemand zur Zeit dem betreffenden Botschafter bzw. Gesandten ein neues Beglaubigungsschreiben ausstellen kann, das sie dem Papste vorlegen können.

III. Die 23 neuen Kardinäle

Nach der Wahl Johannes' XXIII. zählte die Kirche noch 52 Kardinäle. Der amerikanische Kardinal Mooney von Detroit war einige Stunden vor Beginn des Konklaves in Rom gestorben, und am 4. Dezember starb noch im Alter von 92 Jahren der Erzbischof von Santiago de Chile, Kardinal Josef Maria Caro Rodriguez. Schon längere Zeit drängte sich eine Auffüllung des Hl. Kollegiums auf, und sofort nach der Wahl des neuen Papstes wurden Gerüchte über ein bevorstehendes Konsistorium laut. Diesmal blieb es nicht bei den Gerüchten, denn bereits am 17. November brachte der „Osservatore Romano" die Meldung, der Hl. Vater werde am 15. Dezember ein Geheimes Konsistorium zur Erhebung von 23 neuen Kardinälen halten; anschließend folgte die Namensliste der Erkorenen, und zwar in folgender Präzedenzordnung: der Erzbischof von Mailand Joh. Bapt. Montini, der neue Patriarch von Venedig Joh. Urbani, der Nuntius in Den Haag Paulus Giobbe, der italienische Nuntius Josef Fietta, der portugiesische Nuntius Ferdinand Cento, der Nuntius Karl Chiarlo, der Apostolische Delegat in den Vereinigten Staaten Hamlet Josef Cicognani, der Erzbischof von Guadalajara in Mexiko Josef Garibi y Rivera, der Erzbischof von Montevideo Anton M. Barbieri, der Erzbischof von Westminster Wilhelm Godfrey, der Sekretär der Studienkongregation Karl Confalonieri, der Erzbischof von Boston Rich. Jakob Cushing, der Erzbischof von Neapel Alfons Castaldo, der Erzbischof von Bordeaux Paul M. Richaud, der Erzbischof von Philadelphia Joh. O'Hara, der Erzbischof von Sevilla Jos. Bueno y Monreal, der Erzbischof von Wien Franz König, der Bischof von Berlin Julius Döpfner, der eben zum Staatssekretär promovierte Domenico Tardini, der Generalauditor der Apostolischen Kammer Alberto di Jorio (der bereits designierte Konklavesekretär), der Sekretär der Sakramentenkongregation Franz Bracci, der Sekretär der Konzilskongregation Franz Roberti und der Dekan des Rotatribunals André Jullien (ein Franzose).

Was bei dieser Ankündigung am meisten überraschte, war die Tatsache, daß Johannes XXIII. das Kardinalskollegium auf 75 Purpurträger ansteigen ließ, daß also die heilige Siebzigzahl, die Sixtus V. am 3. Dezember 1586 festgesetzt hatte und die der Kodex im Kanon 231 sanktioniert, zum ersten Male überschritten wurde, obgleich auch hier schon Gerüchte und Wünsche vorgearbeitet hatten. Man wartete mit Spannung auf die Erklärung, die der Papst im Geheimen Konsistorium geben mußte. Das Oberhaupt der Kirche ist unabhängiger oberster Gesetzgeber in kirchlichen Dingen und kann mithin von der Bulle eines seiner Vorgänger absehen.

Wie verteilen sich die neuen Kardinäle? Es sind 13 Italiener und 10 Nichtitaliener, so daß die Zahl der Italiener im Hl. Kollegium vorläufig 29 gegen 45 Nichtitaliener beträgt. Unter den neuen italienischen Kardinälen befinden sich traditionsgemäß der Patriarch von Venedig, die Erzbischöfe von Mailand und Neapel, der Staatssekretär Tardini, fünf bisherige Nuntien und vier Kurienprälaten. Kardinal Montini zählt 61 Jahre, der Patriarch von Venedig 58, der Erzbischof von Neapel 68, der Staatssekretär (ein Römer) 70, die anderen 9 italienischen Kurienkardinäle zählen alle zwischen 74 und 79 Jahren, mit Ausnahme des Kardinaldiakons Roberti (69 Jahre) und des Kardinalpriesters Confalionieri (65 Jahre). Das Alter der Kurienkardinäle bleibt also durchschnittlich hoch.

Unter den Nichtitalienern ist ein Kurienkardinal, der Kardinaldiakon Jullien, 76 Jahre, mit dem Kardinaldekan Tisserant der zweite französische Kurienkardinal. Die Franzosen erhielten einen weiteren neuen Kardinal im Erzbischof von Bordeaux; sie sind verhältnismäßig stark (8) im Hl. Kollegium vertreten: Tisserant, Liénart, Gerlier, Roques, Feltin, Grente, Richaud, Jullien. Da an Stelle der 1958 verstorbenen Kardinäle von Chicago und Detroit die beiden Erzbischöfe von Boston und Philadelphia promoviert wurden, haben die Vereinigten Staaten wiederum vier Kardinäle; ebenso die Spanier nach der Promotion des Erzbischofs von Sevilla. Für London (Westminster) und Wien war der rote Hut fällig. Im allgemeinen vermutete man, daß der Vatikan längere Zeit gegen die österreichische Regierung wegen der unbefriedigenden Erledigung der Konkordatsfrage verstimmt war. Sehr günstige Aufnahme in der öffentlichen Meinung fand die Erhebung des jungen Bischofs von Berlin (zum Teil wohl aus allgemein politischen Gründen). Daß der Erzbischof von Prag, Msgr. Beran, nicht promoviert wurde, hat wahrscheinlich darin seine Erklärung, daß der Hl. Vater dem Katholizismus in der Tschechoslowakei keine zusätzlichen Schwierigkeiten bereiten wollte. Lateinamerika behält unter Johannes XXIII. durchaus den Platz, den Pius XII. diesem Kontinent gegeben hatte; das bezeugt die Erhebung des Erzbischofs von Montevideo (ein Kapuziner, der einzige Ordensmann der neuen Promotion und der erste Kardinal Uruguays) sowie des Erzbischofs von Guadalajara in Mexiko, der ebenfalls der erste mexikanische Kardinal ist. Mexiko zählt fast 30 Millionen Katholiken, und die Gewährung eines Kardinals kann eventuell auch bei der linksstehenden Regierung einen günstigen Eindruck machen. Es hat etwas überrascht, daß Asien (z. B. die Philippinen oder sogar Japan) und Afrika keinen zusätzlichen Kardinal erhielten. Was nicht ist, kann noch werden. In den Niederlanden war man anfänglich ein wenig verstimmt, weil der Erzbischof von Utrecht den roten Hut nicht erhielt; auch das bleibt eine Zukunftsmöglichkeit. Jedenfalls war die Erhebung des Nuntius in Den Haag als vorläufige Ehrung der holländischen Kirche gedacht.

Das Geheime Konsistorium vom 15. Dezember 1958, bei dem 23 Altkardinäle anwesend waren, begann mit der lateinischen Allokution des Hl. Vaters, deren auf die Kirche in China bezüglichen Hauptteil wir bereits im vorhergehenden Kapitel behandelten. Hierauf erklärte Johannes XXIII., daß er eine Reihe neuer Kardinäle ernennen wolle. „Viele andere stehen vor Unserem Geiste, die Wir derselben Ehre würdig erachten, und Wir hoffen, daß Wir sie in Zukunft mit dieser erhabenen Würde bekleiden können." Die Zahl der Kurienkardinäle will der Papst vor allem deshalb vermehren, damit die Geschäfte leichter und rascher erledigt werden: „Daher derogieren Wir, soweit es nötig ist, die Bestimmungen Unseres Vorgängers Sixtus' V. und des Kodex des Kanonischen Rechtes (Kan. 231) und schreiten zur Ergänzung des Heiligen Kollegiums durch die Beifügung von 23 erlesenen Prälaten." Dann verkündigte der Hl. Vater die Namen der 23 von ihm Erwählten, von Montini bis Jullien, und stellte an die Altkardinäle die Frage um ihre Zustimmung. Als diese

gegeben war, kreierte Johannes XXIII. 18 Kardinalpriester und 5 Kardinaldiakone (von letzteren steigt jedoch Kardinal Tardini sofort zu den Kardinalpriestern auf).

Anschließend ernannte der Papst den Kardinal Aloisi-Masella zum Camerlengo der Hl. Römischen Kirche. Es folgte die Präkonisation von vier Erzbischöfen (darunter Kardinalstaatssekretär Tardini, der neue Nuntius in Italien Msgr. Grano und der Substitut im Staatssekretariat Msgr. Dell' Acqua) sowie von zwei Bischöfen. Den Abschluß bildete die Verlesung der seit dem letzten Konsistorium durch Pius XII. und Johannes XXIII. ernannten Erzbischöfe und Bischöfe und die Postulation des Palliums für verschiedene Erzbischöfe.

Das rote Birett setzte der Hl. Vater 20 neuen Kardinälen am Nachmittag des 17. Dezember auf; bei den Nuntien in Italien und Portugal und beim Erzbischof von Sevilla tut dies das betreffende Staatsoberhaupt. (Johannes XXIII. selbst hatte sein Kardinalsbirett aus der Hand des französischen Präsidenten Vincent Auriol erhalten.) Das Öffentliche Konsistorium zur Verleihung des roten Hutes fand am 18. Dezember im Petersdome statt. In einem anschließenden Geheimen Konsistorium folgte der Ritus der Schließung und Öffnung des Mundes, und es wurden die Titelkirchen zugewiesen, für Kardinal Franz König Sant' Eusebio und für Kardinal Julius Döpfner Santa Maria della Scala.

Der „Osservatore Romano" brachte am 15. Dezember kurze Biographien der neuen Kardinäle. Über Kardinal Franz König werden alle irgendwie interessanten Einzelheiten geboten, und mit Bezug auf seinen Wappenspruch „Veritatem facientes in caritate" lesen wir: „Es ist dies das Hauptkennzeichen seiner Hirtentätigkeit, die ihm in der kurzen Spanne von zwei Jahren bereits die Sympathien und die Zustimmung des gesamten katholischen Österreichs gewann." Es folgt sodann die Aufzählung der wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Ziemlich ausführlich wird über Herkunft, Studiengang und eifrige Tätigkeit des Kardinals Julius Döpfner berichtet. Zu seiner Transferierung nach Berlin steht als Kommentar: „Die Anwesenheit eines Bischofs in dieser halbierten Hauptstadt, wie die Deutschen das heutige Berlin benennen, war dringend geworden. Die Bedrängnisse der Geister und der Gewissen stiegen von Tag zu Tag. Es genüge, beispielsweise auf die Jugend- und Lebensweihe, Praktiken mit atheistischem Charakter, im östlichen Sektor und in der Ostzone zu erinnern sowie an die antireligiöse Propaganda des kommunistischen Regimes in Presse, Theater und Film, um den Ernst der Lage zu verstehen, mit dem die Kirche in diesem so heiklen Sektor Europas zu rechnen hat." Kardinal Montini ist „eine der bekanntesten und geachtetsten kirchlichen Persönlichkeiten in Italien und im Ausland, durch seinen scharfen Geist, seine tiefe Gelehrsamkeit und sein kräftiges Apostolat". Er stand seit langen Jahren im Blickfeld durch seine Tätigkeit im vatikanischen Staatssekretariat und als Erzbischof von Mailand. Joh. Bapt. Montini ist Norditaliener, und zwar aus der Diözese Brescia. Von 1920 bis Ende 1954 weilte und wirkte er in Rom; seine Ernennung zum Erzbischof von Mailand erhielt er am 1. November 1954. Der aus Venedig gebürtige neue Kardinalpatriarch von Venedig, Joh. Urbani (geb. 1900), wurde im Dezember 1954 Sekretär der Bischofskommission für die Neuordnung der Katholischen Aktion in Italien und im Mai des folgenden Jahres Sekretär der Bischofskommission für die oberste Leitung der Katholischen Aktion und zugleich Nationaler Geistlicher Beirat der Katholischen Aktion in Italien mit Bischofs- und später Erzbischofswürde. Im April 1955 erfolgte seine Berufung auf den Bischofsstuhl von Verona, und Johannes XXIII. ernannte ihn am 11. November 1958 zu seinem Nachfolger in Venedig. Carlo Confalonieri (geb. 1893) stammt aus der Erzdiözese Mailand. Kardinalerzbischof Achilles Ratti machte ihn 1921 zu seinem Privatsekretär, nahm ihn zum Konklave mit und behielt ihn als Papst weiterhin als Privatsekretär bei, so daß Confalonieri ein Intimus von Pius XI. wurde. Pius XII. promovierte ihn 1941 zum Erzbischof von Aquila und berief ihn im Jänner 1950 als Sekretär der Studienkongregation, welchen Posten Msgr. Confalonieri bis jetzt verwaltete. Der neue Kardinalstaatssekretär Domenico Tardini ist am 29. Februar 1888 in Rom geboren. Im Jahre 1921 trat er in die Kongregation für Außerordentliche kirchliche Angelegenheiten ein, deren Subsekretär er am 8. Juni 1929 wurde. Pius XI. ernannte ihn 1935 zum Substituten im Staatssekretariat, wo ihm 1937 Msgr. Montini folgte, als Prälat

Tardini zum Sekretär der Kongregation für Außerordentliche kirchliche Angelegenheiten promoviert wurde. Pius XII. erhob ihn im November 1952 zum Prostaatssekretär für die Außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, und schon am 29. Oktober 1958 bestätigte ihn Johannes XXIII. als Prostaatssekretär, um ihn einige Wochen später zu seinem Staatssekretär zu ernennen.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Augustinus Aurelius, Der Lehrer. De magistro liber unus. In deutscher Sprache von Carl Johann Perl. (102.) Paderborn MCMLIX, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 5.—, Leinen DM 7.40.

Becher Hubert S. J., Liebe und Ehe in der modernen Literatur. (64.) Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 4.80.

Bender, P. Ludovicus O. P., De Matrimonio. Commentarius. (Pontificium Institutum internationale „Angelicum".) (123.) Torino 1958, L. I. C. E. — R. Berruti & C.

Bervé Helmut, Griechische Frühzeit. (Herder-Bücherei.) (212.) Freiburg, Verlag Herder. Taschenbuchausgabe. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Brinktrine Johannes, Die Lehre von der Menschwerdung und Erlösung. (280.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 15.50, Leinen geb. DM 18.50, Theologenausgabe DM 15.50.

Dessauer Friedrich, Was ist der Mensch? Die vier Fragen des Immanuel Kant. (88.) Mit 10 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 5.80

De Vries Josef S. J., Warum Religion? Die natürlichen Grundlagen des Gottesglaubens. (110.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 3.80, Leinen DM 6.40.

Die soziale Verantwortung des Christen in der modernen Gesellschaft. Offizieller Bericht über den Katholikentag Wien 1958. (222.) Wien I., Singerstr. 7.

Die Welt der Bibel. Kleinkommentare zur Heiligen Schrift. Herausgegeben von Eleonore Beck, Willibrord Hillmann, Eugen Walter: J. **Venard** CJM, Israel in der Geschichte. Deutsche Bearbeitung von Eleonore Beck. (90.) Mit 2 Karten. — **De Vaulx** und Ch. **Deville,** Die Zeugen des Gottessohnes. Die Frohbotschaft nach Markus, Matthäus und Lukas. Deutsche Bearbeitung von Alice Baum. (108.) — Karl Hermann **Schelkle,** Die Mutter des Erlösers. Ihre biblische Gestalt. (96.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Kart. je DM 5.80.

Dziadosz Henry J., The Provisions of the Decree „Spiritus Sancti Munera": The Law for the extraordinary Minister of Confirmation. A dissertation. (The Catholic University of America Canon Law Studies, No. 397.) (XII u. 228.) Washington, D. C., 1958, The Catholic University of America Press. Doll. 2.—.

Fischer Eugen Heinrich, Zur kirchlichen Verfassung des Ellwanger Stifts. Sonderdruck aus dem Ellwanger Jahrbuch, Band XVII, 1956—1957, Seite 63—84.

Fischer Franz, Seelsorge an der Gesellschaft? Gedanken eines Laien zu zeitgemäßen Formen der Seelsorge. (48.) „Der Seelsorger", Sonderheft. Wien, Verlag Herder. Geh. S 15.—.

Fischer Henry, Eucharistiekatechese und liturgische Erneuerung. Rückblick und Wegweisung. (237.) Düsseldorf 1959, Patmos-Verlag. Kart. DM 14.60.

Flanagan, Father, Verstehe ich meinen Jungen und erziehe ich ihn richtig? (Herder-Bücherei.) (138.) Freiburg, Verlag Herder. Kart. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Graef Hilda, Der siebenfarbige Bogen. Auf den Spuren der großen Mystiker. (510.) Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 18.80.

Greene Graham, Vom Paradox des Christentums. Mit einem Geleitwort von Gertrud von Le Fort. (Herder-Bücherei.) (122.) Freiburg, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Guitton Jean, Synthese des Christlichen. Theologie des blinden Pariser Lazaristen Monsieur Pouget. Aus dem Französischen von Adolf Heine-Geldern. (204.) Wien-München 1959, Verlag Herold. Leinen S 132.—.

Helden oder Toren? Heilige Priester — ihr Leben und Wirken. (234.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. Leinen DM 8.40.

Hengstenberg Hans-Eduard, Sein und Ursprünglichkeit. Zur philosophischen Grundlegung der Schöpfungslehre. Mit einem Vorwort von L.-B. Geiger O. P. (Bücherei der Salzburger Hochschulwochen.) (168.) München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Anton Pustet. Kart.

Henze, P. Dr. Clemens M., C. S. S. R., Die wundertätige Madonna von Angri. (32.) Eupen, Markus-Verlag.

Herrig Johannes, Der Geist gibt Zeugnis. Der dunkle Glaube ist Licht. (132.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 7.80.

Hörmann Karl, Handbuch der christlichen Moral. (374.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S. 96.—, DM u. sfr 16.—.

Huber-Ainring Hans, Was die Welt im Innersten zusammenhält. Der Christ und das Atomzeitalter. (195.) Köln, Verlag Wort und Werk. Leinwand DM 10.20, kart. DM 7.80.

Hüssler Josef, Mein erstes Religionsbüchlein. Mit Bildern von Robert Geisser. (48.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Plastik sfr 4.80, DM 4.60.

Jaeger Marc A., Relativitätstheorie des Menschengeistes. Versuch einer systematischen Psychologie. (404.) Zürich und Stuttgart 1958, Rascher-Verlag. Leinen sfr 22.80.

Koksa Georg, Die Lehre der Scholastiker des XVI. und XVII. Jahrhunderts von der Gnade und dem Verdienst der alttestamentlichen Gerechten. (XVI u. 278.) Roma MCMLV, Orbis Catholicus, Herder. Brosch.

Läpple Alfred, Kirchengeschichte in Dokumenten. Sammlung kirchengeschichtlicher Quellen für Schule und Studium. (478.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Leinen DM 19.80.

Leist Fritz, Moses — Sokrates — Jesus. Um die Begegnung mit der biblischen und antiken Welt. (448.) Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 17.80.

Lelotte F. (Herausgeber), Heimkehr zur Kirche. Konvertiten des 20. Jahrhunderts. Übersetzung ins Deutsche von Dr. Maria Wiborada Lehner. Zweiter Band. (256.) — Dritter Band. (256.) Luzern-München, Rex-Verlag. Kart. je sfr 11.80, DM 11.40; Leinwand sfr 13.80, DM 13.30.

Lortz, DDr. Joseph, Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung. Eine geschichtliche Sinndeutung der christlichen Vergangenheit. (Veröffentlichung aus dem Institut für europäische Geschichte, Mainz.) 20. Auflage. Unveränderter Abdruck der 17./18. Auflage 1953. (XXIV u. 464.) Mit 19 Bildtafeln. Münster/Westfalen 1959, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Ganzleinen DM 19.50.

Marshall Bruce, Der Pfarrer von Ars. Deutsch von Ernst Sander. (98.) Köln und Olten MCMLVIII, Verlag von Jakob Hegner. Leinen DM 7.80.

Mittelalterliche Bildwerke im Oberösterreichischen Landesmuseum. Im Auftrag des Oberösterreichischen Musealvereines bearbeitet von Otfried Kastner und Benno Ulm. Mit Aufnahmen von Max Eiersebner unter Mitwirkung von Alois Killingseder. 68 S. Text, 120 Kunstdrucktafeln mit 212 Abbildungen. Linz 1958, Oberösterreichischer Landesverlag. Ganzleinen S 180.—.

Müller Karl S.V.D., Geschichte der katholischen Kirche in Togo. (Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Siegburg, Nr. 4.) (574.) Kaldenkirchen, Rhld., Steyler Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 28.—.

Naegele, P. Beda O. Carm. D., Tage mit Gott. (126.) Mit 8 Bildern nach Fra Angelico. Neue Auflage. München 1958, Verlag Ars sacra. Leinen DM 6.40.

Newman J. H., Kardinal, Gebetbuch. Aus seinen Schriften gesammelt und übersetzt von Otto Karrer. (268.) 20 Bilder. München, Ars sacra. Leinen DM 5.60.

Newman John Henry, Predigten. II. Predigten zu Tagesfragen. Neunter Band. Übersetzt von der Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner von Weingarten. (446.) Stuttgart 1958, Schwabenverlag. Leinen DM 20.—, bei Subskription DM 18.—.

Pemsel Johann N., Jugendkatechesen für die Berufsschulen. Erster Band: Der Mensch. (356.) Kart. DM 12.—, Leinwand DM 14.50. — Zweiter Band: Der Herr. (440.) Kart. DM 13.50, Leinwand DM 16.—. Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet.

Pichler Anna, Glückwünsche zu Festen und Feiern. Mit Hummelbildern. (112.) München 1958, Verlag Ars sacra. Kart. DM 2.80.

Rahner Karl, Visionen und Prophezeihungen. Zweite, unter Mitarbeit von P. Th. Baumann S. J. ergänzte Auflage. (108.) Engl. brosch. DM 6.80. — Das Dynamische in der Kirche. (148.) Engl. brosch. DM 8.40. (Reihe: Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier. Bd. 4 u. 5.) Freiburg 1958, Verlag Herder.

Siegmund, Prof. Dr. Dr. Georg, Wandelt im Lichte. Predigten zum Kirchenjahr. (324.) Köln 1958, Verlag Wort und Werk. Leinen DM 14.80, kart. DM 11.20.

Sommer Karl, Das göttliche Herz. Gemeinschafts-Andachten im Festkreis der Kirche. (160.) Einsiedeln-Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Kart. DM 2.—.

Schafer, P. Bruno, Die Wahrheit machte sie frei. Konvertiten schildern ihren Weg zur Kirche. (240.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. Leinen DM 9.80.

Schäfer F. M., Es ist Licht genug. Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe. (307.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 85.—, DM u. sfr 13.80.

Schmidt-Pauli von, Elisabeth, Gebete aus Leid und Traurigkeit. (128.) Mit 6 Tiefdruckbildern nach Rembrandt. München 1958, Verlag Ars sacra. Leinen DM 6.—.

Schönsteiner, Dr. Ferdinand, Tugendlehre. (400.) Klosterneuburg 1952, Volksliturgisches Apostolat. Ganzleinen S 61.50, DM 11.50, sfr 12.—, Doll. 2.75.

Schulte, Prälat Dr. Caspar: Maria, die Schutzfrau Europas einst und jetzt. Die Überwindung des Materialismus in Ost und West. Ein Predigtzyklus. (64.) Brosch. DM 1.60. — Probleme zu Beginn des Atomzeitalters. Predigten. (84.) Brosch. DM 2.40. Köln-Müngersdorf 1958, Verlag Wort und Werk.

Stirnimann Heinrich O. P., Atomare Bewaffnung und katholische Moral. Eine prinzipielle und praktische Stellungnahme — auch zur militärischen Atomfrage der Schweiz. (29.) Freiburg/Schweiz 1958, Paulusverlag. Geh. sfr 2.50.

Van der Meer E., Auf den Spuren des alten Europa. Christliche Bilder und Stätten. Deutsch von Auguste Schorn. (154.) Köln MCMLVIII, Verlag J. P. Bachem. Leinen DM 11.80.

Walter Reinhold von (Herausgeber), Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers. (Herder-Bücherei.) (138.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Taschenbuchausgabe DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Zimmermann, Dr. Josef L., Weihbischof von Augsburg, Sternbriefe. Der dreifaltige Gott und der begnadete Mensch. Eine Laiendogmatik in Briefen. Brief 1—20. (Je 16.) Augsburg 1956/57, Verlag Winfried-Werk. Mit Hülle DM 6.30. Einzeln DM —.30.

Kleinschriften

Karg, P. Cassian O. F. M. Cap., Reichtum edler Herzen. Erfahrungen und Erlebnisse mit dem kleinen Geheimnis, dem Herzensgebet. (64.) Kirnach-Villingen, Baden, Verlag der Schulbrüder. Kart. DM 1.20.

Pauleser, P. Saturnin O. F. M.: Die Kinder wachsen heran. I. u. I. Teil. (Je 32.) — Der gute Mensch. (32.) — Aufbruch zu neuem Leben. Lebensabend-Le-

bensvollendung. (24.) Alle im Verlag Christkönigsbund, Miltenberg am Main. Je DM —.50.

Zeitschriften

Divinitas. Pontificiae Academiae Theologicae Romanae Commentarii. Anni II fasc. I. MCMLVIII. Roma, Piazza S. Giovanni in Laterano 4.

Salesgruß 1959. Jahresgabenbüchlein, herausgegeben im Auftrag der Ordensobern vom Franz von Salesbund der Missionsschule „Königin der Apostel" in Prambachkirchen, Oberösterreich.

Virtud y Letras. Revista Trimestral. Organo de las Facultades Claretianas de Colombia. — Año XVII, 1958, Nos. 65—66. Manizales, Colombia. Apartados: Nacional 51-Aereo 159.

Buchbesprechungen

Philosophie

Systematische Philosophie. Band II: Grundprobleme der Metaphysik. Von Hans Meyer. (X u. 503.) Paderborn 1958, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 24.—, Leinen DM 28.—, Subskriptionspreis DM 25.20.

Im Jahre 1955 war der 1. Band erschienen, der die grundlegenden Probleme der Wissenschaftslehre, Logik und Erkenntniskritik behandelte. Nun folgt, schon erwartet, der 2. Band. Er befaßt sich zunächst mit der allgemeinen Ontologie, bringt dann eine regionale Metaphysik der Probleme der Materie, des organischen Lebens, des Menschen und des Kosmos und endlich die natürliche Gotteslehre. Der Verfasser sagt ausdrücklich, daß er auf dem Boden einer „Philosophia perennis" steht, die darnach strebt, zeitlos gültige Wahrheiten aufzusammeln, die im jahrhundertelangen Ringen der großen Denker erarbeitet wurden und auch weiterhin immer neu zu bedenken sind. Hinter der sehr gedrängten Darstellung steht die Erfahrung eines langen Philosophenlebens. Der Leser gewinnt einen guten Überblick über die vielen Gesichtspunkte, unter denen die großen Themen der Metaphysik angegangen werden können. Der Würzburger Altmeister hält auch nicht mit seinen eigenen Überzeugungen zurück. Sie bewegen sich auf einer mittleren Linie und werden meist mit einem „Richtig ist ..." eingeleitet. Nur vermißt man bei solchen Feststellungen nicht selten die genauere Angabe der Gründe dafür. Das Werk ist eben offensichtlich aus Vorlesungen erwachsen, bei denen mündlich ergänzt werden kann, was im Buch nur angedeutet ist. Dieser Umstand erschwert freilich einigermaßen den Gebrauch des sonst gediegenen Werkes für das Selbststudium von Anfängern. Wohltuend empfindet man die klare Sprache und eine den heute allenthalben begegnenden irrationalen Dunkelheiten abholde Nüchternheit. Erwünscht gewesen wäre wenigstens ein Hinweis auf die neueste Richtung der scholastischen Philosophie, welche die metaphysischen Grundgegebenheiten in transzendental-reflexer Methode aus der Urerfahrung des Seins in den ersten Erkenntnisakten abzuleiten sucht. Diese Bemühungen, um die sich vor allem Coreth-Innsbruck verdient macht, laufen zwar erst an, erscheinen aber vielversprechend. Denn beim Verfolg älterer Methoden bleiben nie ganz zu unterdrückende Bedenken, ob die traditionellen Thesen der Metaphysik als „allein wahre" denn doch zureichend genug begründet sind, daß sie sich allgemach auch außerhalb der Scholastik durchsetzen könnten.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Krise der Freiheit. Hegel — Marx — Heidegger. Von Jakob Hommes. (331.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Leinen DM 18.—, kart. DM 15.50.

Der Verfasser, jetzt Professor an der Regensburger philosophisch-theologischen Hochschule, hat sich schon bekannt gemacht durch gründliche Arbeiten, die immer wieder um Marxismus und Existentialismus kreisen, insofern beide in der „Philosophie des Widerspruchs" von Hegel wurzeln. Die Bedrohung des Menschen unserer Zeit durch diese Weltanschauungen ist um so gefährlicher, als sie gerade durch ihr schillerndes Helldunkel auch nicht wenige christliche Intellektuelle faszinieren und zu trügerischen

Hoffnungen auf die Möglichkeit einer weltanschaulichen Koexistenz oder gar Versöhnung betören. Hommes versteht es auch in diesem Buche meisterlich, jenes Helldunkel aufzulösen und gute Kräfte zu wecken gegen die verhängnisvolle Herabwürdigung des menschlichen Ichs zu einem unmenschlichen Es. Vielleicht sieht Hommes in manchen Dingen etwas zu schwarz. Aber dies verschlägt weniger als das Gegenteil und ist um so eher imstande, Traumdenker wachzurütteln. Auch könnte man fragen, ob nicht auch die traditionelle Metaphysik noch manches hinzuzulernen hätte, um den neuartigen Problemen voll gewachsen zu sein. Sehr angenehm berührt die Methode des Verfassers, alle streng wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen in Kleindruck unter den Text zu setzen, so daß der Haupttext seinen eindruckvsollen Zusammenhang wahrt. Der denkerische Ernst, den das Buch fordert, macht sich gewiß belohnt.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Philosophie und Naturwissenschaft in der Sowjetunion. Von Gustav A. Wetter S. J. (195.) (Rowohlts deutsche Enzyklopädie, Nr. 67.) Hamburg 1958, Verlag Rowohlt.

Das Buch stellt eine erweiterte Bearbeitung eines Kapitels aus des Verfassers weit bekanntem großem Werk „Der dialektische Materialismus" (Herder, Freiburg) dar. Hinreichend ausführlich dargelegt und kurz, aber überzeugend kritisiert werden die Stellungnahmen des sowjetischen Materialismus zu Themen wie Quantenphysik, Relativitätstheorie, Werden des Kosmos, Entstehung des organischen Lebens, menschliches Seelenleben. Weil auch bei uns nicht wenige, besonders auch junge Menschen sich sehr anfällig zeigen für materialistische Welt- und Lebensdeutungen — zumal sich solche bei uns unter dem harmloseren Titel eines „wissenschaftlichen Positivismus" zu tarnen verstehen — möchte man dieser geschickt aufgemachten Schrift recht große Verbreitung wünschen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Heilige Schrift

Die Höhlenfunde vom Toten Meer Ende, Anfang oder Übergang? Der „Neue Bund von Damaskus" im Lichte der alttestamentlichen Verheißungen. Von Professor Doktor Othmar Schilling. Vortrag beim Antritt des Rektorats und zur Eröffnung des Studienjahres 1957/58 der Philosophisch-Theologischen Akademie zu Paderborn, gehalten am 17. Oktober 1957. (24.) Paderborn 1958, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 2.—.

Die Fragestellung des Titels meint: Ende des A.T., Anfang des N.T. oder „Übergang nicht im Sinne eines notwendigen Mittelgliedes zwischen A.T. und N.T., sondern im Sinne einer geschichtlichen Phase, in der um Dinge gerungen wird und Antworten gesucht werden, auf die hin auch das N.T. seine Zeit angesprochen hat" (S. 23). Schilling versteht es meisterhaft, zugunsten der zweiten Alternative „Übergang" zu argumentieren. Er weist darauf hin, daß die Gemeinschaft von Qumran mit ihren Ideen und Praktiken und mit ihrem sog. „Neuen Bund" schon in der Damaskusschrift (oder Cairo-Dokument = CD) literarisch seit 1896 dokumentiert ist. Dieser „Neue Bund" sei aber keineswegs „ein Christentum vor Christus" (S. 8), wie Dupont-Sommer meinte.

In dem Abschnitt „Lehren, die über dem Niveau des A.T. zu liegen scheinen", zeigt Schilling, daß das Stichwort vom „Neuen Bund" bereits bei Jer 31, 31 steht, das Gebot der Nächstenliebe sich in Lv 19, 18 findet, das Gebot der Einehe der Qumranleute auf Gn 1 und 2 zurückgreift und eine gewisse Antipathie gegen Tieropfer auch in Ps 51, 18 f. zu finden ist, wo ein zerknirschtes Herz mehr gilt als Schlacht- und Brandopfer. Der „Lehrer der Gerechtigkeit" ist für die Qumranleute kein Kommender, sondern ein schon Verstorbener (S. 15). Auch hat er mit dem „Ebed-Jahwe", dem Gottesknecht bei Is, nichts gemeinsam (S. 11). I QpHab 11, 4—8 ist so zu interpretieren, daß sich die Gemeinschaft der Qumranleute und die ihr Nahestehenden nach Damaskus und in die Wüste abgesetzt haben, weil sie den Kontakt mit dem ihnen feindlichen, korrupten, offiziellen Judentum nicht mehr halten wollten (S. 12). Überzeugend weist ferner Schilling zurück, daß I QpHab 9, 1 f. sich auf den „Lehrer der Gerechtigkeit" beziehen muß und daß hier unter „Rache an seinem fleischlichen Leib" auf die Inkarnation des Logos Bezug genommen würde, was Dupont-Sommer mit den Worten: „sans doute un être divin qui s'incarna" enthusiastisch beteuert.

Der „Lehrer der Gerechtigkeit" wird in den Qumrantexten niemals als Messias bezeichnet, ja die Damaskusschrift kennt eine heilsgeschichtliche Periode von der

„Hinwegnahme des einzigen Lehrers, bis der Messias von Aaron und Israel ersteht". Dieser eben erwähnte Messias erweist sich im Handbuch der Unterweisung als ein deutlicher Plural, es wird ein priesterlicher und ein königlicher Heilsbringer erwartet, jener aus Levi, dieser aus Juda. Solche Messias-Erwartung hat nicht das Zeugnis der Offenbarungsurkunden auf ihrer Seite (S. 16). Vollends ist der „Neue Bund" der Qumranleute keine Erfüllung prophetischer Verheißung, sondern er wartet selber noch auf die Messiasse. Die Gesetzesvorschriften dieses Bundes sind die des Bundes Moses-Israel, die in der legalen Seite konkretisiert und verschärft werden, während Christus sie entschärft hat. Der „Lehrer der Gerechtigkeit" ist nicht „Herr über den Sabbat", das aaronitische Priestertum gilt weiter in diesem „Neuen Bund", der ein Bund des Buchstabens ist. Die vielen Einzelvorschriften lassen erkennen, daß wir hier mehr eine Klosterregel und ein Kloster vor uns haben als den Gedanken an eine weltweite Organisation im Sinne des prophetischen Neuen Bundes. Selbst die Betonung des Liebesgebotes scheint „stark zugeschnitten für den Hausgebrauch in der Qumrangemeinde" (S. 22), die Kriegsrolle und das Handbuch der Unterweisung dispensieren fallweise vom Liebesgebot.

Zusammenfassend stellt Schilling fest, daß das Unternehmen des Lehrers der Gerechtigkeit keineswegs eine Sensation sei. Und jener „Neue Bund" der Qumranleute sei bestenfalls ein Appell an das zeitgenössische Judentum, ein Aufruf zu einer Neubesinnung (auf das Alte), alter Wein in besseren Schläuchen.

Die Höhlenfunde am Toten Meer sind also weder Ende noch Anfang, sondern Übergang. Man erkennt aber auch an den Texten, daß das Judentum in der Fülle der Zeit in mehr Gruppen gespalten scheint, als die bekannte Unterscheidung in Sadduzäer und Pharisäer u. ä. ahnen ließ. Die Neubesinnung auf das A.T. (!) und die Grundtendenz zu einer Wandlung lassen erkennen, wie wenig das A.T. bis dort die Herzen zu befriedigen vermochte und wie doch ein heimlicher Zug nach etwas ganz Neuem, nach Vollendung allem zugrunde lag. Deshalb mögen die Qumranleute für die Heilsbotschaft besonders aufgeschlossen gewesen sein. Aus den Schriftrollen geht auch hervor, daß eben jene Menschen für die heiligen Schriften ihres Volkes und für deren Überlieferung mit großem Eifer eingetreten sind und in ihrer ehrfürchtigen Haltung und gewissenhaften Überlieferungstreue viel zur Unverfälschtheit des Textes beigetragen haben. Unsere bisherigen textkritischen Kenntnisse sind durch die Funde von Qumran rund um ein Jahrtausend vorangebracht worden. Wer eine kurze und dabei doch grundlegende Orientierung über Qumran und dessen Beziehung zum neutestamentlichen Christentum sucht, findet in diesem Rektoratsvortrag seinen Wunsch vollauf erfüllt.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Das Evangelium Jesu Christi. Zusammenschau und Erläuterung. Von August Vezin. Vierte, verbesserte Auflage. (XII u. 533.) Mit einer Karte von Palästina und einem Plan von Jerusalem. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen geb.

Das handliche Buch in Taschenformat mit biegsamem Leineneinband, für dessen Qualität bereits die ansehnliche Auflagenzahl spricht, umfaßt eine Fülle von Inhalt: 230 Seiten Text der Evangelienharmonie, 230 Seiten Text der Erläuterungen, eine Tafel zur Zeitgeschichte, eine synoptische Inhaltsübersicht, ein reich ausgestattetes Register und zwei Karten.

Der einfache wie der anspruchsvolle Benützer wird an den sorgfältig ausgewählten und flüssig übertragenen synoptischen und johanneischen Stellen der Harmonie seine Freude haben und auch die in eckigen Klammern in den Text eingesetzten erklärenden Zusätze als willkommene Hilfe begrüßen. Um dieser Vorzüge willen wird man Nachsicht haben mit mancher schwer verständlichen Ereignisreihung (z. B. S. 75: die Versetzung des Nikodemusgespräches auf ein Laubhüttenfest; S. 165: das Wort von der ehernen Schlange nach dem Einzug in Jerusalem gesprochen), mit mancher unbegründeten Textzerstückelung (z. B. S. 116 f.: die Verse von Jo 6, 36–51) und mit mancher eigenwilligen Übersetzung (z. B. S. 33: [Um] was gehst du mich an, Jo 2, 4).

Die Erklärungen im Rahmen der Exegese zu den ausgewählten Perikopen umfassen große Partien der Introductio (Kanongeschichte, Textgeschichte, palästinensische Geschichte und Geographie, die synoptische und johanneische Frage, römisches und jüdisches Recht und vieles andere mehr), dazu neueste Ausgrabungsergebnisse

und neueste Literatur. Der Autor ist Anhänger der zweijährigen Lehrtätigkeit Jesu und setzt als Abendmahlsdatum Donnerstag, 4. Mai des Jahres 30 an (S. 438—453: Chronologie des Lebens Jesu). Das Buch wird in seiner 4. Auflage besonders im jungen Klerus und in den Reihen der Laienkatecheten viele Freunde finden, so wie es in seinen früheren Auflagen der älteren Generation Berater und Helfer war.

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Mächte und Gewalten im Neuen Testament. Von Heinrich Schlier. (Quaestiones disputatae, Heft 3.) (64.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Brosch. DM 4.80, S 32.60.

Im Verlag Herder erscheint eine neue theologische Schriftenreihe „Quaestiones disputatae", die von Karl Rahner und Heinrich Schlier herausgegeben wird. Der Verlag verfolgt damit das Ziel, aktuelle Probleme der Theologie, die gewöhnlich nicht in den Lehrbüchern behandelt werden, wissenschaftlich gründlich und in ansprechender Form auch für theologisch aufgeschlossene Laien darzustellen.

Das 3. Heft dieser neuen Reihe, vom Verfasser bescheiden als „exegetischer Versuch" (S. 9) bezeichnet, gehört zu den bedeutendsten exegetischen Neuerscheinungen unserer Tage. Es geht dabei dem bekannten Gelehrten um die neutestamentlichen biblischen Aussagen über die dämonischen „Mächte" (archai) und „Gewalten" (exousiai) oder wie sie sonst mit den fast zwei Dutzend Termini im N.T. genannt werden (S. 11). Dabei untersucht der Verfasser an Hand der biblischen Texte ihr Wesen und Wirken und ihr Verhältnis zu Christus und den Gliedern seines geheimnisvollen Leibes. Diese Studie, eine Erstarbeit im biblisch-dogmatischen Raum, wird jeder Verkünder der christlichen Wahrheit mit Gewinn durcharbeiten, gibt sie doch weitreichenden Einblick in das vielgestaltige Wirken des „Dämons", dem Jesus gegenübergestanden ist und dem seine Kirche auch heute noch ausgesetzt ist (vgl. S. 45 ff.).

Eine besondere Angelegenheit, die aber die Gesamtschau nicht wesentlich verändert, ist die Frage, ob auch die Eph 1, 21; 3, 10 und Kol 1, 16 genannten Mächte und Gewalten zum dämonischen Bereiche zu rechnen sind. Schlier bejaht die Frage (S. 14), auch F. Mussner scheint in seiner Epheserbrief-Studie „Christus, das All und die Kirche", Trier 1955, zuzustimmen. In diesem Falle wäre dann freilich die bei Pseudo-Dionysius Areopagita ausgebaute Lehre von den neun Engelchören etwas zu korrigieren.

Wir freuen uns über den viel verheißenden Anfang dieser theologischen Schriftenreihe und erwarten mit Spannung den angekündigten Beitrag Schliers „Bibeltheologie".

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Die große Freude. Betrachtende Lesungen aus dem Evangelium nach Lukas. Von Igo Mayr S.J. (238.) Wien 1958, Fährmann-Verlag. Kart. S 45.—, Ganzleinen S 53.—.

P. Igo Mayr, Spiritual am Linzer Priesterseminar, setzt mit diesem Buch die Reihe seiner Volksschriften, so darf man sie wohl richtig bezeichnen, durch betrachtende Lesungen aus dem Lukas-Evangelium fort. Seine Bücher haben weite Verbreitung gefunden, so daß manche in 2. Auflage erscheinen mußten. Es werden keine großen Probleme gewälzt, keine neuen Entdeckungen gemacht; einfach und schlicht ist der Stil, aber tiefgläubig, packend und interessant der Inhalt, weil unser praktisches Leben formend. Man liest und freut sich auf die nächsten Gedanken und wenn sie auch noch so selbstverständlich erscheinen. Die meisten Katholiken können mit dem Text der Hl. Schrift allein nichts anfangen, sie finden oft keine Beziehung zum Leben. Geben wir ihnen diesen volkstümlichen Bibelkommentar in die Hand!

Linz a. d. D. Prof. Franz Steiner

Österliche Menschen. Eine Deutung des Römerbriefes 1—8. Von Alois Stöger. (272.) München 1958, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 5.80, Ganzl. DM 7.60.

Der Römerbrief ist nun einmal keine leichte Lesung. Umso mehr müssen wir dankbar sein, wenn ein Fachmann es unternimmt, ihn für einen weiteren Kreis nicht nur verständlich, sondern auch seelisch nutzbar zu machen. Denn Paulus hat ihn sicher nicht nur für Fachexegeten geschrieben. Der Verfasser hebt als Hauptgedanken der ersten acht Kapitel das österliche Heilsmysterium „Leben aus dem Tod" heraus und bringt es auf glückliche Weise in Verbindung mit der Osterliturgie. Die jedem Absatz angefügten Stellen aus den Schriften der kleinen heiligen Theresia zeigen dem Leser,

wie sehr die Heilige aus dem Worte Gottes zu leben gewußt hat. Möge das Buch vielen Lesern zu einer ähnlichen Frucht verhelfen!

Linz a. d. D. Igo Mayr S.J.

Biblische Meditationen. Von Otto Karrer. (286.) Mit Titelbild. München 1958, Verlag Ars sacra. Leinen DM 11.80.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Bibellesung ohne Anleitung ihre großen Schwierigkeiten hat. Vieles von den schönsten Tiefen bleibt unausgeschöpft. Der bekannte Priesterschriftsteller, der anläßlich seines siebzigsten Geburtstages (geb. 1888 in Ballrechten, Baden, 1920 Priester, lebt in Luzern) so herzliche Ehrungen von weiten Kreisen der Christenheit erfahren hat, bietet diese Meditationen als reife Frucht einer lebenslangen Beschäftigung mit dem Gotteswort dar. Einzelne Worte, Begriffe, Themen des Neuen Testamentes werden meditierend dargelegt, mit anderen Schriftworten verglichen, durch theologische Hinweise oder geschichtliche Erinnerungen beleuchtet, und offenbaren so erst ihre Schönheit und Kraft. Das Büchlein zeigt dem Leser, welche Schätze aus richtiger Bibellesung zu gewinnen wären.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Kirchengeschichte

Geschichte des Konzils von Trient. Band II: Die erste Trienter Tagungsperiode 1545/47. Von Hubert Jedin. (X u. 550.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Leinen DM 38.—, brosch. DM 33.50.

Zweifellos gehört das Konzil von Trient zu den weittragendsten Ereignissen in der Kirchengeschichte der Neuzeit. Bis zu seinem Zustandekommen verstrich nur allzuviel Zeit (siehe Bd. I, besprochen in unserer Zeitschrift, Jg. 99, 1951, S. 180 f.); es war aber doch noch nicht ganz zu spät, als es im Auftrage des stets „länger wägenden und selten wagenden Paul III." (S. 35) endlich am 13. Dezember 1545 eröffnet wurde. Von Anfang an stand diese zunächst verhältnismäßig schwach beschickte Kirchenversammlung, auf der die Italiener nur zahlenmäßig in der Majorität waren, während sie sich der Ausbildung nach den Spaniern und den wenigen Franzosen gegenüber unterlegen erwiesen (224), vor großen Schwierigkeiten, die vielfach auch eine Auswirkung der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst waren. Daß zu Beginn des Konzils weder eine Geschäftsordnung noch ein Verhandlungsprogramm vorhanden waren (S. 11), beleuchtet die Situation. Es bleibt aber bewundernswert, mit welchem Freimut gesprochen wurde, obwohl von Seite der Kurialisten wiederholt der Versuch unternommen wurde, Andersdenkenden durch Häresie-Verdächtigung das Wort abzuschneiden. Doch schon in seiner ersten Periode, deren Ablauf Gegenstand des vorliegenden Bandes ist, hat die Kirchenversammlung außerordentlich wichtige Entscheidungen getroffen: über Schrift und Tradition, Erbsünde, Schriftstudium, Predigt und Residenz, besonders aber über die Rechtfertigung. In der vorletzten (VII.) Sitzung am 3. März 1547 wurden noch 30 Canones über die Sakramente im allgemeinen und die Taufe und Firmung im besonderen beschlossen. Profilierte Persönlichkeiten wie der etwas kränkelnde Del Monte, dem als Ziel die Wiederherstellung der Seelsorge vorschwebte, der verhandlungsgewandte und beredsame Cervini, welcher Deutschland schon abgeschrieben hatte, und der dritte, jedoch kaum hervortretende Legat Pole, der übrigens nur Diakon war, außerdem der nicht nur dem Verfasser sympathische Spanier Pacheco und Madruzzo von Trient begegnen uns auf dem Konzil neben geistig unbedeutenderen wie Zanettini bis zu jenem besonders für die deutsche Glaubensspaltung tragischen Zeitpunkt, in dem die Majorität eine schon wiederholt angestrebte Verlegung, und zwar nach Bologna, am 11. März 1547 durchzusetzen verstand.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dem Verfasser die außerordentliche Differenziertheit der behandelten Materien vielfach noch deutlicher bewußt wurde als den Konzilsteilnehmern selber. Dies erklärt sich aus der gründlichen Kenntnis der umfangreichen Quellen, die mit Geschick und Genauigkeit, jedoch ohne jede Überheblichkeit (S. 303) von Professor Jedin ausgeschöpft wurden. Durch seine theologische und historische Ausbildung erweist er sich für die Darstellung dieser schwierigen Materie geradezu als prädestiniert. Es berührt angenehm, daß er weder ökumenische noch kontroverstheologische Ziele direkt verfolgt, sondern eben darzustellen versucht, „wie es wirklich gewesen ist". Soweit es menschliche Gebrechlichkeit zuläßt, ist diese

Absicht glänzend verwirklicht. Eine quellenmäßig gestützte Darbietung ist hier verbunden mit angenehmer Diktion und Übersichtlichkeit (diese wird noch durch die Beigabe der Zeittafel erhöht). Als Desiderat bleibt vielleicht noch die Bitte um Hinzufügung eines Stadtplanes von Trient offen, auf dem der durch die fesselnde Lektüre interessierte Leser auch die einzelnen Stätten eingetragen findet, an denen sich in dieser auch jetzt noch so anziehenden Stadt die Beratungen und Dekret-Verkündigungen vollzogen haben, z. B. der Standort des heute nicht mehr erhaltenen Palazzo Giroldi; natürlich auch S. Maria Maggiore und der herrliche Dom. Wir haben hier ein Werk in Händen, das dem Theologen und dem Historiker, dem Mann der Praxis und der Wissenschaft wertvolle Aufschlüsse zu vermitteln vermag.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Augustinus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Henri Marrou. (176.) (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) Hamburg 1958, Verlag Rowohlt.

Fast möchte man bedauern, daß der Verlag neben dieser vortrefflichen billigen Ausgabe nicht auch eine mit farbiger Wiedergabe der reichlichen, gut ausgewählten Bilder herausgebracht hat. Marrou schreibt schwungvoll, aber nicht „rosa in hellblau" (57), übersieht nicht die Bildungslücken und Charakterfehler Augustins und läßt so den ungeheueren Einfluß dieses Kirchenlehrers auf die Um- und Nachwelt noch leuchtender hervortreten.

Manchmal wird man anderer Meinung sein dürfen als Marrou. Die zwei „jungen Soldaten", die sich zu Mönchen bekehrten, waren „agentes in rebus", Staatspolizisten, welche der militia saecularis entsagten (27). Im Jahre 418 kann Augustinus nicht als 70jähriger eine große Reise angetreten haben; auch beweist an sich das hohe Alter, das Augustinus erreicht hat, noch keine gute körperliche Konstitution, man hört von chronischem Bronchialkatarrh und Asthma. Daß Gottschalk in späteren Jahren Mönch aus frommem Herzen geworden sei (135), dürfte auf Widerspruch stoßen. Statt Rufius (137) soll es Rufinus heißen. Die Darstellungen 76, 87, 125 gehören zum 12. Bild des Zyklus von Benozzo. Neben der bekannten Szene mit dem Knaben am Meeresstrande sieht man Augustinus die Eremiten auf Monte Pisano besuchen und ihnen seine Regel erklären. Unter den Zeugnissen steht an erster Stelle M. Luther, der Augustinus schätzt, weil er seine Schriften der Hl. Schrift weder vorgezogen noch gleich gestellt wissen will. Augustinus ist jedoch kein Verfechter der Scriptura sola. Wenn er auch das bekannte Wort „Roma locuta . . ." in dieser Form nicht gesagt hat, so hat er doch das römische oberste Lehramt dadurch anerkannt, daß er die Beschlüsse der zwei afrikanischen Synoden in der pelagianischen Sache nach Rom sandte, was Marrou wenig betont. Pascal zu zitieren (161) war überflüssig, da er Augustinus nur vom Hörensagen kennt. Im großen ganzen: eine wertvolle Bereicherung der Augustinusliteratur.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Fast and abstinence in the First Order of St. Francis. A historical Synopsis and a Commentary. A Dissertation by Jordan Joseph Sullivan O. F. M. Cap. (The Catholic University of America, Canon Law Studies No. 374.) (XVI u. 136.) Washington, D. C., 1957, The Catholic University of America Press. Dollar 2.—.

Diese in englischer Sprache vorliegende Dissertation handelt vom Fasten und der Abstinenz im ersten Orden des hl. Franziskus. In drei Kapiteln behandelt der Autor das Thema. Das erste Kapitel, in zehn Artikel untergeteilt, referiert hauptsächlich über die Fasten- und Abstinenzvorschriften, wie sie in der Regel des Ordens niedergelegt sind. Zum besseren Verständnis ist diese Artikelreihe mit einer kurzen Studie über das Leben des Heiligen eingeleitet, dessen „Geist es ist, der dem toten Buchstaben der franziskanischen Fasten- und Abstinenzvorschrift Sinn und Wirkung verleiht und zu einem dauernden Akt der Gottesliebe formt" (S. 1). Dann folgen geschichtliche Erwägungen über die einschlägigen Vorschriften vor der Approbation der jetzigen Regel. Erst im dritten Artikel beginnen die Erörterungen über die Regelvorschriften, wobei auf die verschiedenen Probleme und Schwierigkeiten, die sich hier bieten, näher eingegangen wird. Im zweiten Kapitel befaßt sich der Autor mit den Konstitutionen. Hier wird zunächst auf den wesentlichen Teil der Konstitutionen hingewiesen, sodann auf die Fasten- und Abstinenztage, und schließlich werden die Elemente jener Gesetzgebung

über das Ordensfasten aufgezeigt, wie sie den einzelnen Ordenszweigen eigen sind. Ein drittes Kapitel vermittelt einen Überblick über die Fasten- und Abstinenzdisziplin und behandelt einige wichtige Indulte aus der Zeit vor Erscheinen des Codex Juris Canonici, um dann auf die Gesetzesverwandtschaft des Kirchengesetzes zum speziellen Ordensgesetz über das Fasten einzugehen. In den letzten Artikeln lesen wir über Dispensen und Dispensvollmachten. Mit einer Zusammenfassung in dreizehn Punkten — es ist die praktische Anwendung der wissenschaftlichen Arbeit — schließt der Verfasser das interessante Werk, das, wie es für eine fleißige Dissertation gehört, mit reicher Literaturangabe ausgestattet ist.

Schwaz (Tirol) P. Ferdinand Pieringer O. F. M.

Fundamentaltheologie und Dogmatik

Wunder. Eine Untersuchung über ihren Wirklichkeitswert. Von Georg Siegmund. (160.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Leinen DM 7.80.

Siegmund, dessen Veröffentlichungen über Wunder in den „St. d. Z." uns bereits bekannt sind, hat in diesem Buch eine zusammenfassende Untersuchung angestellt über die Wunder. In sauberer wissenschaftlicher Prüfung legt er verschiedene bedeutende Lourdesheilungen vor, die bisher z. T. weniger bekannt waren. Er isoliert aber diese Heilungen nicht von denen, die Christus gewirkt hat, und sagt uns so auch Bedeutsames über den Wirklichkeitswert der Wunder Christi. Dabei legt er besonderen Wert auf die sog. Extramedikalität der Wunder, d. h. auf die medizinische Unerklärbarkeit. Den Abschluß bildet eine Betrachtung über den Glauben an die Wunder, in der Siegmund klar auf die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis verweist, die uns eben letztlich nicht nötigen kann, ein Wunder anzunehmen, wenn wir nicht gleichzeitig ein glaubendes „Ja" zum Wunder zu sprechen bereit sind. Als Anhang findet sich noch eine Erwähnung der „Weinenden Muttergottes" von Syrakus und des Blutwunders von Neapel. Wenn Siegmund der Auffassung ist, daß das Wunder nicht gegen die Naturordnung ist (S. 111 f.), so werden wir dies wohl unter Beschränkung auf die Heilungswunder und einen kleineren Teil von Wundern in der unbelebten Natur anerkennen. Eine Totenerweckung aber läßt sich in keiner Weise mit solchen Heilungen vergleichen. Der Rezensent möchte hier auf seine Untersuchungen in dieser Zeitschrift verweisen (Jg. 1957, S. 100 f.), die demnächst ergänzt werden. Das Buch von Siegmund stellt eine wirklich wertvolle Bereicherung der bisherigen Literatur über das Wunder dar.

Zams (Tirol) Dr. Leo Maier

Das geistliche Amt. Theologische Sinndeutung von Otto Semmelroth S. J. (336.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 12.80.

Die kirchlichen Amtsträger, die Priester, sollten ihr geistliches Amt mehr, als es gemeinhin zu geschehen pflegt, zum Gegenstand der Meditation machen, um so wirklich zu werden, was sie sind. Das ist in kurzen Worten das Anliegen dieses Buches. Den Ausdruck „geistliches Amt" wählte der Verfasser deshalb, weil es neben dem Priesteramt in der Kirche noch ein zweites gibt, das Prophetenamt, in dem Lehramt und Hirtenamt zusammengefaßt sind. Wie in seinen früheren Werken sieht der Verfasser auch in diesem Buch die theologischen Tatbestände in der Zweiheit der Polarität. „Das Erlösungsgeschehen ist ein dialogischer Vorgang zwischen Gott und Menschen. Zuerst wendet sich Gott dem Menschen zu . . . Die Menschen aber wenden sich im menschgewordenen Sohn Gottes antwortend zu Gott . . ." (S. 113.) In zahlreichen Antithesen des Buches (Gott und Mensch, Christus und die Kirche, geistliches Amt und Laienwelt, Sendungsgewalt und priesterliche Gewalt usw.) kehrt dieser Gedanke wieder. Die heikle Frage der getrennten Verleihung der genannten Gewalten, wie sie sich kirchenrechtlich entwickelt hat gegenüber dem Altertum, da beide zwar vorhanden, aber geeint waren, führt der Verfasser auf ihre Wurzel, d. h. auf ihre christologische Grundlage zurück: Christus als Lehrer zu den Menschen gesendet vom Vater, aber opfernd die Menschen zum Vater führend. (Das doppelte Amt Christi, S. 107. Zwei apostolische Sukzessionen, S. 286.)

Die Fülle des in dem Werke Gebotenen auch nur andeutungsweise in einer kurzen Besprechung wiederzugeben, scheint unmöglich. Das Buch ist in drei Abschnitte ge-

gliedert. 1. Die Begründung des geistlichen Amtes. Es wird nach seinem formalen Sinn als „Amt" auf die Kirche, als „geistlich" seinem Inhalt nach auf Christus zurückgeführt. 2. Die Funktionen des geistlichen Amtes. In diesem Abschnitt kommt der ganze Reichtum der innerkirchlichen Gliederung zur Geltung. 3. Die Mitteilung des geistlichen Amtes. Die Besprechung der apostolischen Sukzession und der Übertragung der Ämter durch Jurisdiktion und Weihe gibt dem Verfasser zu weitreichenden geschichtlichen Exkursen Anlaß.

Das Buch ist keine leichte Lektüre. Wer sich aber entschließt, es durchzuarbeiten, wird sich reich belohnt finden. Die klare Analyse der Begriffe und eine edle, wohlgeformte Sprache, die geradezu majestätisch wie ein Strom dahinfließt, helfen dem Leser, die Anfangsschwierigkeiten zu überwinden. Aber auch dem Laien hat das Buch viel zu sagen, weil es die Stellung der Gemeinde in der Polarität zum geistlichen Amt erst in das rechte Licht rückt.

St. Pölten Dr. Karl Schmidt

Die Lösung des Lebensproblems. Eine Synthese des Katholizismus. Von F. Lelotte S. J. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Peter Schaad. (420.) Mit 10 Fotos. Kaldenkirchen, Steyler Verlagsbuchhandlung. Leinen DM 13.80.

Wenn ein Werk in mehreren Sprachen Auflagen über Auflagen erlebt, muß es schon etwas wert sein. Es ist allerdings kühn genug, dem Leser „die Lösung des Lebensproblems" zu versprechen. Aber als Christen können wir wohl nicht zweifeln, daß Christus diese Lösung tatsächlich gebracht hat. Es wird sich nur darum handeln, sie so darzustellen, daß sie auf den heutigen Leser, und zwar gerade auf den außenstehenden, aber ehrlich suchenden, einleuchtend und anziehend wirken muß. Das ist dem Verfasser, der durch manche andere Veröffentlichung bekannt ist, wohl gelungen. Zu allen Fragen, die den heutigen Menschen bewegen, wird die christliche Lösung aufgezeigt. Die Darstellung ist packend, durch viele Zitate aus neueren Schriftstellern beleuchtet und vermittelt eine Zusammenschau der katholischen Lehre, wie sie nicht leicht sonst zu finden sein wird.

Leider wird die Übersetzung dem Anliegen des Buches nicht ganz gerecht. Im Kapitel über das Opfer z. B. versagt sie vollständig. So verschiedene Begriffe wie immolation, victime, oblation können nicht wahllos durch das einzige Wort Opfer wiedergegeben werden.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Der Glaube bei Karl Barth. Dargestellt im Lichte seiner kirchlichen Dogmatik von Dr. Albert Walkenbach. (96.) Limburg, Lahn-Verlag. Brosch. DM 12.—.

Der Kirchenbegriff des Louis de Thomassin in seinen dogmatischen Zusammenhängen und in seiner lebensmäßigen Bedeutung. Von Paul Nordhues. (Erfurter theologische Studien. Im Auftrage des philosophisch-theologischen Studiums Erfurt herausgegeben von Erich Kleineidam und Heinz Schürmann, Band 4.) (XVIII u. 250.) Leipzig 1958, St.-Benno-Verlag, G. m. b. H. Kart.

Es ist sehr zu begrüßen, daß auch Doktordissertationen gedruckt werden. Handelt es sich doch hiebei um Arbeiten, die für gewöhnlich eine Spezialfrage mit großer Genauigkeit behandeln, so daß es schade wäre, wenn sie in den Fächern der Fakultätsbüchereien verstaubten. Im folgenden machen wir unsere Leser mit zwei solchen Veröffentlichungen bekannt.

Das ungeheure Werk, das der Baseler Theologe Karl Barth in seiner „Kirchlichen Dogmatik" vorlegt, steht nicht nur bei seinen Glaubensbrüdern, sondern auch bei den Vertretern der katholischen Theologie noch immer im Mittelpunkt lebhafter Auseinandersetzungen. Barth sieht sich einerseits von seinen Kollegen wegen „katholisierender Tendenzen" angegriffen — denn er zitiert die Kirchenväter! —, anderseits zeigt sich aus katholischer Sicht, wie er doch noch immer dem lutherisch-kalvinischen Denken verhaftet ist, das keine eigentliche Rechtfertigung durch die Gnade kennt, das den Menschen der Sünde überantwortet sein läßt und im Glaubensakt nur ein passives Berührtwerden durch Gott erblickt. Die Auffassung des Glaubens bei Barth hat der Verfasser aus dem ersten Band des obengenannten Werkes ausgehoben und in eingehenden Untersuchungen mit der katholischen Lehre vom Glauben konfrontiert. Er tut dies in

vornehmer Weise, unter Vermeidung billiger Polemik, indem er auch die positiven Seiten der Lehre Barths hervorhebt. Er will Barth „in dessen eigener Sprache verstehen". Insbesondere ist es die Lehre von der analogia entis, die Barth temperamentvoll eine Erfindung des Antichrists nennt, an der aber Walkenbach zu zeigen vermag, wie der Weg zum Verständnis katholischer Lehren auf der Gegenseite noch immer verrammelt ist. Eine wertvolle Bereicherung der bereits mächtig anschwellenden Barth-Literatur!

Über Louis de Thomassin, einen der bedeutendsten Theologen im Frankreich des 17. Jahrhunderts, sind im deutschen Sprachraum nicht sehr zahlreiche Publikationen erschienen. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß Paul Nordhues sich der Mühe unterzogen hat, aus dem umfassenden Schrifttum dieses Gelehrten die Lehre von der Kirche herauszuheben und zu untersuchen, „wie weit Thomassin der heutigen theologischen Lehre über die Kirche dient und in welch bestimmter Weise er das christliche Leben in Verbindung mit und in Abhängigkeit von der Kirche sieht". Ohne Zweifel eine ganz moderne Themenstellung angesichts des in unserem Jahrhundert sich so stark entfaltenden kirchlich-liturgischen Lebens! In einer Zeit, in der dieses unsichtbare Gnadenleben unter dem Einfluß des Jansenismus zu erstarren drohte und zugleich die Grundfesten der äußeren Organisation der Kirche durch den Gallikanismus angegriffen wurden, war es in Frankreich Thomassin, der die Lehre vom Corpus Christi mysticum in ihrer ganzen Tiefe, vom Trinitätsdogma aus, entwickelte. Es darf nicht wundernehmen, daß „der Vater der Rechtsgeschichte", wie Thomassin oft genannt wird, mit Vorliebe rechtsgeschichtlichen Zusammenhängen nachgeht, z. B. in der Frage der Entwicklung der Bischofswahl und des hiebei dem Papste zustehenden Ernennungs- und Bestätigungsrechtes. Der Verfasser hat eine Fülle von theologischen Werken, die teilweise in französischer Sprache geschrieben sind, durchgearbeitet. Seine ausgezeichnete Arbeit wurde von der Kath.-theol. Fakultät der Universität Würzburg als theologische Promotionsschrift angenommen.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Die wichtigsten Glaubensentscheidungen und Glaubensbekenntnisse der katholischen Kirche. Herausgegeben von Dr. Rudolf Peil. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. (XIV u. 86.) Freiburg, Verlag Herder in Verbindung mit der Arbeitsstelle für religionspädagogische Hilfsmittel. Kart. DM 3.80.

Ein kleiner „Denzinger" in deutscher Sprache, ähnlich aufgebaut wie das für den Theologen unentbehrliche Enchiridion, mit systematischer Übersicht und alphabetischem Namens- und Sachverzeichnis am Schluß. Das Büchlein soll in seiner zweiten Auflage besonders den Laienkatecheten helfen und ihnen den Wortlaut der kirchlichen Glaubenslehren bieten. Auch die immer zahlreicheren Laien, die an den theologischen Laienkursen teilnehmen, werden sicher gern darnach greifen und nach einiger Zeit werden sie es wohl ebenso wenig missen wollen wie der Theologe den „Denzinger."

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Kleines Urkundenbuch des katholischen Glaubens. Von Alfred Läpple. (118.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 4.40, Leinwand DM 6.—.

Vorliegendes Büchlein bringt die Lehrentscheidungen des kirchlichen Lehramtes und Zitate aus päpstlichen Ansprachen über Offenbarung, Gott, Schöpfung, Erlösung, Gnade, Sakramente und Vollendung. Im Anschluß daran den genauen Quellennachweis der einzelnen Entscheidungen sowie das apostolische, nicäno-konstantinopolitanische, athanasianische und das tridentinische Glaubensbekenntnis.

Religiös Indifferente wird diese nüchterne, sachliche Zusammenstellung wenig interessieren; man muß sich mit der katholischen Religion schon eingehender befassen, dann allerdings werden die Lehrentscheidungen wesentlich zur Klarheit in religiösen Fragen beitragen. Religionslehrer an der Oberstufe der Mittelschulen, Priester und Laien bei Vorträgen für Gebildete oder im Gespräch mit Sektierern werden dieses Büchlein mit großem Nutzen gebrauchen können, denn wer hat schon immer Gelegenheit und Zeit, bei „Denzinger" oder „Neuner-Roos" nachzuschlagen.

Linz a. d. D. Prof. Franz Steiner

Moral- und Pastoraltheologie

Der Tag des Herrn. Die Heiligung des Sonntags im Wandel der Zeit. (Studien der Wiener Katholischen Akademie, 3. Band). Herausgegeben von Abt Dr. Hermann Peichl O. S. B. (156.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 43.—.

Die hier veröffentlichten Abhandlungen über die religiös-sittliche Bedeutung des christlichen Sonntags stammen aus einer Reihe von Vorträgen, die im Wintersemester 1955/56 in der Wiener Katholischen Akademie gehalten worden sind. Gelehrte wie Kornfeld, Kosnetter, Jungmann und R. Müller behandeln die einzelnen Phasen des „Sonntags in der Geschichte". Der 2. Teil „Der Sonntag in unserer Zeit" bringt die Arbeiten von Schrott (Der Sonntag und das moderne Leben), Melichar (Die rechtliche Stellung des Sonntags im öffentlichen und politischen Leben), Peichl (Der Altar Gottes). Personen-, Sach-, Ortsregister und das Verzeichnis der Mitarbeiter so wie reiche und praktische Literaturangaben vervollständigen diese weitere Publikation über den christlichen Sonntag, dessen Bedrohung und Bedeutung heute kaum oft und deutlich genug aufgezeigt werden kann.

Klagenfurt (Kärnten) P. Dr. Franz Pettirsch S. J.

Das Kind in der Seelsorge. Untersuchungen und Erfahrungen. Von André Merlaud. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. (196.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 96.—.

Das Buch will im Grunde nicht mit einzelnen Formen der Kinderseelsorge aufwarten, sondern eine Form der religiösen Betreuung aufzeigen, wie sie dem wirklichen Leben des zwei- bis vierzehnjährigen Kindes von heute entspricht. Gründliche Kenntnis der modernen Kinderpsychologie und Soziologie gibt unserem Autor den Mut, so klar und gelöst von manch althergebrachten Ansichten zu sprechen. In den ersten beiden Kapiteln beachtet Merlaud in der seelsorglichen Betreuung vor allem die Milieugebundenheit des Kindes. Im dritten bis siebten Kapitel wird es hineingenommen in den Bereich der Übernatur. Dabei darf das Wunderbare nicht ins Zentrum gestellt, in unkluger Weise durch Geschichten gereizt werden. Die Schönheit Gottes ist zu betonen (49 f.). Bedeutungsvoll ist die Haltung des Priesters, weil vom Kinde zunächst Gott durch den Priester gesehen wird (58). Über das Verhältnis des Kindes zum Katechismus sagt uns der Autor einige harte Worte. „Man legt dem Kinde Formeln vor, die ihm nicht angepaßt, sondern im wissenschaftlichen Stil des Erwachsenen redigiert sind; noch mehr, dieser wissenschaftliche Stil hat keinen Bezug — und kann ihn auch nicht haben — zur Wissenschaft der Gegenwart; er kommt aus der Wissenschaft der Vergangenheit, im besonderen der Väterzeit, des Mittelalters, des 16. Jahrhunderts." „Unter diesen Umständen ist es erstaunlich, nicht daß das Kind nichts davon versteht, sondern daß es noch immerhin einiges versteht! Oder vielmehr: auf ein Kind unter zehn, das etwas versteht, kommen neun unter zehn, die nichts verstehen" (68). Die psychosomatische Methode der Stoffbehandlung nennt Merlaud eine Komödie. Das ist nicht negative Kritik, denn er verweist auch auf die Aufgaben. Sehr beachtlich ist das, was er über das Verhalten des Kindes zur Bibel sagt. Viele Zweifel würden den Kindern, die doch auf den Erwachsenen hin erzogen werden müssen, für das spätere Leben erspart, wenn das mehr Beachtung gefunden hätte, was der Autor über die Behandlung des Wunderbaren sagt. In der heiligen Messe soll das Kind in das Mysterium Gottes eingehen, wie es Christus beim Abendmahl gewollt hat. „Man wird gut daran tun, jedem Kind das Missale zu geben, das seinem Alter entspricht, und auch das Missale zu wechseln, wenn seine Altersstufe wechselt" (93). Zur Beichte kommt das Kind in der Haltung des Bittenden und wenn der Priester es schilt, macht er es seelisch nicht frei und froh. Der ängstliche Priester schafft mit den Verboten Gehemmte, Schüchterne, Rebellen. Dem Kind soll Haltung beigebracht werden. Gott soll durch das Kind leuchten. Wohl etwas zu breit wird im achten Kapitel, in Anlehnung an Piaget, das Spiel behandelt, wenngleich die richtige Pastoral des kindlichen Spiels für das spätere Leben nicht ohne Bedeutung ist.

Im neunten bis elften Kapitel spricht Merlaud über das Verhältnis des Kindes zur Lektüre, zur Kultur und zum Kino. Alle wertvollen Kräfte sollen durch die Lektüre zum Schwingen gebracht werden. In der Zeit des Überganges vom Bild zum Lesen, d. i. vom dritten bis siebten Lebensjahr, bekommt sie Bedeutung. Alles schwingen zu

lassen aber führt zu einer Anarchie, einem Wirrwarr. Das Kind kann nicht richtig wählen. Es muß eine Auslese getroffen werden (126). „Ein naiver Apologet mit Pinsel und Stift ist schlimmer als das Übel des Indifferenten. Aufgezwungene, unwahrscheinliche Werte sind eine ständige Beleidigung der Wahrscheinlichkeit wie der Intelligenz" (126). Aus dem Kinde muß ein reflektierender Mensch werden. Die „Verdrängung der Idee durch das Bild würde zu einer Verkalkung führen" (131). Auf die Verantwortlichkeit für die Illustrierten wird besonders hingewiesen.

Was die Kultur, die öffentlichen Schulen betrifft, ist das Verbindliche zu betonen und das Trennende einsichtig zu machen. Man soll „nichts behaupten, dem man gültig widersprechen könnte, nicht auferlegen, was nicht kraft einer religiösen Notwendigkeit vorgeschrieben werden müßte, nichts vorbringen, was nicht im Namen des Evangeliums oder des Dogmas bestätigt werden könnte, das müßte die ständige Regel sein" (140). Anständigkeit verlangt das einfach. „Einen Christen formen heißt, alle seine Kräfte ansprechen und ihnen allen eine christliche Orientierung geben." „Genau genommen müßte eine wahre, christliche Kultur zeigen, wie quer durch alle Wissenschaft, Kunst und Literatur eine schöpferische Freiheit bestehen kann, die die Vollendung der Welt voranträgt, in dem sie sie zugleich durch den Glauben gewissermaßen konsekriert" (142).

„Das Kino ist in den Städten ein großer Lehrer der Kinder. Es beherrscht sie schon in einem viel niedrigeren Alter, als man annehmen möchte. Und es wird sie nicht mehr verlassen, selbst wenn das Kind seine kindliche Mentalität in eine jugendliche, in eine erwachsene umgewandelt hat." „Die Sensibilität des Kindes wird diesem Einfluß nicht widerstehen können. Es läßt sich fortreißen, durchdringen, sättigen" (142). Wer kümmert sich um die Wirkungen beim Kinde?

Sehr betont wird im elften Kapitel „Kind und Gemeinschaft" die Erwachsenenbildung, die Milieuschaffung. Von ihr ist die Kinderseelsorge abhängig. Im letzten Kapitel spricht der Autor über das Kind und die Katholische Aktion. Man muß den Autor wegen der Wichtigkeit dieser Sätze selbst sprechen lassen: „Einen Apostel schaffen heißt zunächst, einen Menschen schaffen... Die erste Vorbereitung für das Christsein besteht darin, das Menschliche zu entfalten: den Leib und die Seele, das Herz und den Willen" (161). „Aus einem Kind einen Apostel machen heißt nicht, seine Freiheit in die Bahnen eines kirchlichen Dienstes lenken, es als Propagandisten für eine Idee oder eine Sache, und wäre es eine heilige, benützen, es drängen, seine Altersgenossen zu bekehren. So vorgehen hieße die Bildsamkeit des Kindes gefährlich mißbrauchen und ihm eine Verantwortung aufbürden, für die es weder vorbereitet noch unbedingt bestimmt ist" (169). Die kindliche Existenz ist dadurch gefährdet. „Das Apostolat des Kindes ist nicht ein Apostolat der Jurisdiktion, sondern ein Apostolat der Charitas, des christlichen Seins im Schnittpunkt aller seiner kindlichen Verpflichtungen" (170). Nicht Auftrag der Hierarchie, sondern der Taufe, der Firmung führt zum beispielhaften christlichen Leben. Die christliche Existenz muß zur Entfaltung gebracht werden.

Abschließend wird betont, daß die Mißerfolge bei den Kindern an uns liegen, nicht an den Kindern (181). Es ist nicht am Platze, sie zu schelten, sondern uns und die Zustände zu bessern. Die Bildung des Kindes durch den Erwachsenen ist meist so viel wert, wie der Erwachsene selbst wert ist.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe geht der große Wert dieses Buches hervor. Trotzdem einige Bemerkungen. Es ist meines Erachtens richtiger zu sagen: „die sinnlichen Triebe" (statt die „sexuellen Triebe") werden bereits im dritten bis fünften und im sechsten Jahre lebendig. Freud ist in diesem Punkte nicht maßgebend. Die Psychologie des Spiels könnte durch deutsche Publikationen wesentlich vertieft werden. Die wertvolle und kühne Leistung des Autors liegt im wesentlichen darin, daß er durch eine gründliche Einsicht in die Psychologie und Soziologie des Kindesalters sich von manchen veralteten Ansichten, von primitiven Erziehungsmaßnahmen lösen und eine klare Sicht in der religiösen Betreuung des Kindes aufzeigen konnte. So kann dieses Buch unsere Kinderseelsorge nur befruchten.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Priester und Frau. Von Ottilie Moßhamer. (346.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 18.50.

Hat eine Frau überhaupt das Recht, ein so umfassendes Buch über „Priester und Frau" zu schreiben? Diese Frage beantwortet die Verfasserin selbst: „In meiner jahrzehntelangen Zusammenarbeit mit Priestern in der Jugend- und Frauenseelsorge konnte ich viele Erfahrungen sammeln und sah oft, wie gut es wäre, wenn auch andere daraus Nutzen ziehen könnten. So habe ich meine Gedanken über das Thema „Priester und Frau" niedergeschrieben, immer im Vergleich mit dem, was bisher aus den verschiedensten Bezirken zur Lösung der Fragen beigetragen worden ist."

Ich war an die Lektüre des Buches etwas skeptisch herangetreten; je mehr ich aber las, um so mehr sagte ich mir: „Dieses Buch mußte geschrieben werden und mußte so geschrieben werden. Es kam mir sogar der Gedanke, der vielleicht bei manchem Mitbruder Anstoß erregen wird: Wenn ein Seelsorger (Priester) dieses Buch liest und den Inhalt auf sich selbst, seine Lebensführung und Seelsorge anwendet, so wird er großen Nutzen davon haben, vielleicht mehr als von — oft sehr schablonenhaften — Exerzitien." Es bringt mehr als der Titel besagt.

Es gibt fast kein „Problem" im Priesterleben und Priesterwirken — nicht bloß im Hinblick auf „Frauen" —, das hier nicht offen, aber auch behutsam angegangen und nach dem Grundsatz der „goldenen Mitte" behandelt würde. Dabei ist jede Oberflächlichkeit und Einseitigkeit vermieden, auch bei Themen, die „heißes Eisen" sind, z. B. Priester und Auto (S. 76), oftmalige Beichte (S. 235 ff.), ungute Verhältnisse im Pfarrhaus (wenn statt einer Diakonissa eine Drakonissa den Ton angibt, S. 283); und besonders die Frage des Zölibates (S. 76 u. a.). Manchmal zeigt sich auch erfrischender Humor.

Für wen ist das Buch zu empfehlen? Zunächst für den Priester; dann für Frauen, Klosterfrauen und Laien, die mit Priestern zusammenarbeiten, aber auch für Leiter von Priesterexerzitien oder für die, welche „Exhortationes ad Clerum" zu halten haben, gerade diese werden reiche Anregungen aus dem Buche erhalten und vor mancher „männlichen" Einseitigkeit bewahrt werden.

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Spiesberger

Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. Herausgegeben von Josef Miller S. J. (Sehen — Urteilen — Handeln. Schriften des „Volksboten" Nr. 5.) (162.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, DM und sfr 4.20.

In diesem Bändchen sind die Kundgebungen der beiden letzten Pius-Päpste über die Ehe und die damit zusammenhängenden Fragen gesammelt. An erster Stelle steht die umfangreiche und grundlegende Enzyklika Pius' XI. „Casti connubii" vom 31. Dezember 1930. Dann folgt die wichtige Ansprache Pius' XII. an die katholischen Hebammen Italiens vom 29. Oktober 1951. Die weiteren Ansprachen Pius' XII. handeln über die Heiligkeit des keimenden Lebens, den Kinderreichtum und die künstliche Befruchtung; ferner über Fruchtbarkeit und Sterilität und die schmerzfreie Entbindung.

Es gibt kaum ein Eheproblem, zu dem nicht von höchster Warte aus ein klärendes Wort gesagt würde. Da der Text dieser päpstlichen Kundgebungen oft schwer zu finden ist, ist diese Sammlung, die alle angeführten Dokumente im Wortlaut bietet, sehr zu begrüßen. Seelsorger und Ärzte, Eltern und Erzieher, Braut- und Eheleute haben hier einen verläßlichen Wegweiser. Es wäre eine wahrhaft apostolische Aufgabe, die Schrift P. Millers in weiteste Kreise zu bringen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Zeugen des Gottesreiches. Einführung in das Ordensleben. Von René Carpentier S. J. Übersetzt aus dem Französischen (Témoins de la Cité de Dieu) von Karl Paulspertl S. J. (163.) Wien-München 1958, Verlag Herold. Kart. S 69.—.

Auf ein solches Buch dürften schon viele gewartet haben: Ordensobere und Novizenmeister, Exerzitienleiter für Ordenspersonen, aber auch Moraltheologen und Kirchenrechtler. Aus der Überarbeitung eines Katechismus der Gelübde hervorgegangen, werden hier von einem bekannten belgischen Moraltheologen in knapper Form fast alle Fragen nach Berechtigung, Bedeutung und Verpflichtung des Standes der Vollkommenheit beantwortet. Aber nicht auf billige, subjektiv empfundene Weise, sondern immer nur schöpfend aus tiefsten Quellen der Offenbarungswahrheiten mit theologischer Durchdringung der übernatürlichen Wirklichkeit der Kirche. Im Mittelpunkt aller

Überlegungen steht, wie es schon der Titel zum Ausdruck bringt, die besondere Zeugenschaft für das Reich Gottes in dieser Welt. Dem Ordensleben in der Kirche kommt ein besonderer kirchlicher, ja geheimnisvoller Charakter zu (1. Teil). Daraus werden im 2. Teil die Aufgaben der drei Räte dargelegt, Aufgaben in der Gotteskindschaft, Liebesgemeinschaft und Anbetungsgemeinschaft in der Kirche. Nach solcher Vorbereitung kann der 3. Teil die Verpflichtungen des Ordenslebens im Gottesreich darlegen: das Vollkommenheitsstreben, die Regelbeobachtung, die Gelübde im allgemeinen und die einzelnen der drei evangelischen Räte. Diese Klarheit wird man nicht leicht bei der Behandlung der drei Ordensgelübde finden.

Es ist kein geringes Verdienst des Übersetzers, der keine leichte Aufgabe hatte, und des Verlages, dieses wertvolle Kompendium des katholischen Ordenslebens deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben.

Klagenfurt (Kärnten) P. Dr. Franz Pettirsch S. J.

Der Ordensberuf. Idee und Gestaltung. Von Jacques Leclercq. (208.) Aus dem Französischen übersetzt von Werner Baier und bearbeitet von August Berz. Luzern-München 1958, Rex-Verlag. Leinen sfr 12.80, DM 12.40; kart. sfr 10.80, DM 10.40.

Schon im Vorwort wird betont, daß dieses neueste Werk des angesehenen Moraltheologen keine Apologie des Mönchtums, auch keine aszetische Studie oder ein Betrachtungsbuch sein will. Ruf und Hingabe zum Ordensberuf, Zölibat, Gemeinschaft und Kirchenrecht, Armut, Gehorsam, ferner Aszese und Innerlichkeit, Initiative und Verantwortung, schließlich der Priesterberuf, das sind die Kapitel des Buches. Sein Ziel aber ist darzulegen, was einer wollen und zu verwirklichen trachten muß, der den Weg eines ganz gottgeweihten Daseins beschreitet (S. 8). Und seine Eigenart? Diese ist, daß der Verfasser nicht nur das Ordensleben und alle seine Probleme in der heutigen Zeit kennt und ungeschminkt bloßlegt, sondern auch jede „Kurzschlußlösung" zur Entwirrung meidet, ob es sich nun um „das zweifellos heikelste Problem, das menschliche Fühlen mit der göttlichen Liebe zu vereinbaren" handelt, wie im Kapitel „Der Zölibat oder die Ehelosigkeit" oder um die Klarstellung der Armut, die je nach der sie umgebenden Gesellschaft und Zivilisation ein anderes Gesicht annimmt (S. 118). Mit ebensolcher Offenheit „examiniert" Leclercq die letzten Schwierigkeiten des Gehorsams, wobei er unverblümt die Klippen dieses Gelübdes für den Untergebenen aufdeckt, aber auch den treffenden Satz: „In der Politik ist die Frage nach guten Regenten die Quadratur des Kreises, in der Kirche desgleichen" einer weiteren Ausführung würdigt. Aus der Praxis ersehen und von tiefster Verantwortung diktiert ist auch der Abschnitt „Initiative und Verantwortung" und alles, was der Verfasser über die Erziehung zum Apostolat zu sagen weiß. In letzter Zeit ist wohl nichts Gleichwertiges über den Ordensberuf und dessen Probleme in der modernen Zeit geschrieben worden. Deshalb wird dieses Buch von Ordensleuten, aber auch Weltpriestern und Laien freudig begrüßt werden. Der Übersetzer hat sich anerkennenswert gut in die Gedankengänge des Verfassers hineingelebt, so daß er jeweils die dem Inhalt entsprechende, treffende und originelle Ausdrucksweise finden konnte.

Schwaz (Tirol) P. Dr. Pax Leitner

Wenn ihr meine Zeugen seid. Über das Apostolat und das Prophetenamt des Laien in der Kirche. Von Yves Congar. (Hohenheimer Reihe, herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg/4.) (72.) Stuttgart 1958, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 2.80.

Der Verfasser, dessen umfassendes Werk „Jalons pour une Théologie du Laicat" auch der Schwabenverlag dankenswerter Weise dem deutschen Sprachraum unter dem Titel „Der Laie" vor kurzem zugänglich gemacht hat, hat die hier wiedergegebenen Vorträge bei zwei Veranstaltungen der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg vor Priestern und Laien gehalten. Der erste über den „Laien in der Kirche einst und jetzt" zeigt zunächst den Wandel seiner Stellung im Kult, zum Glauben und in der apostolischen Verantwortung für die Bekehrung der Menschen und dann vor allem für das Wirksamwerden der Kirche in der Welt und behandelt dann die Art und Weise des apostolischen Wirkens des Laien heute in Abhebung von geschichtlichen Formen. Der zweite Vortrag „Der Laie und das Prophetenamt in der Kirche", der im Rahmen einer Tagung „Verkündigung heute" gehalten wurde, stellt Notwendigkeit, Möglichkeiten und Bedingungen des Laieneinsatzes in der christlichen Verkündigung dar.

Wer diese Gedanken Congars zu den heute sehr aktuellen Themen kennengelernt hat, wird dann gerne auch zum Hauptwerk greifen.

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Klostermann

Sozialwissenschaft

Das Naturrecht. Handbuch der Gesellschaftsethik, Staatsethik und Wirtschaftsethik. Von Johannes Messner. Dritte, neubearbeitete, wesentlich erweiterte Auflage. (1206.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 290.—, DM und sfr 53.—.

Im 98. Jg. (1950) dieser Zeitschrift (4. Heft, S. 367) hat der inzwischen verstorbene Pfarrer Rudolf Hausleitner, der langjährige Generalpräses der Katholischen Arbeitervereine und bekannte Sozialwissenschaftler, geschrieben: „Ohne Prophetengabe läßt sich voraussagen: ‚Der Messner' wird für ein Dezennium, wenn nicht für noch länger, das Standardwerk über die sozialen Probleme sein." Man wird „ihn nicht entbehren" können, und wer „sichere Orientierung sucht, wird ihn so lange vermissen, bis er ihn erworben hat". Hausleithner hat recht behalten: Das „Naturrecht" von Messner nimmt unter den umfassenden Darstellungen der katholischen Gesellschaftslehre, deren Zahl nicht allzu groß ist, eine besonders anerkannte und geachtete Stellung ein. Trotzdem kann wohl das Wort von Nell-Breuning („Stimmen der Zeit", September 1958) recht behalten, daß das makellose Standardwerk uns wohl erst beschert werden wird, wenn an Stelle „dieses Erdenwallens die beseligende Gottschauung der Vollendung tritt".

Das Werk ist eine wirkliche „Summa" der gesellschaftlichen Ethik, die ein umfangreiches Tatsachenmaterial und die letzten Ergebnisse der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft verwertet; besonders in der Wirtschaftsethik ist eine Erweiterung gegenüber der 1. (und unveränderten 2.) Auflage bemerkbar. Die Einleitung des „Naturrechtes" ergibt sich für Messner — prinzipiell und praktisch — aus der bedeutungsvollen Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Staat (S. 447); daraus folgt eben eine von der Staatsethik gesonderte Gesellschaftsethik. Die umfassende Stellung der Volkswirtschaft erfordert es aber, daß „ihre Behandlung in einem gesonderten Teil, der Wirtschaftsethik" erfolgt, obwohl eigentlich diese „in den Bereich der Gesellschaftsethik fallen" müßte. Diesen drei Büchern (mit Recht sagt Dr. H. Sacher, Herausgeber des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft: „Es ist wirklich kein Schlagwort, wenn man sagt, das Buch ersetzt eine Bücherei") ist das erste als Grundlegung (427 Seiten) vorausgeschickt: es handelt über die Natur des Menschen (denn die „Frage nach dem Sein und der Ordnung der Gesellschaft" mündet immer „in die Frage: Was ist der Mensch?") (Seite 23), über die Natur der Gesellschaft, über ihre Ordnung und über das Versagen dieser Ordnung.

Diese „Summa" ist aber auch ein wirkliches „Handbuch für Leser mit Allgemeinbildung, Studierende, Vortragende ... für den Fachmann". (Aus dem Vorwort zur 1. Auflage.) Nicht zuletzt wird es dazu durch das Sachverzeichnis (59 S.), das Personenverzeichnis (15 S.) und die auf den neuesten Stand gebrachten Literaturverzeichnisse, jeweils am Ende jedes Abschnittes (zusammen 40 S.). Diejenigen — und man kann nur hoffen und wünschen, daß es viele sind —, die sich um die verzweigte Problematik des in diesem Handbuch dargelegten Stoffes bemühen, werden reichen Gewinn ziehen. Es wird ihnen immer klarer werden, daß „keine Unvereinbarkeit bestehen (kann) zwischen einem gesunden Realismus, der sich auf Tatsachen, Statistiken und Wirtschaftsgesetze stützt, und einer Sozialordnung, die nach einer vollkommenen Gerechtigkeit und Menschlichkeit strebt" (aus dem im Auftrag Pius' XII. verfaßten Schreiben Msgr. Montinis an die Soziale Woche Frankreichs 1949). Und die, die das Buch nicht benützen, mögen sich wenigstens von seinem Umfang beeindrucken lassen, damit nicht leichtfertig und oberflächlich von komplizierten Zusammenhängen und Problemen gesprochen wird.

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Herders Sozialkatechismus. Ein Werkbuch der katholischen Sozialethik in Frage und Antwort. Gearbeitet von P. Eberhard Welty O.P. In vier Hauptteilen. III. Band. Dritter Hauptteil: Die Ordnung des Wirtschaftslebens. Arbeit und Eigentum. (XVI u. 484.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 24.—.

Gg 912

Im Vorwort zu Band I wurde herausgestellt, daß der Sozialkatechismus sich „einzig und allein mit der Ethik des Sozialen" befassen soll; notwendigerweise ist damit eine geringere Berücksichtigung der übrigen Gesellschaftswissenschaften verbunden. Daran wird erinnert, wenn es im nun vorliegenden Band III heißt, daß der Sozialkatechismus ein Einführungs-, Lern- und Werkbuch der katholischen Sozialethik ist, daß es ihm um Ziele, Grundsätze und Bescheide der Sittenordnung geht; nicht will er aber ein Lehrbuch der Wirtschaftswissenschaft sein.

Dieser dritte Band hat drei Abschnitte: Die Lehre vom Eigentum, Würde und Rechte der menschlichen Arbeit und die Arbeit als Erwerbstitel (und Erzeugungsgrundlage). So sind „Eigentum und menschliche Arbeit", also zwei grundlegende Gebiete des menschlichen Zusammenlebens, Inhalt dieses Buches; sie gehören zur Wirtschaft, die als echter Kultursachbereich zu den schwierigsten und gesellschaftlich wichtigsten Aufgaben zählt, die es zu ordnen gilt. Da die Sozialethik eine „praktische, d. h. tat- und werkbezogene Lebensweisheit" (Vorwort V) ist, so muß sie sich mit den dem Sittengesetz unterstehenden konkreten Zeit- und Tagesfragen befassen. Und so wird mitten hineingegriffen in die Fülle von aktuellen Tagesfragen und Problemen, die gerade jetzt diskutiert werden. So seien einige dieser heißen Eisen beispielsweise angeführt: Muß es Privateigentum geben? (Frage 5); Verwirkt man durch Mißbrauch das Eigentumsrecht? (Frage 13); Darf der Staat das Eigentum um- oder neuverteilen? (Frage 38); Ist die proletarische Daseinsunsicherheit überwindbar? (Frage 68); Wie muß der Lohn beschaffen sein?(101); Was muß geschehen, wenn der Lohn für die Familie nicht ausreicht? (104) ... und die Fragen über „Eigentumsbildung in Arbeitnehmerhand" (Fragen 114—127), über Mitbestimmung und Mitbestimmungsrecht (Fragen 128—142).

Das Buch ist zuerst für die gedacht, die nicht „fachkundig" sind, die aber eine Orientierung brauchen, für sich, für andere. So sind auch die wichtigeren Fachausdrücke erklärt (S. 473—483). Durch ein umfassendes Sachverzeichnis (50 Seiten!) kann die gewünschte Antwort rasch gefunden werden. Herders Sozialkatechismus III gehört (wie der schon erschienene I. und II. Band sowie der angekündigte IV. Band Sozialreform) auf das Bücherbrett eines jeden Menschen, der an der Gestaltung der Öffentlichkeit, am sozialen und politischen Apostolat interessiert ist, auf Grund seiner Stellung interessiert sein muß.

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Subsidiaritätsprinzip und Berufsständische Ordnung in „Quadragesimo anno". Eine Untersuchung zur Problematik ihres gegenseitigen Verhältnisses. Von Anton Rauscher. (Schriften des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Herausgegeben von Joseph Höffner. Band 6.) (156.) Münster/Westfalen 1958, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 9.80, Leinen DM 11.80.

In den Mittelpunkt von „Quadragesimo anno" gerückt sind das Subsidiaritätsprinzip, dieser „oberste sozialphilosophische Grundsatz" (Qu. a. 79/80), und die „Berufsständische Ordnung" (Qu. a. 81—87) als Garanten für eine „neue Gesellschaftsordnung" (Kapitelüberschrift in Qu. a.).

Vom Subsidiaritätsprinzip wird viel gesprochen; man bemüht sich auch, es hie und da anzuwenden. Das gesellschaftspolitische Ziel der Erneuerung einer ständischen Ordnung aber ist in einer „Verschwörung des Schweigens" (Rheinischer Merkur, 1953, Nr. 32) untergegangen. Und doch erhebt sich gerade jetzt — nach Aufarbeitung der Schäden eines totalitären Regimes — der Ruf nach der Gesellschaftsordnung „jenseits von Angebot und Nachfrage" (Röpke), die dem Menschen „Sicherung seiner personalen Existenz und Eigenentfaltung auf die Dauer" gewährleistet (S. 10). Anlaß für diese vorliegende exakte wissenschaftliche Untersuchung mit dem Thema: Subsidiaritätsprinzip und Berufsständische Ordnung ist die „Behauptung, die man vor allem aus den Kreisen des Neoliberalismus gelegentlich zu hören bekommt, zwischen beiden Prinzipien herrsche ein innerer unüberwindlicher Widerspruch" (S. 11). Damit ist auch die Einteilung dieser Arbeit gegeben: Der natürliche Ansatzpunkt des Subsidiaritätsprinzipes (S. 15—103); der Kern der Idee der Berufsständischen Ordnung (S. 104—138).

Der 3. Teil (S. 139—151) legt dar, daß der „behauptete Widerspruch zwischen Subsidiaritätsprinzip und Berufsständischer Ordnung tatsächlich nicht besteht" (S. 150). Nicht ein „Entweder-Oder", sondern ein in sich notwendiges „Sowohl-Als-auch" ergibt sich aus einer „metaphysisch begründeten Einsicht in die inneren Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens" (S. 150). So geht es in diesem Buche nicht um die konkrete Verwirklichung dieser beiden „natürlichen" Prinzipien, sondern nur um „ihre Verankerung in der metaphysischen Seinsordnung im Hinblick auf ihre gegenseitige Relation" (S. 12).

Es bleibt der Wunsch: Möge doch diese „Verschwörung des Schweigens" endlich durchbrochen werden; möge zumindest wieder gesprochen werden von der Berufsständischen Ordnung oder leistungsgemeinschaftlichen Ordnung oder wie man diese Ordnung des gesellschaftlichen Raumes nennen wird oder nennen will . . ., gesprochen nicht im geschichtlichen Sinne, daß „einmal" — 1931 — der Papst davon geschrieben habe, nicht in einer abgetanen überholten Redeweise also, sondern in der lebendigen Überzeugung, daß die Berufsständische Ordnung die Grundwahrheit ist, von der die „Gesundung der modernen Gesellschaft" (S. 151) abhängt.

Linz a. d. D. Dr. Walter Suk

Aszetik und Mystik

Geheimnis der Gottesfreundschaft. Betrachtungen über das innere Leben für alle Tage des Jahres von P. Gabriel a S. Maria Magdalena O. C. D. Übersetzung aus dem Italienischen vom Karmel St. Josef-Mayerling. Dritter Band: Vom zehnten bis letzten Sonntag nach Pfingsten. (X u. 442.) Freiburg, Verlag Herder. Leinen DM 17.80.

Der dritte Band dieses neuen, im Geiste der Karmeliterfrömmigkeit gehaltenen Betrachtungsbuches bringt im Anschluß an die Evangelien der im Untertitel genannten Sonntage zunächst 15 Betrachtungen über die Nächstenliebe, dann eine Reihe von Betrachtungen über die Kardinaltugenden, die sieben Gaben des Hl. Geistes und die acht Seligkeiten. Auch die apostolische Tätigkeit ist in diesem Bande entsprechend berücksichtigt. Von ihm gelten auch die schon früher hervorgehobenen Vorzüge; strenge Konzentration auf Gottes unendliche Majestät, wirkliche Anleitung zum Beten mit ausführlicher Zwiesprache mit Gott, Nachweis der Notwendigkeit einer innigen Verbindung mit Gott für ein fruchtreiches Apostolat. Vielleicht wäre es für ein Betrachtungsbuch, das zunächst praktischen Zwecken dienen soll, günstiger, die Betrachtungen über die einzelnen Themen auf das ganze Jahr aufzuteilen, als z. B. 15 Betrachtungen über die Nächstenliebe nacheinander zu halten.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Das Brot Gottes. Von Georges Bonnet. Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Anneliese Lubinsky. (112.) Mit 8 Lichtbildern. Mainz 1958, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 6.80.

Wenn eine eucharistische Haltung sich in niedliche Gefühle zu verlieren droht, wenn sie in Gefahr ist, lehrmäßig zu erstarren oder sich in bloße Gewohnheit zu verlieren, dann sollte zu diesem Büchlein gegriffen werden. Es reißt heilsgeschichtliche Perspektiven der Eucharistie auf, die eine gesunde, lebendige Frömmigkeit gestalten helfen. An dem Büchlein ist aber auch schon gar nichts fad, „in einem neuen Licht wird alles hell".

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Der mit dir lebt. Betrachtungen über die Eucharistie von Thomas Merton. (186.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1958, Benziger-Verlag. Leinen sfr 8.95.

Das Werk eines Mystikers, der selbst lange nach der Wahrheit suchen mußte und schließlich, nachdem er sie gefunden, von ihr vollständig gefangengenommen wurde. Das Buch wirkt nicht so sehr durch seine Beweisführung, sondern es nimmt das Gefühl in Beschlag. Wer darin zu lesen beginnt und halbwegs für Übernatürliches ansprechbar ist, wird es fertig lesen. Das Buch ist wie kaum eines geeignet, uns die hl. Eucharistie zur Herzensangelegenheit zu machen. Man merkt, hier schreibt ein Priestermönch, der gewillt und fähig ist, die Früchte seiner Beschauung zugänglich zu machen. Das Buch eignet sich in erster Linie als Betrachtungsbuch für Priester, aber auch für Ordensleute und fortgeschrittene Laien. Voraussetzung ist durchwegs nicht höhere

theologische Bildung, sondern eine gewisse Fähigkeit, auch Mystisches zu erfassen. Wer es liest, wird ein Gutteil Mystik in sich aufnehmen und der hl. Eucharistie um ein Merkliches näher kommen.

Herzogsdorf (OÖ.) Joh. Hauthum

Bei Unserer Lieben Frau in Nazareth. Zweiunddreißig Lesungen über das Leben Mariens von P. Michel Gasnier O.P. Übersetzung ins Deutsche von Sr. Maria Hedwig Walter O. S. B. (200.) Luzern-München 1958, Rex-Verlag. Kart. sfr 10.80, DM 10.50; Leinen sfr 12.80, DM 12.40.

Das schlichte Volk wird an diesen Marienlesungen seine Freude haben. Der Autor läßt schwierige theologische Fragen beiseite und erzählt mit mancherlei Ausschmückung das Leben Mariens in ansprechender Form. Er hält sich dabei an jene Vorstellungen, die aus der Legende stammen, aber dem Volk seit eh und je vertraut sind. Für die private oder öffentliche Mailesung kann das Buch gute Dienste tun.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Mutter und Herrin. Lesungen für den Maimonat. Von P. Veit Gadient O. F. M. Cap. (136.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Kart. sfr 6.85, DM 6.60.

Ein gutes Marienbuch darf nicht bloß das Gemüt, sondern muß auch den Verstand und den Willen, den ganzen Menschen also, wirksam ansprechen und zu echter Mariennachahmung anleiten; es darf die Verehrung Mariens nicht verselbständigen, sondern muß zugleich auch ein gutes Christusbuch sein. Gadients Mailesungen erfüllen diese Forderungen. Jeden Tag führt der Verfasser den Leser an Hand der Hl. Schrift und bester katholischer Mariologie mitten hinein in das christologische und trinitarische Geheimnis. Manche Überschrift stammt aus der Lauretanischen Litanei. Vielleicht hätte man, der Liturgie entsprechend, auch eine Betrachtung über „Maria, die Frau des Arbeiters" erwarten dürfen. Die Sprache ist klar und schön, ohne Schwulst und Pathos. Über die Eignung als Vorlesebuch bei den Maiandachten ließe sich streiten, über den Wert für die private Betrachtung und die Brauchbarkeit als Unterlage für eine tägliche Maiansprache jedoch nicht.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Directorium Sponsae. Von P. Leopold Bertsche S.O.Cist. Kurzansprachen für die gottgeweihten Jungfrauen. 2. Bändchen. (228.) Leinen DM 3.80. — Rosenkranzbuch für die gottgeweihten Jungfrauen. 3. Bändchen. (238.) Leinen DM 4.80.— Derselbe: **Der Rosenkranz als Gebets- und Lebensschule.** (240.) Kevelaer 1957/58, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 4.80.

Mit dem 2. Bändchen (das erste wurde in dieser Zeitschrift 1957, S. 268, besprochen) legt der Verfasser wieder ein Jahrespensum für das geistliche Leben vor, das gedacht ist als Ergänzung der Betrachtung und geistlichen Lesung. Es wird bei den Ordensfrauen den gleichen Anklang finden wie das 1. Bändchen, das in einem halben Jahr zwei Auflagen erlebte.

Wie man den Rosenkranz in das geistliche Leben einbauen, nicht nur abwechslungsreich, sondern auch wirkungsvoll beten und seine Geheimnisse im Leben fruchtbar gestalten kann, zeigt das 3. Bändchen, das Bertsche unter dem Titel „Der Rosenkranz als Gebets- und Lebensschule" mit einigen Änderungen für alle Christen herausgegeben und der Legion Mariens in aller Welt gewidmet hat. 160 Merksätze mit anschließender Betrachtung sowie 150 Leitgedanken lehren nicht nur das innerliche Gebet, sondern stellen die wichtige Beziehung zwischen Gebet und Leben her. Beides ist unerläßlich für das Apostolat eines modernen Christen.

Linz a. d. D. Dr. Josef Häupl

Theol. Gd 1608

Mystische Theologie. Herausgegeben von Friedrich Wessely, André Combes, Karl Hörmann. IV. Band. Jahrbuch 1958. Mit Beiträgen von Friedrich Wessely, Herma Piesch, André Combes, Gaétan Bernoville, Herbert Madinger, Hildegard Waach, Elisabeth Wallerstein-Marnegg. (285.) Klosterneuburg 1957, Volksliturgisches Apostolat. Kart. S 109.80.

Der neue Band enthält wieder eine Reihe guter Quellenstudien. Fr. Wessely sucht nach dem Angelpunkt der Lehre des hl. Johannes vom Kreuz und findet ihn in der Liebeseinigung mit Gott, die in der „Nacktheit und Leere des Geistes" vollzogen wird.

Diese Idee inspiriert alle seine aszetischen Anweisungen. Herma Piesch legt die theologischen Grundlagen der marianischen Spiritualität in drei großen marianischen Summen unserer Zeit (P. Sträter, H. du Manoir, R. Spiazzi) dar. A. Combes setzt seine Studien über den geistigen Weg der hl. Theresia vom Kinde Jesu fort. Besonderes Interesse wecken die Beiträge über Bernardette Soubirous, die zum Teil auf bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen fußen (H. Waach, E. Wallerstein-Marnegg). H. Madinger vertieft sich in zwei Aufsätzen in die Frage der Unterscheidung der Geister und des unmittelbaren göttlichen Antriebes. Der erste ist eine klare Zusammenfassung der heute geltenden Lehre, der zweite setzt sich auch mit K. Rahners Theorie über den reinen göttlichen Trost kritisch auseinander. Der richtige Titel der zitierten Arbeit K. Rahners lautet: „Die Ignatianische Logik der existenziellen Erkenntnis" und findet sich im Sammelwerk: Ignatius von L., herausgegeben von Friedrich Wulf, Würzburg.

Wien Dom. Thalhammer S. J.

Sakramentalmystik der Ostkirche. Das Buch vom Leben in Christus des Nikolaos Kabasilas. Übersetzt von Gerhard Hoch, herausgegeben von Endre von Ivánka. (248.) Klosterneuburg-München 1958, Volksliturgisches Apostolat. Leinen S 65.—.

Das Werk stammt von einem im Jahre 1363 verstorbenen ostkirchlichen Theologen, der im Schisma stand. Der Herausgeber hat es mit Recht mit sakramentaler Mystik übertitelt, um damit seinen eigentümlichen Charakter zu kennzeichnen. Das Leben in Christus ist in der Tat für Kabasilas ein über das sakramentale Geschehen nachvollzogenes Leben Christi. Die orientalische Reihung der Sakramente: Taufe, Firmung, Eucharistie „erweist sich zugleich als Form für den aszetischen Aufstieg zu immer vollerer und tieferer Einprägung des Bildes Christi". Unser durch die liturgische Bewegung neu aufgeschlossener Sinn für die Mysterienfrömmigkeit läßt das Buch geradezu als modern empfinden. Obwohl Kabasilas Schismatiker ist, tut das dem Wert des Buches in keiner Weise Eintrag. Irrtümlich darin ist bloß, daß die Firmung wiederholbar erklärt und die Wandlung in der heiligen Messe anstatt in die Konsekrationsworte in die Epiklese verlegt wird. Man muß unter der modernen liturgischen Literatur lange suchen, um ein Werk von ähnlicher Tiefe und Einprägsamkeit zu finden.

Wien Dom. Thalhammer S. J.

Katechetik und Pädagogik

Katholische Schulbibel. Bearbeitet von Paul Bergmann. Herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Gebhard Fugel. (352.) 94 Tiefdruckbilder, farbiges Titelbild, 2 übersichtliche Karten, 12 Fotos vom Heiligen Land. München 1958, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Ganzleinen DM 6.80.

Die Schulbibel von Paul Bergmann, erschienen 1927, wurde neu aufgelegt. Bergmann führt die Linie Overbergs fort. Er betont in seinem Geleitwort in den „Katechetischen Blättern" (1927, Heft 1), daß er den Bibelstoff im engen Anschluß an das Bibelwort wiedergibt (vgl. die Rezension der 1. Auflage im Jg. 1928/442 dieser Zeitschrift). Karrer hat das A.T. überarbeitet, im N.T. gab er seine eigene Bibelübersetzung, die als die beste im deutschen Sprachgebiet gilt. Der Psalmentext wurde erweitert. Nach der Wichtigkeit des Stoffes wechselt der Druck. An der Spitze jeder Nummer stehen Quellenangaben und kurze Inhaltsangaben in ganzen Sätzen; bei längeren Abschnitten werden Unterteile mit eigenen Überschriften gemacht. Wertvoll ist das Verzeichnis der Evangelien der Sonn- und Feiertage im Kirchenjahr. Für die Fastenzeit sind auch zwei Evangelien der Wochentage beigegeben. Hier wäre zu verbessern, daß das Fest der Erscheinung des Herrn keine Oktav hat. Der ehemalige Oktavtag heißt jetzt Fest der Taufe Jesu. Auch das Fest Peter und Paul hat keine Oktav mehr. Im Apostelverzeichnis (308) ist zu ändern, daß das Fest der Apostel Philipp und Jakob nicht mehr am 1. Mai, sondern am 11. Mai gefeiert wird. Ferner ist beigegeben ein Personenregister zum A.T. und ein kleines Lexikon zur Heiligen Schrift, das viele Fußnoten erspart. Den Abschluß bilden 12 Bilder vom Heiligen Land. Mit Recht weist Bergmann darauf hin, daß durch die 12 Erziehungsstufen auf den Erlöser hin das A.T. christozentrisch gerichtet ist. Wenn aber die heutige Katechetik von der Schulbibel heilsgeschichtlichen Charakter verlangt, so z. B. Jungmann in seiner Katechetik (67 f.), so ist mit dieser Stufenreihe dem noch nicht Genüge getan. Auch

die dort verlangten Hinweise auf die liturgische Verwendung biblischer Abschnitte, biblischer Bilder und Gedankengänge (70) finden sich nicht. Illustriert ist die Schulbibel mit den Fugel-Bildern. Die Ansichten über deren Verwendung werden geteilt sein. So sagt Jungmann: „Als Leistungen, die den Bedingungen entsprechen und doch zugleich auch künstlerisch hochstehen, sind für die fortgeschrittene Fassungskraft auf der Oberstufe die Bilder von Gebhard Fugel zu nennen" (73). Ähnlich sagt Kreutzwald in seiner „Geschichte des biblischen Unterrichtes und der Formgeschichte des biblischen Schulbuches": „Ein besonderer Vorzug der Bergmannbibel ist die würdige Illustrierung der Heilsgeschichte durch die Meisterwerke Fugels" (206). Dr. Lentner lehnt sie in einem Aufsatz über die „Schulbibel, neue Ausgaben und Aufgaben" (Christl.-päd. Bl. 59/33) ab; er gibt zu, daß es viele Katecheten gibt, die diese Bilder nicht missen wollen, weil sie sich auf diese schon ganz eingestellt haben. Es sei jedoch eine andere Frage, ob diese Bilder heute noch dem Kinde, und vor allem dem älteren Kinde, dasselbe besagen wie damals, als sie dem damaligen religiösen Empfinden entsprachen. Das Bilderlebnis ist bei den Kindern weithin abhängig von der allgemeinen Bilderziehung, die durch die Schule geboten wird, abhängig von der Denkart der Kinder, die anders ist als vor 30 Jahren. Er betont, daß die Frage, welche Anforderungen man an ein biblisches Bild stellen muß, nicht gelöst ist (36). Ist die Bergmann-Bibel eine Schulbibel? Unter Schulbibel versteht man eine Bibel, die in der Schule in Gebrauch steht, als Schulbuch den Kindern vom Diözesanbischof übergeben wird. Nach dem Verzeichnis der in Schulen in Gebrauch stehenden Bibeln nennen Jungmann (68) und Kreutzwald (208): Kastner, Herder, Buchberger und Ecker und für Österreich die Leo-Bibel. Die Bergmann-Bibel ist in keiner Diözese eingeführt. Jungmann fügt bei: Andere Versuche, wie die Schulbibel von Stieglitz und die katholische Schulbibel von Bergmann, haben zwar anregend gewirkt, konnten aber keine größere Verbreitung gewinnen, sie blieben Privatarbeiten (68). Ich möchte vorschlagen, im Interesse der Verbreitung, die dieses Buch verdient, den Titel zu ändern. Jedes Religionsbuch der oberen Klassen der Mittelschule hat ein Titelwort, aber das Wort Schulbuch vermeidet man. Kreutzwald sagt, die Bergmann-Bibel sei für höhere Ansprüche zu empfehlen: für den Abschluß der Mittelstufe höherer Schulen, für Erwachsene, die nach der Schule gerne noch zu einer Schulbibel greifen (207). Man schenke der Jugend die Bergmann-Bibel. Sie verdient weite Verbreitung.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Jesus, ich komme. Für Erst- und Frühkommunikanten. Von Josef Hiltl, Weihbischof von Regensburg. (64.) Donauwörth 1958, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. DM 1.—.

In sieben Betrachtungen aus dem Leben, Leiden, Sterben und der Verklärung Jesu wird gezeigt, wie sich dieses Leben in der Eucharistie, in Messe und Kommunion, vergegenwärtigt und wie das Kind selbst in seinem engen Lebenskreis seinem Heiland dankbar sein kann. Für die Eltern ist eine Einführung beigegeben, wie sie dem Kinde zur Vorbereitung auf die Kommunion behilflich sein können. Tiefe Erfassung des kindlichen Gemütes, vorbildliche Ausdrucksweise zeichnen das Büchlein aus. Vorsätze und Bitten sind dem Gedankenkreis der Kinder angepaßt.

Es ist eine Frage, ob nicht die Angabe im Titel „für Erstkommunikanten" zu eng ist. In vielen Diözesen ist die Erstkommunion schon im zweiten Schuljahr. Ich würde sagen: „für die Unterstufe". Mag das Büchlein von den Kindern selbst benützt oder daraus vorgebetet werden, immer wird es mit großem Gewinn für die seelische Vertiefung verwendet werden. Ein Buch für Kinder sollte einen dauerhafteren Einband haben.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Mut zur Frühkommunion! Aus dem Tagebuch einer Mutter. Von Hedwig Peregrin. (40.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. DM 1.50.

Eine Mutter erzählt aus ihrem Tagebuch und aus Briefen an ihren Mann im Felde, wie sie ihre zwei Knaben im Alter von sechs und sieben Jahren auf die Frühkommunion vorbereitet hat. Es ist fast ausschließlich von der seelischen Bereitung die Rede. In der Einführung der Kinder in das Opferleben, in der Aufklärung, in der Bewertung der Kommuniongeschichten erweist sich die Verfasserin als gute Pädagogin.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Lebe im Heiligen Geist! Christliche Gewissensbildung. Ein Firmunterricht. Von Karl Maria Scherer. (192.) Luzern-München 1958, Rex-Verlag. Kart. sfr 12.—, DM 11.50; Leinen sfr 14.—, DM 13.50.

Das Buch stellt sich drei Ziele: 1. Vertiefung der Erkenntnis und Verehrung des Heiligen Geistes; 2. Bildung des christlichen Gewissens; 3. Unterweisung über die Firmung.

An die Fassungskraft der Firmlinge werden große Anforderungen gestellt. Es drängt sich hiebei auch die Frage auf, welche Schuljahre man hier im Auge hat. Das Firmalter ist und bleibt umstritten. Ich verweise auf die große Debatte beim Münchener Katechetischen Kongreß 1928 (S. 165—193). Einen Anhaltspunkt hat man im Buche, wenn es heißt: der Bub war 9 Jahre alt (25). Wertvoll und einmalig sind die Anleitungen für den Katecheten zur Meditation über das Lehrgut. Die Methode selbst gleicht der des neuen Deutschen Katechismus; sie enthält die Stufen: Leben und Sinn, Merksatz und Gebet. Mit der Stufe „Leben" bezeichnet der Verfasser die Darbietung. In 19 Katechesen geht er von der Bibel aus, in 5 von der Liturgie und in 17 vom Alltag. Die Bibelstellen sind für die Kinder dieser Altersstufe oft zu schwierig. Hat der Heilige Geist Christus zum Sterben für uns veranlaßt? Hat er Christus vom Tode auferweckt? (61). Man wird der Bodenständigkeit der Katechese immer das Wort sprechen, aber der Verfasser geht zu weit. Er spricht nicht vom Engel Gabriel, wie wir doch täglich dreimal im „Engel des Herrn" beten; für ihn ist Gabriel ein Herzog, ein Fürst, der auf die Erde fliegt, wie man heute mit einem Flugzeug fliegt, und zwar mit großem Gefolge; selbst die Route ist angegeben. Das Mädchen wurde zuerst bleich, dann schoß Blut in das Gesicht, dann wurde das Gesicht wie eine Rose, die in der Sonnenwärme aufblüht. Und Fürst Gabriel hörte, nachdem er die Botschaft verkündet hatte, alle Glocken läuten in Italien, Frankreich und Amerika (49 f.). Die Darbietung „Jesus fastete in der Wüste" fängt so an: Ein seltsamer Höhenkurort. Das Kurhotel war eine Höhle. Da machte ein Mann eine Kur, eine Hungerkur (51). Sammelten Engel das Blut Jesu am Ölberg uud auf Kalvaria und brachten es dann zur Auferstehung zum Leibe Jesu zurück? (59).

Die Erzählungen aus dem Alltag sind lebensnahe, besonders gut die Seite 126 ff., 159 ff. und 167 f. Man soll aber bei den Erzählungen alles Unwesentliche nach Möglichkeit vermeiden. Die Kinder merken sich dann nicht, worauf es in der Darbietung ankommt. In der Katechese über die Taufe zählte ich kaum drei Zeilen, die Wesentliches von der Taufe bringen.

Das Buch empfehle ich vor allem zur Durchnahme in Jugendgruppen, auch den Laienaposteln wird es Dienste leisten. Die Meditationen und die schönen Bibelstellen empfehle ich den Priestern, damit sie immer tiefer vom Heiligen Geiste erfüllt werden.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

Zwischen 15 und der Liebe. Von Michel Quoist. Ins Deutsche übertragen von Eduard Keller. (349.) Köln-Graz-Wien, Verlag Styria. Leinwand S 85.50.

In diesem Buche wird die seelische Entwicklung eines französischen Studenten durch tagebuchmäßige Aufzeichnungen mit häufig eingefügten Erläuterungen des Verfassers, der selbst als Jugendseelsorger eine Hauptfigur ist, dargestellt. Es wird sicherlich vielen Studenten und auch jenen Erwachsenen wertvolle Hilfe sein, die aus der Verantwortung vor Gott heraus den Ringenden und Reifenden helfen wollen. Es ist spannend geschrieben, trotz aller Offenheit ehrfürchtig und hat die ganze reiche und für den jungen Menschen oft so verwirrende Problematik und Schönheit des wirklichen Lebens eingefangen.

Daß Dany (der junge Tagebuchschreiber) nicht eine Art Schablone des jungen Menschen überhaupt sein kann und dieses Buch also keine Generallösungen der Jugendprobleme bieten kann — solche gibt es nicht —, ist dem Verfasser bewußt. Das Buch würde durch Verallgemeinerung seine Ursprünglichkeit, das Anziehende und in mancher Hinsicht seine Giltigkeit verlieren.

Für unsere Verhältnisse etwas ungewohnt ist die gefühlsbetonte Herzlichkeit des Priesterfreundes im Umgang mit dem Jungen. Nur ist die Art der Romanen eben anders als unsere mehr nüchterne Haltung. Manche Reflexionen (z. B. S. 36, 51, 100) erscheinen für dieses Alter ungewöhnlich. Auch könnte der Eindruck entstehen, daß ein Junge

von heute geradezu selbstverständlich durch die Verirrung der Selbstbefriedigung hindurch müßte. Abschließend: ein feines „Führungsbuch", das allerdings eine gewisse Intelligenz und positive Grundhaltung des jungen Lesers voraussetzt.

Linz a. d. D. Dr. Josef Wilhelm Binder

Liturgik

Die Taufe. Eine genetische Erklärung der Taufliturgie. Von Alois Stenzel S. J. (Forschungen zur Geschichte der Theologie und des innerkirchlichen Lebens. Schriftenreihe. Herausgegeben von Hugo Rahner-Josef A. Jungmann S. J., Heft VII/VIII.) (320.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 124.—.

Das Buch erfüllt einen wiederholt geäußerten Wunsch, auch für die Taufe die gleiche genetische Erklärung zu erhalten, wie sie in Jungmanns „Missarum Sollemnia" für die heilige Messe vorliegt. So mußte der Autor die Entwicklung der Zeremonien der hl. Taufe vom Taufverfahren in der Hl. Schrift des Neuen Bundes an über Hippolyts Kirchenordnung und Tertullian im Osten und Westen, in Afrika, Spanien und Gallien erforschen. Solange die christliche Gemeinde an der Tauffeier teilnahm und die Erwachsenen den Großteil der Täuflinge bildeten, waren die Zeremonien sinnvoll und aktuell; mit der Kindertaufe, deren Ritus sich aus der Erwachsenentaufe entwickelte, bekamen sie nur mehr symbolischen Charakter und wurden in den Taufordines zu einer fixen Norm.

Nach Stenzel entsprechen aber weder der Ritus der Kinder- noch der der Erwachsenentaufe dem Geiste liturgischer Erneuerung. Darum führt er in einem letzten Abschnitt Anregungen für die Änderung des Taufritus an, die die liturgische Bedeutung dieses wichtigsten Sakramentes wieder beleben sollen. Er weist auch darauf hin, daß in Zukunft in unseren Ländern die Taufe von Erwachsenen wieder häufiger sein werde. Mit einer Aufteilung der Zeremonien auf mehrere zeitlich getrennte Akte könnte der Ritus der Taufspendung so verkürzt werden, daß die Taufe leicht in den Ritus der Karsamstagzeremonien eingebaut werden könnte. So wirft dieses Werk sehr wichtige Probleme auf, die jeden Seelsorger und jeden, der sich mit den modernen Fragen der liturgischen Erneuerung beschäftigt, auch Laien, interessieren werden. Der Verfasser sucht auch die moderne Sprache in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, was anfangs etwas ungewöhnlich wirkt, aber den Leser zu größerer Konzentration zwingt.

Stift St. Florian Dr. Franz Linninger

Weg des Lebens. Sonntagsmeßbuch. Taschenausgabe mit Liedern. Herausgeber: Msgr. J. Huber — Dr. K. Kammelberger. (544.) Linz an der Donau, Verlag Veritas. Flexible Plastikfolie S 25.— (ohne Liederanhang S 22.—); Leinen S 46.— (S 42.—); Ziegenleder Rotschnitt S 76.— (S 72.—); Goldschnitt S 98.— (S 92.—).

Das Linzer Meßbuch „Weg des Lebens" ist neben dem „Schott" schon längst zu einem Begriff geworden. Auf seine Eigenart wurde in dieser Zeitschrift schon früher ausführlich hingewiesen. Die vorliegende Taschenausgabe ist ein Textauszug aus dem vollständigen Meßbuch und bewußt für die Gemeinschaftsmesse eingerichtet. Die Propriengesänge sind fett gedruckt und mit Pausenzeichen versehen; die erklärenden Texte sind auf ein Minimum beschränkt. Das handliche Büchlein enthält neben den gleichbleibenden Meßgebeten die wechselnden Teile aller Messen der Sonn- und Feiertage, der hohen Heiligenfeste sowie zweier Votivmessen.

Der anschließende Gebetsanhang bringt auch das Wichtigste, was der Christ zum Empfang der heiligen Sakramente braucht. Ein weiterer Anhang enthält die gebräuchlichsten Kirchenlieder und Gesänge. Es gibt aber auch eine Ausgabe ohne Liederanhang. Der Gebetsanhang, der zugleich eine Gebetsschule sein will, ist bei den Seelsorgern zum Teil auf Widerspruch gestoßen. Von den Schwächen im Gebetsteil abgesehen, wird dieser „Sonntags-Weg des Lebens" zur religiösen Vertiefung, in erster Linie zu einer tätigen Teilnahme am heiligen Opfer gute Dienste leisten.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Instruktion über die Kirchenmusik und die hl. Liturgie im Geiste der Enzykliken Papst Pius' XII. „Musicae sacrae disciplina" und „Mediator Dei". (46.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 1.80.

Vgl. „Römische Erlässe und Entscheidungen". Mit Datum vom 23. 12. 1958 wurden die deutsch-österreichischen Privilegien vom Jahre 1943 neuerlich bestätigt. Im übrigen sind die Weisungen der Bischöfe abzuwarten. Voraussetzung für alles weitere ist die genaue Kenntnis der Instruktion. Die vorliegende sehr übersichtliche deutsche Ausgabe ist gedacht als Ergänzungsheft zu der im gleichen Verlag erschienenen Sammlung: Kirchenmusikalische Gesetzgebung. Die Erlässe Pius X., Pius XI. und Pius XII. über Liturgie und Kirchenmusik. Die Übersetzung besorgte P. E. Wagenhäuser, O. E. S. A.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Kreuzweg unseres Herrn Jesus Christus. Von Fulton J. Sheen. Bilder nach Plastiken von August Bläsi, Luzern. Übersetzung ins Deutsche von P. Anton Loetscher. (64.) Luzern/München 1958, Rex-Verlag. Kart. sfr 4.20, DM 4.—, Ganzleinen sfr 5.80, DM 5.50.

Crucis Via cum Jesu et Maria. Auctore Francisco Breuer. Mondorf am Rhein, Selbstverlag des Verfassers. DM 1.—.

Der berühmte amerikanische Fernsehbischof Sheen hat einen durchaus eigenwilligen und modernen Kreuzweg vorgelegt, der vielleicht am ehesten dem von Paul Claudel nahekommt. Viele geistig regsame Christen unserer Zeit werden sich von dieser Art, den Kreuzweg zu beten und zu betrachten, angesprochen fühlen.

Pfarrer Breuer bietet den Priestern einen lateinischen Kreuzweg in Versen, den er nach dem Vorbild des Jakob Balde S. J. verfaßt hat. Metrum und Geist richten sich nach der Sequenz „Stabat mater".

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Verschiedenes

Charles de Foucauld. Forscher und Beter. Von Michel Carrouges. Aus dem Französischen übersetzt von Yvonne Gräfin von Kanitz. (372.) Mit 16 Bildtafeln und einer doppelseitigen Karte im Text. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 14.80.

Charles de Foucauld, der moderne „Wüstenheilige", ist ohne Zweifel eine bewundernswerte Heldengestalt, in der sich Lehre und Beispiel Jesu in ganz eigenartiger Gestalt widerspiegeln. Sein abenteuerliches Leben ist bekannt: Aus vornehmer Familie stammend (geb. 1833), führt er, nachdem er seinen katholischen Glauben aufgegeben hat, ein ganz weltliches, ja geradezu anstößiges Leben. Dann wird er Soldat und Offizier, unternimmt hierauf, als Jude verkleidet, unter größten Schwierigkeiten und Gefahren eine ertragreiche Forschungsreise nach Marokko. Durch das ernste religiöse Leben der Mohammedaner angeregt, bekehrt er sich nach einer reumütigen Beichte, zu der ihn der bekannte Abbé Huvelin sozusagen nötigte, als er ihn um Unterweisung in der Religion anging. Von der Gnade gepackt, riß er sein Leben um 180 Grad herum und war nur darauf bedacht, den Willen Gottes zu finden und auszuführen. Zunächst versuchte er es als Trappist in verschiedenen Klöstern, dann lebte er demütig als Hausknecht bei den Klarissen in Nazareth in möglichst genauer Nachfolge des betenden und arbeitenden Heilandes. Nach langem Sträuben ließ sich Foucauld endlich mit 42 Jahren zum Priester weihen und lebte dann als Einsiedler in der nordafrikanischen Wüste in größter Armut, zugleich Bruder, Freund und Ratgeber aller Kinder dieses Landes, der Christen, Muselmanen, Juden und Heiden. Am 1. Dezember 1916 fällt er als Opfer eines feindlichen Berberstammes.

Der Autor hat es sich nicht leicht gemacht; er hat alle Erinnerungen und Dokumente gesammelt und geprüft, er hat auch alle Orte besucht und so ein gründliches Werk geschaffen. Über manches würde man freilich noch gern Genaueres erfahren, z. B. über die Hintergründe der Ermordung. Wenn man sich in dieses Leben vertieft, drängen sich einem ganz von selbst ernste Gedanken und Gefühle auf: Freude und Genugtuung darüber, daß es in der Kirche immer wieder solche Heldengestalten gibt; aber auch Kleinmut und Beschämung darüber, wie weit wir Durchschnittschristen von einer solchen Heldengesinnung und Willensstärke abstehen. Man kann sich freilich auch gewisser Bedenken, ja Zweifel nicht erwehren, ob und wieweit gewisse außerordentliche Handlungen mit der Tugend der Klugheit noch vereinbar sind. Gewiß, „nur Heilige können Heilige verstehen" (S. 352), und man darf sie nicht mit den Maßstäben menschlicher Klugheit allein messen. Vielleicht dürfen wir uns aber doch die Frage stellen, ob die Unrast, wie sie durch das ganze Leben Foucaulds geht,

wirklich Gottes positiver Wille war oder nur zugelassen wurde. Im ganzen ein erschütterndes, zur Selbstbesinnung mahnendes, durchaus empfehlenswertes Buch!

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Papst Pius XII. Dem Lehrer der Völker, dem Hirten der Seinen, dem Priester der Liebe zu treuem Gedenken von Pater Beat Ambord. (64.) Köln-Müngersdorf, Verlag für kirchliches Schrifttum im Verlag „Wort und Werk". Brosch.

Von Pius XII. zu Johannes XXIII. Von Erich Klausener. 2. Aufl. (112.) Mit 32 Fotos. Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 2.90.

Hirte der Völker. Von Pius XII. zu Johannes XXIII. 96 Seiten Text mit über 100 Aufnahmen. Herausgegeben im Zeitschriftenverlag Otto Walter AG, Olten. sfr 3.80.

Pater Ambord, durch dreizehn Jahre Leiter und Sprecher der deutschen Sendungen von Radio Vatikan, will mit seiner Gedenkschrift nicht die Zahl der Biographien des heimgegangenen Papstes vermehren, sondern zunächst aus dem Erlebnis der persönlichen Begegnung berichten. Daran schließt sich der Versuch einer Deutung des Pontifikates (zugleich eine Übersicht über die weltweite Wirksamkeit) und des Geheimnisses der Persönlichkeit des Pacelli-Papstes. Die Schrift ist gut geeignet, das Andenken des großen Toten lebendig zu erhalten.

Das Büchlein von Klausener ruft zunächst in Ehrfurcht und Dankbarkeit die letzten Tage Pius' XII. und die große Trauer um ihn in Erinnerung und macht uns dann in liebenswürdiger Weise mit dem Leben und der bisherigen Tätigkeit seines Nachfolgers, Johannes XXIII., bekannt. Zahlreiche Fotos unterstreichen den interessanten Text.

„Hirte der Völker" ist ein Bildbericht von Reportern von Illustrierten. Führend ist hier das Bild, der Text steht an zweiter Stelle. Der erste Teil dieses Bilderbuches schildert Leben, Wirken und Heimgang Pius' XII., der zweite ist der Sedisvakanz und dem Konklave gewidmet. Den Schluß bildet die Schilderung des bisherigen Lebensweges Johannes' XXIII., seines Aufstieges vom einfachen Bauernsohn zum Oberhaupt der katholischen Kirche. Wie im Film ziehen Ereignisse von Jahrzehnten an uns vorüber.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Erzbischof Dr. Eugen Seiterich †, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Zweiter Band: Barontus bis Cölestiner. (16 S. und 1256 Sp.) Mit 9 Karten und 89 Abbildungen auf 24 Tafeln. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 77.—, S 524.—; Halbleder DM 86.—, S 585.—.

Die Neubearbeitung des weltbekannten LThK wurde von allen Seiten freudig begrüßt. Der erste Band fand nicht nur in den Kreisen der Wissenschaft, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit eine sehr gute Aufnahme. Der vorliegende zweite Band behandelt über 3000 Stichwörter von Barontus bis Cölestiner in 1256 Spalten (ein Mehr von 232 Spalten gegenüber der ersten Auflage). Auch die Zahl der Mitarbeiter ist bedeutend höher. Ein pietätvolles Gedenken gilt dem am 3. 3. 1958 verstorbenen Protektor des Werkes, Erzbischof Dr. Eugen Seiterich von Freiburg i. Br. Auch dieser Band enthält eine Reihe besonders wichtiger Stichwörter; viele sind neu dazugekommen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen einer knappen Besprechung die einzelnen Artikel kritisch zu würdigen. Im ganzen kann man gegenüber der ersten Auflage einen erfreulichen Fortschritt feststellen. Besonderes Interesse erwecken die Artikel zu den Themen Bibel und Buße, Bußsakrament. In den schwierigen Fragen der altkirchlichen Bußdisziplin (bearbeitet von Karl Rahner) ist vieles klarer geworden. Besonders erfreulich ist auch in diesem Bande die immer wieder zutage tretende Berücksichtigung der seelsorglichen Praxis. Zu erwägen wäre, ob nicht da und dort älteres Material (besonders selten vorkommende Namen) weggelassen werden könnte, um so für aktuellere Dinge Raum zu gewinnen. Auf Textillustrationen wurde auch in diesem Bande verzichtet. Anschauungsmaterial bieten die ausgezeichneten Karten und die gut zusammengestellten Bildtafeln. Wir wünschen auch diesem Bande vollen Erfolg und sehen mit Interesse dem schon für das 1. Halbjahr 1959 angekündigten dritten Bande entgegen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Die Sakramente. Radiopredigten. Siebenter Band. Von Heinrich Suso Braun. (410.) Innsbruck-Wien-München 1957, Tyrolia-Verlag. Kart. S 58.—, DM 9.80, sfr 10.15.

P. Heinrich Suso Braun O. F. M. Cap., der bekannte Radioprediger, behandelte in der Zeit vom Oktober 1953 bis April 1956 im Sender Innsbruck ein gewiß nicht leichtes Thema: Die Gnade und die Sakramente im allgemeinen sowie im besonderen. Der vorliegende Band stellt in gewissem Sinne eine Krönung seines homiletischen Lebenswerkes dar. Dem Leser wird das Heilswirken Gottes, das er in den Menschen entfaltet, in einer tiefen geistigen Schau vor Augen geführt. Dogmatische Tiefe verbindet sich aber glücklicherweise mit der Nähe zum konkreten Leben. Dazu kommt ein warmer, verstehender Ton, der auch Fernstehende anspricht.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Für Kirchen, Klöster und den hochwürdigen Klerus:
STOFFE ALLER ART, WÄSCHE, WIRKWAREN, TEPPICHE, VORHÄNGE, MÖBELSTOFFE, DECKEN, BETTWÄSCHE
MARTIN SPORN, Linz/Donau
ECKE DOMGASSE-GRABEN / RUF 22132 / GEGR. 1887

PARAMENTIK
Inh.: Josefine Hofer und Ilse Holzer
EIGENE KUNSTWERKSTÄTTE FÜR PARAMENTE UND FAHNEN JEDER ART
ALLE REPARATUREN

Karl Hofer
LINZ a. d. DONAU
Hofgasse 9
Telephon 22 8 32
GEGRÜNDET 1900

SCHUHHAUS Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12
Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel
REICHE AUSWAHL

DAS FACHGESCHÄFT FÜR OPTIK UND FOTO

Optiker GEIER
LINZ-DONAU

Linz,
LANDSTRASSE 10
(am Taubenmarkt)



Urfahr,
HAUPTSTRASSE 32
(an der Biegung)

SCHREIBMASCHINEN



MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf

Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen
Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte

Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35



ENGLER
INH. E. SCHILLE
LINZ HAUPTPLATZ 22

Schöne Geschenke
in allen Raucherartikeln

Gasfeuerzeuge . . . . . ab S 94.–
elektrische Feuerzeuge S 106.–
sowie alle anderen Markenfeuerzeuge

ALLE GRÖSSEN SCHACH

JOSEF ENGLER, INHABER EDUARD SCHILLE
Linz, Melichargasse 4a, Niederlage Hauptplatz 22

Alois Dobretsberger

Seit 1860

DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 3. HEFT

Maria, die immerwährende Jungfrau

Von em. Univ.-Prof. Dr. Oskar Graber, Graz

Maria, die jungfräuliche Mutter Gottes, ist das ideale Vorbild jungfräulichen Lebens. Bis in unsere Zeit wurde das so aufgefaßt, daß Maria auch schon vor der Botschaft des Engels entschlossen war, immer jungfräulich zu bleiben. Mehrere Exegeten der neueren Zeit glauben aber, aus dem Verkündigungsbericht (Lk 1, 31—34), im Lichte der damaligen Zeitverhältnisse gesehen, entnehmen zu müssen, daß dies nicht zutreffe. Maria habe bei ihrer Verlobung wie andere Israelitinnen die Absicht gehabt, mit Josef eine gewöhnliche Ehe einzugehen und sie zu vollziehen[1]). Mit großem Schwung verteidigt diese Ansicht Johannes Bauer in mehreren Aufsätzen[2]), neuerdings wieder in der „Münchener Theologischen Zeitschrift", 9 (1958), 124—135. Hauptsächlich auf diese Ausführungen wird hier Bezug genommen, weil sie so ziemlich alles zusammenfassen, was gegen einen Jungfräulichkeitsvorsatz Marias geschrieben wurde. In der bekämpften herkömmlichen Auffassung findet Bauer (= B.) „so viele Ungereimtheiten . . . , daß sie bei genauerem Zusehen als unannehmbar erscheint", wie etwa ein Jungfräulichkeitsvorsatz auf Grund göttlicher Eingebung, die Eingehung einer Ehe bei Bestehen eines solchen Vorsatzes, das Unverständliche einer solchen Haltung im alttestamentlichen Raum und das Versagen der traditionellen Dezenzbeweise (125). Dagegen lassen sich, so meint B., zunächst Gründe von der hebräischen Syntax und Stilistik her vorbringen: Der Engel verkündet nämlich die Empfängnis als unmittelbar bevorstehend, der Sinn seines Wortes „Du wirst empfangen" ist: „Du sollst jetzt empfangen" (127), und darum ist die Entgegnung Marias, daß sie keinen Mann erkenne, nur auf ihren gegenwärtigen Zustand bezogen, bedeutet also, daß sie, weil von Josef noch nicht heimgeführt, mit ihm noch nicht verkehren dürfe, sagt aber nichts von ihrem Willen für die

---

[1]) D. Haugg, Das erste biblische Marienwort, Stuttgart 1938. — P. Gaechter, Maria im Erdenleben, 3. Aufl., Innsbruck 1955. — J. Schmid, Das Evangelium nach Lukas, 3. Aufl., Regensburg 1955. — K. Staab, Das Evangelium nach Lukas, Würzburg 1956, u. a.

[2]) Bibel und Liturgie, 24 (1956), 23—26. — Österr. Klerusblatt, 90 (1957), 244 f. — Novum Testamentum, Leiden, 2 (1957), 81—91.

Zukunft. B.s Beweis hiefür lautet: Alle mit der unseren vergleichbaren Engelsbotschaften des A.T. beziehen sich nur auf die unmittelbare Zukunft, verschieden ist dabei nur die Art der Offenbarung, nicht aber die Unmittelbarkeit bezüglich des Zeitpunktes; Beobachtungen philologischer Natur beweisen dies geradezu: Das „Siehe, du wirst empfangen" lautet im Hebräischen, auf das der Lukastext zurückgeht: „Hinnak harah", also ein „hinneh" plus Suffix der zweiten Person plus Partizip. „Eine solche Konstruktion ist nach dem klaren Urteil der Grammatiker als unmittelbares Futur aufzufassen" (126 f.).

Das Urteil darüber, ob B.s Philologie richtig ist, steht natürlich den Fachexegeten zu, aber schon die Tatsache, daß eine große Zahl von Bibelgelehrten auch jetzt noch an der alten Auffassung festhält, läßt schließen, daß sie solchen Argumenten keine entscheidende Beweiskraft zusprechen. So verweist J. Patsch z. B. auf eine Reihe göttlicher Botschaften im A.T., die nicht von der nächsten, sondern sogar von einer fernen Zukunft gegeben werden: Ex 34, 11; 2 Sam 12, 11; Is 7, 14; 43, 19; Jer 16, 9 u. a. Er findet, daß „hinnak harah" an zwei Stellen, auf die die Neueren sich stützen (Gen 16, 11 u. Ri 13,5), weder ein Futurum instans noch einen Befehl bedeutet. (B. übersetzt nämlich: „Siehe, du sollst empfangen"). Das „hinneh" deute nur auf etwas Unerwartetes, Außerordentliches oder Wichtiges[3]).

Doch philologische Deduktionen allein können in unserer Frage nicht die Entscheidung bringen; sie können höchstens zeigen, was sprachlich möglich ist, nicht aber, was die Angeredete verstand oder verstehen mußte. Das Wort B.s: „Maria konnte eine Engelsbotschaft nur von der unmittelbaren Zukunft verstehen, weil sie nur für diese gemeint sein konnte" (126 f.), sieht einer petitio principii auf das Haar ähnlich. Die Unterredung zwischen Maria und dem Engel vollzog sich ja nicht in hebräischer Sprache, die damals nicht mehr gesprochen wurde; die hebräische Syntax und Stilistik konnte ihr also nicht helfen, das Verständnis des Gesagten zu gewinnen. Maria mußte auch nicht alle Erzählungen von Botschaften Gottes durch Engel im A. B. kennen oder in diesem Augenblicke gegenwärtig haben, um daraus zu entnehmen, daß der Engel auch bei ihr, wie angeblich immer, die nächste Zukunft meine. Überdies gab es für sie einen ganz erheblichen, zwingenden Grund, die Empfängnis nicht als unmittelbar bevorstehend zu denken. Da sie nämlich glaubte, der Engel spräche von einer natürlichen Empfängnis, hätte sie annehmen müssen, er wisse nicht, daß sie erst verlobt, daher noch nicht heimgeführt war, oder, was noch widersinniger ist, der von Gott gesandte Engel fordere von ihr etwas Sündhaftes, etwas, um B.s Worte zu gebrauchen, das „der Sitte, die doch gottgeheiligte, gottgewollte Einrichtung war, zuwiderläuft"

[3]) Österr. Klerusblatt, 91 (1958), 23 f.

(129), nämlich den vorehelichen Geschlechtsverkehr. B. gibt das zu, wenn er sagt, Maria habe sich nicht gescheut, ihre voreheliche Keuschheit „vor dem Gottesboten und seinem Auftrag ausdrücklich zu verteidigen, hier standen scheinbar Gottes Gebot und Wille gegen Gottes Gebot und Wille", und dies sei „wahrscheinlich für Maria Kriterium für die Authentizität der Engelsbotschaft" gewesen (130). Höchst sonderbar! Von der Gnade erleuchtetes Denken wird in einem solchen Widerspruch eher ein Kriterium für eine Täuschung durch den Teufel sehen. Kann eine Erklärung, die Maria, der weisesten Jungfrau, eine solch törichte Vorstellung von Engeln und von Gott zumutet, Anspruch darauf erheben, eine, ja die einzige „solide", „einleuchtende und geradlinige Interpretation" (so 124 u. 135) von Lk 1, 34 zu sein?

Eine solche Exegese sieht vollkommen davon ab, daß Schrifttexte nicht etwa wie Homer und Plato zu interpretieren sind, daß es für Katholiken noch etwas anderes zu berücksichtigen gibt, die Analogia fidei. Von dieser her wissen wir: Maria ist nicht ein israelitisches Mädchen wie andere, sie ist die Hochbegnadete, von Anfang an mit einer Fülle der übernatürlichen Gaben Ausgestattete und darum in göttlichen Dingen gewiß nicht so Unerfahrene, daß sie zu einem so groben Irrtum fähig gewesen wäre. Was Gaechter nachgewiesen hat[4]) und was von der neuen Exegese allgemein angenommen wird (B. 124, 125), daß nämlich im Judentum der Geschlechtsverkehr unter bloß Verlobten als sittenlos galt, spricht also nicht gegen, sondern für die von altersher vertretene Auffassung des Verkündigungsberichtes, und die Behauptung B.s, diese tue „dem Texte Gewalt an", sei „ohne Rückhalt in den Texten" (125), arbeite nicht mit exegetischen Grundsätzen (133), erweist sich als hinfällig.

Wollte Maria nicht die Torheit begehen zu glauben, der Engel fordere von ihr Sündhaftes, dann mußte sie das Wort des Engels also von einer Empfängnis nach ihrer Heimführung verstehen. Sagt sie aber trotzdem, daß sie „keinen Mann erkenne", dann bezeichnet dieses Wort offenkundig nicht bloß den gegenwärtigen Zustand, sondern auch ihren Willen für die Zukunft, also einen schon bestehenden Entschluß, sich des Verkehrs mit einem Manne zu enthalten. Das Präsens „ich erkenne" schließt die Futurbedeutung nicht aus, denn es gibt in der Bibel, wie z. B. die neutestamentliche Grammatik von Blass und Debrunner lehrt[5]), ein sogenanntes durativ es Präsens, von dem U. Holzmeister nachweist, daß es im Sprachgebrauch des N. T. „nichts Ungewöhnliches, sondern Häufiges ist, besonders in negativen Sätzen". Er belegt dies mit mehreren Stellen aus Lukas, an denen die Gegenwart für die Zukunft steht, und findet, daß es der Demut der Jungfrau besser entspricht, ein

[4]) A. a. O. 79–82.
[5]) Teil 1, Hauptteil, § 323.

schlichtes „ich erkenne nicht“ zu sagen als das mehr selbstbewußte „ich werde nicht erkennen“[6]). Sogar K. Staab gibt zu, daß es „sprachlich natürlich möglich wäre, das Wort Marias auf die Zukunft zu beziehen“[7]). Durch ein durativ Präsens ist auch das „Auffallende“ erklärt, daß ein Präsens (ich erkenne nicht) innerhalb der Verse 31—35 sich findet, „wo durchwegs Futura stehen“ (128). Die Empfängnis, Geburt, Namengebung und Erhöhung des Messias konnten nämlich gar nicht anders denn als zukünftig verkündet werden, da sie zukünftig waren, während ein für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geltender Beschluß immerhin sinnvoll auch im Präsens ausgesagt werden kann.

Noch eine weitere Erwägung spricht gegen B.s Beweisgang. Wie der Verkündigungsbericht zeigt, beruhigt der Engel die heilige Jungfrau endgültig mit dem Hinweis auf die Allmacht Gottes. B. glaubt, das geschehe zur Lösung ihrer Bedenken wegen des vorehelichen Geschlechtsverkehrs: „Maria sieht die Unmöglichkeit, richtiger die Unerlaubtheit der Verwirklichung der Engelsverkündigung darin, daß sie der Sitte . . . zuwiderläuft. Darauf trifft der Gipfel der Erklärung Gabriels: ‚Gar nichts ist bei Gott unmöglich‘“ (129). Ist es schon schwer, B. auf diesem Wege zu folgen, so kommt es noch schlimmer: Er geht so weit zu glauben, Maria habe die Möglichkeit dessen geleugnet, was der Engel ihr verkündete, und er will dies mit Hilfe von Grammatik und Wörterbuch nachweisen. Im Worte Marias: Πῶς ἔσται τοῦτο bedeutet ihm das πῶς nicht ein „Wie“; Πῶς-Fragen mit dem Futur sind ihm in Wirklichkeit keine Fragen, sondern Negationen, und somit ist „rein philologisch gesehen zwischen dem Wort des Zacharias: ‚Unde hoc sciam‘ (Lk 1, 18) und dem Marias kein Unterschied anzunehmen“ (129). Das hieße also, Gottes Macht könne Unsittliches vollbringen. Das ist wirklich überraschend, denn dann hätte Maria dem Engel gegenüber sich weniger ehrerbietig benommen als Zacharias. Dieser fragte nur zweifelnd, Maria aber hätte die Zustimmung direkt verweigert. Dabei zeigen beide Verkündigungsberichte, daß der Engel sich Maria gegenüber ganz anders beträgt als gegen Zacharias. Diesem wird ein Tadel ausgesprochen und über ihn sogleich eine Strafe verhängt; der Jungfrau aber gibt der Engel bereitwillig Aufschluß und weist sie auf das Wunder hin, das sich an Elisabeth vollzogen hatte. Auch Elisabeth, vom Heiligen Geiste erfüllt, preist sie selig wegen ihres Glaubens (Lk 1, 45) in offenkundiger Anspielung auf den dazu im Gegensatz stehenden Unglauben des Zacharias. Das ist doch ein Zeichen, daß Maria nicht an der verkündeten Tatsache gezweifelt, sondern nur nach dem Wie der Erfüllung gefragt hatte, das sie nicht kennen konnte. Ein Zweifel an der göttlichen Botschaft oder gar deren

[6]) Verbum Domini, 19 (1939), 73.
[7]) A. a. O. 16.

Abweisung wäre zudem ein sittlicher Fehler gewesen, mindestens eine Überraschungssünde derjenigen, die der Engel eben bezeichnet hatte als die Gnadenvolle, mit der der Herr ist, die Gnade gefunden hatte vor Gott. Es wäre im Widerspruch zur Überzeugung der Kirche, daß Maria in ihrem ganzen Leben nie eine läßliche Sünde beging[8]). Wieder ein Beispiel dafür, wohin eine Exegese führt, in der man mit Grammatik und Syntax allein auskommen will.

Der traditionellen Exegese wird von B. wiederholt vorgeworfen, sie tue dem Texte Gewalt an. Nun ist es aber gerade die neue Exegese, die im Texte Änderungen, Einschübe vornehmen muß. Darnach ist in den Worten des Engels: „Du wirst empfangen," ein „jetzt" zu ergänzen, in der Frage Marias: „Wie wird dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne", das Wörtchen „noch nicht". B. mag sich bemühen, das Recht zu solchen Einschüben durch die Eigenart des Hebräischen zu rechtfertigen, „die es dem Kontext überläßt, solche Partikeln zu ergänzen" (126). Lukas schrieb nicht hebräisch, sondern griechisch. Nun gibt B. zu, daß die griechische Septuaginta und die lateinische Übersetzung oft ein „jetzt" oder ein „noch nicht" in den Text einsetzen, „ohne im Hebräischen dafür eine ähnliche Partikel zu finden" (126). Hätte man da nicht erwarten dürfen, daß Lukas oder derjenige, der die hebräische Vorlage in das Griechische übersetzte, ebenfalls eine solche Einfügung vorgenommen hätten, wenn dies der selbstverständliche Sinn des Urtextes wäre?

Gegen die traditionelle Erklärung bringt B. mit Haugg noch vor, man vermisse „ein Eingehen des Engels auf die Frage der Jungfrau, wenn diese im Sinne eines Keuschheitsgelübdes ausgelegt werden müßte" (128). Man vermißt es aber nicht, der Engel gibt ja Maria die Zusicherung, daß ihre Jungfräulichkeit nicht angetastet wird, weil sie nicht von einem Manne, sondern durch den Heiligen Geist empfangen werde. Er hätte gar nicht anders sprechen können, wenn Maria ausdrücklich auf einen Jungfräulichkeitsvorsatz sich berufen hätte.

Die Behauptung, der Wortlaut der Heiligen Schrift widerlege die traditionelle Erklärung, steht also mindestens auf unsicheren Füßen. Es kommt daher für die neue Exegese darauf an, noch andere Gründe zu finden, die etwa zu einem Verlassen der alten Auffassung zwingen. Darum die Behauptung B.s: Bei Bestehen eines Jungfräulichkeitsbeschlusses wäre es unverständlich, daß Maria sich verlobte. Sie hätte überdies Josef für den gleichen Vorsatz gewinnen müssen oder hätte ihn bewußt getäuscht. „Auch bliebe zu erklären, wieso die Schrift sich nicht genauer ausdrückt" (125, 134 Anm. 25). Das letztere ist nun unschwer erklärt. Die Darstellung der Heiligen Schrift ist gewöhnlich knapp, oft werden Dinge, die zum Verständnis des Gesagten notwendig wären, nicht berichtet (vgl. die Kind-

[8]) Tridentinum, S. VI, can. 23, Denzinger 833.

heitsgeschichte Jesu) und Aussprüche, die schwer verständlich sind, bleiben ohne die erwartete Erklärung (vgl. Lk 2, 44). Warum hätte es dann im Verkündigungsbericht anders sein müssen? Eine Lösung der genannten Schwierigkeiten ist übrigens gut denkbar. Wenn Maria eine Ehe schließen wollte, so gewiß nicht, wie andere Mädchen, auch aus sinnlichem Verlangen; sie war ja, wie wir sicher wissen, frei von der Begierlichkeit. Es müssen also, entgegen dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge, andere Gründe gewesen sein, die zur Verlobung und zum Willen zur Ehe führten. War Maria sich dessen bewußt, daß Gott sie zur Wahl des jungfräulichen Standes angeregt hatte — eine besondere Gnadenführung der Unbefleckt Empfangenen, die zur jungfräulichen Gottesmutter bestimmt war, kann kaum geleugnet werden —, dann durfte sie es der göttlichen Vorsehung überlassen, ihrem Entschluß auch in der Ehe treu bleiben zu können, zu der uns näher nicht bekannte Umstände gedrängt haben mußten. Das ist nicht eine Verlegenheitsauskunft, da die Heilige Schrift ganz deutliche Anhaltspunkte dafür gibt, bei Maria ein solches Verhalten anzunehmen. Nachdem sie vom Heiligen Geiste empfangen hatte, machte sie davon Josef keine Mitteilung, obwohl seine Rechte dadurch berührt waren, sondern überließ diese Mitteilung Gott (Mt 1, 18 ff.). Ja noch mehr: Es wird nicht bezweifelt, daß Maria wenigstens von dem Zeitpunkt an, da sie Mutter Gottes geworden war, zu dauernder Jungfräulichkeit entschlossen war. Trotzdem blieb sie im Verlöbnis mit Josef, ließ ihn also, bis er durch den Engel Kunde erhielt, in der „Täuschung", er dürfe eine normale Ehe mit ihr erwarten. Wenn die heilige Jungfrau in dieser Zwischenzeit — es dürften mehrere Monate gewesen sein — eine solche „Täuschung" zulassen konnte, warum wäre es früher so ganz ausgeschlossen gewesen?

Aber ist ein Jungfräulichkeitsentschluß vor Christus nicht doch ein Anachronismus, etwas, was im alttestamentlichen Raum unverständlich erscheint? B. glaubt, eine Stütze für diese Behauptung in einem Aufsatze W. Hillmanns zu finden. Dort heißt es, es sei unerklärlich, daß Maria, noch in der alttestamentlichen Heilsordnung stehend, aus einem unerfindbaren Grunde das eindeutig Geringere für sich gewählt habe. Der Jungfräulichkeitsvorsatz besitze erst in der christlichen Heilsordnung Wert und Sinn, erst mit dem Eintreten in die Fülle der Zeit sei eine höhere Wertung der Jungfräulichkeit verständlich[9]). Auf solche und ähnliche Überlegungen gibt aber J. Dillersberger die Antwort: Schon die Tatsache der Unbefleckten Empfängnis als „singulare privilegium", das nicht nur einzig Maria zuteil wurde, sondern auch eine einzigartige Prägung der ganzen Persönlichkeit und Geistigkeit der Jungfrau darstellte, mache eine solche Einwendung unwirksam. „Wenn man gelegentlich argumentiert hat, daß Maria nach der ganzen Tradi-

[9]) Wissenschaft und Weisheit, 19 (Düsseldorf 1956), 161 f.

tion des A. B. gar nicht auf den Gedanken der Wahl des jungfräulichen Lebensstandes kommen konnte . . . , ist dieses Urteil nicht doch zu sehr nach Weise der anderen Menschen gemacht? Wer will den Beweis antreten, daß einer so unbefleckten und begnadeten Seele unter der ständigen Führung des Heiligen Geistes der Gedanke einer jungfräulichen Lebensweihe unmöglich war? Heißt Unbefleckтheit von der Sünde nicht auch helle, klare Wachheit des Geistes auch für die feinsten Einwirkungen Gottes in die Seele?"[10]) Von solchen Erwägungen will die neue Exegese merkwürdigerweise nichts wissen. Und doch genügt, wie auch sie zugibt, ein Wort des Engels, das auf zukünftige Jungfrauschaft gar nicht Bezug nimmt, um in Maria sofort den Entschluß zu wecken, nur jungfräulich mit Josef zusammenzuleben. Kann es dann so unwirklich und anachronistisch sein, anzunehmen, daß sie schon vorher dem Gedanken an Jungfräulichkeit mindestens sehr nahestand? Dann bedurfte es aber doch nur mehr einer besonderen Erleuchtung, um diese Geneigtheit zum ausdrücklichen Entschluß zu machen. Auch K. Staab gibt ohne weiteres zu, daß eine übernatürliche Erleuchtung genügt hätte, aber er meint, damit würde auf jedes psychologische Verständnis verzichtet[11]). Das ist allerdings nicht einzusehen. Maria war doch von Gott seit jeher bestimmt, immer jungfräulich zu bleiben; ihr späteres Leben zeigt das. Spätestens als sie Mutter geworden war, erkannte sie dies auch ausdrücklich als Willen Gottes. Was Gott aber einmal gibt, pflegt er vorzubereiten und verleiht dazu im voraus anregende und erleuchtende Gnaden. Eine solche übernatürliche Erleuchtung für Maria anzunehmen, widerspricht also weder der Psychologie Gottes noch macht es einen Jungfräulichkeitsvorsatz Marias zu einem psychologischen Rätsel. Das große Maß anregender Gnaden, das ihr mit der Fülle der Heiligungsgnade zweifellos zuteil wurde, läßt den Schluß auf eine solche Erleuchtung gewiß nicht als ungereimt erscheinen.

Zu den Einwänden vom Gesichtspunkt der alt- und neutestamentlichen Heilsordnung aus läßt sich sagen: Das N.T. beginnt in gewisser Hinsicht schon mit Maria, die als zukünftige Mutter Jesu zu ihm in engster Beziehung stand, weshalb auch die Erlösungsgnade schon vor der Erlösungstat in ihr die volle Wirkung auszuüben begann, wie die Unbefleckte Empfängnis beweist. Der Sinn des jungfräulichen Lebens, wie Paulus ihn später darstellt (1 Kor 7, 25 ff.), nämlich die volle und ungehinderte Hingabe an Gott allein, trifft bei Maria in einzigartiger Weise zu, wirklicher als je bei einer christlichen Jungfrau der folgenden Zeit, da sie mit ihrem ganzen Dasein auf Christus hingeordnet war, um der göttlichen Mutterschaft willen geschaffen, dem Erlöser voll und ganz ange-

[10]) Klerusblatt München, 37 (1957), 379 f.
[11]) A. a. O.

gliedert war, wie K. Feckes sagt[12]), ja nach der Überzeugung der Kirche, wie sie in der Anwendung von Spr 8, 22 auf sie zum Ausdruck kommt (Epistel vom 8. Dezember), mit dem ewigen Worte am Anfang der Heilspläne Gottes stand. Mochte es für sie selbst auch „unerfindbar" gewesen sein, warum sie sich zur Jungfräulichkeit gedrängt fühlte, so war der Grund hiefür objektiv doch in vollster Klarheit gegeben. Die Gnade regt sehr oft zu Handlungen an, deren letzter Sinn den Menschen unbekannt bleibt. Gott hatte Maria zur Mutter, und zwar jungfräulichen Mutter seines Sohnes bestimmt; ein entsprechender Entschluß Marias hatte also in den Augen Gottes Wert und Sinn. Man muß eben, wie J. Galot sagt, „die Zusammenhänge, wie sie im Geiste Gottes bestehen, von der Ordnung ihrer Ausführung in der Zeit unterscheiden"[13]).

Die Berufung B.s auf Hillmanns „glänzende Darlegungen" (133) ist übrigens noch aus einem anderen Grund verunglückt. Wenn Hillmann auch mit Rücksicht auf die religiöse Auffassung des A. B. Marias Keuschheitsvorsatz leugnet, gibt er doch anderseits zu, was B. mit allem philologischen Rüstzeug als unwissenschaftlich erklären will, daß nämlich die traditionelle Meinung über Maria in Lk 1, 27—34 eine Stütze findet. Entsprechend seiner Auffassung von der Entstehung der Evangelien, sieht Hillmann nämlich darin mehr als „nur die historische Berichterstattung eines unbeteiligten Zeitgenossen". Jeder einzelne Bericht verdanke „seine Formulierung der sich entfaltenden Glaubensverkündigung... Das spätere gereifte Glaubensverständnis . . . kann sehr wohl in Lk 1, 26—38 mitsprechen . . . und mehr sagen wollen als das nur Faktische im Zeitpunkt der Begebenheit selbst, nämlich die inzwischen in der Kirche bewußte Tatsache und Bedeutsamkeit der dauernden Jungfrauschaft Marias. Wenn man mit dieser Möglichkeit rechnen muß, kann man unbesorgt aus dem Wortlaut zu erschließen versuchen, was über alles Vorhergehende nicht gesagt wird."[14]) Das bedeutet aber, daß wir im Verkündigungsbericht sogar ein der Urkirche zugehöriges Zeugnis über Marias ständigen Willen zur Jungfräulichkeit besäßen.

Die Kirche ist überzeugt, daß der Heilige Geist nicht nur die Seele, sondern auch den Leib „der glorreichen Jungfrau und Mutter Maria zur würdigen Wohnung des Sohnes Gottes vorbereitete" (Oration im Brevier zum Salve Regina). Die Vorbereitung auf die jungfräuliche Gottesmutterschaft bestand nun nicht in der Bewahrung der leiblichen Unversehrtheit, denn dieser als solcher kommt kein sittlicher Wert zu; dazu mußte die Zustimmung des von der Gnade getragenen freien Willens, also ein eigener Entschluß kommen. Dagegen meldet B. allerdings ein „schwerwiegendes

---

[12]) Katholische Marienkunde, 2. Bd., Paderborn 1952, 89.
[13]) Nouvelle Revue Théologique, 79 (1957), 471.
[14]) A. a. O. 164, Anm. 8.

Gegenargument" an: „Wieso sollte Maria nur auf die Jungfräulichkeit vorbereitet werden und nicht auch auf die Mutterschaft, schärfer formuliert: wenn Maria von jeder Begierlichkeit, von dem fomes libidinis von allem Anfang an frei war, wozu faßt sie dann einen Jungfräulichkeitsvorsatz? Muß sich dieser Vorsatz nicht allein gegen die Mutterschaft richten?" Ihr Entschluß zur Mutterschaft hätte zudem die Hingabe an Gott nicht beeinträchtigt, sie hätte Gott ungeteilt anhangen können, weil sie nicht ungeordnet an einen Ehepartner verhaftet gewesen wäre (133 f.). Darauf läßt sich antworten: Marias Zustimmung zu dauernder Jungfräulichkeit richtete sich objektiv keineswegs gegen die Mutterschaft, die Gott ihr zugedacht hatte, sondern war, wenn ihr auch nicht bewußt, gerade eine Vorbereitung darauf, weil sie nach dem Plane Gottes jungfräuliche Mutter sein sollte. Einer speziellen Vorbereitung auf die körperliche Mutterschaft als solche bedurfte es nicht, denn diese liegt nicht im Gnadenbereich, dem die göttliche Mutterschaft zugehört. Hatte Gott von seiner Seite die Unbefleckte Empfängnis als würdige Vorbereitung auf die göttliche Mutterschaft gegeben, so war eine Bereitung auf die jungfräuliche Mutterschaft von seiten Marias durchaus angemessen. Das Freisein von der Begierlichkeit machte einen solchen Vorsatz nicht sinnlos, denn das donum integritatis hindert nicht den Genuß erlaubter sinnlicher Freuden. Auf solche verzichten und aus Liebe zu Gott sich dazu verpflichten, bleibt also auch beim Fehlen der Begierlichkeit ein gottgefälliges Werk, das Maria, wenn sie auch nur in geordneter Weise an einen Partner verhaftet gewesen wäre, ohne den Willen zur Jungfräulichkeit nicht hätte vollbringen können.

Als „mißliche Lage der Vertreter der Vorsatztheorie" bezeichnet B. deren Bestreben, „möglichst irgendwelche Parallelen für eine Hochschätzung und Praxis der Jungfräulichkeit aus dem zeitgenössischen Judentum ausfindig zu machen" (124). Parallelen müssen aber doch einige Bedeutung für unsere Frage besitzen, sonst wäre das eifrige Bemühen, solche zu bestreiten, nicht recht verständlich. Aber nehmen wir selbst an, für die Zeit, um die es sich hier handelt, wären keine solchen nachweisbar. Warum hätte die freiwillige Jungfräulichkeit nicht mit Maria den Anfang nehmen können, bei der sie, wie früher gezeigt, doch die vollste Sinnerfüllung fand? Wenn Jungfräulichkeit um Gottes willen etwas Übernatürliches ist, das nur durch die Gnade ermöglicht wird, wäre es dann so undenkbar, daß die Gnadenvolle, die Gebenedeite unter den Frauen, die Unbefleckt Empfangene, die tatsächlich als erste immerwährende Jungfrau bleiben sollte, die Anregung dazu auch als erste empfangen und ihr Folge geleistet hätte? Doch abgesehen davon, es gibt eine Parallele, wie sie gefordert wird. Philo, der Zeitgenosse der Jugendjahre Marias, berichtet über Jungfrauen, die aus höheren Motiven die Jungfräulichkeit als Lebensstand erwählten. Er spricht von

„Frauen, von denen die meisten bejahrte Jungfrauen sind, die die Keuschheit nicht aus Zwang beobachten . . . , sondern aus freiem Entschluß, aus dem Streben und Verlangen nach Weisheit . . . Sie verachten die Körperfreuden, da sie nicht nach sterblichen Nachkommen Verlangen haben, sondern nach unsterblichen. Nur solche aus sich zu zeugen, ist imstande die von Gott geliebte Seele, wenn der Vater geistige Lichtstrahlen in sie aussendet, durch die sie fähig sein wird, die Lehren der Weisheit zu schauen“[15]). B.s Einwand: „Welche Triebkräfte in den Klöstern der Therapeuten am Werke waren, wissen wir nicht“ (132), widerspricht dem klaren Wortlaut des Textes, denn Philo gibt sie an: „Die geistigen Lichtstrahlen, die Liebe Gottes zu den Genannten, die Liebe zur Weisheit.“ Der vereinzelte Zweifel Lagranges an der Existenz der Therapeuten, an den B. sich klammert, genügt nicht, um dem Berichte Philos die Glaubwürdigkeit zu nehmen. Doch B. fährt fort: „Selbst wenn man in essenischen Ordensgemeinden ehelos gelebt hat oder vielleicht sogar ‚in der Welt‘ in essenischem Geiste auf die Ehe verzichtet hat, wo findet man denn irgend einen Hinweis darauf, daß man im gleichen Geiste auch noch geheiratet hätte, um dann die Ehe doch nicht zu vollziehen?“ (131). Einen solchen Hinweis findet man freilich nicht und braucht ihn auch nicht, denn nur eine gab es, die bestimmt war, jungfräuliche Mutter zu werden, und die die göttliche Vorsehung, um ihren und ihres Sohnes Ruf zu wahren, in eine Ehe führen mußte. Denn das Geschehen um Maria ist etwas Einmaliges

Der Glaube an einen Jungfräulichkeitsentschluß Marias findet eine starke, ja die stärkste Stütze in der Tradition. Das Bestehen einer solchen Tradition durch über 1500 Jahre habe ich in einer eigenen Schrift nachgewiesen[16]). Es ist jedenfalls eine kühne Behauptung B.s: „Für die postulierten Jungfräulichkeitsideen bei Maria gibt es weder in der biblischen noch in der patristischen Überlieferung einen sicheren Anhaltspunkt“ (134). Einige Seiten vorher schränkt er diese Aussage allerdings ein auf die „älteste Überlieferung“ (124). Den Beweis hiefür macht er sich allerdings sehr leicht; er lautet: „Die gelegentlichen (einander widersprechenden) Bemerkungen Augustins oder Gregors von Nyssa stehen doch sehr vereinzelt da und ein so bedeutender Mariologe wie Ambrosius kennt keinen Jungfräulichkeitsvorsatz“ (134 f.). Die Auffassung Augustins, der noch dazu in einer späteren Schrift Josef die Absicht zuschreibt, mit Maria eine normale Ehe einzugehen und sie zu vollziehen, ist, wie B. weiter ausführt, unausgeglichen und unfertig; er gibt sich gar nicht Rechenschaft über die Frage, ob Maria vor ihrer Verlobung Josef von ihrem Gelübde

---

[15]) De vita contemplativa. Opera omnia, vol. VI, Berolini 1915, n. 32, pg. 54; n. 68, pg. 64.

[16]) Die Frage Marias an den Verkündigungsengel, Graz 1956, S. 6—17.

gesprochen oder ihn getäuscht habe und wie Keuschheitsgelübde und Ehe sich vereinbaren lassen. „Oder hat Augustin gar seine Meinung später in etwa korrigiert?“ (134, Anm. 25). Doch der Versuch, Augustins Autorität in unserer Frage anzuzweifeln oder ihm eine Meinungsänderung zuzuschreiben, ist vergeblich. Er spricht ja nicht nur das eine oder andere Mal, sondern wenigstens sechsmal von einem Vorsatz oder Gelübde Marias[17]). Ja, in einer Schrift, die er an gottgeweihte Jungfrauen richtet, stellt er Maria wegen ihres freiwilligen Gelöbnisses als kommendes Vorbild für freiwillige Jungfräulichkeit hin, schreibt also ihrem Gelübde eine besondere, dauernde Bedeutung für die Kirche zu[18]). Eine so oft und so klar ausgesprochene Überzeugung hätte Augustin nicht durch eine bloß gelegentlich hingestreute Bemerkung korrigiert, die noch dazu Maria gar nicht direkt berührt. (Vgl. seine Retractationes.) Der Text, aus dem B. herausliest, Augustin habe später Josef den Willen zu einer normalen Ehe zugeschrieben, lautet: „Neque enim cum (Joseph) eam (Mariam) vidisset iam virginem divina fecunditate donatam, ipse aliam quaesivit uxorem, cum utique nec istam quaesisset, si necessariam coniugem non haberet, sed vinculum fidei coniugalis non ideo iudicavit esse solvendum, quia spes commiscendae carnis ablata est.“[19]) Nur unter gänzlicher Außerachtlassung des Kontextes läßt dieser Ausspruch sich im Sinne B.s interpretieren. Julian, gegen den Augustin dies schrieb, hatte behauptet, eine Ehe komme nicht zustande und selbst eine schon bestehende Ehe werde gelöst, wenn kein Geschlechtsverkehr erfolge[20]). Das widerlegt nun Augustin in folgendem Gedankengang: Zwischen Maria und Josef bestand schon zufolge der prima fides desponsationis eine wahre Ehe, wie der Engel bestätigt, der Maria Josefs Gattin nennt. Nun hatte Maria durch göttliches Eingreifen empfangen. Als Josef das erfuhr, kam für ihn ein ehelicher Verkehr mit Maria nicht mehr in Frage. Es war also der Fall gegeben, um den es sich gegen Julian handelte. Trotzdem, so sagt Augustin, dachte Josef nicht daran, das Verlöbnis zu lösen. Die fides blieb weiter bestehen, und damit war die Behauptung Julians widerlegt. Daß Josef in der Absicht sich verlobt habe, mit Maria zu verkehren, davon steht im Texte nichts. Jedenfalls ist es nicht aus den Worten zu beweisen: Josef hätte Maria nicht zu erwerben gesucht, „si necessariam coniugem non haberet“. Denn der Sinn dieses Ausspruches ist ganz unverständlich und es liegt zweifelos eine Textverderbnis vor, wie das grammatikalisch unmögliche Imperfekt „haberet“ zeigt. Die Ehe Marias und Josefs war gültig, obwohl kein

[17]) Sermo 215, n. 4, P. L. 38, 1074; Sermo 225, c. 2, n. 2, P. L. 38, 1096 s.; Sermo 290, c. 4, n. 4, P. L. 38, 1314; Sermo 291, n. 5, P. L. 38, 1318 s.; De civitate Dei, l. 16, c. 24, P. L. 41, 501.

[18]) De s. virginitate, c. 4, n. 4, P. L. 40, 398.

[19]) Contra Julianum, l. 5, c. 12, n. 48, P. L. 44, 811.

[20]) P. L. 44, n. 46, 810 s.

ehelicher Verkehr stattfand; dies und nichts als dies will Augustin an dieser Stelle beweisen. Das geht noch deutlicher hervor aus dem von Augustin unmittelbar vorher (n. 46) gegebenen Hinweis auf seine Schrift „De nuptiis et concupiscentia“[21]), wo er ganz das gleiche darlegt unter Hinweis auf den Willen Josefs (und Marias), den Vollzug der Ehe auszuschließen.

Von Gregor von Nyssa besitzen wir ein unübersehbares Zeugnis für den Glauben an Marias Entschlossenheit zur Jungfräulichkeit[22]), das sich nicht durch die Bemerkung abtun läßt, daß selbst Vertreter des Jungfräulichkeitsvorsatzes sich ausdrücklich gegen seine Interpretation von Lk 1, 34 verwahren (135, Anm. 25). Denn diese Verwahrung betrifft bei keinem dieser Vertreter die Gültigkeit des Zeugnisses über Marias Vorsatz, sondern einzig die irrtümliche Meinung Gregors, Maria habe die freiwillig erwählte Jungfräulichkeit höher geschätzt als selbst die Würde der Gottesmutterschaft. Es ist nicht schwer einzusehen, daß dieser Irrtum der als sicher angenommenen Tatsache des Jungfräulichkeitsvorsatzes nicht entgegensteht.

Von Ambrosius steht fest, daß ihm das Wort Marias, sie erkenne keinen Mann, entgegen der neuen Exegese, nicht bedeutet „jetzt noch nicht“, sondern „überhaupt nicht“. Er läßt nämlich Maria bei der Ankündigung des Engels sofort verstehen, sie sei die durch Isaias vorherverkündete Jungfrau, die als solche empfangen und gebären soll[23]). Wenn er auch ein Gelübde nicht ausdrücklich erwähnt, zeigt er doch, daß er sich Maria zur Jungfräulichkeit entschlossen denkt. Sonst wäre es nicht zu verstehen, daß er sie „Jungfrau nicht nur dem Leibe, sondern auch dem Geiste nach“ nennt[24]) und ihre Vorbildlichkeit für christliche Jungfrauen darin sieht, daß sie bestürzt ist beim Eintritt des Engels, „weil er in Mannesgestalt eintritt. Fremd war ihr der Mann, nicht fremd der Engel[25])“. Und wiederum: „Es ist jungfräuliche Art, zu erzittern und bei jedem Eintritt eines Mannes zu erbeben, vor der Anrede durch einen Mann zu erröten[26]).“ Das sagt Ambrosius von Maria, die er bereits verlobt wußte[27]). Konnte er so sprechen, wenn er sie bereit gedacht hätte, einem Manne ehelich beizuwohnen? A. Pagnamenta, der eine Mariologie des hl. Ambrosius schrieb, sagt mit Recht, dieser Kirchenvater spreche zwar nicht von einem Gelübde,

---

[21]) L. 1, n. 12, P. L. 44, 420 s.

[22]) In diem Natalem Christi, P. G. 46, 1140 s.

[23]) In Lucam, l. 2, n. 15 u. 18, P. L. 15, 1639 u. 1640; ebenso De Abraham, l. 2, n. 4, P. L. 14, 501.

[24]) De virginibus, l. 2, n. 7, P. L. 16, 220.

[25]) De virginibus, l. 2, n. 11, P. L. 16, 221. Diese Worte zitiert auch Augustin in der Schrift „De doctrina christiana“, l. 4, c. 21, n. 48, P. L. 34, 113 und sagt, Ambrosius richte sie an solche, die bereits Jungfräulichkeit gelobt hatten.

[26]) In Lucam, l. 2, n. 8, P. L. 15, 1636.

[27]) In Lucam, l. 2, n. 1 u. 3, P. L. 15, 1633.

betone aber mit Nachdruck, daß Marias Jungfräulichkeit niemals im geringsten wankte, sondern sie von der Wiege bis zum Grabe begleitete und daß sie einen Willen besaß, der niemals sich änderte[28]). Anders als manche Kirchenväter glaubte Ambrosius an eine eigentliche Ehe zwischen Maria und Josef, und das gibt B. Grund zu einem neuen Vorbehalt: „Man müßte sich einmal fragen, inwieweit eine derartige pactio conjugalis ein votum virginitatis zugelassen oder ausgeschlossen hätte, ob also Ambrosius mit seiner Feststellung sich nicht sogar ‚gegen' einen derartigen Vorsatz Marias wendet" (135, Anm. 26). Die Frage ist aber überflüssig. Der Evangelist (Mt 1, 24) zeigt, daß Josef Maria zu sich nahm, erst nachdem sie vom Heiligen Geiste empfangen hatte. Von da an hatte Maria gewiß nicht mehr den Willen, Josef beizuwohnen; es wäre verwegen, dies anzunehmen. Entweder lebte sie nun durch Jahrzehnte mit Josef in häuslicher Gemeinschaft, ohne ihm gültig vermählt zu sein, was undenkbar ist, oder sie hatte trotz ihres nunmehrigen, allgemein zugegebenen Entschlusses, jungfräulich zu bleiben, eine gültige Ehe mit Josef geschlossen, mit ihm, der vom Engel belehrt, zweifellos auch nicht mehr wagte, eheliche Rechte an Maria auszuüben[29]).

Außer den drei Kirchenvätern, die B. erwähnt, gibt es aber noch eine ganze Reihe von Vätern und Schriften, die direkt oder indirekt auf einen Jungfräulichkeitsentschluß Marias hinweisen. Darüber braucht hier nicht gesprochen zu werden[30]). Nur dem ältesten Zeugnis wollen wir uns zuwenden, dem Protoevangelium des Jakobus, das dem 2. Jahrhundert zugehört. Schon dieses berichtet vom Willen Marias, Jungfrau zu bleiben; sie wird dem Josef nicht zur Ehe übergeben, sondern zum Schutze ihrer Jungfräulichkeit[31]). Der Wert dieses Zeugnisses kann nicht deshalb bestritten werden, weil es sich in einer apokryphen Schrift findet. Gegen B. Altaner, der Traditionszeugnissen über die Himmelfahrt Marias jeden Wert abspricht, weil sie aus einem apokryphen Buch, dem Transitus Mariae, schöpften, sagt M. Schmaus: „Sein apokrypher Charakter würde dies nicht von vorneherein unmöglich machen. Denn es läßt sich zeigen, daß in manchen Apokryphen eine echte Überlieferung lebt, insofern sich in ihnen die Offenbarung einen dichterischen Ausdruck geschaffen hat[32])." Warum soll dies nicht auch von Aussagen apokrypher Schriften — und es gibt deren mehrere[33]) — über den Jungfräulichkeitswillen Marias gelten? Aber selbst wenn die „älteste Überlieferung" keinen Anhaltspunkt

---

[28]) Milano 1932, 121.
[29]) Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche V, 580.
[30]) Vgl. O. Graber, a. a. O. 6—12.
[31]) C. Tischendorf, De evangeliorum apocryphorum origine et usu, s'Gravenhage 1851, 34.
[32]) Mariologie, München 1955, 234.
[33]) O. Graber, a. a. O. 11.

für die hier verteidigte Wahrheit böte, müßte dies kein Schaden für sie sein. Eine kirchliche Tradition gibt es nicht nur in ältester Zeit, sie besteht vielmehr immerfort und hat jederzeit die gleiche Bedeutung für die Erkenntnis religiöser Wahrheiten. Für unsere Annahme spricht nun eine Tradition, die nicht nur in der Väterzeit beginnt, sondern von da an ununterbrochen und einmütig bis ins 20. Jahrhundert fortbesteht. Zur Zeit der Glaubensspaltung wurde diese Wahrheit sogar als Unterscheidungslehre vom Protestantismus angesehen, wie Canisius und Suarez bezeugen[34]). Diese Überzeugung wird durch die Jahrhunderte nicht nur in Lehrbüchern der Dogmatik und in aszetischen Büchern vorgetragen, auch von den Exegeten sagt P. Lagrange: „Die ungeheuere Mehrheit der katholischen Exegeten hat das ‚ich erkenne keinen Mann' immer in einem absoluten Sinne verstanden, der die Zukunft und Gegenwart einschließt."[35]) Auch K. Staab gibt zu, daß dies die seit „jeher vertretene Auffassung", die traditionelle Exegese sei[36]). Trotz des Bemühens vieler, diese Anschauung zu Fall zu bringen, gibt es auch gegenwärtig außer den meisten Verfassern dogmatischer und aszetischer Bücher noch ebenso viele katholische Schrifterklärer, die die Lukas-Stelle in Einklang mit dem finden, was die Tradition darüber dachte[37]). Anderseits geben Exegeten, die einen Jungfräulichkeitsvorsatz Marias ablehnen, Erklärungen unseres Textes, die denen B.s direkt widersprechen[38]).

Abschließend muß nochmals gesagt werden: Eine bedeutsame mariologische Frage, wie es die um Marias Jungfräulichkeitswillen ist, kann gewiß nicht allein aus der hebräischen Syntax und Stilistik, nach rein philologischen Gesichtspunkten gelöst werden, dabei ist auch die Analogia fidei zu beachten, das also, was wir anderswoher über Maria wissen, was jahrtausendelange gläubige Überzeugung über Maria als Vorbild steter Jungfräulichkeit dachte.

Eingangs seines Artikels (124) zitiert B. einen für die Mariologie bedeutsamen Satz aus der Enzyklika „Munificentissimus Deus", der von Suarez stammt und den Pius XII. sich zu eigen macht: „Mysteria gratiae, quae Deus in Virgine operatus est, non esse

---

[34]) O. Graber, a. a. O. 6–17.

[35]) S. Luc, 7. ed., Paris 1948, 35.

[36]) A. a. O. 16.

[37]) Folgende Autoren seien genannt: I. Alfaro S. J. in: Gregorianum, 35 (1954), 337. – B. Brodmann O.F.M., Antonianum, 30 (1955), 27–44. – St. Lyonnet S.J., Le récit de l'Annonciation et la Maternité divine de la S.V., Rom 1956, 11 ss. – B. Brinkmann S. J., Scholastik, 32 (1957), 306 f. – J. Patsch C.Ss.R., Österr. Klerusblatt, 90 (1957), 144 ff.; 91 (1958), 23 f. – I. Galot S. J., Nouvelle Revue Théologique, 79 (1957), 463–477. – J. Dillersberger, Klerusblatt München, 37 (1957), 379 ff. – Nolli-Vaccari, Biblia sacra, 4. vol., Roma, pg. 174. – Christian Ceroke O. Carm., Catholic Biblical Quarterly, 19 (1957), 329–342. – S. del Paramo S. J., Estudios Biblicos, 16 (1957), 161–185.

[38]) I. P. Audet, Revue Biblique, 63 (1956), 346–374. – Claus Schedl, Seelsorger 27 (1957), 168–171. – J. Auer, Geist u. Leben, 23. Jg., 420.– H. Schelkle, Die Mutter des Erlösers, Düsseldorf 1958, 51.

ordinariis legibus metienda, sed divina omnipotentia, supposita rei decentia, absque ulla Scripturarum contradictione aut repugnantia"[39]). B. nimmt ihn für sich in Anspruch, weil er einen Gegensatz zwischen einem Jungfräulichkeitsvorsatz Marias und Lk 1, 31—34 nachgewiesen zu haben glaubt. Vorstehende Ausführungen dürften aber zeigen, daß ein solcher Gegensatz nicht bewiesen ist, daß Heilige Schrift und traditionelle Auffassung einander nicht widersprechen, wie es auch so viele Exegeten heute noch glauben. Damit besteht im Sinne Pius' XII. die Voraussetzung für die Annahme, daß Gottes Allmacht der Mutter seines Sohnes die Auszeichnung zuteil werden ließ, auch im Geiste immerwährend jungfräulich zu sein.

Karl V. und die Reformation

Von Univ.-Prof. DDr. Karl Eder, Graz

Vorbemerkung. Am 21. September 1958 waren 400 Jahre vergangen, seit Kaiser Karl V. in der Einsamkeit von San Ierónimo de Yuste gestorben ist. Der folgende Beitrag ist der Text einer Vorlesung, die am 12. Dezember 1958 in der Wiener Katholischen Akademie gehalten wurde und eine Reihe „Karl V. und Österreich" abschloß.

Das Thema stellt einen Ausschnitt aus dem Leben Karls V. und aus der deutschen Reformation dar. Seine Eigenart bedingt, daß Karl als Staatsmann wie als Mensch gesehen wird. Es gilt daher mit besonderer Achtsamkeit, nicht hineinzutragen, sondern herauszulesen und Werturteile nicht vom Standplatz 1958 aus abzugeben. Als stark weltanschauliches Thema darf es größtmöglichen Takt erwarten, doch nicht auf allgemeine Zustimmung hoffen. Seine Schranken sind durch das bekannte Ranke-Wort: darzustellen, wie es eigentlich gewesen ist, und durch Dekalog VIII gegeben: Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.

1. Vom persönlichen Bekenntnis bis zur symbolischen Schrift der Confessio Augustana (1521–1530)

Karl V. kam als blutjunger Kaiser mit Luther am 17. April 1521 zu Worms zusammen. Es war die erste und letzte persönliche Begegnung zweier Männer, die in ihrer Art zu den Großen zählen und zwei verschiedene Prinzipien, Autorität und Freiheit, verkörperten. Hüben der in der Tradition spanisch-burgundisch-niederländischen Hoflebens und im mystischen Glanz der Kaiserkrone aufgewachsene Kaisersproß, drüben der in harter Schule geprägte Augustinereremit und Wittenberger Professor. Seine wuchtige Persönlichkeit und das subjektive Tiefenerlebnis von der Rechtfertigung durch

[39]) A. A. S. 42 (1950), 767.

den Glauben allein stürzten in vulkanischer Entladung eine Welt um. Es gab ein Gemeinsames bei diesen Trägern von äußersten Gegensätzen: die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reformation der Kirche. Doch verstand jeder etwas anderes unter diesem abgegriffenen Wort. Jener die Reinigung der alten Kirche von teilweise schweren Mißständen, dieser eine neue Theologie und eine neue Kirche. Diese Entwicklung stand anfangs zwar noch nicht ganz klar vor seiner Seele, rollte aber mit der Dynamik immanenter Logik ab und war, beflügelt von Reichsacht und Kirchenbann, doch unter schwerer Veränderung durch den großen Bauernkrieg, 1525 bis 1530 abgeschlossen. Als Melanchthon seine Confessio Augustana vorlegte, hatte sich die Urkraft eines Neugläubigen bereits in einer symbolischen Schrift niedergeschlagen und war, mächtig gefördert durch den Konflikt zwischen den Häuptern der Christenheit, Klemens VII. und Karl V., in voller institutioneller Ausbildung begriffen. Allerdings war die ursprünglich als Volkskirche gedachte Gemeinschaft zur Fürstenkirche abgedrängt worden. In gewaltiger Dialektik sah sich der von Luther aufgerufene Subjektivismus im religiösen Bereich in die neue Autorität des Landeskirchentums geschleudert. Begünstigt vom Territorialismus wider das Reich, erstanden die Fürsten als Landesbischöfe wider die alte Kirche. Nicht in einem großen, einheitlichen Strom flutet das dramatische Geschehen dieses Zeitalters dahin, sondern viele Flüsse und Rinnsale vereinigen sich, laufen wieder auseinander, bilden Katarakte, Seen und Sümpfe und sind schwer auseinanderzuhalten.

Sicher ist, daß die Geschichte, begriffen als Ereignis-, Geistes- und Kulturgeschichte[1]), kein Vakuum duldet und nach der preisgegebenen Papstautorität fast notwendig die Fürstenautorität auf den Plan beschwor. Die Gewitterschwüle der Lage ließ Schlimmstes befürchten. Die Schwarmgeisterei drohte auch die theologischen Gedanken zu Asche zu verglühen, die ungeheuren Vermögensverschiebungen entfesselten alle Instinkte der Habsucht und Raffgier, die soziologische Umschichtung nahm revolutionäre Formen an und entlud sich als Revolution der Reichsritterschaft, der Bauernschaft und später der Fürsten. Daneben ausgesprochene Zersetzungserscheinungen in der Bürgerschaft und im Klerus. Gewaltakte, Bilderstürmerei und Plünderungen von Kirchen und Klöstern ließen das Schlimmste ahnen, führten aber auch zur Scheidung der Geister. Aufs Ganze gesehen, kann man dieses Tohuwabohu als die ob des Mangels jeglicher Autorität entfesselten Geister bezeichnen. Kaiser und Papst hatten einander durch Verstrickung in weltpolitische Händel lahmgelegt, die Ohnmacht von Reichsacht und Kirchenbann kündete von einer neuen Zeit; die landesherrliche Autorität reichte, soweit das Schwert langte, die bischöfliche zeigte

[1]) R. Meister: Ereignis-, Geistes- und Kulturgeschichte. Anzeiger der phil-hist. Klasse d. Österr. Akademie d. Wissenschaften, 1958, Nr. 1.

angesichts der allgemeinen Unsicherheit eine solche Schwäche, daß sie den Spott herausforderte. Während der welthistorische Papst-Kaiser-Konflikt in der Liga von Cognac (22. Mai 1526), dem Sacco di Roma (6. Mai 1527), dem Vertrag von Barcelona (29. Juni 1529), dem Damenfrieden von Cambrai (5. August 1529) und der Aussöhnung und Kaiserkrönung von Bologna (24. Februar 1530) seine markanten Zäsuren aufweist, vollzog sich die entgegengesetzte Entwicklung, die Einrichtung des Landeskirchentums durch eine Reihe von Fürsten, zwar weniger dramatisch, aber auf das Ganze gesehen als weitgehende Säkularisation nicht etwa nur von Kirchengut, sondern der kirchlichen Jurisdiktion als solcher. Eine gewaltige Macht, die des Vorteils und des persönlichen Interesses, beherrschte von der ersten Stunde an diese Neubildungen und sicherte ihnen trotz des Auf und Ab im konfessionellen Streit ihre Existenz. Die Frage war nur: Soll ganz Deutschland der religiösen Neuerung anheimfallen oder gab es für die noch katholischen Gebiete eine Rettung. Schon waren hüben und drüben Fürstenbünde auf den Plan getreten, auf katholischer Seite als erster die Regensburger Einung von 1524, schon hatten neugläubige Fürsten die Verbindung mit dem Auslande, besonders mit Karls Gegenspieler, Franz I. von Frankreich, aufgenommen, Innen- und Außenpolitik, Geistliches und Weltliches, Nationales und Internationales vermengend und mischend. Nicht zu vergessen ist die Türkengefahr (1529!), die auf dem Schachbrett der Konfessionspolitik eine ganz wichtige Figur darstellte.

In dieser mit zentrifugalen Kräften geladenen Atmosphäre tagte der Reichstag von Augsburg 1530, versuchte Karl die Einigung der strittigen bzw. spaltigen Religion, legte Melanchthon seine von Unionswillen durchwehte Confessio Augustana vor, die allerdings die dogmatischen Gegensätze stark verschleierte und zurückstellte. Man scheut sich fast, es auszusprechen: Es war zu spät. Denn die innere Auseinandersetzung drehte sich längst nicht mehr um Ablaß, um Priesterehe und Laienkelch, sondern um eine grundsätzlich neue Kirchenverfassung und um eine neue Theologie. Es handelte sich nicht um neue Schläuche für den alten Wein, sondern um einen neuen Wein in neuen Schläuchen. Es ist wahrhaft tragisch zu sehen, wie sich auf beiden Seiten Männer, denen das Wort von der einen Kirche Überzeugung war, wieder und wieder bemühten, einander näherzukommen. Es gab neben Extremisten auch Mittler und Vermittler, neben naturhaft Radikalen auch Versöhnliche. Aber alles Reden und Handeln, Textieren und Suchen nach Formeln mußte ein Suchen an einer Oberfläche bleiben, unter der eine Substanz von Gegensätzen dogmatischer und verfassungsrechtlicher Natur wucherte. Die Tatsache von zwei konfessionellen Lagern, die sich rasch auch in politische Lager umbildeten, mußte immer weiteren Kreisen klar werden. Gerade an diesem Punkt, Einigung dieser zwei Lager, Verhütung einer dauernden Spaltung

Deutschlands, setzte Karls Tätigkeit ein, als er endlich, nach langer Abwesenheit vom Reich und Abbindung durch Kriegshändel, relativ freie Hand bekommen hatte.

2. Um Konzil und Religionsgespräche (1531—1547)

Unbeschadet der von allen Seiten auf ihn eindringenden Geschäfte blieb der Kaiser mit der ihm eigenen Zähigkeit fortan der Mittelpunkt der Unionstätigkeit. Als verschiedene Fürsten und Städte zum Defensivbund von Schmalkalden zusammentraten (27. Februar 1531) und mit den papst- und habsburgfeindlichen Mächten des In- und Auslandes Fühlung nahmen, war es klar, daß es nicht nur um die Erhaltung, sondern um die Mehrung des protestantischen Besitzstandes ging. Vor allem nahm der Bund in der Konzilsfrage eine Haltung ein, die erkennen ließ, daß er sich bereits als ein den Katholiken gleichberechtigter Partner fühlte. Seine Politik war es auch, die das Einigungskonzil nicht zustande kommen ließ und Trient als Ausdruck des einen Konfessionsteiles für die Union entwertete. Der Bund wußte in der Konzilsfrage alle Reichsfeinde, Frankreich voran, hinter sich. Da auch die Kurie sich nur sehr zögernd mit einem Konzil abfand — der Gedanke schien aus dem Zeitalter der Konziliartheorie vorbelastet —, war dem Einigungskonzil und damit der Überwindung der Spaltung ein wahrer Kreuzweg beschieden.

Erst nach dem Tode Klemens' VII., nach Pastor des „unheilvollsten aller Päpste", rückte unter Paul III. (1534—1549) das Konzil in den Bereich der Verwirklichung. Nach einer Aussprache mit Karl V. in Rom (2. Juni 1536) berief der Papst das Konzil für den 23. März 1537 nach Mantua, vertagte es auf den 1. November 1537, verlegte es auf den 28. Oktober nach Vicenza, verschob es auf den 1. Mai 1538, schließlich auf Ostern 1539 und suspendierte es, da Karl vom Konzilsgedanken abrückte, am 21. Mai 1539. Was war geschehen? Der Kaiser hatte wider die Opposition der Schmalkaldener gegen das Konzil 1538 die heilige Liga von Nürnberg in das Leben gerufen. Die von Luther verfaßten 23 Schmalkaldischen Artikel von 1537 (1538 gedruckt) waren von einem radikal antirömischen Affekt durchwaltet[2]). Der drohende Konfessionskrieg wurde durch den Frankfurter Anstand (19. April 1539) noch einmal hinausgeschoben, und es begann, da eine gütliche Vergleichung in Aussicht genommen wurde, die Ära der Religionsgespräche[3]).

Nach den Versuchen von Hagenau (Juni/Juli 1540) und Worms (Januar 1541) trat auf dem Regensburger Reichstag (April/Juni

[2]) Der Tractatus de potestate et primatu papae von Melanchthon ist als Zusatz und Ergänzung gedacht. Vgl. „Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche", [2](1952), XXVI.

[3]) L. Pastor: Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V., (1879).

1541) die ganze Problematik der Religionsgespräche zutage. Melanchthon schrieb auf das sogenannte Regensburger Buch, das die Grundlage der Gespräche bilden sollte, das Wort: Platonische Republik. Nicht nur rechneten die bayerischen Herzoge dem Kaiser seine Irrtümer und Versäumnisse zur Ausrottung der Sekte vor. Trotz größter Mühe des Kaisers, dessen Milde Melanchthon hervorhob und sogar Luther lobte, kam man über einige Artikel nicht hinaus. Der Hauptwiderstand ging vom sächsischen Kurfürsten aus, doch war der Fehlschlag teilweise auch den unerfreulichen Verhältnissen unter den katholischen Ständen anzulasten. Als im Streit um den Reichstagsabschied der Kaiser den Protestanten, um die Reichshilfe gegen die Türken durchzubringen, eine besondere Deklaration gab, waren die Hauptpunkte des Abschiedes hinfällig geworden, und die Spaltung der Nation in zwei Lager trat immer schärfer hervor.

Bis zur Eröffnung des Trienter Konzils lief die kaiserliche Vermittlungspolitik weiter. Nach der Aussprache zwischen Karl und Paul III. zu Lucca (12. bis 18. September 1541) erging die erste Berufung nach Trient (22. Mai 1542); aber nach siebenmonatiger Wartezeit waren nur zehn Prälaten erschienen. Da auch eine zweite Aussprache zwischen den beiden Häuptern zu Busseto (21. Juni 1542) die Spannung nicht zu lösen vermochte, mußte der Papst das Konzil suspendieren. Erst nach dem Frieden von Crépy (18. September 1544) erging die zweite Berufung nach Trient, wo das Konzil erst am 13. Dezember 1545 mit 31 Stimmberechtigten feierlich eröffnet wurde. Im Streit über die Verhandlungstechnik siegte ein Kompromiß: Vormittags sollte je ein Dogma, nachmittags eine Reformationsfrage behandelt werden. Daneben versuchte Karl V. trotz der früheren Mißerfolge nochmals ein Religionsgespräch im Zusammenhang mit dem Reichstag von Regensburg (Januar bis März 1546). Paul III. und die meisten Führer der Katholiken mißbilligten dieses Gespräch, das von den Protestanten als erfolglos abgebrochen wurde. Der Kaiser mußte zur Kenntnis nehmen, daß sie nicht einmal seine Ankunft in Regensburg abgewartet hatten. In einer berühmten Aussprache mit dem Landgrafen Philipp von Hessen zu Speyer (28. März 1546) hatte der Kaiser diesen Führer der Schmalkaldener vergeblich für den Konzilsgedanken zu gewinnen versucht. Und als er in einer zweiten Audienz den Landgrafen dreimal gebeten hatte, unbedingt nach Regensburg zu kommen, schlug dieser dreimal die kaiserliche Bitte ab. Als Karl in Regensburg eintraf (10. April), war kein einziger Fürst anwesend; man ließ den Kaiser bis Juni warten. Erst am 5. Juni konnte der Reichstag eröffnet werden. Da die katholischen Stände die Religionsfrage nach Trient verwiesen und die protestantischen ein freies Konzil in deutscher Nation forderten, reifte in Karl der Gedanke der ultima ratio aus. Sein Brief an seine Schwester Maria vom 9. Juni ist Klage und Anklage zugleich.

3. Die Schwerterlösung: Mühlberg (1547) und das Augsburger Interim (1548)

Die Vorbereitungen wurden mit Umsicht geführt. Die Voraussetzungen für einen Waffenerfolg lagen nicht ungünstig. Mit Frankreich war der Friede von Crépy (18. September 1544), mit den Türken ein Waffenstillstand geschlossen worden. Vor allem hatte der Papst bedeutende Geldmittel und Truppen zugesagt. Es lohnte sich, daß der Kaiser über das Tadelsbreve Pauls III. vom 24. August 1544 in staatsmännischer Zurückhaltung hinweggesehen hatte. Gewonnen waren ferner Moritz von Sachsen und die Hohenzollernfürsten. Als der Krieg im Sommer in Oberdeutschland losbrach, verlief er günstig für die kaiserliche Seite. Freilich, als die päpstlichen Hilfstruppen abgezogen wurden, entlud sich der kaiserliche Zorn über den Nuntius. Die militärische Entscheidung fiel in Kursachsen, als der Tag von Mühlberg (24. April 1547) mit einem vollen Sieg Karls endete. Das schmalkaldische Heer war geschlagen, der Kurfürst von Sachsen war leicht verwundet in Gefangenschaft geraten und unterzeichnete am 19. Mai die Wittenberger Kapitulation. Moritz von Sachsen erhielt die sächsische Kur und die Kurlande, Philipp von Hessen leistete am 19. Juni freiwillig Abbitte und wurde, trotz des Protestes der Kurfürsten, unter Bewachung gestellt.

Die politische Bewältigung des Sieges, der Karl auf die Höhe seiner Macht geführt hatte und Fürstenlibertät wie Luthertum in gleicher Weise gefährdete, erfolgte auf dem geharnischten Reichstag von Augsburg, eröffnet am 1. September 1547. Der Kaiser erklärte als seine Ziele die Überwindung der Spaltung in der deutschen Nation und die Lösung der Religionsfrage durch das in Trient zusammengetretene Konzil. Obwohl niemand den Fortbestand der Spaltung zu vertreten wagte, ergaben sich sofort im einzelnen Schwierigkeiten. So äußerte der sächsische Kurfürst, er werde nie etwas annehmen, bevor er die Dekrete des Konzils gesehen habe. Als Zwischenlösung bot sich die vom Kaiser entwickelte Idee eines vorläufigen Ausgleichs an. Das Ergebnis der langwierigen Verhandlungen war ein bis zur Konzilsentscheidung befristetes Religionsgesetz, das man als das „Interim" zu bezeichnen pflegt[4]). Während die protestantischen Stände den Entwurf nach langem Widerstreben annahmen, lehnten ihn die katholischen Stände unter Führung Bayerns ab. Daher verpflichtete das durch den Reichstagsabschied (30. Juni 1548) zum Reichsgesetz erhobene Interim nur die Protestanten. Es behandelte die strittigen Materien in 26 Kapiteln und gestand Priesterehe und Laienkelch zu. Nur zögernd und einschränkend stimmte der vorher nicht befragte Papst zu. Sosehr gegen dieses Dokument der Einigung, das weder

[4]) A. Herte: Interim, LThK V, Sp. 436 f.

von der obersten kirchlichen Stelle ausgegangen noch von ihr bestätigt worden war, vom katholischen Standpunkt aus Vorbehalte anzumelden waren, müssen doch der Notstand der Kirche in Deutschland, die Gesamttendenz des Interims und die sich rasch zu ungunsten des Kaisers ändernde internationale Lage berücksichtigt werden. Schon während des Krieges war es Frankreich gelungen, den Bund zwischen Kaiser und Papst zu sprengen. Die Verlegung des Konzils von Trient nach Bologna, also in eine Stadt des Kirchenstaates, verschärfte den Konflikt und rettete den deutschen Protestantismus in seiner höchsten Not. „Wunderbar," sagt Ranke, „wie auch diesmal die Entzweiung des Papsttums und des Kaisertums, hervorgerufen von der politischen Stellung des ersten, den Protestanten zu Hilfe kam!" Ja, der gegenwärtig zuständigste Beurteiler, Prof. Hubert Jedin (Bonn), schreibt in seiner Geschichte des Konzils von Trient[5]) den Satz: „Ohne die Translation des Trienter Konzils nach Bologna konnte die deutsche Glaubensspaltung einen anderen Ausgang haben."

Gegen das Augsburger Interim brachte Kurfürst Moritz von Sachsen das sogenannte Leipziger Interim zustande. Von diesem großen Leipziger Interim, das protestantische Theologen (Melanchthon!) ausgearbeitet hatten und das der Leipziger Landtag (22. Dezember 1548) angenommen hatte, durfte jedoch über Einspruch der sächsischen Bischöfe nur ein Auszug, das kleine Leipziger Interim, gedruckt werden (1549). Der Kampf gegen das Augsburger Interim in Predigten und Pasquillen, die besonders unter Flacius von Magdeburg ausgingen, nahm solche leidenschaftliche Formen an, daß es in Süd- und Mitteldeutschland, wo der Kaiser das Interim teilweise mit Waffengewalt durchgeführt hatte, zu Unruhen kam, während es der protestantische Norden geschlossen abgelehnt hatte.

4. Das Scheitern des kaiserlichen Lebenswerkes. Der Sieg der Spaltung

Der unerwartete Machtanstieg Karls V. löste bei allen Feinden wider Kaiser und Reich, Habsburg und Rom im In- und Auslande schwerste Befürchtungen aus und schloß sie zu einer Abwehrfront zusammen. Nach dem Tode Pauls III. († 16. November 1549) nahm Julius III. sofort mit dem Kaiser Fühlung wegen der Wiedereröffnung des Konzils. Unter Rücksicht auf diese Lösung berief Karl V. einen Reichstag nach Augsburg (für 25. Juni 1550) und konnte im Jänner 1551 den Reichsständen die Bulle mitteilen, die die Wiedereröffnung auf den 1. Mai 1551 festsetzte. Als einziger sprach sich Kurfürst Moritz gegen die Beschickung des Konzils aus, während der Kaiser allen Besuchern freies Geleite zum und vom

[5]) H. Jedin: Geschichte des Konzils von Trient, II (1957), S. 376.

Konzil zusicherte. Schien so die Sonne des Friedens über den Verhandlungstischen zu stehen, begann sich in Wirklichkeit der politische Himmel schwer einzutrüben.

Moritz von Sachsen, vom Kaiser mit der Vollstreckung der Acht gegen das widerspenstige Magdeburg beauftragt, benützte die Gelegenheit, unauffällig ein Heer für seine geheimen Pläne aufzustellen. Eine in Norddeutschland in Bildung begriffene Fürstenverschwörung gegen den Kaiser und die Reichstagsbeschlüsse nahm Ende 1550 mit Moritz Fühlung. Im Februar 1551 einigte man sich in Dresden. Die deutsche Libertät und die Confessio Augustana sollten erhalten, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen befreit werden; doch hoffte man auf eine allgemeine Umwälzung im Reich. Ein Geheimvertrag mit Heinrich II. von Frankreich sprach diesem u. a. Metz, Toul und Verdun zu (5. Oktober 1551). Obwohl der Kaiser von verschiedenen Seiten gewarnt wurde, hielt er einen solchen Verrat an Kaiser und Reich bei einem deutschen Fürsten für unmöglich. Das Trienter Konzil hatte Anfang September 1551 seine Tätigkeit wieder aufgenommen, und die Legaten konnten auch deutsche Vertreter begrüßen. Den immer bestimmter auftretenden Kriegsgerüchten trat Moritz mit der hinterhältigen Erklärung entgegen, er werde zum Kaiser nach Innsbruck reisen.

Im März 1552 brach der Verräter los. Vergebens hatten ihn seine eigenen Landstände an seine Pflicht und besonders an die Dankbarkeit gegen seinen kaiserlichen Wohltäter erinnert. Umsonst hatte ihn Melanchthon in flehentlicher Bitte vor dem direkten Bündnis mit Frankreich und dem indirekten mit den Türken gewarnt[6]). Der Kurfürst und seine Verbündeten stießen nach Süden vor, von Westen marschierte Heinrich II. in die deutschen Grenzlande ein, und von Osten drangen die Türken vor. In Trient waren die ersten Konzilsteilnehmer schon im März abgereist, am 7. April wurde bekannt, daß Moritz als Feind des Kaisers in Augsburg eingerückt sei, am 28. April mußte das Konzil suspendiert werden. Der Kaiser war nach dem vergeblichen Versuch, am 6. April nach den Niederlanden durchzukommen, wieder nach Innsbruck zurückgekehrt. Er hatte schon Anfang März seinen Bruder Ferdinand um Vermittlung angerufen. Dieser brachte am 19. April die Linzer Tagung zustande, zu der Ferdinand mit seinen Söhnen, Kurfürst Moritz, der Herzog von Bayern und der Bischof von Passau erschienen waren. Im Abschied vom 1. Mai wurde eine neue Tagung in Passau anberaumt, und der Kurfürst kehrte zu seinem Heere zurück.

Unbegreiflicherweise wollte der Kaiser in Innsbruck die Gewalt der Tatsachen noch immer nicht wahrhaben. Erst nach dem Fall der Ehrenberger Klause (19. Mai) floh er über den Brenner

---

[6]) L. Pastor: Die kirchlichen Reunionsbestrebungen, S. 444.

nach Trient und wandte sich nach Villach. Ferdinand und der freigelassene ehemalige Kurfürst von Sachsen begleiteten ihn. Die Schande der Flucht vor dem Feinde unter schmählichen Umständen traf den ritterlichen, in vielen Kämpfen erprobten Edelmann ins Herz. Der grelle Verrat an Kaiser und Reich erschütterte seinen Glauben an Treue und Redlichkeit, an Wort und Eid vollends. Sein einziger Trost blieb sein Gewissen. Lazarus Schwendi bezeugt die Äußerung: „Ich habe es gut mit Deutschland gemeint, aber bei keinem Teil Dank verdient. Bei den Katholiken nicht, denn wenn ich es nach deren Gefallen hätte machen sollen, so hätte ich dem Kurfürsten den Kopf müssen abschlagen lassen und keine Festung im deutschen Land bleiben dürfen; bei den Lutherischen auch nicht. Darum will ich sie Gott befehlen, er mag es gut machen." Moritz besetzte am 23. Mai Innsbruck; sein Heer trat nach wenigen Tagen den Rückmarsch an, er selbst begab sich zu der mit Ferdinand vereinbarten Zusammenkunft in Passau.

Der Streit der Fürsten mit dem Kaiser fand sein provisorisches Ende durch den Passauer Vertrag zwischen Moritz von Sachsen und Ferdinand als Bevollmächtigtem Karls V. Der Kurfürst forderte die Freilassung des Landgrafen, Amnestie für die kriegführenden und schmalkaldischen Fürsten, Verzicht auf das Interim, Berufung eines deutschen Nationalkonzils zur Vergleichung über die strittigen Religionsartikel und immerwährenden Religionsfrieden. Nach langer Weigerung stimmte Karl V. auf Drängen seines von den Türken bedrohten Bruders zu, abzüglich des letzten Punktes. Freie Religionsübung wollte er nur bis zum nächsten Reichstag in sechs Monaten gewähren, der über die Beseitigung der Spaltung beschließen sollte. An Ferdinand schreibt er (30. Juni 1552): „Es tritt mir vor die Seele, daß er (= der Abschied) wider Pflicht und Gewissen ist." Er wolle mit seiner geringen Macht den Gegner aufsuchen und, wenn kein Erfolg zu hoffen sei, lieber Deutschland verlassen. „Ich will mich nicht verpflichten, die Religionssache für immer rettungslos zu lassen. So wie er ist, kann ich ihn nicht annehmen[7])." Diesen letzten Versuch unternahm Karl gegen Metz, das er vergeblich belagerte, doch nahm sein untadeliger Ruf Schaden, da er den fürstlichen Mordbrenner Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach auf seine Seite gezogen hatte. Der Heidelberger Bund schlug diesen gefürchteten Raubgesellen bei Sievershausen (9. Juli 1553), wobei Moritz von Sachsen tödlich verwundet wurde. Der Kaiser löste im Dezember alle Verträge mit dem von der Reichsacht Getroffenen[8]).

Der vom Kaiser immer wieder verschobene Reichstag kam erst 1555 zu Augsburg zustande. Mit der Führung der Tagung hatte er

---

[7]) L. Pastor: Die kirchlichen Reunionsbestrebungen, S. 450.
[8]) J. Lortz: Die Reformation in Deutschland, 2. Bd, ²(1941), S. 282.

Ferdinand als Römischen König beauftragt. Die Eröffnung fand am 5. Februar statt, der Abschied trägt das Datum des 25. September. Dieser Augsburger Religionsfriede war geschlossen zwischen Ferdinand und den Kurfürsten und Reichsständen, nicht jedoch zwischen dem Römischen König und den Katholiken und Protestanten. Er legte das Konfessionsbestimmungsrecht der Landesfürsten wie das Auswanderungsrecht der Nonkonformisten fest. In den Reichsstädten sollen wie bisher beide Konfessionen nebeneinander bestehen, geistliche Reichsfürsten sollten beim Übertritt zur Augsburger Konfession Amt und Würde verlieren („geistlicher Vorbehalt"). Eine geheime Nebendeklaration sicherte den Protestanten in geistlichen Fürstentümern die freie Religionsausübung zu. Als Normaljahr für die Säkularisation von Kirchengütern galt 1552. Der Friede, der das reformierte Bekenntnis ausdrücklich ausschloß, blieb bis 1648 in Kraft.

Augsburg bedeutete den Sieg des Territorialismus über den Reichsgedanken, die Ausdehnung der Grundherrschaft über die Gewissen und die reichsrechtliche Besiegelung der Glaubensspaltung. Zwei Stunden nach der Publikation des Abschiedes traf in Augsburg die Nachricht von der bevorstehenden Abdankung des Kaisers ein. In einer hochdramatischen Szene vollzog der Kaiser am 25. Oktober 1555 den Staatsakt in Brüssel in Verbindung mit einem Rechenschaftsbericht über seine Regierung. Die Gedanken des letzteren waren dieselben wie in seinen vertrauten Briefen, Memoiren und Tagebüchern. Im folgenden Jahre übertrug er seinem Bruder die Regierung in Deutschland und seinem Sohne Philipp die Herrschaft in Spanien und in den Niederlanden. Karl V. starb bereits am 21. September 1558 in seiner Villa, die er sich in der Nähe des Klosters Ierónimo de Yuste hatte erbauen lassen.

Schluß

Mit Karl V. war zwölf Jahre nach Luthers Tod der eigentliche und einzige große Gegenspieler gegen den Wittenberger Mönch von dieser Welt abgetreten. Innerlich gehört der vom Schicksal in die Grenzen zwischen Mittelalter und Neuzeit Gestellte dem Mittelalter an. Seine Auffassung vom Kaisertum und Papsttum bewegte sich noch in den Bahnen der dantesken Polarität, seine Gläubigkeit weist noch die ungebrochene Struktur vergangener Jahrhunderte auf. Man kann verstehen, daß die ungeheure Machterweiterung durch die Länder in fernen Kontinenten Anrainer und Reichsfürsten erschreckte. Der Kampf wider die Reichsfeinde im Äußeren und Inneren verbrauchte seine Kräfte, die Zerspaltung der Religion in zwei Bekenntnisse zehrte an seinem Lebensmark. Der von Karl so beharrlich festgehaltene Gedanke der Einigung der Bekenntnisse macht ihn zum Vorkämpfer der Union.

Manche Fragen erheben sich. Stand Karl V. auf verlorenem Posten, war er ein Verspäteter, vielleicht ein Zurückgebliebener,

ist über seine Lebensarbeit das furchtbare Wort „umsonst" zu schreiben? Nichts von alledem. Er lebte zu spät, weil er nicht so rasch den Anschluß an die Ideen und Aufgaben der neuen Zeit fand, und zu früh, weil die Zerstückelung und Zerkleinerung der politischen Karte Europas noch nicht durch eine große gesamteuropäische Idee — an Stelle des Begriffes Abendland — überwunden war — und ist. Die volle Würdigung dieses großen Einsamen, den heute am besten wohl Karl Brandi[9]) geschildert hat, wird erfolgen, wenn die neuen Aspekte von Staat und Kirche, die sich wie ein leichter Silberstreifen am düsteren Himmel der Zeit abheben, verwirklicht sein werden. Man wird sehen, ob dieses Unterfangen den neuen Weltorganisationen mit ihren Riesenapparaten gelingen wird. Einstweilen darf es in aller Bescheidenheit als persönliche Überzeugung ausgesprochen werden: Das gerechte Urteil und das volle Licht geschichtlicher Erkenntnis über Gebilde wie den Vielvölkerstaat an der Donau oder über große Herrschergestalten wie Karl V. wird erst kommen.

Die Analogie der Wunder im Lichte der Medizin

Von Dr. Leo Maier, Zams bei Landeck (Tirol)

Wir haben bereits einmal in dieser Zeitschrift versucht, eine Aufstellung analoger Arten von Wundern im Bereich der unbelebten Natur durchzuführen[1]). Dabei stellte sich als naturwissenschaftliche Möglichkeit einer Ausnahme vom Naturgesetz folgende Dreiheit heraus: 1. Schlechthinniges Abweichen von einem exakt determinierten (dynamischen) Naturgesetz, 2. maximale Abweichung von einem statistischen Durchschnittsverhalten, 3. besonders qualifizierte Abweichungen von einem nicht exakt determinierbaren Geschehen.

Nun wollen wir eine ähnliche Einteilung für die Heilungswunder zu finden versuchen. Dabei müssen wir uns hier gleich eine prinzipielle Beschränkung auferlegen. Wir können hier nur die medizinischen Einwände und Ergebnisse berücksichtigen, während die mit der Medizin zum Teil sehr verwandten Fragen der Parapsycho-

---

[9]) K. Brandi: Kaiser Karl V., 2 Bände, [3](1941).

[1]) L. Maier, Der Wandel im Gesetzesbegriff der modernen Physik und die Analogie des Wunders, in: Theol.-prakt. Quartalschrift (Linz) 105 (1957), S. 100 f. Neuerdings hat J. Hofbauer S.J. in eben dieser Zeitschrift auf die Bedeutung der qualifizierten Abweichung vom normalen Naturverlauf zur Erklärung der Wunderberichte im Alten Testament hingewiesen, ebd. 106 (1958), S. 1 f. Wie wir bereits a. a. O. S. 112, Anm. 8, hingewiesen haben, läßt sich zeigen, daß sich der Begriff vom miraculum praeter naturam bei Thomas mit unserem Begriff der qualifizierten Abweichung durchwegs deckt.

logie und Psychotherapie in einem eigenen Artikel behandelt werden.

1. Das Wunderproblem in der Sicht der medizinischen Forschung

Bei Betrachtung der medizinischen Forschungsmethode ergibt sich im Vergleich zur Naturwissenschaft sofort eine Schwierigkeit gegen die Aufstellung von analogen Arten von Wundern je nach dem Naturgesetz; denn, während die Physik durchwegs Gesetzeswissenschaft ist, geht es in der Medizin durchaus nicht darum, exakte (mathematisierte) Rahmengesetze und Formeln zu finden. Darauf weisen besonders die Ergebnisse der neueren medizinischen Forschung hin. Man forscht nicht nach allgemeinen und restlos exakten Naturgesetzen, die den Krankheitsbildern zugrunde liegen, sondern man sucht nach einzelnen Krankheitserregern und nach Mitteln, sie zu bekämpfen. So vielfältig die Ausprägungen des homo patiens sind, so vielfältig sind auch die Ergebnisse der neuesten medizinischen Forschung. Es geht darum in der Medizin wesentlich um Einzelfragen, nicht um allgemeine Gesetzesfragen. Von allgemeinen Naturgesetzen ist daher in der medizinischen Forschung und ihrem literarischen Niederschlag keine Rede, immer nur von Krankheitsbildern, ihren Ursachen und ihrer Heilung. Deshalb kann auch z. B. Le Bec, ein langjähriger Leiter des Konstatierungsbüros von Lourdes, in dem Abschnitt über die Naturgesetze in der Medizin nur recht vage Aussagen machen[2]). Dagegen gibt derselbe aber eine ausgezeichnete Diskussion und Beurteilung der Einzelfälle de Rudder und Traynor[3]). So kann also eine medizinische Untersuchung des Wunders wesentlich nur einzelne Fälle konstatieren und diskutieren, nicht aber die allgemeine Frage nach den Arten der Naturgesetze und ihren Ausnahmen stellen. Eine solche Untersuchung ist aber nur dann wissenschaftlich verbindlich, wenn sie von einem Fachmediziner geleistet wird.

Ein weiteres Problem der Medizin im Hinblick auf das Wunder ist dieses: Wir wissen nicht genau, was die Natur alles kann. Krankheiten, die noch vor einigen Jahren als unheilbar galten, sind heute heilbar. Vielleicht können wir in späteren Zeiten auch solche Phänomene heilen, deren Heilung uns heute noch als Wunder erscheint. Dagegen kann im wesentlichen folgendes gesagt werden: Wir wissen zwar nicht, wo die Grenzen des natürlich Möglichen genau liegen. Wir wissen aber im Einzelfall genau, was die Natur sicher nicht leisten kann. Deswegen wird von medizinischer Seite her immer wieder betont, daß es in der Medizin echte wissenschaftliche Gewißheiten gibt, so z. B. daß man im allgemeinen Skelettuberkulose im fortgeschrittenen Stadium als

---

[2]) Le Bec - Leuret, Die großen Heilungen von Lourdes im ärztlichen Urteil, Wiesbaden 1952, S. 50 f.

[3]) Ders. a. a. O., S. 135 f., 143 f., Abb. nach S. 30.

vollkommen unheilbar zu bezeichnen hat[4]). Wenn es aber echte Gewißheiten über die natürliche Unheilbarkeit einer Krankheit gibt, so gibt es auch eine echte Gewißheit darüber, daß die Heilung eines solchen Falles, medizinisch unerklärbar, ein „Wunder" im weitesten Sinne ist. Wenn wir aber auch im Einzelfall einmal etwas als Wunder erklären, was sich später als natürlich heilbar erweisen läßt, so ist damit die Wunderbarkeit des Phänomens nur auf eine andere Ebene verschoben, nicht aber sofort schon widerlegt. Wenn sich nämlich eine Heilung ohne die Inanspruchnahme der später entdeckten Heilmittel vollzieht, können wir von einer qualifizierten Abweichung vom Normalverlauf sprechen. Wir sehen daraus, daß sich die medizinischen Einwände auf dem Hintergrund unserer Ausführungen vom konträren Widerspruch bzw. vom qualifizierten Abweichen einfach und solid beantworten lassen[5]).

Ein weiterer allgemeiner Einwand der Medizin richtet sich gegen die Wunder Christi. Wir müssen die Fälle an Hand von genauen Vor- und Nachuntersuchungen, wissenschaftlich einwandfreien Diagrammen, Röntgenbildern usw. prüfen, und zwar die Einzelfälle in ihrer individuellen Lagerung. Eine solche Untersuchung ist z. B. für die Wunderheilungen, die Christus wirkte, nicht möglich, da die Befunde allein schon völlig ungeklärt sind, ganz abgesehen von dem Fehlen der modernen Hilfsmittel der Medizin. Kurz, die Wunder Christi können in keiner Weise den erkenntnistheoretischen Postulaten der medizinischen Forschung genügen. Man kann daher immer annehmen, daß die Unheilbarkeit einer Krankheit nur scheinbar gewesen ist und daher der Kranke, nur durch den gewaltigen Eindruck der überragenden Persönlichkeit Christi beeinflußt, die Gesundheit wiedererlangt hat. Ja, manche wollen sogar (z. B. E. Liek) die Heilungswunder schlechthin mit irrationalen Grundlagen der Heilkunde gleichsetzen und sie im gleichen Sinne wie die Kurpfuscherei betrachten[6]). Dagegen ist aber zu sagen, daß wir, wenn auch keine modernen Gutachten vorliegen, dennoch die Wunderheilungen Christi als echte Wunder anerkennen müssen. Freilich werden wir gerne mit B. Brinkmann S. J.[7]) eine Unterscheidung der Wunder Jesu treffen. Die Totenerweckungen und die Auferstehung des Herrn nehmen dabei (vorausgesetzt ist der Beweis der Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit der Hl. Schrift) den ersten Platz ein. Der Toten-

---

[4]) Vgl. die kritischen Untersuchungen von F. L. Schleyer, Die Heilungen von Lourdes, eine kritische Untersuchung, Bonn 1949, S. 52 f., S. 56.

[5]) A. a. O. (vgl. Anm. 1), S. 102.

[6]) E. Liek, Das Wunder in der Heilkunde, 4. Aufl., Stuttgart 1951. L. setzt die Wunder mit irrationalen Heilmethoden verschiedener unzünftiger „Wunderheiler" (Zeileis, Steinmayer, Pastor v. Gudmannsbach usw.) gleich; a. a. O., S. 75 f., 93 f., 101 f., 108 f.

[7]) B. Brinkmann S. J., Die Erkennbarkeit der Wunder Jesu, in: Scholastik 29 (1954), S. 345 f.

befund des verwesenden Leichnams des Lazarus ist z. B. hinreichend genau erstellt durch die vorwissenschaftliche Bemerkung, daß er schon rieche, um ein extramedikales Phänomen annehmen zu können. An zweiter Stelle führt Brinkmann die Heilungen organischer Krankheiten an (z. B. des Aussatzes) und verschiedene Wunder im Bereich der unbelebten Natur, die eine natürliche Erklärung mit größter Sicherheit ausschließen. Als Beispiel wollen wir uns hier nur mit dem Aussatz beschäftigen. Diese Krankheit war im Altertum bereits bekannt, und man weiß heute, daß mit dem biblischen Worte saraat die uns heute geläufige Krankheit Lepra gemeint ist[8]). Über die natürliche Unheilbarkeit der Lepra besteht aber heute bei den Fachmedizinern im allgemeinen kein Zweifel. An dritter Stelle führt Brinkmann die Heilungen funktioneller Krankheiten wie nervöser Lähmungen an, d. h. solche Phänomene, die eine natürliche Erklärung nicht mit Sicherheit ausschließen, die aber insofern als Wunder anzusprechen sind, als sie ohne Zuhilfenahme natürlicher Mittel ausschließlich im Bewußtsein göttlicher Kraft gewirkt sind. Während der Arzt mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen die Krankheiten zu heilen sucht, ohne sich besondere göttliche Autorität anzumaßen, wirkt Christus souverän im Bewußtsein seiner göttlichen Allmacht. So können durch diese besondere Qualifikation auch solche Phänomene als Wunder angesprochen werden, die, in sich betrachtet, auch rein natürlich erklärbar wären. Freilich können in diesem Sinne manche Wunder Jesu im einzelnen Schwierigkeiten bereiten, die nur in Zusammenarbeit von Medizinern, Exegeten und Archäologen gelöst werden können; allein wir können auch von den meisten Wundern Jesu hinlängliche Diagnosen stellen und die Extramedikalität beweisen. Somit ist der allgemeine Einwand der Medizin gegen die Wunder Christi hinlänglich gelöst. Wir können das Fehlen von modernen Diagnosen im Verein mit anderen Wissenschaften auch für die Wunder Jesu irgendwie ersetzen, so daß sich ein einigermaßen sicheres Bild ergibt auch von denjenigen Wundern, die, rein medizinisch gesehen, unklar sind.

Spezielle Einwände der Medizin gegen das Wunder erfolgen durch Stellungnahmen gegen einzelne bestimmte Fälle. Auf diesem Gebiet ist von Schleyer eine kritische Untersuchung über die Wunder von Lourdes erschienen, die in der Fachliteratur eine erhebliche Diskussion und Kritik ausgelöst hat (vgl. Anm. 4). Schleyer hat 232 Fälle von verschiedenen Krankheiten, die in Lourdes geheilt wurden, an Hand der Krankheitsgeschichten und der medizinischen Literatur zu den einzelnen Fällen untersucht und kam durch seine kritischen Studien zu Ergebnissen, die auch für

---

[8]) Vgl. E. Kalt, Biblisches Reallexikon, 1931, Bd. 1, Sp. 165 f.; Haag, Bibel-Lexikon, 1951 f., Bd. 1, Sp. 132 f.; LThK, 2. Aufl., 1. Bd. 1957, Sp. 1115 f. mit weiteren Literaturangaben.

unsere Untersuchung wertvolle Anhaltspunkte vom medizinischen Standpunkt aus bilden. Daher wollen wir im folgenden den Untersuchungen von Schleyer einige Aufmerksamkeit widmen. Sämtliche 232 Fälle, die er untersucht, wurden vom ärztlichen Konstatierungsbüro in Lourdes (BCM = Bureau des Constatations médicales) als extramedikal, d. h. natürlicherweise unerklärbar beurteilt. Davon sind nach Schleyer 37 Fälle (15,9 Prozent) medizinisch unerklärbar, 14 weitere sind möglicherweise natürlich unerklärbar (6 Prozent); 127 Fälle sind keine Wunderheilungen (54,7 Prozent), 31 sind Heilungen von hysterischen Krankheiten (13,4 Prozent). 23 Fälle (9 Prozent) konnten wegen mangelnder genauer Befunde oder wegen unwissenschaftlicher Ausdrücke im Befund nicht in Betracht gezogen werden[9]).

Die medizinisch als unerklärbar beurteilten Fälle mußten dabei folgende Bedingungen erfüllen: a) Heilung einer unheilbaren Krankheit, deren Bestehen hinlänglich nachgewiesen war; b) Beobachtung kurz vor und kurz nach der Heilung, die das Bestehen der Krankheit zur Zeit der Heilung und die Unterscheidung von einem allmählichen Heilprozeß erhellt; c) Nachbeobachtung und Überprüfung der Dauerhaftigkeit der Heilung. Es ist klar, daß nicht alle Heilungen sämtliche Erfordernisse einer solchen wissenschaftlichen Konstatierung erfüllen können. So hat z. B. das Büro von Lourdes viele Fälle aufgenommen, die für eine „Wunderheilung" ausscheiden. Es werden eben viele Fälle in Lourdes geheilt, die nach menschlichem Ermessen „wunderbar" sind, aber die Bedingungen einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht erfüllen.

Eine weitere Erkenntnis können wir aus der Betrachtung der einzelnen Wunderheilungen, die Schleyer anerkennt, gewinnen. Diejenigen Fälle, die nach ihm die Note A (auf natürliche Weise nicht zu erklären) tragen[10]), gehören verschiedenen Gruppen an, von denen hier nur ein paar Beispiele erwähnt seien. Schleyer zählt wunderbare Heilungen von Lungentuberkulose, chirurgischer Tuberkulose, Skelettuberkulose, Darm- und Bauchfelltuberkulose, tuberkulöser Meningitis, Magenkrebs, Knochenbrüchen mit fehlenden Bestandteilen, Infektionen, nicht heilenden Wunden, Fisteln, Geschwüren usw. auf. Die Krankheitsfälle gehören aber nicht nur verschiedenen Gruppen an, sie sind auch, wie die Krankheitsgeschichte des jeweiligen Patienten zeigt, in ihrer Individualität ganz verschieden gelagert. Diese Erkenntnisse legen wiederum den Gedanken der Analogie nahe: Gleichheit in Verschiedenheit der einzelnen Fälle liegt offen zutage. Die Gleichheit liegt überall in

---

[9]) Schleyer, Die Heilungen von Lourdes, Bonn 1949, S. 195.

[10]) Schleyer teilt die Fälle nach Krankheitsarten ein und bewertet sie mit den Buchstaben von A—T, die alle ihre bestimmte Bedeutung haben, z. B. S = Heilung einer psychogenen Erkrankung. Zur Benotung vgl. a. a. O., S. 11 f.

der mehr oder weniger plötzlichen Heilung, die Verschiedenheit besteht in der konkreten Lagerung des Einzelfalles. Zugleich sehen wir hier aber auch die Schwierigkeit, die analogen Gruppen von Wundern aufzustellen, da es sich um viele verschiedene Krankheiten handelt.

Bedauernswert an den erwähnten Untersuchungen von Schleyer ist, daß er u. a. auch bedeutende Lourdesheilungen einfach fallenläßt bzw. als fraglich hinstellt. Hier sind an erster Stelle die Heilungen von Louis Bouriette (Augenverletzung) und Bouhouhorts (unbestimmte Krankheit) zu erwähnen[11]). Das waren die beiden ersten Heilungen an der Grotte von Lourdes, die der Untersuchung der bischöflichen Kommission vorlagen. Ferner sind hier zu erwähnen die bekannten Fälle von John Traynor (Jacksonsche Epilepsie und Heilung eines Knochenstückes, das fehlte) und Pierre de Rudder (Heilung eines Knochenbruches mit Ergänzung des fehlenden Knochenstückes)[12]). An allen diesen Fällen, die medizinisch einwandfrei als unheilbar erklärt werden, hat Schleyer etwas auszusetzen, sei es das Fehlen von verschiedenen Dokumenten, sei es eine unwissenschaftliche Fachsprache in den Protokollen. Diese Fälle werden uns unten noch beschäftigen, da sie (vor allem die Fälle de Rudder und Traynor) gerne zitiert werden. Zu den Untersuchungen von Schleyer sei abschließend bemerkt — wie schon Schlagenhaufen S. J. in seiner Rezension zu dem zitierten Werk ausführt —, daß die Befunde durchaus nicht alle so modern sein können, wie Schleyer sie fordert, da die Fälle (auch diejenigen, die Schleyer untersuchte) teilweise weit zurückliegen und die Medizin mittlerweile große Fortschritte gemacht hat[13]). Im übrigen verpflichtet die Kirche ja bekanntlich nicht, die von ihr und ihren Organen (z. B. auch vom Konstatierungsbüro in Lourdes) anerkannten Wunder als solche anzunehmen. Auch weist die Art der Untersuchungen von Schleyer sehr gut auf unsere bereits öfter angeführte Erkenntnis hin, daß man infolge der individuellen Lagerung der Einzelkrankheit nicht nach univoken Normen vorgehen kann und daß die Entscheidung im Einzelfall immer dem Fachmann zusteht.

Einige Gedanken über das Lebendige überhaupt, die an und für sich keine rein medizinischen Überlegungen sind, aber doch in diesem Zusammenhang erwähnt werden müssen, bestätigen die obige Ansicht, daß es für Wunderheilungen keine univoken Normen medizinischer Art gibt, daß also die Heilungswunder wesensgemäß etwas Analoges sind. Manche Autoren führen folgenden Gedankengang an: Im Bereich des Lebendigen gibt es dynamische Gesetze; aber nicht nur im Lebendigen, sondern auch im Bereich der unbelebten Natur. Es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang auf

---

[11]) Schleyer a. a. O., S. 147 f. und 175.
[12]) Ders. a. a. O., S. 108 f. und 115 f.

eine Schiefheit dieses Gedankenganges hinzuweisen: Im Lebendigen ist das dynamische Naturgesetz in anderer Bedeutung als im Unbelebten zu verstehen. Ist im Unbelebten, wie wir in dem bereits zitierten Artikel ausführten (vgl. Anm. 1), eine Dynamik der restlosen Kausaldetermination gegeben, so ist die Gesetzlichkeit des Lebendigen wesentlich eine Finaldynamik. Beim Unbelebten bestimmt der frühere Zustand A eindeutig den späteren Zustand B, der sich aus A mit physischer Notwendigkeit ergibt. Beim Lebendigen ist es umgekehrt. Da bestimmt der spätere Zustand B den vorhergehenden Zustand A so, daß sich B ergibt. Dies bestätigen z. B. die Versuche der Molchtransplantationen von Spemann und die Versuche mit den Seeigeleiern von Boveri: Aus verschiedenen Anfangszuständen und Bedingungen ergibt sich das quasi vorgegebene Ziel, der normal entwickelte Vielzeller. Bertalanffy nennt dieses Verhalten des Organismus Äquifinalität. Wenn auch die gleichen Versuche von Spemann zeigen, daß die weitgehende Finalität in der gesetzmäßigen Entwicklung etwas abnimmt und die regenerativen Kräfte in etwa erlahmen (z. B. wenn die nach der Gastrulation vorgenommene Transplantation die herkunftsgemäße Entwicklung des Teiles, d. h. die Nichtanpassung an das Ganze zeitigt), so sind das nur Anzeichen für eine allmählich eintretende Erstarrung, nicht aber eigentlich ein Beweis gegen die Finalität der Entwicklung. Wesentlich ist es dem Organismus eben eigen, sich auf das Wohl des ganzen „hologenen" Systems hin zu entwickeln[14]). Diese Ergebnisse, die die ständige Anpassung an die Existenzerhaltung der zusammengesetzten Substanz erweisen, zeigen zugleich, daß es im Lebendigen keine starren deterministischen Gesetze gibt, sondern vielmehr stets nur Anpassung, d. h. keine Kausaldynamik, sondern Finaldynamik. Der lebendige Organismus ist als offenes System in einem „Fließgleichgewicht" (Bertalanffy) der ständigen Anpassung. Und nun der Schluß von dieser Betrachtung auf die medizinische Gesetzlichkeit: Die Finaldetermination des erkrankten Gliedes besteht in der Tendenz, sich dem Gesamtorganismus anzupassen. Je nach der Verschiedenheit des erkrankten Gliedes und je nach der Straffheit oder dem Versagen dieser Finaldetermination im Gesamtkörper wird die Heilbarkeit bzw. Unheilbarkeit einer Krankheit variieren. Es gibt also in der Medizin keine allgemeinen Gesetze, sondern der einzelne Fall ist in seiner konkreten Lagerung immer weitgehend verschieden von anderen ähnlichen Fällen. Daher kann ihn nur der ärztliche Fachmann richtig beurteilen. Dieser Wahrheit, daß die Heilungen als extramedikale Phänomene

---

[13]) Vgl. F. Schlagenhaufen S. J. in: ZkTh 72 (1950), S. 367 f.

[14]) Vgl. Schubert-Soldern, Philosophie des Lebendigen, Graz 1951, dessen Ausführungen wir hier im wesentlichen zugrunde legten. Ferner: L. Maier, Zusammengesetzte Substanz-Begriff-Kennzeichen-Existenz, Dissertation Innsbruck 1955, unveröffentlicht.

nur vom Fachmann festgestellt werden können, der die Unheilbarkeit der Krankheit beurteilen kann, hat sich neuerdings die Kirche angepaßt, indem sie in dem Heiligsprechungsprozeß an Stelle der früher vorgeschriebenen Congregatio praeparatoria seit 1948 einen eigenen Ärztekongreß vorschreibt[15]). Bekanntlich fordert ja die Kirche zur Heiligsprechung die Untersuchung über die persönliche Tugendhaftigkeit und über wenigstens zwei erfolgte Wunder auf die Fürsprache des betreffenden Heiligen hin, die wissenschaftlich bestätigt sein müssen[16]).

2. Zur Frage der Einteilung der Wunder

Wir haben nun sehr ausführlich dargelegt, daß es in der Medizin keine allgemeinen mathematisierten Gesetze geben kann, da beim Organismus alles in lebendiger Anpassung besteht, und haben diese Tatsache von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Festgehalten muß aber werden, daß bei aller Ungesetzlichkeit, d. h. bei allem Fehlen exakter Rahmengesetze, es im medizinischen Bereich doch für den Fachmann echte wissenschaftliche Gewißheiten gibt. So sind Krankheiten von einem gewissen Zeitpunkt an sicher als unheilbar zu erklären, da die regenerierenden Kräfte von einem solchen Zeitpunkt an fehlen[17]). So ist auch die Bekehrung eines positivistisch orientierten Arztes wie Alexis Carrel verständlich, der als Fachmann gegen Ende seines Lebens die Echtheit und Wunderbarkeit verschiedener Lourdesheilungen anerkannte, nachdem er sich zuvor jahrzehntelang dagegen gesträubt hatte[18]). Wir können also von medizinischer Seite her heute Wunder als Heilungen natürlich unheilbarer Krankheiten annehmen, wenn wir auch das Urteil im Einzelfall dem Arzt überlassen müssen. Dieses Urteil kann aber im Einzelfall schwierig und von vielen Unklarheiten begleitet sein. In diesem Sinne meint Alexis Carrel: „Die Antwort des Glaubens ist . . . ungleich befriedigender als die der Wissenschaft“[19]).

Zum Zwecke unserer Untersuchung von analogen Kriterien müssen wir die Wunder noch einteilen. Man kann die Wunderheilungen einteilen in solche, die durch eine momentane Vermehrung der Lebenskraft in einem momentanen Sichaufbäumen des Gesamtorganismus geschehen (diapsychische Heilungen), und in solche, die

---

[15]) Vgl. F. Baumann in: Theol.-prakt. Quartalschrift (Linz) 104 (1956), S. 24.

[16]) Vgl. CIC. can. 1999—2141, bes. can. 2087, 2116, 2138; E. Eichmann und K. Mörsdorf, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 7. Aufl., Paderborn 1953, Bd. 3, S. 252—267. Material zu neueren Heiligsprechungen bietet Baumann a. a. O. und in: Der große Entschluß 9 (1953/54), S. 20, 152, 53, 113; ebd. 10 (1954/55), S. 122, 177, 224, 269, 316, 369, 417.

[17]) G. Siegmund in St. d. Z., Bd. 148 (1950/51), S. 412, 415.

[18]) Ders. in St. d. Z., Bd. 148 (1950/51), S. 270 f.; vgl. Der große Entschluß 9 (1953/54), S. 349.

[19]) Der große Entschluß a. a. O. (vgl. Anm. 18), S. 352.

ohne eine besondere Vermehrung der Lebenskraft direkt geschehen (parapsychische Heilungen). Diese Einteilung[20]) scheint für unsere Gewinnung von Kriterien für die analogen Arten der Wunder weniger günstig, da sie die Art der Bewirkung, nicht sosehr das Bewirkte als solches in seiner Transzendenz zum Naturgeschehen darstellt. Eine Einteilung der Wunder nach den Krankheiten ist sehr schwierig, und man kann keine rechten logischen Oberbegriffe zu den einzelnen Fällen finden, wie die angeführte Verteilung der Fälle von Lourdesheilungen, die Schleyer gibt, klar werden läßt. Außerdem ist zu bedenken, daß in den einzelnen Krankheitsfällen keine isolierten Phänomene auftreten, sondern daß durch Dazukommen z. B. von Peritonitis zu einem Blinddarmdurchbruch und ähnliches die Krankheitsbilder sehr kompliziert sind.

Günstig scheint uns die Einteilung, die neuerdings A. Koch gibt. Die Einteilung der Wunder in solche, die in einer Neuerstellung einer Ordnung, und solche, die in einer Wiederherstellung einer gestörten vorhandenen Ordnung bestehen, ist eine leicht verifizierbare Unterscheidung, die auch besondere Heilungen, wie z. B. die bereits erwähnten Fälle de Rudder und Traynor, ganz klar hervortreten läßt[21]). Wir müssen zu diesen Fällen nur noch die totale Neuerstellung einer Ordnung, wie z. B. eine Totenerweckung, hinzunehmen, die aber z. B. bei Konstatierung von Lourdesheilungen bedeutungslos ist, da bisher eine solche in Lourdes nicht stattgefunden hat. So kommen wir zur Dreiteilung der Wunder: Totalerstellung einer neuen Ordnung (Totenerweckung), partielle Neuerstellung einer Ordnung (Knochenergänzungen) und Wiederherstellung einer gestörten Ordnung (Heilungen organischer Krankheiten). Diese Einteilung ist insoferne in Übereinstimmung mit namhaften Werken der Fachliteratur, als Neuerstellungen, wie in den Fällen de Rudder und Traynor, ganz gesondert behandelt werden. Daß aber eine Totenerweckung solchen Wundern gegenüber eine neue eigene Kategorie darstellt, läßt sich kaum bezweifeln.

Wir werden nun in unseren Ausführungen über die Kriterien der analogen Wunder verschiedene Kennzeichen für die drei Arten von Heilungswundern aufstellen, die eine Auffindung eines solchen erleichtern sollen. Freilich, das Zutreffen dieser Kriterien auf einzelne Fälle ist (wie schon öfter ausgeführt) die Arbeit des Fachmanns der Medizin. In unseren Ausführungen über das Wunder im Lichte der Heilkunde sind wir über ein Problem hinweggegangen, das es in einem eigenen Artikel zu behandeln gilt. Es wäre möglich, daß Heilungswunder, ja auch Materiewunder (vgl. den Aufsatz, den wir in Anm. 1 zitierten) als psychologisch natürliche Phänomäne aufgefaßt werden könnten, die entweder in das Gebiet der Psychotherapie oder in das der Parapsychologie gehören. Infolge

---

[20]) Siegmund in St. d. Z. 148 (1950/51), S. 418 f.
[21]) A. Koch S. J. in St. d. Z., Bd. 141 (1947/48), S. 68; ebd. Bd. 140 (1946/47), S. 388.

der Fülle des Materials auf diesem Gebiete müssen wir diese Frage in einem eigenen Artikel behandeln.

3. Die Arten der Wunder im Bereich des Lebendigen

a) Totale Neuerstellung einer Ordnung

Wir haben schon einmal versucht, aufzuzeigen, daß eine Totenerweckung, die totale Neuerstellung einer Ordnung des Lebendigen, schon unter Umständen als ein Wunder angesehen werden könnte, wenn man bloß die Synthese der polymeren Eiweißverbindungen des Organismus berücksichtigt, ohne den Unterschied zwischen Lebendigem und Totem zu betrachten[22]), wie es z. B. die mechanistisch orientierten Biologen machen. Die Diskussion über die Berechtigung des mechanistischen Standpunktes kann hier nicht geführt werden. Wenn Physiker und Biologen in einer theoretischen Biologie die exakten Gesetze finden wollen, die im Organismus walten, so ist dies ein berechtigtes naturwissenschaftliches Anliegen. Ist aber — so fragen wir uns — diese Betrachtung, die z. B. Weizsäcker, Bertalanffy, Schrödinger, Linser u. a. m. fordern, die einzige und seinsgerechte Betrachtungsweise des Organismus? Mit Recht weisen verschiedene namhafte Autoren der Biologie auf das ganzheitliche Element im Lebendigen hin, das verlorengeht, wenn man den Organismus als bloße Summation physikalischer Prozesse betrachtet und „von unten erklärt". Selbst Bertalanffy gibt zu, daß eine solche Betrachtungsweise das „eigentlich Vitale" nicht zu fassen imstande ist.

Mit Recht können wir daher von der rein physikalischen Betrachtungsweise des Lebendigen, die wir bereits in den obigen Ausführungen als einen nur einseitigen Standpunkt andeuteten, absehen. Die Hypothese der Entwicklung des Lebendigen aus seinen anorganischen und toten Bestandteilen (Urzeugungshypothese in den verschiedensten Formen) ist naturwissenschaftlich durchaus nicht so schlüssig, wie dies manche gerne hätten. Wenn aber, wie wir noch ausführen werden, der Organismus eine zusammengesetzte Substanz ist, d. h. ein solches Gebilde, das seinen Bestandteilen gegenüber ein ganzheitliches Eigensein und Eigenwirken aufweist und besitzt, so ist die Entstehung einer solchen Ganzheit nur durch einen Eingriff einer solchen Ursache zu erklären, die über den Gesetzen des Teiles steht und dem Teil, der einer niedrigeren Seinsstufe angehört, das Eigensein einer höheren Seinsstufe verleihen kann. Die Entstehung eines belebten Organismus aus unbelebter Materie ist in diesem Sinne ein Wunder, da eine innerweltliche Ursache, die nie ein „neues" Sein schaffen kann, immer wesentlich von der Gesetzlichkeit des vorliegenden Stoffes abhängt, an der sie als innerweltlich-stoffliche Realität

---

[22]) Vgl. L. Maier a. a. O. (Anm. 1), S. 113.

genormt ist, nie jenen „Überstieg" über die materiale Stoffgesetzlichkeit vollziehen kann, der zur Konstitution des Lebendigen als solchen gefordert ist.

Ist der Organismus nun tatsächlich ein solches Gebilde, das mehr ist als eine bloße Summe von Teilen, d. h. besitzt er tatsächlich Eigensein und Eigenwirken, das seinen Teilen wesentlich nicht eignet? Wir müssen festhalten, daß der Organismus seine eigenen Stoffe besitzt, die natürlicherweise nicht aus den Bestandteilen entstehen können, bei aller Synthesierbarkeit organischer Stoffe, die sich in gewissen Grenzen bewegt: Die kovariante Reduplikation bewirkt nur Vermehrung, nicht aber eigentliche Neuentstehung (Erstentstehung) von neuen Stoffen. Außerdem besitzt der Organismus als ganzer seine eigene Energietönung, handelt äquifinal (siehe oben) usw. Das berechtigt uns zu sagen, daß im Organismus als Ganzem eine den toten Teilen aus sich heraus nicht zukommende Gesetzmäßigkeit waltet. Auch wenn wir vom Verhältnis des Lebendigen und Toten absehen und nur das Verhältnis des Metabionten (Vielzellerorganismus) zur Einzelzelle betrachten, zeigt sich, daß die Zelle als Teil das Unvollkommenere, das Bruchstück ist, das sich in seiner Aktivität nach dem Ganzen ausrichtet, worauf z. B. die Versuche von Boveri und Spemann hinweisen, die wir oben erwähnten. Die genauen naturwissenschaftlichen Grundlagen des Beweises, den wir eben in seinen wesentlichsten Zügen zusammenfaßten, sind gesammelt bei Schubert-Soldern[23]). Wir können so mit Schubert-Soldern sagen, daß der lebendige Organismus tatsächlich ein von einer Eigengesetzlichkeit durchwaltetes hologenes System aus hologenem Prinzip ist, das durch einen ganzheitlichen Entelechialfaktor konstituiert wird (Terminologie von Schubert-Soldern), den wir Lebensprinzip nennen und der als Formursache die Materialgesetzlichkeit der Teile umformt zum spezifischen Eigensein des Lebendigen, zum ganzen lebenden Organismus. Der Organismus ist daher mehr als eine bloße Summation seiner Teile.

Diese Eigengesetzlichkeit des Organismus geht im Tode verloren. Nun ergibt sich in der neueren Medizin gerade bei der Frage des Todes ein Problem. Es bestehen nämlich heute von seiten der Medizin her bisweilen große Unklarheiten, wann genau der Tod eintritt. Man kann wohl angeben, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt der Organismus tot ist. Den Zeitpunkt des Eintrittes des Todes aber kann man nicht genau angeben, weil sich in dem kontinuierlichen Vorgang des Sterbens keine exakten Grenzen ziehen lassen. So ist es z. B. möglich, daß bei resuszitativen Maßnahmen ein Teil des Organismus noch unter der künstlichen Beatmung mit Sauerstoff lebt, während ein anderer Teil (an den Extremitäten) bereits in Verwesung übergegangen ist. Wenn aber

---

[23]) A. a. O. (vgl. Anm. 14), S. 27—168.

dieser Übergangszustand aufgehört hat, so ist der Totbefund wissenschaftlich gesichert.

Wir können nun auf Grund der vorausgegangenen Untersuchungen darangehen, die totale Neuerstellung eines lebendigen Organismus bzw. die Belebung eines solchen gewesenen und abgestorbenen Organismus als Kriterium für ein Wunder zu formulieren. Ein Wunder ist in diesem Sinne die totale Neuerstellung neuen Lebens aus Totem. Was wir hier vom Lebendigen im allgemeinen behaupten, gilt im besonderen von allen drei Arten des Lebens: von Pflanze, Tier und Mensch. Ist schon in der Pflanze die Schaffung neuen Lebens ein Wunder, so erst recht beim Menschen, dessen Lebensprinzip, die Seele, sich von dem Lebensprinzip der Pflanze wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie nicht bloß vegetative und (wie beim Tier) sensitive Funktion besitzt, sondern auch eine Geistfunktion, insoferne sie tragender Einigungsgrund der psychischen Akte und somit ein der geistigen Aktivität angemessenes Geistprinzip ist. So teilt sich also die Neuerstellung von Leben theoretisch in drei Arten, in die Schaffung von pflanzlichem, tierischem und menschlichem Leben, die unter sich in etwa wieder analog sind. Für uns ist aber nur die letztere von Bedeutung, da uns nur menschliche Totenerweckungen berichtet sind.

Zum Abschluß wollen wir noch einen Vergleich ziehen mit der ersten Art der Ausnahme von einem dynamischen Naturgesetz. Wir sagten in dem bereits zitierten Aufsatz, daß es bei einem dynamischen Gesetz genügt, wenn es einmal in einem Einzelfall durchbrochen wurde, d. h. das Wunder besteht in einer einmaligen kontradiktorischen Aufhebung. Es ist dabei bedeutungslos, wieweit das Gesetz durchbrochen wurde. Ähnlich ist es hier: Das Gesetz von Leben und Tod ist ein streng verbindliches Seinsgesetz, das, wenn es einmal durchbrochen wird, im Falle einer Totenerweckung sofort den Beweis für die Wunderbarkeit des Vorganges bietet. Es handelt sich also sowohl beim Wunder als Ausnahme von einem dynamischen Gesetz der Physik als auch beim Wunder als Ausnahme von dem Gesetz von Leben und Tod um einen jeweils kontradiktorischen Widerspruch (zur Terminologie vgl. Anm. 1) zu einem streng determinierten, ausnahmslos geltenden Naturgesetz.

b) Partielle Neuerstellung einer Ordnung

Wir kommen nun von den Totenerweckungen zu den eigentlichen Heilungen. Während bei den Totenerweckungen die Frage nach dem Wundercharakter mit der prinzipiellen Frage des Lebensproblems (Unterschied zwischen Lebendigem und Totem) eng verknüpft ist und die Anwendung auf die Totenerweckungen der Heiligen Schrift im Bereich der Grundsätze keine Schwierigkeiten mehr bereitet, sind die Probleme bei den Heilungen konkreter und weniger prinzipieller Natur. Wir sagten bereits, daß die Diskussion des einzelnen Falles nur dem Fachmann zusteht. Wir stützen uns

daher im folgenden auf exakt erwiesene (von der Wissenschaft als solche extramedikale Phänomene erhärtete) Heilungen. Bei den Heilungen können wir (wie bereits angeführt) mit A. Koch unterscheiden zwischen der Erstellung von neuen Körperteilen (was wir partielle Neuerstellungen nannten) und der Heilung erkrankter Körperteile (Wiederherstellungen gestörter Ordnungen)[24]).

Zunächst wollen wir also in diesem Abschnitt nur auf die partiellen Neuerstellungen eingehen. Hier fällt mit Recht auf, daß die bekannten Neuerstellungen (von denen wir später Beispiele anführen werden) nicht über eine gewisse Grenze hinausgehen, daß z. B. keine Berichte einer Erstellung einer ganzen Hand oder eines ganzen Fußes erhalten sind. Koch glaubt in dieser Tatsache eine prinzipielle Schranke, die dem Wunder gesetzt ist, zu erblicken und führt dazu interessante theologisch-philosophische Gedanken an[25]), die uns hier nicht weiter beschäftigen können.

Wir wollen zunächst versuchen, ein Kriterium für diese Art von Wundern in einer Definition zu fassen. Dabei müssen wir berücksichtigen, daß partielle Neuerstellungen nicht in jedem Falle natürlich unmöglich sind. Denn jeder Körper besitzt sein Regenerationsvermögen. Wenn aber das Phänomen in einem solchen maximalen Ausmaß besteht, daß der hervorgebrachte Effekt unmöglich durch das natürliche Regenerationsvermögen hervorgebracht werden kann, so steht das Phänomen in einem Widerspruch mit den bekannten Möglichkeiten, und zwar in einem konträren Gegensatz, nämlich in einem maximalen Abweichen von dem natürlicherweise erzielbaren Wert der regenerierbaren Teile. Von hier ergibt sich augenblicklich eine Parallele zur Ausnahme von einem statistischen Naturgesetz. Dort muß ebenfalls zur Ausnahme von einem Gesetz nicht nur ein beliebiges Abweichen von dem natürlichen Durchschnittswert bewiesen sein, sondern ein maximales (konträres) Abweichen des Phänomens weit über den Bereich der natürlicherweise möglichen Streuung der unter das Gesetz fallenden Werte hinaus.

Wir können also die partiellen Neuerstellungen kennzeichnen mit dem Satz: Ein Wunder ist die Neuerstellung einzelner Körperglieder, die das natürliche Regenerationsvermögen bei weitem („maximal") übersteigt, d. h. ein konträrer Gegensatz zu allen natürlicherweise möglichen regenerativen Bildungen.

Nun wollen wir uns gleich mit der Verifikation dieses Kennzeichens an zwei bekannten Lourdesheilungen beschäftigen, wobei wir auch die kritischen Untersuchungen von Schleyer berücksichtigen müssen[26]). Zuerst sei hier die Heilung des John Traynor

---

[24]) A. Koch S.J. a. a. O. (vgl. Anm. 21).

[25]) Ders. ebd. Bd. 141 (1947/48), S. 68 f.

[26]) Literatur dazu: St. d. Z. Bd. 140 (1946/47), S. 388 f.; Schleyer, Die Heilungen von Lourdes, Bonn 1949, S. 108 f., 115 f., mit Angaben über die gesamte medizinische Literatur zu diesen Fällen. Ferner: Le Bec-Leuret a. a. O. (Anm. 3).

erwähnt. Dieser hatte im ersten Weltkrieg eine schwere Kopfverletzung erlitten neben einem Knieschuß, zwei Brustsecksschüsse und einen Armsteckschuß. Mit der Zeit stellten sich infolge der Kopfverletzung starke epileptische Anfälle ein; mehrere Nervennahtoperationen wurden vergeblich durchgeführt. Seit 1917 nehmen die epileptischen Anfälle stark an Häufigkeit zu und werden auch immer heftiger. 1920 wird eine Gehirnoperation (Entlastungstrepanation) durchgeführt. Der Zustand wird nach der Operation immer noch schlechter. Ständige Anfälle, Gedächtnisstörungen, „Auslassen" der Beine, schließlich völlige Muskelatrophie und incontinentia urinae kommen dazu. 1923 kommt der Patient im Zustand völliger Kachexie nach Lourdes. Bei der Untersuchung in Lourdes ist die Öffnung im Schädeldach (von der Entlastungstrepanation) noch 2,5 cm groß; außer den oben aufgezählten Beschwerden wird noch völliger Sensibilitätsverlust in den Beinen konstatiert. Nach der plötzlich erfolgten Heilung kann der Patient gehen, alle Gliedmaßen bewegen; kein Anfall tritt mehr auf, die Trepanationsöffnung ist erheblich kleiner geworden. Schließlich wird bei der Nachuntersuchung von 1926 die völlige Schließung des Schädeldaches und die praktische Brauchbarkeit der Hände konstatiert. Schleyer, der zu diesem Krankheitsbild eine genaue Untersuchung der einzelnen Phänomene durchführt, berücksichtigt dabei die rasche und beachtliche Verkleinerung der Trepanationsöffnung im Kopf nicht näher, obwohl gerade die Ergänzung dieses Knochenstückes in der Literatur gewöhnlich als Regeneration hingestellt wird, die auf natürliche Weise nicht zu erklären ist, da die Regenerationsfähigkeit dem Körper nicht in diesem Ausmaß zukommt. Zur Heilung der Jacksonschen Epilepsie gibt Schleyer zu, daß eine solche natürlich unmöglich ist; er bezweifelt aber, ob die Anfälle tatsächlich nach der Heilung ausgeblieben sind, denn die Aussage der Protokolle, daß Traynor seinen Beruf als Chauffeur nach der Heilung wieder ausgeübt habe, besage nicht viel. Dazu ist wohl zu bemerken, daß die Ausübung des Chauffeurberufes normalerweise für das völlige Verschwinden der Epilepsie genug sagt, denn ein Epileptiker kann diesen Beruf auf die Dauer nicht ausüben, da er nicht ständig das eigene Fahrzeug und die übrigen Verkehrsteilnehmer in der Kontrolle halten kann. Bei einem Aussetzen der Aufmerksamkeit für den Bruchteil einer Sekunde oder auch schon bei einer Verlangsamung der Reaktionszeit („Schrecksekunde") sind Gefahren gegeben, die im Falle eines epileptischen Anfalles, der ja meistens längere Zeit dauert, notwendig zu einem Unfall hätten führen müssen, der im Falle Traynors zur Änderung des Berufes hätte veranlassen müssen. Die Annahme aber, daß diese möglichen Anfälle sich alle außerhalb der Arbeitszeit ereignet hätten, ist wohl reichlich künstlich, da die Anfälle wohl zu der Zeit zu erwarten sind, in der der Körper der größten Beanspruchung ausgesetzt ist.

Nun noch zu einem anderen Beispiel einer partiellen Neuerstellung! Der Holzarbeiter Peter de Rudder erlitt durch einen fallenden Baumstamm eine Doppelfraktur des linken Unterschenkels, die nicht mehr heilte. Durch acht Jahre hindurch waren nur die eiternde Wunde und zwei gegeneinander bewegliche Schienbeinstücke zu beobachten, wobei ein Stück fehlte. Anläßlich einer Wallfahrt, an der der Patient teilnahm, wurde er an der Lourdesgrotte von Oostaker (bei Gent) geheilt. Ein fehlendes Stück Schienbein in der Länge von 2 cm wurde dabei im Augenblick ergänzt. Das einzige, was Schleyer an diesem Fall auszusetzen hat, ist das Fehlen der Befunde kurz vor der Heilung: Die letzte Untersuchung fand drei Monate vor der Heilung statt. Wohl aber sahen Bekannte des Patienten noch am Vortage der Heilung die Wunde ungeheilt und die frei beweglichen Knochenstücke unverbunden. Diese Zeugen legten darüber ein Protokoll an, und einer davon hat seine Aussage der bischöflichen Untersuchungskommission unter Eid versichert. Somit ist auch an diesem Fall für uns vernünftigerweise kein Zweifel mehr möglich über die Extramedikalität dieses Phänomens, zumal auch dieser Fall im übrigen von Schleyer anerkannt und zugegeben wird.

Diese zwei Heilungen, bei denen uns besonders die Ergänzung von Knochenstücken interessierte, die natürlicherweise unmöglich ist, mögen als Beispiele dienen für partielle Neuerstellungen einer Ordnung. Für die natürliche Unmöglichkeit einer solchen Erstellung sei noch mit Koch (vgl. oben Anm. 21) auf die Tatsache hingewiesen, daß im Falle Traynors das ergänzte Knochenstück mehr Kalziumphosphat enthielt als das gesamte Blut des Menschen, nämlich 1,47 Gramm. Von hier aus können wir wieder das ablesen, was wir oben von dem konträren Widerspruch sagten: Eine Ergänzung in diesem Ausmaß ist so wenig wahrscheinlich, daß man von der praktischen und prinzipiellen Unmöglichkeit eines solchen Falles sprechen kann. Das Phänomen steht also in konträrem Widerspruch zu dem normalen Verlauf der Natur.

c) Wiederherstellung einer vorhandenen, bloß gestörten Ordnung

Wir sprachen schon die Ansicht aus, daß eine normale Heilung als Wiederherstellung gelegentlich bloß eine qualifizierte Abweichung sei und daß verschiedene Wunder Christi als solche qualifizierte Abweichungen zu erklären seien. Hiezu noch einige Gedanken! Das Interessante an den Krankheiten, die die Medizin als unheilbar erklärt, ist folgendes: Die Krankheiten sind im allgemeinen in ihrem Anfangsstadium meist heilbar, in ihrem fortgeschrittenen Stadium jedoch meist völlig unheilbar, besonders wenn sie mit anderen Krankheiten verquickt auftreten. Es zeigt sich also, daß die Krankheit nicht einfachhin ein Defekt ist, der auftritt

wie z. B. eine Autopanne, sondern daß die Krankheit besser formuliert als defektive Evolution zu bezeichnen ist. Aus dem geht hervor, daß die Krankheiten irgendwie prinzipiell heilbar sind, daß die Unheilbarkeit eine spätere Erstarrung des Krankheitsbildes darstellen dürfte. Solche Wunder, die die Natur zwar prinzipiell bewirken kann, die aber wegen der Art und Weise (z. B. auch wegen des Zeitpunktes) ihrer Verwirklichung Ausnahmen vom Naturverlauf sind, nannten wir qualifizierte Abweichungen (vgl. Anm. 1 a. a. O. S. 111, 115).

In diesem Sinne können wir für eine Wiederherstellung einer Ordnung nun folgendes Kriterium aufstellen: Ein Wunder ist die Wiederherstellung einer vorhandenen gestörten Ordnung, die natürlicherweise minimal wahrscheinlich oder überhaupt nicht mehr möglich ist, kurz, die Heilung einer unheilbaren Krankheit. Das Urteil im einzelnen muß der Fachmann abgeben, der die Abgrenzung der organisch bedingten Phänomene gegenüber den psychogen verursachten Krankheiten durchführt. Wir halten uns im folgenden wieder an medizinisch einwandfrei nachgewiesene Fälle.

Viel Aufsehen hat in jüngster Zeit die Bestätigung der Heilung einer Wienerin in Lourdes im Jahre 1950 gemacht, die 1955 vom ärztlichen Nationalkomitee in Paris als medizinisch unerklärlich anerkannt wurde. Es handelt sich dabei um die Heilung einer Kranken, die nacheinander Magendurchbruch, Bauchfelleiterung, Niereneiterung und Addisonsche Krankheit hatte und im Zustand des völligen Verfalls in Lourdes ganz plötzlich geheilt wurde[27]). Heute geht sie dem Beruf als Krankenpflegerin wieder nach.

Wir wollen hier ein anderes Beispiel anführen, dessen medizinische Begutachtung wir wieder dem Buch von Schleyer entnehmen konnten[28]). Jeanne Tulasne hatte Wirbelsäulentuberkulose. Das Aufsuchen eines Bades blieb ohne Erfolg. Die Krankheit, die sich äußerlich in dem Auftreten eines Gibbus (Buckel) sichtbar zeigt, ist nach Schleyers Urteil unfehlbar organischen Ursprungs. Nach dem vierten Bad in Lourdes kann sich die Patientin, die bisher an heftigen Schmerzen litt, erheben und einwandfrei gehen. Der Gibbus ist verschwunden, nur drei Hautnarben an den Stellen der Dornfortsätze der drei angegriffenen Wirbel sind noch sichtbar. Der Röntgenbefund ist o. B. (ohne Besonderheit). Die Nachuntersuchungen ergeben das vollständige Fehlen der Spondylitis. Schleyer bewertet den Fall als einwandfrei extramedikal.

Ein anderer sehr interessanter Fall ist die Heilung des Kindes

---

[27]) Vgl. die Notiz in: Der Volksbote 55 (1955) Nr. 24, vom 12. 6. 1955, S. 7; dazu den Eigenbericht der Geheilten, E. Fulda, in: Im Dienste der Königin 6 (1955), S. 164 f.

[28]) Schleyer a. a. O. (vgl. Anm. 26), S. 39 mit viel Literaturangaben.

Gérard Baillie[29]), der weitreichende Diskussionen ausgelöst hat. Wir bringen hier gerade diesen Fall, da er besonders gut zeigt, wie oft die Fachleute gerade bei solchen Heilungen vor neuen unerklärlichen Rätseln stehen. Der Knabe G. B. wurde im Alter von zwei Jahren von einer akuten Entzündung der Ader- und Netzhaut (Chorioretinitis) an beiden Augen befallen. Durch die mit dieser Krankheit verbundene fortschreitende Degeneration der Gewebsschichten des Auges verkleinerte sich das Gesichtsfeld des kleinen Patienten allmählich und, als die Krankheit schließlich noch den Sehnerv (Opticus) angriff, erblindete er unheilbar. Das Kind kam in eine Blindenanstalt für Kinder. Dort wurde die Diagnose wieder gestellt, und zwar auf doppelseitige Chorioretinitis und doppelseitige Opticusatrophie. Mit viereinhalb Jahren kommt das Kind nach Lourdes. Der Befund wird durch die Untersuchungen des Konstatierungsbüros bestätigt. Beim Begehen des Kreuzweges auf dem Kalvarienberg in Lourdes wird das Kind plötzlich geheilt, was sich in seinem spontanen Ausruf äußert, welch hübsches Kleid die Mutter doch anhabe. Diese Heilung weist aber im Vergleich zu anderen Lourdesheilungen[30]) noch eine ganz besondere Eigenheit auf: Die Heilung geht kontinuierlich vor sich. Allmählich, wie die Blindheit aufgetreten war, wurde das Kind wieder immer besser sehend. Das Gesichtsfeld erweiterte sich. Zuerst sah das Kind immer noch wie durch einen Spalt. Die Untersuchungen ergaben nun folgendes interessante Ergebnis: Das Kind sieht, obwohl es, medizinisch gesehen, völlig blind ist und nicht sehen kann. Die Chorioretinitis und Opticusatrophie bestehen auf beiden Augen weiter. Das Kind wurde, da es zwar noch nicht mit dem vollen Gesichtsfeld, aber immerhin richtig sah, als sehend von der Blindenanstalt entlassen und zu den Eltern heimgeschickt. Die Nachuntersuchung (ein Jahr nach der Heilung), durch einen englischen Spezialisten durchgeführt, ergab dasselbe Ergebnis wie die erste Untersuchung: Das Kind hat die in dem ursprünglichen Befund angegebenen Krankheiten; es könnte und dürfte, medizinisch gesehen, nicht sehen und sieht trotzdem. Das Kind konnte sogar über eine verkehrsreiche Straße allein in die Schule gehen und auch in der Schule dem Unterricht normal folgen. Eine nochmalige Nachuntersuchung, nach einem weiteren Jahr von einem französischen Spezialisten durchgeführt, ergab: Das Kind hatte einmal die unheilbare Krankheit Chorioretinitis und in ihrem Gefolge Opticusatrophie auf beiden Augen gehabt, es ist aber nunmehr davon geheilt worden. So sind also, wie Siegmund gut hervorhebt,

---

[29]) G. Siegmund in St. d. Z., Bd. 148 (1950/51), S. 372 f. mit Literatur; ders. bringt a. a. O., Bd. 156 (1954/55), S. 151 f. eine Diskussion zu einer neueren Arbeit, die diesen Fall psychogen auslegen wollte, und widerlegt diese Ansicht als unhaltbar.

[30]) Einen „durchschnittlichen" Fall einer Lourdesheilung vgl. L. Maier in: Der große Entschluß 12 (1956/57), S. 444 f.

bei diesem Fall zwei besondere Phänomene zu beachten: 1. Das Kind sieht etwa zwei Jahre lang, obwohl es medizinisch vollkommen blind ist, und 2. die unheilbare Krankheit Chorioretinitis wird geheilt. Freilich geht die völlige Heilung in diesem Falle langsam vor sich, und das beschäftigt die Wissenschaft eingehend. Aber an der Extramedikalität der tatsächlich erfolgten Heilung kann wissenschaftlich nicht gezweifelt werden.

Aus dieser Heilung können wir auch einen Einwand gegen die Forderungen Schleyers ablesen; denn die wissenschaftlichen Postulate, die Schleyer für ein extramedikales Phänomen stellt (vgl. Abschn. 1), setzen in etwa den plötzlichen Vorgang einer Heilung voraus. Zu denken gibt uns da der Schluß, den Siegmund, der den Fall berichtet (vgl. Anm. 29), aus diesem Wunder zieht. Er schreibt in dem angegebenen Artikel wörtlich: „Wir dürfen nicht a priori unsererseits Bedingungen aufstellen für Heilungen, die wir als Wunder anzuerkennen gewillt sind. Wunderbare Heilungen können anders geschehen, als wir es erwarten. Das beweist das eingangs Gesagte: Eine erkenntnistheoretische Überlegung hat am Schluß und nicht am Anfang zu stehen. Was not tut, ist zunächst — sagen wir einmal — eine Phänomenologie des Wunders."

Werden dadurch unsere Wunderkriterien hinfällig? Keineswegs! Diese Worte bestätigen nur das, was wir schon öfters sagten: Wir können im medizinischen Bereich nur gewisse allgemeine naturwissenschaftliche Richtlinien aufstellen, keine exakten Rahmengesetze und ihre Ausnahmen. In diesem Sinne sollen die Wunder, die durch unsere Kriterien als solche ausgewiesen wurden, als typische Beispiele dafür gelten, wie ein Wunder auf verschiedene Art und Weise sich ereignen kann und mit welchen Kennzeichen es dann jeweils ganz allgemein ausgezeichnet sein muß. Das konkrete Wunderphänomen obliegt der Untersuchung des Fachmanns, gerade die verschiedenen Heilungswunder, da wir hier keine exaktwissenschaftliche (mathematische) Gesetzmäßigkeit und Gewißheit haben. Dieser Tätigkeit des Fachmanns wollen unsere Kriterien für die verschiedenen Arten der Wunder keine einschränkenden Bedingungen auferlegen, ihr kein erkenntnistheoretisches Apriori setzen, sondern nur allgemeine Kennzeichen typischer analoger Arten von Wundern bieten.

Seelsorgliche Betreuung des Alters

Von Erhard Otto Drinkwelder, St. Ottilien (Oberbayern)

„Die soziale Ausrichtung auf ein Du hin kann der Arzt oder auch der Fürsorger zustande bringen. Säkularisierte Seelsorge schadet dem Patienten, wie ein Surrogat das Echte nicht ersetzen kann. Wir sind in einem solchen Falle als Ärzte überfordert, nicht so-

sehr aus Zeitmangel, als vielmehr, weil wir jene geistige Autorität, die an die Priesterweihe geknüpft ist, auch im Auge eines Atheisten, niemals haben könnten, ja niemals haben dürften . . . Es handelt sich bei diesen Menschen auch nicht um jene seit Kindheit religiös Desertierten, die eine Art Versicherungspolizze für die Seligkeit durch sonntägliches Kirchengehen in Händen zu haben glauben. Ich bedauere, daß die Altersseelsorge noch nicht spezifisch ausgebaut ist. Sie fände in einem Drittel der Menschheit ein besinnungsfähiges, vom Leben geeggtes Feld, dessen Fruchtbarkeit noch des Umgrabens bedarf, gerade dort, wo der Arzt seine irdischen Werke erfüllt hat." So schreibt die Ärztin Franziska Stengel in der Zeitschrift „Arzt und Christ", 1957, Heft 3, S. 162. (Im folgenden zitiert: ACh.) „Verständnis beim Pfleger, beim Priester, beim Arzt wäre eine selbstverständliche Forderung, bedürfte indes spezieller Anleitung. Weder Ärzte — noch Schwestern — noch — wie ich glaube — priesterliche Vorbereitung lehren Altersumgang, spezifische Alterspsychologie oder Altersphysiologie" (dieselbe, ACh 158). Für die Jugendseelsorge wird viel getan unter dem immer wiederholten Motto: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft." Und doch ist die Zukunft recht unsicher. Viel sicherer ist das andere Motto: „Wer das Alter hat, hat die Vergangenheit." Für die Jugend kann seelsorglich kaum mehr getan werden, als heute geschieht. Aber für das Alter? Freilich, die Schulung dafür kann nicht im theologischen Lehrsaal aus Büchern geschöpft oder in dem jugendfrohen Seminar gewonnen werden, sondern nur in der Schule, welche die Alten alle mitgemacht haben: im Leben.

Im Buche des Lebens, in der Heiligen Schrift, sind die Grundlagen und Grundsätze der Altersseelsorge aufgezeichnet. Das Grundwort lautet: „Ehrfurcht vor dem Alter!", nicht vor der vergangenen Leistung des alten Menschen, sondern vor dem alten Menschen selbst. Das steht freilich im Gegensatz zur Geisteshaltung des Jüngeren in unserer Zeit. „Für den ist das Alter zunächst durchaus nichts Ehrwürdiges, wie ein harmloser Idealismus vorgibt. Mindestens weckt es in ihm Empfindungen der Überlegenheit und Nichtachtung. Oft fühlt er sich durch den Autoritätsanspruch des alten Menschen gereizt. Und vergessen wir endlich nicht die geheime Feindschaft, welche das aufsteigende Leben dem sinkenden entgegenbringt" (Romano Guardini, ACh 133). Primitive Völker haben mit primitiven Methoden sich der Alten entledigt. „Die alten Römer kannten den ‚Depontanus', den mehr als Sechzigjährigen, den man seiner Nutzlosigkeit wegen von der Brücke in den Tiber stürzte" (Florian Laubenthal, ACh 146). Unserer Zeit war es vorbehalten, mit raffinierten Mitteln sich des „lebensunwerten" Lebens zu entledigen. Gottes Wort spricht anders: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Person des Greises sollst du ehren" (3 Mos 19, 32). „Graue Haare sind eine Ehrenkrone" (Spr 16, 31). „Mein Sohn, nimm dich deines Vaters

im Alter an! . . . Wenn sein Verstand abnimmt, dann übe Nachsicht!" (Sir 3, 14. 15). „Einen alten Mann sollst du nicht schelten, sondern ihm zusprechen wie einem Vater" (1 Tim 5, 1).

Die Seelsorge an den Alten ist mehr als ein Zureden, sie verlangt, für das Alter eine Atmosphäre zu schaffen, in der es sich wohlfühlen kann. Altersgruppen nach Art von Jugendgruppen kann man freilich nicht aufziehen, aber man wird die Gelegenheiten nicht ungenützt vorübergehen lassen, um die Gemeinde anzuleiten, den alten Leuten das Leben in ihr angenehm zu gestalten. Das ist indirekte Seelsorge am Altar. Sie beginnt in der Schule mit der katechetischen Erklärung des vierten Gebotes. Vom Verhalten gegenüber den Eltern führt der Weg zum Verhalten gegenüber den alten Leuten. Kinder sind in ihrem Unverstand gern geneigt, alte Leute — vielleicht wirklich etwas wunderliche — auszulachen und zu verspotten. Dagegen hilft nicht ein strenges Verbot, sondern — was freilich schwerer ist — Weckung der inneren Ehrfurcht vor dem Alter. Bei der Erklärung der Nächstenliebe gebührt dem Alter besondere Berücksichtigung. „Für das christliche Denken sind ja Formen der Gebrechlichkeit in der Welt deswegen vorhanden, damit sie die Liebe erregen und die barmherzige Liebesantwort auslösen. Alles Schwache, alles Schutzlose, alles Gebrechliche und Zerbrochene ruft die Liebesgebärde, die Liebesbewegung im Mitmenschen hervor. Das ist die Metaphysik der Nächstenliebe, die hinter der positiven faktischen Forderung des Neuen Testamentes eigentlich steht. So ist zumal der alte Mensch der Hilfen einer christlichen Umgebung bedürftig, die ihm das zu leisten hat, was hier mehr als irgendwo am Platze ist, den geduldigen Akt des pflegenden und helfenden Handelns" (Bernhard Hanssler, ACh 168). Der heilige Benedikt widmet das ganze 37. Kapitel seiner Regel den Greisen und Kindern. Er sagt, schon die Natur neige zum Mitleid mit diesen Altersstufen, und darum solle auch die Autorität der Regel sie schützen. Immer habe man deren Schwäche vor Augen und gewähre ihnen, was die Nahrung betrifft, auch Stärkung vor der für die gemeinsamen Mahlzeiten festgesetzten Zeit. „Licet ipsa natura humana trahatur ad misericordiam in his aetatibus, senum videlicet et infantum, tamen et regulae auctoritas eis prospiciat. Considerandum semper in eis inbecillitas, et nullatenus eis districtio regulae teneatur in alimentis; sed sit in eis pia consideratio, et praeveniant horas canonicas."

Kinder und Jugendliche sind dazu anzuhalten, aus religiösen Motiven alten Leuten zu helfen, wenn sie etwa auf der Straße sehen, daß sich diese mit einer schweren Last abplagen oder mühselig ihr Wägelchen die steile Straße emporziehen, oder wenn sie zögern, allein verkehrsreiche Straßen zu überqueren. Sie werden gerne (!) alten Leuten ihren Platz einräumen, nicht nur in der Eisenbahn, sondern auch in der Kirche. Ist in ihrem Inneren die christliche Nächstenliebe erwacht, werden sie sich gar nicht wohl fühlen,

wenn sie sich bequem auf ihren Sitzen rekeln und ruhig zuschauen, wie die alte Frau neben ihnen mühsam steht. Kinder, die so tun, vielleicht gar neben ihren Eltern, sind keine rechten Christenkinder, und die Eltern sind keine rechten Christeneltern.

Werden die gut gesinnten Erwachsenen in geeigneter Weise darauf aufmerksam gemacht, so werden sie viele Gelegenheiten finden, den Alten das in ihnen so leicht aufsteigende und sie hemmende Minderwertigkeitsgefühl zu nehmen und ihnen zu Daseinsfreude und Selbstwertgefühl zu helfen, ohne die der Mensch verzweifelt. Der Prediger, der die alten Leute seiner Gemeinde liebt, wird öfter Gelegenheit finden, in der Predigt von ihnen und für sie zu sprechen, natürlich bescheiden und ohne Aufdringlichkeit, wie eben die Alten selber sind. Am St.-Johannes-Tag, dem Geburtsfest des Täufers, spricht er einmal von dessen alten Eltern Zacharias und Elisabeth. Wann hört man denn sonst von ihnen? Zu Mariä Lichtmeß geht der Prediger mit Maria und dem Jesuskind zu Simeon und Anna, die in ihren alten Tagen das Heil und den Heiland schauen durften. „Schließlich kommt dieses Kind auch zu den Alten, so daß es sozusagen für Simeon und Anna eine verspätete Altenweihnacht gibt." (ACh 166.)

Wichtiger als Feste ist der Alltag im Zusammenleben mit den Alten. Der Mensch wird mit jedem Tag älter, und unvermerkt rückt „das Alter" heran. Da nehmen dann die Familienmitglieder und die Hausgenossen mehr und mehr Rücksicht auf den alternden Menschen. Er wird empfindlicher gegen Lärm und Zugluft, er kann nicht mehr soviel schleppen wie früher, er ist leicht gereizt und reizt ungewollt seine Umgebung. Die Kräfte nehmen ab. Es stellt sich das lähmende Gefühl ein: Ich kann nicht mehr, ich bin überflüssig, ich bin anderen zur Last. Das ist die Stunde, die zeigt, ob der alternde Mensch wirklich unter Christen lebt. Weh tut es dem Alten, wenn man ihm deutlich oder verdeckt vorwirft, daß er ja nichts mehr erwirbt, sondern von dem lebt, was ihm die Arbeitenden willig oder unwillig zukommen lassen, mag es freiwillig geschehen oder unter dem Zwang der sozialen Gesetze. Weh tut es dem Alten, wenn man ihm vorrechnet, wieviel er kostet, und die Notwendigkeit kinderreicher Familien damit begründet, daß man zahlreiche Nachkommenschaft braucht, um durch sie für die Lasten aufzukommen, welche die Alten für die Wirtschaft bedeuten. Alles ist in der Seelsorge daranzusetzen, daß sich der allmählich alternde und schließlich alte Mensch in der christlichen Gemeinde nicht überflüssig fühlt. Oft genug läßt es die Umgebung ihn fühlen. Mit mehr oder weniger höflichen Phrasen schiebt sie ihn in das „Altersheim" ab. Wie ihm dabei zumute ist, darum kümmert sich die Umgebung wenig. Das soll der Alte mit sich selber ausmachen. Er hat ja Zeit dazu.

Neben der indirekten Seelsorge des Alters obliegt dem Seelsorger auch die direkte von Mensch zu Mensch. Es soll hier nicht die

Rede sein von der Seelsorge in Altersheimen. Diese haben manchmal sogar eine eigene Kirche, oft auch einen eigenen, meist alten oder pensionierten Priester als Seelsorger. Wie er da die Gemeinschaftsgottesdienste der Alten gestalten soll, wird nicht so einfach sein. An eine aktive Teilnahme in gemeinschaftlichem Beten und Singen ist wohl kaum zu denken. Dagegen werden viele Teilnehmer dankbar sein, wenn der Gottesdienst durch schönen Gesang jugendlicher Kräfte verherrlicht wird.

Für die Alten in der Gemeinde wird man keine „Altenmessen" als Gegenstück zu den Kinder- und Jugendmessen halten. Ihre Teilnahme am Gemeindegottesdienst wird die anderen erbauen. Irgendwo in Tirol kommt ein im 90. Lebensjahre stehender ehemaliger Lehrer jeden Sonntag pünktlich zum Pfarrgottesdienst. Bedeutungsvoll ist die persönliche Begegnung des Priesters mit dem Alten. Im Beichtstuhl wird die Begegnung wenig Persönliches haben. Der alte Mensch hat seine eingefahrene Gewohnheit zu beichten, von der er nicht läßt. Ungezwungen ergibt sich da und dort Gelegenheit zu persönlichem Zusammentreffen. Der oberste Grundsatz für jede Altersseelsorge heißt: Ruhe. Der alte Mensch will Ruhe haben, auch vor dem Seelsorger. Dieser darf nie zudringlich werden. Wenn sich der alte Mensch vor dem Seelsorger zurückzieht, ist das kein Zeichen, daß er ihn böswillig abweist. Der Seelsorger wird dem Alten nicht alle möglichen neuen, eben „modernen" Andachten aufdrängen, ihn mit Besuchen überlaufen oder mit Büchern überhäufen. Worauf es allein ankommt, ist: das Vertrauen des alten Menschen zum Priester zu gewinnen und die etwaigen Reste des Mißtrauens aus unliebsamen Erlebnissen mit Priestern hinwegzuräumen. Dafür gibt es freilich kein allgemein gültiges Rezept. Das liebevolle Herz wird auch den Weg zum Herzen des Alten finden. Bald wird dieser mit seinen ihn drückenden Schwierigkeiten herausrücken, und der Priester wird ihn gerne anhören.

Die größte Schwierigkeit ist immer, dem Alten über die scheinbare Sinnlosigkeit des dahinschwindenden Lebens hinwegzuhelfen. Er leidet ja an mancherlei Nöten, an Leib und Seele. „Wie gut die Arbeit schmeckt, weiß man erst, wenn man keine hat", schrieb der 71jährige Geschäftsführer einer großen Firma. Nicht mehr arbeiten können, weil die Kräfte versagen, ist hart, aber härter noch ist es, nicht mehr arbeiten dürfen, weil junge Kräfte den alternden Arbeiter verdrängen. Lähmend liegt auf dem Alten das Gefühl: Ich kann nicht mehr; man braucht mich nicht mehr. „Es ist nicht selten, daß jüngere Menschen sich an etwas ältere anschließen. Eine Zeitlang lassen sie sich leiten, beraten. Dann werden sie entweder gebend und nehmend, gleichrangige Partner, und es entsteht eine Freundschaft daraus, die dauert; oder aber sie entwachsen natürlicherweise dieser Freundschaftsführung und

lösen sich. Das dürfte in den meisten Fällen so sein" (Herders Kleines Bildungsbuch, 190).

Die „Einsamkeit" der Alten wird oft im Tone des Mitleids besprochen. Aber junge Leute stellen sich diese Einsamkeit anders vor, man könnte sagen: materialistisch, das physische Alleinsein. Oft genug ist der Alte froh, wenn er niemanden um sich hat. Besuche von Fremden, Vorsingen von Liedern durch Jugendgruppen, Spenden von Blumen oder Lebensmitteln füllen nicht die im Alter naturgemäß eintretende Leere. Wertvoller ist es zu wissen, daß irgendwo, mag es jenseits des Meeres sein, ein Mensch lebt, mit dem er in Treue seit jungen Jahren verbunden ist. Auch zu wissen um ein Grab, in dem ein lieber Mensch ruht, tröstet in der Einsamkeit mehr, als es ein fremder Mensch vermag, der es sich zur Aufgabe macht, den „Einsamen" zu besuchen und mit ihm über Dinge zu reden, die ihn wenig oder gar nicht interessieren. Oft ermüdet ein solcher Besuch mehr als er erfrischt. Der alte Mensch ist einsam, weil er oft keine Heimat hat. Das „Altersheim" ist keine Heimat. Richtiger wäre die alte Bezeichnung „Greisenasyl", weil es ein Zufluchtsort heimatloser Menschen ist. Ein edler alter Mensch quält seine Umgebung nicht mit Klagen. Er trägt seine „Rückbildungsmelancholie" still für sich. Manchmal kann es freilich zu einer inneren Verzweiflung kommen, die im Selbstmord endet. Die prozentuale Selbstmordhäufigkeit verdreifacht sich bei Menschen über 70 Jahren. Weitere Lebensziele fehlen. Das Affektleben wird monoton, die geistigen Kräfte erlahmen. Das Triebleben verkümmert oder treibt in perverse Bahnen.

Das alles hat der gütige Seelsorger zu berücksichtigen, wenn er mit dem alten Menschen in Kontakt treten will. Auf alle Schwierigkeiten gibt es nur die eine Antwort: „Ja, Vater!" Keine Vorwürfe wegen einer verfehlten Vergangenheit, kein Grübeln über das, was sich nicht mehr ändern läßt! Was immer geschehen ist, jetzt ist es vorbei, und es bleibt nichts übrig, als sich vertrauensvoll in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit zu flüchten. Das scheint so leicht, und oft ist es doch schwer, den alten Menschen dahin zu bringen. Das aber ist die Zentralaufgabe der Altersseelsorge.

Der Blick des Jungen in die Zukunft ist ein Blick in ein frohes, schönes Leben. Der Blick des Alten gewahrt vor sich ein undurchdringliches Dunkel. Auf dieser Erde hat er nichts mehr zu erwarten als Tod und Grab. Es wäre töricht und des Seelsorgers unwürdig, das zu verharmlosen und den Blick davon abzuwenden. Der heilige Pius X. hat uns den Weg gezeigt, in gesunden Tagen dem Tode ruhig ins Auge zu schauen. Am 9. März 1904, ein Jahr nach seiner Wahl, hat er einen vollkommenen Ablaß für die Sterbestunde gewährt allen denen, die wenigstens einmal im Leben die gewöhnlichen Bedingungen erfüllen und so oder ähnlich beten: „Herr, mein Gott, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes, wie es Dir gefallen wird, mit allen ihren Ängsten, Leiden und Schmerzen

mit voller Ergebung und Bereitwilligkeit aus Deiner Hand an." (Vgl. Ablaßbuch, 3. Aufl., Nr. 638). Das Sterben des Greises soll ein ruhiges sein: „Nun lässest Du, Herr, Deinen Diener nach Deinem Wort in Frieden scheiden." Leider gibt es immer noch Sterbende, in denen am Ende ihres Lebens all die Schrecken erwachen, die ihnen in jungen Jahren, vielleicht schon in ihrer Kindheit, unkluge Bußprediger eingeflößt haben. Den Alten wünschen wir ein ruhiges und gottergebenes Sterben: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist." — „Jesus, Dir lebe ich, Jesus, Dir sterbe ich; Jesus, Dein bin ich im Leben und im Tod." Das kürzeste und inhaltsreichste Gebet am Abend des Lebens!

Nicht selten leidet der alte Mensch wenn schon nicht unter Glaubenszweifeln so doch unter Glaubensschwierigkeiten in bezug auf das Jenseits. Für den jungen Menschen liegen die Gedanken daran noch in weiter Ferne. Der Alte steht unmittelbar vor den Toren der Ewigkeit. Was steht mir dort bevor? Wie kann ein weiser Gott zuerst die von ihm selbst geschaffene Seele mit dem Embryo verbinden, um sie bald wieder vom Leibe zu lösen und dann wieder — wer weiß nach wieviel Jahrtausenden — auf ewig mit dem Leibe zu vereinen, der unterdessen schon längst vermodert und in alle Winde zerstreut ist? Für den alten Menschen wird die religiöse Frage in ganz besonderer Weise akut. Er steht an der Schwelle der jenseitigen, unbekannten Welt. „In ihm lebt die Frage und meldet sich immer neu an: Was folgt danach? Der Mensch, der nicht mehr im natürlichen Engagement des Lebens steht, nicht mehr in der unverbrauchten Vollkraft der Jahre, der vielmehr im sinkenden Leben steht, ist ja von seiner Situation her immer religiös bedrängt. Diese Situation vor dem Tod, die Situation vor dem Abbruch ist es, auf die in der Bibel des öfteren Bezug genommen ist" (Bernhard Hanssler, ACh 166).

Liebevoll und taktvoll wird der Seelsorger in zarter Weise rechtzeitig den Alten vor den Gefahren warnen, die ihm das Alter auf sittlichem Gebiete bringen kann. Manche Hemmungen fallen, manche Triebe und Süchte werden frei. Bedeutsam werden Alkoholismus und Schlafmittelsucht. „Bei unseren mehr als 60 Jahre alten Trinkern handelt es sich zum Teil eben darum, daß Menschen erst infolge organischen Wegfalls mancher sonst vorhandenen ‚Bremsen' einer Sucht, vor allem dem Alkoholismus, verfallen" (Florian Laubenthal, ACh 156). Der Sexualtrieb kann sich in neuer Form wieder regen, wenn die Kraft zu seiner Zügelung geschwächt ist. Exhibitionismus und Mißbrauch von Kindern können vorkommen. Der Seelsorger soll den Alten gegebenenfalls auf diese Möglichkeiten rechtzeitig aufmerksam machen, wenn sich die ersten Anzeichen solcher Regungen einstellen. Viele behaupten, daß im Alter der Geiz wachse, andere wollen wissen, daß die Alten den Sinn für den Wert des Geldes mehr und mehr verlieren und daß sie das wenige, das sie noch haben, sinnlos vergeuden.

Der Münsterer Moraltheologe Wilhelm Heinen sieht im Geiz, im „retentiven Verhalten" des Greises, eine Fehlform des Liebeslebens („Fehlformen des Liebeslebens", Herder, Freiburg 1954, 93 ff.): „Der Geiz des alternden Menschen ist sprichwörtlich geworden, offenbar weil diese Gruppe von Menschen mehr zum Festhalten und Konservieren des Besitzes neigt als andere . . . Bezeichnend ist im alten Menschen die Angst vor der Zukunft, die Sorge, das Vorhandene könnte nicht reichen . . . Schon die Jahre, die dem Alter unmittelbar vorausgehen, stehen unter dem Streben einer sparsamen Verwendung, weil der Mensch sieht, daß mit den schwindenden Kräften eine Besitzergänzung oder eine Vermehrung des Besitzes schwieriger wird . . . Die Generation der Enkel und Urenkel ist ungefährlich und in gleichem Maße der Liebe bedürftig wie die Alten. Beide sind emotional bestimmt. Aus diesem Grunde ergibt sich die leicht zu beobachtende Affinität zwischen Greisen und Kindern. Das retentive Besitzstreben gilt der materiellen Sicherung des eigenen Lebensabends wie aber auch dem Erwerb der Liebe im Enkelkind . . . Für die von den eigenen Kindern vorenthaltene Liebe halten sich die Großeltern bei den Enkelkindern schadlos." So kommt es zu den „aufgeschlossenen, arbeitswilligen ‚Opapas' mit Freude an Geselligkeit, Schenkfreude, oft sogar über das Maß ihrer Leistungsfähigkeit" (Franziska Stengel, ACh 160).

Zu den jeweils verschiedenen Grundzügen im Charakterbild des Greises treten noch allerlei Alterserscheinungen: Klagen über Schwindel, vermehrte Reizbarkeit, allgemein verminderte Leistungsfähigkeit, Störungen des Antriebes und der Initiative, Veränderung der Stimmungslage und der gemütlichen Ansprechbarkeit, allgemeine Abstumpfung, Minderung der Erinnerungs- und Gedächtnisfunktionen usw. Der erfahrene oder doch wenigstens gütige und aufgeschlossene Seelsorger wird sich über keine Schwächen wundern, noch weniger sie tadeln und ausrotten wollen. Er wird den alten Menschen verstehen oder wenigstens zu verstehen suchen. Er wird ihn nicht nach einem vorgefaßten Schema ummodeln und in eine ihm allein gültig scheinende Form hineinpressen wollen. Belehrung wird wenig nützen; dazu ist der Mensch schon zu alt. Aber kluge Führung des Schwachen ist notwendig und im Grunde, wenn sie nicht aufdringlich ist, vom Alten auch gewünscht und gerne angenommen. Manchmal genügt es, wenn man einmal den alten Menschen zum Sprechen gebracht hat, ihm ruhig zuzuhören, auch wenn man seine Geschichte schon auswendig weiß. Immer kommt es darauf an, daß sich der Alte in sein Alter findet, es herzhaft bejaht und sich nicht mit Händen und Füßen dagegen sträubt.

Besondere Rücksicht verdienen und erfordern in Klöstern alte Patres, Brüder und Schwestern. Daß ihnen diese von ihren Ordensoberen gewährt werde, darüber wird der Seelsorger und Beichtvater zu wachen haben. Es darf nicht geduldet werden, daß Brüder

oder Schwestern mit schweren Arbeiten so überlastet werden, bis sie eines Tages zusammenbrechen. In der klösterlichen Gemeinschaft ergibt sich die schöne Aufgabe des Zusammenarbeitens von alt und jung. Der Junge hat die Kraft, der Alte die Erfahrung; in Erziehungsanstalten stehen beide der dritten, heranwachsenden Generation gegenüber. Heute steht die Altersseelsorge vor neuen Aufgaben durch die vielen Heimatvertriebenen, die fern ihrer Heimat alt werden. Dann gibt es unter den Alten auch solche, die nicht aus einem normalen Familienleben hervorgegangen sind, Menschen, die schon von frühester Jugend entwurzelt sind, Kriminelle, die im Gefängnis alt geworden sind und jetzt, aus der Haft entlassen, vor dem Nichts stehen. Die „Welt" kümmert sich nicht um sie, sie weicht ihnen aus. Der Seelsorger aber suche sie und versuche, ihnen zu helfen, soweit er es vermag.

Der Seelsorger und die von ihm betreuten Alten haben beide eine gemeinsame Kraftquelle zu ihrem Wirken und Leben: das hl. Opfer. Wirkt es auch aus eigener Kraft ohne Zutun des Priesters oder des mitopfernden Laien, so wird es doch erst spürbar, wenn der Priester die Selbsthingabe mit Christus an den Vater in sich bewußt vollzieht und wenn er es versteht, den ihm Anvertrauten nicht nur zum Verständnis, sondern auch zum Mitvollzug des eucharistischen Opfers anzuleiten. Erst dadurch gewinnt das Leben einen Sinn und einen Wert, die keinem zerstörenden Alter unterworfen sind. „Die Beschwerden des Alterns sind also nicht einfach Vorgänge, die uns passiv widerfahren. Sie stellen vielmehr einen abschließenden Opferungsakt dar. Sie sind kultischer Vorgang. Das Opfertier, das zum Altar gebracht wird, wird nach der ursprünglichen Idee des Opfers durch die Schlachtung hinübergereicht in die Sphäre der Gottheit und durch das Medium des Opfertieres der Opfernde selbst. Opfer ist immer die ideale Selbstdarbringung des Menschen an seinen Schöpfer. Darauf bezieht Paulus (Röm 8, 36) die Mißlichkeiten der Altersschwäche und die Reduktionen des alten Lebens; für ihn sind das alles Opferungsvorgänge, kultische Höhepunkte . . . Nicht was sie äußerlich sind, ist wichtig, nämlich Zerfall, Abstieg, Nachlassen der Lebensspannung, sondern was die gläubige Annahme aus ihnen macht: Auflohende Akte der Hingabe . . . Paulus wird sich seines nahen Endes bewußt, aber nicht um zu lamentieren, sondern um sich zu rüsten zum letzten Opferakt, zum Tod, der wie das Hingießen des Trankopfers ist. Das, was geschieht im Abbau der Person, ist Opferbewegung, in der wir hingegeben werden, hinein in das Leben Gottes, in der wir aus der Sphäre des Irdischen durchstoßen in die andere Sphäre, in den anderen Wirklichkeitsraum. Es wäre nicht recht, den alten Menschen diese entscheidenden Deutungshilfen ihrer Situation vorzuenthalten. Die wesentliche Form, einem alten Menschen beizustehen, ist doch, daß man ihm diese biblischen Wahrheiten erschließt. Dort, wo der Patient Christ ist, und wo vielleicht

niemand da ist, der ihm diese Hilfe gibt, wäre es ein Versäumnis des christlichen Arztes, dem alten Kranken diese entscheidenden Wahrheiten zu unterschlagen" (Bernhard Hanssler, ACh 167). Wieviel mehr wird sich der Seelsorger bemühen, den alten Menschen schon vor seiner letzten Krankheit mit den tiefen Gedankengängen des Opfers vertraut zu machen. Das geht freilich nicht auf einmal. Es gehört dazu eine lange Vorbereitung, daß der Mensch fähig wird, sein eigenes Opfer der Selbsthingabe mit dem Opfer Christi zu vollziehen.

Bei aller liebevollen Seelsorge an den guten Alten darf der Seelsorger sich selbst nicht vergessen. Er muß stets wissen, wer er ist und was er kann. Die erste Stelle in der Seelsorge nimmt das Gebet ein. Warum soll er nicht in dieser Meinung öfters die Oratio pro infirmis einlegen, wo es die Rubriken der Messe gestatten? Sind doch die alten Leute im wahren Sinn des Wortes „infirmi". Er wird mit den Kranken beten und sie lehren, wie sie in ihrer Lage ohne Anstrengung beten können. Oft klagen ja die Frommen im Alter, sie könnten nicht mehr so beten wie früher. Er wird sie teilnehmen lassen am heiligen Opfermahl, wodurch ihr persönliches Opfer erst seine Weihe erhält. Er wird ihnen die heilige Opferspeise der Eucharistie gerne öfters bringen, nicht nur zu Ostern; vielleicht an jedem Herz-Jesu-Freitag.

Der Seelsorger denke im buchstäblichen Sinne an sein eigenes Alter. Anderes vermag der junge Kaplan, anderes der alte Pfarrer, zumal wenn er selbst mit der Gemeinde alt geworden ist und mit den jetzt Alten einst jung war. Dem Namen nach ist ja auch der jüngste Priester ein „Ältester — Presbyter". Kommt er frisch vom theologischen Hörsaal und aus dem Seminar, dann muß er auf seinem ersten Seelsorgsposten sich erst als „Ältester — Presbyter" bewähren, nachdem er diesen Namen bei der Priesterweihe erhalten hat.

Vom jungen Kaplan zum Priestergreis ist ein langer Weg, der Jahr für Jahr unmerklich, aber ununterbrochen steiler wird. Schließlich kommen die Jahre, in denen der Priester merkt, daß er nicht mehr recht mitkommt mit den Anforderungen, welche die Gegenwart an den Seelsorger stellt. Leicht kommt ihm die Versuchung zum Neid, wenn er das Wirken des Hilfspriesters und seine unverbrauchte Jugendkraft beobachtet. Mag der junge Priester Freude und Erfolg in seiner Arbeit an der Jugend haben, um so lieber wird der alte Priester an den Krankenbetten der Alten so manche Stunde verbringen. Auf jeder Strecke des Lebensweges ändert sich das Verhältnis des Seelsorgers zur Umwelt seiner Gemeinde: Die alte Generation stirbt ab und sinkt ins Grab, die Kinder wachsen heran und neue Familien sind im Werden. Begräbnis, Taufe, Trauung wechseln in bunter Folge; immer das gleiche und doch immer andere Menschen. Der junge Priester verfolgt mit Interesse die Entwicklung der Kinder bis zum Aus-

tritt aus der Schule und zum Eintritt in einen Beruf. Der alte Priester weiß, daß er heimgeht, bevor er den Abschluß der Entwicklung erlebt. Mit den Jahren wächst seine Autorität. Er kann nun manches ernste Wort an die Gemeinde richten, das sie von einem jungen Priester nicht hören möchte. Schließlich spürt der Seelsorger an sich selbst, was er seit Jahren an den alternden Menschen gesehen hat. Er spürt es am eigenen Leibe. Er wird müde. Er braucht Ruhe. Friedvoll schaut er auf den durchlebten Weg seines Priestertums zurück. Manche Früchte konnte er reifen sehen. Manche Enttäuschungen und auch manches eigene Versagen blieben ihm nicht erspart. Er kann nur danken und alles der Barmherzigkeit Gottes anheimstellen, wie er es in seiner Altersseelsorge sooft gesagt hat.

Ignaz Seipel (1876—1932), „der erste Vorkämpfer der staatlichen und gesellschaftlichen Neuordnung Österreichs" (Der Große Herder, 5. Aufl.), sagte kurz vor seinem Tod zu einem Freunde: „Ich habe doch viel Schönes erlebt." Etwas pessimistischer meinte sein Lehrer Hofrat Franz Schindler (1847—1922), als ein Besucher im Jahre 1918 seine Freude ausdrückte, den Mann zu sehen, von dem ihm Seipel oft erzählt hatte: „Was haben Sie davon, wenn Sie eine Ruine mehr oder weniger sehen?" Und er war doch einer der ersten, auch heute noch anerkannten christlichen Sozialpolitiker seiner Zeit. Nein! Der alternde Mensch ist, christlich gesehen, keine Ruine. Auch er und gerade er hat seine Stelle und seinen Wert in der menschlichen Gesellschaft. Die Krone der Seelsorge ist die Seelsorge der alten Priester, die in mühevollen Jahren den seit ihrer Weihe geführten Titel „Ältester — Priester" in Ehren erworben haben. Sie dürfen von ihren Mitbrüdern nicht verlassen werden, nicht materiell, noch weniger geistig und geistlich.

Pastoralfragen

Wege zu kirchlich Abständigen heute. Wenn man die religiös-kirchliche Ungebundenheit und die Abständigkeit der Masse heute sieht, könnte man versucht sein, an der von Natur christlichen Seele — von der Tertullian überzeugt war — zu zweifeln. Besonders am Sonntag, der bei uns weithin kein Sonntag mehr ist, zeigt sich diese Abständigkeit der Masse. Während die Tribünen der Stadions zusammenbrechen unter der Last der zahlreichen Zuschauer bei sportlichen Wettkämpfen jeder Art und die Kinos, diese Kirchen des modernen Menschen, die Konzertsäle und Theater überfüllt sind, zeigen in manchen Großstädten die halbleeren Gotteshäuser, daß dort oft weniger als 10 Prozent noch praktizieren. Es ist, wie wenn der moderne Massenmensch die Kirchenluft scheute. Ist es nicht, als ob aus dieser Kirchenscheu zu folgern wäre, daß er auch religiös nicht mehr ansprechbar ist? Fehlt ihm die von Natur aus christliche Seele? Dies aus der Kirchenentfremdung der Masse

zu folgern, wäre dennoch falsch. Denn auch der moderne Mensch kann seine von Natur aus christliche Seele, die, wie die Magnetnadel zum Nordpol und die Zugvögel auf warme Gegenden, auf Gott hingeordnet ist, nicht verleugnen.

Zeigt sich das nicht immer wieder bei großen Kirchentagen und Kongressen, die sehr oft auch der Kirche Entfremdete neben treuen Kirchenchristen anziehen und wo das Religiös-Kirchliche auch heute noch an die Masse herangebracht werden kann, wie auch bei den großen religiösen Massenkundgebungen von P. Lombardi S.J. und P. Leppich S.J.? Etwas Ähnliches läßt sich feststellen bei den großen Massen-Erweckungskundgebungen protestantischer Kreise, etwa des amerikanischen Evangelisten Billy Graham, Kundgebungen, die oft 50—60.000 Menschen — eben die Massen — anziehen. Wenn sich auf Katholikentagen Hunderttausende um den Altar und das Wort Gottes scharen, erinnert man sich an das Zusammenströmen großer Volksscharen zur Zeit Jesu — etwa bei der wunderbaren Brotvermehrung —, wo 4000 bis 5000 Männer sich um den Herrn versammelten, die Frauen und Kinder nicht gerechnet. Wenn den Predigten und Vorträgen von P. Leppich in Fabrikshallen und auf öffentlichen Plätzen große Menschenmassen lauschen, zeigt es sich, daß auch heute noch das Wort Gottes Menschen in seinen Bann zu ziehen vermag, wenn es in Zusammenhang mit den Drangsalen und Hoffnungen unserer Zeit und mit der Aufgabe und dem Ziel unseres Daseins in der Welt gebracht wird. Warum sind nun diese Menschenmassen unmöglich in die Gotteshäuser zu bringen? Missionare und andere Verkündiger des Wortes verstehen es in nicht geringerem Maße als P. Leppich, die Menschen von heute anzusprechen, ohne sie jedoch innerhalb des Gotteshauses vor sich haben zu können.

Um die größere Anziehungskraft P. Leppichs oder, protestantischerseits, Billy Grahams vor anderen befähigten Kanzelrednern unserer Zeit zu verstehen, darf man nicht übersehen, daß diese Männer eine neuartige, moderne, die Technik unseres Zeitalters einspannende Arbeitsweise anzuwenden pflegen, wenn sie sprechen. Diese neuen Wege zeigen sich in der Art der vorbereitenden Werbung, ferner in dem Umstand, daß sie ihre Predigten nicht in kirchlichen Räumen, sondern auf Straßen, Plätzen, in Fabrikshallen oder Zelten halten.

P. Leppich bedient sich, um die Massen in Bewegung zu setzen, jener Mittel, die die moderne Technik anbietet. Er weiß um das entscheidende Mittel der Meinungsbildung durch Werbung in Presse, Rundfunk, Fernsehen. Mit diesen Werbungsmitteln zieht er die Massen an. Er spannt Transparente quer über die Verkehrsstraßen. Auf den Litfaßsäulen der Stadt, in der er spricht, laden seine Plakate zur Teilnahme an seinen Straßenmissionen ein. Seine Lautsprecherwagen ziehen durch alle Teile der Stadt und künden seine Predigten an. Er läßt Flugblätter verteilen und läßt seine Predigten in ländlichen Gegenden über den Lautsprecher an mehrere Orte zugleich übertragen. Ähnlich macht es auch Billy Graham. Und weil diese modernen Evangelisten mit den technischen Mitteln unserer Zeit auf die Masse wirken, gelangen ihre Einladungen an alle „auf den Straßen, Gassen und an den Zäunen". Damit füllt sich ihr „Haus".

Ein weiteres Moment ihrer neuartigen Arbeitsweise liegt darin, daß sie

selten in Kirchen, also in Räumen, zu denen der Massenmensch heute von vornherein eine gewisse Distanz hat und die ihm ungewohnt sind, ihre Versammlungen abhalten, dafür mehr im Freien, auf öffentlichen Plätzen in Stadions, in Zelten u. dgl. Damit erreichen sie, daß auch die kommen, wenn auch zunächst mehr aus Neugier, oft aber auch aus echtem seelischem Bedürfnis, die sonst in keine Kirche zu bringen sind.

Man mag über die Art der Predigten Leppichs und Grahams geteilter Meinung sein. Eines läßt sich nicht leugnen: Hier kommt der Massenmensch von heute mit dem Evangelium Christi wirklich in Berührung. Er wird aufgerüttelt; es wird ihm gesagt, daß Gott der Herr ist und die Welt sein Reich im Sinne der Reichgottespredigt Christi und daß der Mensch nur dort ein sinn- und zielvolles Leben führt, wo sein Leben als Auftrag und Aufgabe im Reiche Gottes verstanden wird. Eine solche Evangelisation spricht wirklich zu der von Natur aus christlichen Seele des Menschen von heute.

Christus selbst hat die Apostel gesandt, sein Evangelium von den Dächern zu verkünden, es auch denen zu verkünden auf den Straßen und Gassen, die in den eigentlichen Verkündigungsstätten, den Gotteshäusern, nicht mehr erfaßt werden. In Frankreich ist um das Institut der sog. Arbeiterpriester, die sich ja das gleiche Ziel gesetzt haben, den Abständigen, namentlich in den Arbeiterkreisen, die Botschaft Christi wieder verständlich zu machen, viel diskutiert worden. Im Grunde sind sich alle darin einig, daß der Kirche ein Sichzurückziehen in den kirchlichen Raum nichts nützt. Die Kirche weiß, daß sie ihre Aufgabe gerade an den Abständigen wahrzunehmen hat, sich nicht im luftleeren Raum absperren darf, sondern dorthin gehen muß, wo das Leben pulsiert: zu dem wirklichen Menschen von heute. Deshalb wird die Kirche sich auch der modernen Mittel der Meinungsbildung, Presse, Rundfunk, Fernsehen, Kino, noch in einem viel größeren Rahmen bedienen müssen als bisher. Die amerikanischen Katholiken sind uns hier schon weit voraus. Die Massenkundgebungen P. Leppichs wie auch die Katholikentage zeigen, daß auch die Seele des modernen Massenmenschen von Natur aus christlich ist und die Massen auch heute noch ein echtes Bedürfnis nach dem Religiösen haben, wenn es nur zu dem wirklichen Leben von heute in Beziehung gebracht wird.

Herrischried bei Säckingen (Baden) P. Anselm Rüd O. S. B.

Moral und Sport. Wie weit darf der Wagemut eines Sportlers gehen, bis für ihn das verbotene „Spiel mit dem Leben" beginnt oder jener Grad der Gesundheitsgefährdung erreicht ist, den zu überschreiten das christliche Sittengesetz verbietet? Wie steht es anderseits mit der moralischen Beurteilung der schweren Körperverletzung beim Ringen, Fechten und Boxen? Müssen nicht überhaupt in einer Zeit, da die sportliche Höchstleistung jedes Einsatzes für wert gehalten wird, die Moralgrundsätze bezüglich der Pflichten der individuellen Existenz, also die Prinzipien hinsichtlich der freien Verfügung über Eigenleben und Gesundheit, überprüft und eventuell korrigiert werden?

Eine ähnliche Frage ist schon vor dreißig Jahren in dieser Zeitschrift zur Debatte gestanden: „Müssen wir Katholiken gegenüber der heutigen

Körperkulturbewegung unseren Standpunkt revidieren?" (Theol.-prakt. Quartalschrift, Linz 1928, S. 262 ff.) Mit unverhüllter Besorgnis stellte damals der Artikelschreiber fest, daß „eine ganz neue Bewegung zur Körperkultur, Körperpflege und Leibesübung gleich einer alles mit sich fortreißenden Woge über uns gekommen ist", und sieht sich zur Mahnung veranlaßt: „Sehen wir Seelsorger in der heutigen Körperkulturbewegung aber nicht nur ein notwendiges Übel, das zu beseitigen augenblicklich nicht in unserer Macht steht, denken wir vielmehr an die elementare sittliche Verpflichtung zur Kultur des Leibes." Mit den letzten Worten wurde also schon auf die unabdingbare Forderung des fünften Gebotes hingewiesen, auf die Pflicht, „den Leib von der statischen und dynamischen Seite her zu erziehen, zu entwickeln und zu stärken, damit er ein taugliches Werkzeug der Seele werde zur Entfaltung des inneren und äußeren Lebens der Person" (Pius XII. an die Teilnehmer des Nationalkongresses für Sport und Leibesübungen 1952; Orbis Cath., Dezember 1952, S. 114).

Dies war seit jeher die Einstellung der katholischen Moral zur Leibeskultur. Wenn die praktische Haltung nicht immer dementsprechend war, so hatte dies seinen Grund in der Besorgtheit um die Wahrung von Anstand und Sitte. War es ehedem die Nacktkulturpropaganda in deutschen Landen, gegen die sich besagter Aufsatz speziell wandte, so gab auch der von beiden Geschlechtern gemeinsam geübte Sportbetrieb Anlaß zur Kritik. Doch schon zu einer Zeit, da noch sehr harte Worte gegen die Sportvereine fielen, hatte sich, wie jeder weiß, der damals in der Sportbewegung stand, die Situation gründlich geändert. Aus Spielerei war Ernst geworden, aus Zeitvertreib und modischem Vergnügen systematische Ausbildung und Körperschulung, die zu beachtenswerten Leistungen befähigten. Die Leibesübungen wurden zum wertvollen Bildungsmittel, „dessen Angriffspunkt der Leib, dessen Ziel der ganze Mensch ist" (Dr. J. Recla, Das Religiöse in den Leibesübungen, S. 14). Die Freude an den sportlichen Übungen, die Begeisterung am Erfolg bindet die Aufmerksamkeit des jungen Menschen und bewahrt ihn vor abwegigen Interessen. So hat sich der Sport sozusagen von sich heraus von allem dem distanziert, was einmal Anlaß zur Scheu vor dieser „alles mit sich reißenden Woge" war. Die sportliche Erziehung will außerdem die Jugend zu den dieser Betätigung eigentümlichen Tugenden erziehen: zur Ehrlichkeit, die ohne List zum Erfolg strebt, zu Fügsamkeit und Gehorsam, zu Treue und Bescheidenheit, zu Geduld und Vertragstreue, im allgemeinen zu Keuschheit und Mäßigkeit. So sagt Pius XII.: „Wenn der Sport auf diese Weise ausgeübt und in den übernatürlichen Bereich eingeordnet wird, so wird er fast zu einer Askese, da ja der hl. Apostel Paulus dazu mahnt, alles, was der Christ tut, zur Ehre Gottes zu tun" (Orbis Cath., 3. Heft 1955, S. 142). Das ist die Auffassung der katholischen Moral vom Sport und ihre Wertung. So und nur in diesem Sinne kann es verstanden werden, wenn es heute heißt: „Kirche und Sport sind Bundesgenossen" (vgl. Kirchenblatt für Tirol und Vorarlberg, 1959, Nr. 7).

Aber schon werden neue Bedenken angemeldet, nicht weniger bedeutungsvolle als jene vor dreißig Jahren. „Der Sport hat durch die Scharen der Amateur- und Berufssportler, durch die Menschenmassen, die zu den Stadien

strömen, und durch das Interesse, das die Presse wachhält, derartige Ausmaße angenommen, daß er eines der typischen Phänomene der heutigen Gesellschaft darstellt" (Pius XII., Orb. Cath., 1955, S. 139). Dieses Phänomen ist aber nicht mehr der Sport von einst, sind nicht die Leibesübungen, Turnen, Schwimmen, Spiel usw., die der Ertüchtigung und Erhaltung der Körperkräfte dienen. Unter „Sport" versteht man allgemein nur mehr den Wettkampf und als Vorbereitung dazu das Training, das rücksichtslos alle leiblichen und geistigen Kräfte des Menschen mobil macht, um die äußerste Grenze dessen zu erreichen, was überhaupt geleistet werden kann. Und dies alles, weil der „Meister" vom Sport, namentlich bei der heutigen Jugend, in allerhöchster Wertung steht. Was ist dagegen die berufliche Pflichterfüllung, was das stille Mühen einer Mutter für die Familie! Daran muß im voraus erinnert werden, wenn die Frage gestellt ist, ob die Wertskala der menschlichen Leistungen, ja des Menschen selbst sportlich auszurichten ist. Pius XII. spricht sich darüber vor Vertretern der Sportpresse dahin aus: „Es wäre widersinnig und auf die Dauer würde das Gemeinwohl darunter leiden, nähme der Sport die erste Stelle in den persönlichen Interessen ein, so daß die Arbeit im Beruf schließlich wie eine ärgerliche Unterbrechung der Hauptsache im Leben aussähe" (Orb. Cath., 1951, S. 99).

Doch nicht nur das Arbeitsethos ist durch die Überschätzung der Sportleistung bedroht, sondern die ganze religiöse und sittliche Wertordnung. Ein Kanzelwort des Bischofs Gargitter weist darauf hin: „Körperkraft und sportliche Leistung können nie zum höchsten Ziel eines Menschenlebens gemacht werden. Junge Menschen, die dieser Gefahr erliegen, müssen hingeführt werden zum Kreuz des Welterlösers, der am Höhepunkt seiner Sendung steht, als alle Kraft und Schönheit von ihm gewichen sind. Wir müßten Christus, den Gekreuzigten, verleugnen und unseren kranken und alten Brüdern und Schwestern bitteres Unrecht tun, wollten wir Sportleistung zum Maßstab menschlicher Werthaftigkeit machen." Die neuzeitliche Verherrlichung der sportlichen Erfolge bedarf einer Revision, wenn man nicht mit der christlichen Moral und ihrer Wertskala in Konflikt geraten will. Das ist um so dringlicher, weil die Überschätzung der sportlichen Leistungen immer wieder Ursache und Aufruf zu jener unverantwortlichen Waghalsigkeit wird, mit der Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt werden.

Es stand in keinem Kirchenblatt, wohl aber in der Sportrubrik einer Tageszeitung: „Der Sport wird zum Götzen. Die Gesundheit wird nicht gestärkt, sondern im Übertraining ruiniert; der Beruf wird der sportlichen Karriere untergeordnet; die Familie, die schon über den Beruf zu kurz gekommen ist, wird auch noch aus der Freizeit ausgeschlossen. Wohlgemerkt: auch die Begeisterung bringt Opfer. Aber dieses Opfer hat sein Maß und seine Grenzen eben darin, daß es hier um ein Spiel geht, dessen Einsatz nicht der Einsatz des ganzen Lebens werden darf. Nur der Fanatismus setzt hier das Ganze ein" („Tiroler Tageszeitung", Weihnachtsausgabe 1958). Leider aber geht es schon nicht mehr immer um ein Spiel, denn Sport ist Beruf geworden. Doch weder für den Berufs- noch für den Amateursportler gibt es eine spezielle Sportmoral.

Die Pflicht der Obsorge um die physische Integrität des eigenen Leibes

und Lebens bleibt stets und für jedermann dieselbe und deshalb auch das Verbot, Gesundheit und Leben ohne Not einer schweren Gefahr auszusetzen. Eine Notwendigkeit, beim Sportbetrieb Gesundheit und Leben zu riskieren, besteht nie. Da gibt es keine Konzessionen; denn bevor das Gebot Gottes übertreten wird, muß eben der Sportbetrieb auf ein relativ gefahrloses Maß reduziert werden. Wann nun besteht jene schwere Gefahr, welche dem Wagemut des Sportlers ein unbedingtes Halt gebietet?

Eine objektive Aussage läßt sich darüber nicht machen, weil die Größe der Gefahr nicht allein von der Art des Sportbetriebes und den dabei waltenden Umständen, wie Terrainbeschaffenheit, Witterungsverhältnissen u. a. m., bedingt ist, sondern vor allem nach der subjektiven Fähigkeit des Sportlers abzuschätzen ist. Schwere Gefahr bedeutet jedenfalls das Vabanquespiel, bei dem es immer auf den „Einsatz des Ganzen" ankommt. Hiefür ist die Gewissenserforschung bezeichnend, die aus dem Nekrolog auf einen tödlich verunglückten Skimeister zu hören ist: „Weder ihm noch den Veranstaltern darf die Schuld am Unfall gegeben werden. Um so mehr aber zwingt uns sein Tod, nun endlich mit einer Rekordsucht, die sich vom Sport, wie wir ihn meinen, allzuweit entfernt hat, Schluß zu machen. Nie war es unser Ziel, aus ehrlichem Wettkampf Rekordsucht zu machen und einen Sport, der so viel mit Eleganz und Schönheit verbunden ist, zur Gefährlichkeit, ja zur Lebensgefährlichkeit zu entwickeln. Die Freundschaft mit dem Toten wird uns befähigen, dieser Entwicklung — leider schon etwas zu spät — Einhalt zu gebieten, damit nicht Interessen, die mit Sport nichts mehr zu tun haben, noch weitere Opfer fordern" („Tiroler Tageszeitung" 1959, Nr. 58). Wenn der Motorsport in den letzten zehn Jahren 150 der besten Rennfahrer der Welt als Opfer gefordert hat, so ist nicht weniger deutlich aufgezeigt, daß Raserei und Rekordsucht immer, das gilt für alle Sportzweige, schwerste Gefahr in sich schließen. Wie in specie der Boxsport zu beurteilen ist, entnehme ich aus Häring, Das Gesetz Christi (1955, S. 1018): „Durch den statistischen Nachweis, daß der Boxkampf, der bis zum k. o. (knockout) geführt wird, unzählige Opfer an Gesundheit, ja an Leben gefordert hat und ständig fordert, ist das sittliche Urteil über ihn gesprochen, ganz abgesehen von der Verrohung der Berufsboxer und der Zuschauer, die mit ihrem Beifall und ihren leidenschaftlichen Zurufen die Boxer zu lebensgefährlichen Schlägen ermuntern. Das Amateurboxen, bei dem wirklich Roheit und Gefährdung des Lebens ausgeschlossen sind, wird von diesem strengen Urteil nicht getroffen."

Im konkreten Fall bestimmt sich die Größe der Gefahr für Gesundheit und Leben und damit die Dringlichkeit der Pflicht, die Gefahr zu meiden, nach den subjektiven Sportqualitäten dessen, der sich an sie heranwagt. Wagemut ist eine sportliche Tugend, aber er darf nicht verwechselt werden mit vermessentlichem Selbstvertrauen. Wagemut ist Tapferkeit, die in körperlicher wie seelischer Leistungskraft und technischem Können fundiert sein muß. Ob sie es im Einzelfall wirklich ist, muß der Gewissenhaftigkeit des Sportlers angelastet werden. Von dieser persönlichen Rechenschaft dispensiert kein ärztliches Gesundheitsattest und keine sportfachliche Qualifikation, so notwendig diese für einen Wettkampf auch sind, denn das Wagnis muß der verantworten, der sich in dasselbe begibt. Wagemut ist niemals Wag-

halsigkeit, was soviel wie Leichtsinn ist. Nicht nur leichtsinnig, sondern moralisch schuldbar handelt, wer mangelhaft ausgerüstet, ohne genügende Ortskenntnis, oft sogar gegen alle wohlgemeinten Warnungen schwere Sporttouren unternimmt und dadurch nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das von Mitmenschen schwer gefährdet. Nicht erst, wenn die Rennbahn, wenn der Berg oder See ein Opfer gefordert oder der Weiße Tod zugeschlagen hat, wie es dann beschönigend heißt, nicht erst dann, wenn das Unglück geschehen ist, ist die Schuld begründet, sondern es wird jeder dadurch schuldig, daß er sich unnötig solchen Gefahren aussetzt. Richtig ist, daß höhere Sporttüchtigkeit den Gefahrengrad vermindert und demgemäß ein größeres Wagnis gestattet, aber die objektiven Maßstäbe für die Gefahrenkurve dürfen bei der Selbsteinschätzung und Gewissensbildung nicht außer acht gelassen werden. Es gibt kein Motiv, das den Sportler von der Achtung vor dem allgemeinen Sittengesetz mit seinem dreifachen Gegenstand: Gott, Familie und eigene Person dispensiert. Hinsichtlich letzterer muß man den Irrtum beklagen, der das Verfügungsrecht über den eigenen Körper für unbegrenzt hält und ihn folglich offenkundiger Gefahr und erschöpfenden Anstrengungen aussetzt (Pius XII., Orbis Cath., Dez. 1955, S. 141).

Um die Leistungsmöglichkeit auf ein Höchstmaß zu steigern und den Sportler vor frühzeitiger Ermüdung zu bewahren, ist es in neuerer Zeit Mode geworden, ihn mit verschiedenen Mitteln und Medikamenten aufzupeitschen (Doping). Von Fachkreisen wird diese „an sich traurige und zugleich sehr ernste Tatsache" entschieden abgelehnt. Sportärzte bezeichnen diese künstliche Leistungssteigerung als einen unverantwortlichen Raubbau an den körperlichen Reserven und warnen um so mehr davor, da viele nicht wissen, wie gefährlich ein solches Spiel ist. Vom Standpunkt der christlichen Moral aus müssen solche Praktiken als sündhaft verurteilt werden, da sie dem menschlichen Organismus nicht wiedergutzumachende Schäden zufügen. Fragen wir jedoch, wieso es zu solchen Übertriebenheiten kommen kann, dann zeigt man uns hin auf die Tausende, welche den Athleten zujubeln, auf die Tausende, denen das Menschenleben nichts, Nervenkitzel alles ist. Der „Sportpapst", so hieß man Pius XII., hat auf die Mitschuld an der Sünde des übertriebenen Sportes eindeutig hingewiesen, auf die „nicht geringe Verantwortung der Zuschauer, der Organisatoren und der Berichterstatter, welche das halsbrecherische Wagnis preisen oder die Wettkämpfer zu unmenschlichen Anstrengungen animieren" (a. a. O., S. 141 f.). Diese moralischen Bedenken zum Sportgeschehen der Jetztzeit müssen ganz offen ausgesprochen werden, da der Sport den äußeren und inneren Menschen unserer Tage nicht unwesentlich mitgestaltet.

Was die moralische Beurteilung der Sportschäden beim Ringen, Fechten, Boxen und dergleichen anlangt, so gilt auch hier kein eigenes Gesetz. Alle diese Disziplinen sind Sport und bleiben es, wenn man auch dabei von „Kämpfen" spricht. Sport aber gehört zur Kategorie des Spieles, und hier gilt der Grundsatz: „Ut ludus sit justus, ne adhibeantur fraudes aut artes illicitae." Durch die gewissenhafte Beobachtung der Sportregeln ist einer Schädigung des Partners am besten vorgebeugt. Passiert trotzdem ein Unheil, so kann es nicht auf das Schuldkonto dessen gesetzt werden, der es

herbeiführte, da man ihn keiner sündhaften Fahrlässigkeit zeihen, ihm auch keinerlei Schädigungsabsicht zusprechen darf. Überdies hat der „Gegner" mit der freiwilligen Aufnahme des Kampfspieles implicite auch das Risiko eines eventuellen Schadens übernommen und ist so Mitschuldiger daran geworden. Es versteht sich aber von selbst, daß eine durch beabsichtigt grobe Verletzung der Spielregeln herbeigeführte Schädigung nicht nur unfaires Spiel ist, sondern Sünde gegen das fünfte Gebot, die unter gegebenen Umständen schadenersatzpflichtig macht. Stehen finanzielle oder sonstwie wertvolle Preise in Frage, die ein Sportler sich durch List oder auf sonst verbotene Art erwirbt, so kommt dies dem Diebstahl gleich. Die Restitutionsvorschriften, welche dann in Geltung treten, sind bekannt. Darüber hinaus muß auch notiert werden, daß intendierte Grobheiten und Rücksichtslosigkeiten sich mit dem christlichen Sittengesetz nicht in Übereinstimmung bringen lassen, auch dann nicht, wenn sie auf den Sportplätzen begangen werden, denn gerade die Sportplätze sind das Gelände, auf dem körperliche und seelische Ertüchtigung höchstes Ziel ist. Ein Unglück kann bei aller Vorsicht geschehen. Dann ist es, wenn auch keine Verpflichtung ex iustitia urgiert wird, Liebespflicht, dem Sportkameraden zu helfen, abgesehen von der Unterstützung, welche von Haft- und Unfallversicherungen geleistet wird. „Aus den göttlichen Gesetzen erhalten auch jene Gesetze ihre Kraft, die schon den heidnischen Athleten bekannt waren und die die richtigen Sportsleute mit Recht als unverletzliche Gesetze des Spieles und Wettkampfes festhalten. Es sind die Ehrenpunkte: Lauterkeit, Ehrlichkeit, Rittersinn, Abscheu vor Anwendung von List und Täuschung wie vor einem Makel; der gute Name und die Ehre des Gegners ist ihnen ebenso teuer und wertvoll wie die eigene" (Pius XII., Orb. Cath., Dez. 1952, S. 117). Eine Orientierung nach den christlichen Moralprinzipien wird den Sport auch immer vor einem Absinken in den Materialismus, was besonders für die Berufssportler befürchtet wurde, bewahren und anderseits behüten vor pseudoreligiösen Qualitäten. „Finden Sie also", sagte Papst Pius XII. an der zuletzt zitierten Stelle, „Ihre Freude in der korrekten Ausübung von Sport und Gymnastik. Tragen Sie seine wohltätige Übung auch mitten unter das Volk, damit seine körperliche und seelische Gesundheit immer mehr zunehme und die Leiber zum Dienste des Geistes erstarken. Vor allem aber vergessen Sie nicht inmitten der stürmischen und berauschenden sportlichen Aktivität, was wichtiger als alles im Leben ist: die Seele, das Gewissen und, an allerhöchster Stelle, Gott."

Schwaz (Tirol) Dr. P. Pax Leitner

Mitteilungen

Der Diener Gottes Pater Leopold von Castelnovo OFMCap. (Ein gottgefälliger Ordenspriester unserer Tage.) È morto un santo . . . Ein Heiliger ist gestorben! Das war die allgemeine Überzeugung aller, die ihn kannten, als sich am 30. Juli 1942 die Nachricht vom Tode des schlichten Kapuzinerpaters verbreitete, der 36 Jahre lang ein verborgenes Leben in einer kleinen Beichtzelle in Padua verbracht hatte. Am Tage nach seinem Tode besuchten

bereits unzählige Personen seine Bahre. Vier Jahre später, am 16. Jänner 1946, wurde der erste Teil des Seligsprechungsprozesses, der bischöfliche Informativprozeß, in Padua eröffnet, der am 20. März 1952 abgeschlossen wurde. Das Ergebnis dieser Untersuchungen, das sieben große Aktenbände umfaßt, wurde nach Rom gebracht, wo nunmehr der Seligsprechungsprozeß anhängig ist. Wer war nun dieser „Heilige", dem schon zu Lebzeiten, erst recht aber nach dem Tode, solche Verehrung entgegengebracht wurde?

1. Der schlichte Beichtvater[1]). Das Leben dieses Dieners Gottes hat nichts Überwältigendes an sich. Es ist nach außen hin das Leben eines unscheinbaren Menschen, der Ordenspriester wird, der hin- und herversetzt wird und schließlich an einem Orte, an dem er bleibt, sein schlichtes Leben als Beichtvater zu Ende führt.

Am 12. Mai 1866 wurde in dem Städtchen Castelnovo in Süddalmatien Bogdan Mandich als jüngstes von zwölf Kindern geboren. Schon früh beschäftigte ihn stark die beklagenswerte Spaltung zwischen römischer Kirche und Ostkirchen, die er in seiner Heimat Dalmatien kennenlernte. So faßte er alsbald den Entschluß, Missionär zu werden, um die getrennten Brüder der Ostkirchen betreuen zu können. 1882 trat er in Udine in das Seminar der Kapuziner ein, ein kleines, schmächtiges Bürschchen von sympathischer Erscheinung. Nach zwei Jahren kam er nach Bassano zur Einkleidung und ins Noviziat, nach dessen Beendigung Frater Leopold — diesen Namen hatte er bei der Einkleidung erhalten — 1885 die einfachen Gelübde ablegte. Anschließend kam er nach Padua zum Studium, wo er sich besonders durch großen Fleiß und scharfes logisches Denken auszeichnete. Am 20. Oktober 1888 legte er dort die feierlichen Gelübde ab und wurde 1890 in Venedig zum Priester geweiht. Gesundheitshalber konnte er nicht in die Mission geschickt werden und, da er nicht Italiener war, konnte er wegen sprachlicher Schwierigkeiten auch nicht zum Predigtamt herangezogen werden. Daher bestimmten ihn seine Oberen zum Beichtvateramt und schickten ihn zunächst in verschiedene Klöster als Beichtvater. 1899 kam er als Oberer in das Kloster Zara und noch im gleichen Jahr wieder zurück ins Venezianische, in das Kloster Thiene, 1903 nach Bassano, 1905 als Vikar nach Capodistria und 1906 nach Padua, wo er — kurze Unterbrechungen ausgenommen — bis zu seinem Tode im Jahre 1942 blieb und das Amt eines Beichtvaters, zeitweise auch das eines Klerikermagisters ausübte. 1917 sollte er die österreichische Staatsbürgerschaft aufgeben und italienischer Staatsbürger werden, wogegen er sich als Kroate wehrte. Er mußte daher aus Padua fort und ging nach Rom, dann nach Foggia, Nola und Neapel. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges kam er wieder nach Padua und wurde 1923 nach Fiume versetzt. Da forderten ihn die Bewohner von Padua als „ihren" Beichtvater zurück. Den Bitten der Bevölkerung und des Bischofs von Padua leistete der Ordensobere Folge und versetzte Pater Leopold wieder nach Padua. Dort führte er sein schlichtes Beichtvaterleben bis zu seinem Tode am 30. Juli 1942 fort.

Das ist der ganz einfache äußere Rahmen, in dem sich sein Wirken abspielte. Dieses Wirken ist gekennzeichnet durch große Seelenkenntnis und durch seine hervorragende Seelenführung. Pater Leopold ging ganz auf für seine Beichtkinder. Jederzeit war er zu erreichen und nie wurde er müde,

die heilige Beichte zu hören, wenn auch die Zeit, die er in seiner kleinen Zelle verbrachte, sich über zehn und mehr Stunden hinzog. Nie wurde er ungeduldig. Sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, den Seelen zu helfen. Seine Beichtkinder rühmten an ihm den starken Glauben, seine rührende Demut und seine große eucharistische Liebe. Sie erfuhren seine sorgende Güte, sein liebendes Erbarmen mit ihren Schwächen. Pater Leopold besaß große Gaben: Er hatte außersinnliche Wahrnehmungen, d. h. er konnte Dinge, die sich gleichzeitig, ja sogar erst in späterer Zeit ereigneten, vorhersagen, und zwar mit Sicherheit. Überdies besaß er eine solide theologische Bildung und tiefe Lebensweisheit. Er verstand es, die Leute ihrer seelischen Lage gemäß zu trösten und sie höher zu führen. Eines seiner Beichtkinder, der Hauptmann Guido Negri, starb im Rufe der Heiligkeit, und sein Seligsprechungsprozeß ist seit 1935 in Rom anhängig. Mit diesen seinen Gaben und Fähigkeiten prunkte Pater Leopold nie. Sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, diese Fähigkeiten in den Dienst der unsterblichen Seelen zu stellen, denen er jederzeit selbstlos zur Verfügung stand. Alles für die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen zu tun, war die Grundidee seines schlichten Lebens in der Beichtzelle.

1940 verschlimmerte sich sein Magenleiden, aber er wurde 1941 mit Erfolg behandelt und kehrte dann, aus dem Spital entlassen, freudig wieder in sein Beichtvateramt zurück, nicht wissend, daß er an einem unheilbaren Speiseröhrentumor litt, der sich ständig vergrößerte. Sein Krankenzimmer verwandelte sich zu einer Beichtzelle, so viele kamen an sein Krankenbett, um von ihm seelischen Trost und Hilfe zu erfahren. Schlicht und einfach wie sein Leben war auch sein Tod.

2. Das Vorbild seiner Zeitgenossen. Was will uns Gott nun sagen, wenn er uns diesen seinen Diener geschenkt hat? Was sagt uns dieses Lebensbild eines schlichten Beichtvaters? Zunächst müssen wir an Pater Leopold den Primat des Inneren sehen. Pater Leopold konnte nicht Missionär werden; alle Pläne und Ansätze in dieser Richtung, die ja eine Erfüllung seines innersten Wunsches gewesen wären, wurden zerschlagen. Er konnte nicht als Prediger herangezogen werden, da er als Ausländer galt. So konnte er „nur" als Beichtvater eingesetzt werden, und in diesem Amt hat er Ungeheures geleistet. Das heißt für uns: Es kommt nicht so sehr darauf an, fremde Erdteile zu durchwandern, um Christus und sein Reich dort zu predigen; es kommt nicht darauf an, große Bücher und Werke zu verfassen, katholische Veranstaltungen zu organisieren und zu besuchen, religiöse Kleinarbeit in Gruppen zu entfalten. Alles das ist wichtig und wertvoll, ja unumgänglich notwendig, um das Reich Gottes zu verbreiten . . ., aber es ist nicht das Primäre. Letztlich entscheidet eben nicht die äußerlich sichtbare Leistung, sondern die ihr zugrunde liegende innere freiwillige Unterwerfung unter den Willen Gottes. Dieser freiwilligen restlosen Hingabe an den Willen Gottes, den man in einer kleinen, unscheinbaren Arbeit erblickt, diesem inneren „Sich-Ergeben" ist Gott gnädig und verleiht ihm eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Das ist eine wichtige Erkenntnis für unsere Zeit: Nicht Aktivismus entscheidet, nicht äußere Leistung, sondern die innere Gesinnung.

Noch ein Zweites können wir für uns aus dem Leben von Pater Leopold

ablesen: die vollkommene Liebe zu seinen Mitmenschen. Die Menschen sind sich in dem letzten Jahrhundert nahegekommen durch die Mittel des modernen Verkehrs- und Nachrichtenwesens, freilich nur räumlich. Denn wenn auch die Reisezeit von einem Kontinent zum anderen um vieles verkürzt wurde, so stehen sich doch unverkennbar ganze Kontinente in bodenlosem Haß und tiefer Feindschaft gegenüber. Das gilt auch im kleinen: Bei allem Fortschritt des modernen Lebens hasten wir an unserem Nächsten vorbei, beachten ihn kaum, sehen in ihm nicht den Bruder in Christus, an dem wir unsere brüderlichen Pflichten zu erfüllen haben. Wir sind unserem Mitmenschen räumlich nahe und stehen ihm doch innerlich fern. Hier zeigt uns nun Gott wieder Pater Leopold, wie er sein ganzes Leben lang darauf aus war, nur der Ehre Gottes und dem Heil der unsterblichen Seelen zu dienen; wie er sich der Menschen annahm, echt christlich, echt priesterlich, liebevoll, geduldig und verstehend. Ist es nicht ein Aufruf an uns, wenn Gott uns einen solchen Priester als unser Vorbild schenkt, daß wir versuchen, dem Nächsten näherzukommen, ihn zu verstehen in seinen Nöten und Ängsten, ihm ein gutes, freundliches Wort, einen herzlichen Gruß, tatkräftige Hilfe oder auch nur innere Anteilnahme zuteil werden zu lassen. Wie aber wissen wir, daß das Leben Pater Leopolds gottgefällig ist, daß seine Verehrung und Nachahmung der Wille Gottes ist? Das zeigt uns Gott durch die zahlreichen Gebetserhörungen auf die Fürsprache Pater Leopolds hin.

3. Von Gott bestätigt. Schier unübersehbar sind die Dankschriften, die beim Vizepostulator des Seligsprechungsprozesses einlaufen[2]). Kleine und große Erhörungen, ja sogar echte „Wunder" geschahen und geschehen heute noch auf die Fürsprache dieses Dieners Gottes hin. Zwei davon wurden für den Seligsprechungsprozeß wissenschaftlich untersucht. Freilich, alle diese Wunder verdienen nur rein menschliche Glaubwürdigkeit, denn die Kirche hat sich noch in keiner Weise ausgesprochen und wird auch nie zum Glauben an Wunder verpflichten — ausgenommen die Wunder, die Christus selbst gewirkt hat.

Wir wollen uns hier nur ein Phänomen vor Augen führen, das sicher die Qualifikation einer „Ausnahme vom Naturgesetz" verdient[3]). Der bischöfliche Sekretär Chaeko Xaver aus Changanachery in Südindien berichtete brieflich u. a.: „... Im Jänner 1951 waren einige indische Arbeiter miteinander in Streit geraten und dabei schwer verletzt worden. Einer von ihnen hatte vier Messerstiche in den Bauch erhalten. Nach der Einlieferung in das Spital wurde er sofort operiert; aber man entdeckte, daß der Darmkanal in neun Teile zerschnitten war und sich bereits eine akute Bauchfellentzündung entwickelt hatte. Deshalb wurde nichts unternommen, die Öffnung wieder geschlossen und der Kranke seinem Schicksal überlassen. Als ich zur Betreuung der Christen das Spital besuchte, fand ich ihn auf seinem Lager im Todeskampfe röchelnd und von allen verlassen. Er war kein Christ, aber seine gänzliche Verlassenheit weckte mein Mitleid. Ich näherte mich seinem Bett und versuchte, mit ihm zu sprechen; er verstand jedoch nichts. Da erinnerte ich mich an Pater Leopold. Ich nahm dessen Reliquie und legte sie auf den grauenhaft geschwollenen Leib des armen Sterbenden; dann begann ich voll Vertrauen für diesen Unglücklichen zu beten. Wunderbar! Der Sterbende

kam sofort zu sich, begann sich zu erholen und konnte nach zwei Tagen vollständig geheilt das Spital verlassen. Ein noch größeres Wunder geschah an seiner Seele; denn er nahm den christlichen Glauben an. Dieses Ereignis erregte nicht nur im Spital, sondern in der ganzen Stadt riesiges Aufsehen..." Andere Heilungen, die der Fürsprache des Dieners Gottes Pater Leopold zugeschrieben werden, sind z. B. Heilungen von tuberkulöser Bauchfellentzündung im letzten Stadium, von grünem Star, schwerer Stirnhöhlenentzündung, Nierenblutungen, Tumoren u.a.m. So hat Gott jenen schlichten Beichtvater ausgezeichnet, indem er auf seine Fürsprache hin plötzlich(!) verschiedene Krankheiten heilte, die von den Ärzten als unheilbar angesehen wurden, und indem er verstockten Sündern die Gnade der Bekehrung gab. Für uns sind diese Erhörungen der Beweis dafür, daß Gott das Leben seines Dieners Pater Leopold wohlgefällig war und daß er uns als Vorbild dienen kann.

Wir wollen uns fragen: Wieso gibt Gott gerade einem so schlichten und unauffälligen Menschen den Reichtum seiner Gnade? Wir könnten noch weiter fragen: Wieso erwählt Gott zu seinem Werkzeug immer das Schlichte und Einfache? Wieso erscheint z. B. die Muttergottes auf einer Viehweide (Fatima), wieso ausgerechnet auf einem Ablagerungsplatz (Lourdes)? Wieso wird ein Pfarrer von Ars berufen? Wir kommen mit diesen Fragen immer nur auf jene einzige Antwort: Für Gott spielt äußere menschliche Größe keine Rolle, er gibt seine Gnade dem schlichten und einfachen Menschen und erwählt das Schwache, um das Starke zu beschämen.

Zams bei Landeck (Tirol) Dr. Leo Maier

---

[1]) P. v. Valdiporro: Pater Leopold von Castelnovo, ein Anwalt der göttlichen Barmherzigkeit, 6. Aufl., Solothurn 1953; ders.: Ein Held des Beichtstuhles, der Diener Gottes Pater Leopold von Castelnovo, 2. Aufl., Verona 1954.

[2]) Die Veröffentlichung der Gebetserhörungen und Wunder erfolgt in der Monatsschrift „Bollettino Francescano", hsg. von den Patres des Kapuzinerklosters Padua. Auskünfte und Reliquien bei Pater Pietro da Valdiporro, Vizepostulator des Seligsprechungsprozesses, Padua, Piazza Sta. Croce.

[3]) Valdiporro, Pater Leopold von Castelnovo, S. 187.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Päpstliche Film-, Funk- und Fernsehkommission. Papst Johannes XXIII. hat mit dem Apostolischen Breve „Boni Pastoris" vom 12. März 1959 die Päpstliche Kommission für Film, Funk und Fernsehen in ihrer Funktion bestätigt und ihre Aufgaben im einzelnen erläutert. Die Kommission war im Jahre 1952 von Papst Pius XII. „ad experimentum" gegründet worden. In der Enzyklika „Miranda prorsus" vom 8. September 1957 (AAS, 1957, S. 765—805) hatte der verstorbene Papst den Aufgabenbereich der Kommission festgelegt. Nach dem Schreiben des Papstes Johannes XXIII. soll die Kommission in allen Fragen des Films, des Rundfunks und des Fernsehens die notwendige Verbindung zum Päpstlichen Staatssekretariat, zu den römischen Kongregationen, zu den Bischöfen und zu den diplomatischen Vertretungen des Hl. Stuhles

aufrechterhalten. Alle Anordnungen kirchlicher Dienststellen zu Fragen dieser drei publizistischen Mittel sollen der Kommission vor der Veröffentlichung zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Kommission soll ebenfalls die Kinematothek anvertraut werden, die der Papst zur Sammlung und Aufbewahrung aller den Hl. Stuhl in besonderer Weise interessierenden Filme gründen will. Der bisherige Präsident der Kommission, Bischof Martin O'Connor, wurde auf weitere sechs Jahre in seinem Amte bestätigt. Die Päpstliche Kommission für Film, Funk und Fernsehen ist in Zukunft dem Päpstlichen Staatssekretariat angegliedert. (AAS, 1959, Nr. 4, S. 183—187.)

Verpflichtung zum Besuch der Abendmesse an Sonn- und Feiertagen. Es wurde und wird öfter die Frage behandelt, ob Gläubige, die an Sonn- und Feiertagen vormittags an der Teilnahme an einer hl. Messe rechtmäßig verhindert waren, verpflichtet seien, eine Abendmesse zu besuchen. Das Motuproprio des Papstes Pius XII. „Sacram Communionem" vom 19. März 1957 gibt als Beweggrund für die Ausweitung der Erlaubnis von Abendmessen ausdrücklich an: „. . . ut Christifideles . . . quo facilius praecepto de audiendo Sacro diebus festis satisfacerent". Es ist daher nicht daran zu zweifeln, daß jene Gläubigen, die am Vormittag rechtmäßig verhindert waren, die Verpflichtung zur Teilnahme am Sonn- und Festtagsgottesdienst (can. 1248 CIC.) durch Besuch der Abendmesse erfüllen müssen. Selbstverständlich wird die allgemein geltende Norm, daß ein „grave incommodum" im Einzelfall von der Erfüllung eines positiven Gesetzes entschuldigt, dadurch nicht berührt. (Vgl. Amtsblatt der Erzdiözese München und Freising vom 29. Januar 1959.)

Tätigkeit der S. R. Rota. Der Päpstliche Gerichtshof der Sacra Romana Rota hat im Jahre 1958 insgesamt 238 Urteilssprüche gefällt. Davon betrafen allein 232 Eheprozesse. In 119 Fällen wurde die Nichtigkeit der Ehe festgestellt. 106 Eheprozesse wurden kostenlos geführt. (Vgl. Österreichisches Klerusblatt vom 21. Februar 1959, S. 39.)

Neue Apostolische Ablässe. Der Hl. Vater Papst Johannes XXIII. hat in der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars am 22. November 1958 gnädig neue Apostolische Ablässe den Christgläubigen gewährt, welche irgendeinen Andachtsgegenstand besitzen, der von ihm selbst oder von einem dazu bevollmächtigten Priester geweiht ist, und welche die einzelnen vorgeschriebenen Bedingungen einhalten.

1. Wer wenigstens einmal in der Woche die Corona Dominica oder eine der Koronen der seligsten Jungfrau Maria oder den Rosenkranz oder wenigstens einen seiner drei Teile oder das kleine Offizium der seligsten Jungfrau Maria oder wenigstens die Vesper oder eine Nokturn mit den Laudes des Totenoffiziums oder die Buß- oder Gradualpsalmen zu beten pflegt oder wer wenigstens einmal in der Woche ein „Werk der Barmherzigkeit" verrichtet, wie die Armen unterstützen, die Kranken besuchen, die Unwissenden im Glauben unterrichten, für Lebende und Verstorbene beten u. ä., oder der hl. Messe beiwohnt, kann unter den Bedingungen von Beichte und Kommunion und Gebet auf die Meinung des Hl. Vaters einen vollkommenen Ablaß gewinnen an folgenden Festen: Weihnachten, Epiphanie, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Dreifaltigkeit, Fronleichnam, Herz Jesu, Christkönig, Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt, Unbefleckte Empfängnis, Mutterschaft Mariens, Unbeflecktes Herz Mariens, Maria Königin, Johannes der Täufer, an den beiden Festen des hl. Josef (19. März und 1. Mai), der Apostel Petrus und Paulus, Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas, Philippus und Jakobus, Bartholomäus, Matthäus, Simon und Judas, Matthias und Allerheiligen. Wer aber nicht zu den hl. Sakramenten des Altares und der Buße geht, im Herzen aber reumütig auf die Meinung des Heiligen Vaters betet, kann an den einzelnen genannten Festtagen einen unvollkommenen Ablaß von sieben Jahren gewinnen. Außerdem kann jeder, der eines der genannten Werke der Andacht oder der Nächstenliebe verrichtet, so oft er dies tut, einen unvollkommenen Ablaß von drei Jahren erlangen.

2. Priester, welche täglich die hl. Messe zelebrieren, wenn sie nicht durch ein rechtmäßiges Hindernis abgehalten sind, können einen vollkommenen Ablaß an den genannten Festen gewinnen, wenn sie zur Beichte gehen und auf die Meinung des Heiligen Vaters beten. Sooft sie aber die hl. Messe feiern, können sie einen unvollkommenen Ablaß von fünf Jahren gewinnen.

3. Wer zum Breviergebet verpflichtet ist und dieser Verpflichtung nachkommt, kann an den obgenannten Festen einen vollkommenen Ablaß gewinnen, wenn er die Bedingungen erfüllt: Empfang der Sakramente der Buße und des Altares und Gebet auf die Meinung des Heiligen Vaters. Wer es aber wenigstens mit reumütigem Herzen tut, kann jedesmal einen unvollkommenen Ablaß von fünf Jahren gewinnen.

4. Wer morgens, mittags und abends oder sobald er nachher kann, den „Engel des Herrn" oder zur österlichen Zeit das „Regina coeli" oder, wenn er diese Gebete nicht kennt, fünf „Ave Maria" betet; ebenso wer zur ersten Nachtstunde den Psalm „De profundis" oder, wenn er ihn nicht kennt, ein Vaterunser mit Ave Maria und „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe" betet, kann einen unvollkommenen Ablaß von 500 Tagen gewinnen.

5. Denselben Ablaß kann gewinnen, wer an einem Freitag eine Zeitlang fromm an das Leiden und Sterben unseres Herrn denkt und drei Vaterunser und Ave Maria andächtig betet.

6. Wer sein Gewissen erforscht, seine Sünden aufrichtig bereut mit dem ernsten Vorsatz, sich zu bessern, und einmal andächtig ein Vaterunser, Ave Maria und Ehre sei dem Vater zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit oder fünfmal Ehre sei dem Vater zu Ehren der heiligen fünf Wunden des Herrn betet, kann einen Ablaß von 300 Tagen gewinnen.

7. Wer für die Sterbenden wenigstens ein Vaterunser und Ave Maria betet, kann einen unvollkommenen Ablaß von 100 Tagen gewinnen.

8. Wer schließlich in Todesgefahr seine Seele fromm Gott empfiehlt und nach Beichte und Empfang der hl. Wegzehrung oder wenigstens reumütig den heiligsten Namen Jesu mit dem Munde anruft, wenn er dies noch kann, oder sonst wenigstens in seinem Herzen fromm anruft und den Tod als Sold der Sünde aus der Hand Gottes geduldig annimmt, kann einen vollkommenen Ablaß gewinnen.

Den vorgenannten Ablässen und Bedingungen werden noch folgende Mahnungen angefügt:

1. Gegenstände, die geeignet sind, die Weihe zur Erlangung der Apostolischen Ablässe zu erhalten, sind: Koronen, Rosenkränze, Kreuze mit und ohne Korpus, kleine Heiligenstatuen, Medaillen, vorausgesetzt, daß sie nicht aus Zinn, Blei, geblasenem und hohlem Glas und ähnlichem Material, das leicht zerbrochen und vernichtet werden kann, gefertigt sind.

2. Bilder von Heiligen dürfen keine anderen darstellen als heiliggesprochene oder in approbierten Martyrologien erwähnte.

3. Damit jemand Apostolische Ablässe gewinnen kann, ist es notwendig, daß er einen vom Heiligen Vater selbst oder von einem bevollmächtigten Priester geweihten Gegenstand bei sich trage oder in seinem Hause geziemend aufbewahre.

4. Nach einer ausdrücklichen Erklärung des Heiligen Vaters werden durch die Gewährung dieser Apostolischen Ablässe keine anderen Ablässe abgeschafft, die von anderen Päpsten schon für die genannten Werke, Gebete und frommen Übungen gewährt wurden.

(S. Paenitentiaria Apostolica vom 22. November 1958; AAS, 1959, Nr. 1, S. 48–50.)

Eine Anrufung Christi des Königs mit Ablässen versehen. Unser Heiliger Vater Papst Johannes XXIII. hat in der Audienz des Kardinal-Großpönitentiars vom 6. Dezember 1958 einen unvollkommenen Ablaß von 300 Tagen gewährt, der von den Christgläubigen gewonnen werden kann, sooft sie mit reumütigem Herzen die Anrufung beten: „O Jesus, König der Liebe, ich vertraue auf Deine barmherzige Güte!", und einen vollkommenen Ablaß unter den üblichen Bedingungen, wenn die tägliche Verrichtung dieser Anrufung einen ganzen Monat hindurch geübt wird. Ungeachtet alles Gegenteiligen. (S. Paenitentiaria Apostolica vom 12. Dezember 1958; AAS, 1959, Nr. 1, S. 50.)

Neue Gebete mit Ablässen. Wie es Papst Pius XII. öfter getan hat, hat auch sein Nachfolger Papst Johannes XXIII. bereits einige Gebete selbst verfaßt und mit Ablässen versehen:

1. Gebet für die Kirche des Schweigens, vom Heiligen Vater selber zum erstenmal am 25. Januar 1959, dem Feste Pauli Bekehrung, in der Basilika von St. Paul vor den Mauern gebetet; im Original italienisch. Der Papst gewährte einen unvollkommenen

Ablaß von drei Jahren, der von den Gläubigen gewonnen werden kann, die wenigstens mit reumütigem Herzen und andächtig dieses Gebet für die verfolgte Kirche verrichten. (S. Paenitentiaria Apostolica vom 23. Januar 1959; AAS, 1959, Nr. 2, S. 112 f.)

2. Gebet zu Ehren des eucharistischen Königs zur Vorbereitung auf den eucharistischen Weltkongreß in München 1960; im Original italienisch. Dieses Gebet wurde vom Heiligen Vater mit einem unvollkommenen Ablaß von 10 Jahren versehen, der von den Gläubigen gewonnen werden kann, die es wenigstens mit reuigem Herzen und andächtig beten, und mit einem vollkommenen Ablaß, der einmal im Monat unter den üblichen Bedingungen von denen gewonnen werden kann, die einen ganzen Monat hindurch dieses Gebet fromm verrichten. (S. Paenitentiaria Apostolica vom 21. Februar 1959; AAS, 1959, Nr. 2, S. 163 f.)

3. Gebet für die Diözesansynode von Rom; im Original italienisch. Der Heilige Vater gewährt den Gläubigen von Rom einen Ablaß von drei Jahren jedesmal, wenn sie dieses Gebet reumütig verrichten; einen vollkommenen Ablaß einmal im Monat unter den üblichen Bedingungen denjenigen, die es einen ganzen Monat hindurch verrichten. (S. Paenitentiaria Apostolica vom 14. März 1959; „L'Osservatore Romano" Nr. 69 vom 25. März 1959.)

Erklärung zum „Kommunistendekret" des Heiligen Offiziums vom Jahre 1949. Bei der Kongregation des Heiligen Offiziums wurde angefragt, ob es katholischen Staatsbürgern bei der Wahl der Volksvertreter erlaubt sei, ihre Stimme solchen Parteien oder Kandidaten zu geben, die eine Neigung zum Zusammengehen mit dem Kommunismus zeigen oder die Kommunisten unterstützen, und zwar auch dann, wenn ihre Prinzipien nicht im Gegensatz zur katholischen Lehre stehen, ja diese sogar vorgeben, katholische Interessen zu vertreten. Die Kardinäle des Heiligen Offiziums faßten in ihrer Sitzung am 25. März 1959 den Beschluß und gaben als Antwort: Nein (negative) nach Norm des Dekretes des Heiligen Offiziums vom 1. Juli 1949. Am 2. April d. J. hat Papst Johannes XXIII. in der Audienz, die er dem Kardinal-Prosekretär des Heiligen Offiziums gewährte, diese Entschließung der Kardinäle gebilligt und ihre Veröffentlichung angeordnet. (Gegeben zu Rom am 4. April 1959.)

Im zitierten Dekret vom 1. Juli 1949 wird als Begründung für die dort getroffenen Verfügungen angeführt: Der Kommunismus ist in der Tat materialistisch und christenfeindlich. Die kommunistischen Parteiführer erweisen sich in der Theorie und in der Praxis als Feinde Gottes, der wahren Religion und der Kirche Christi, wenn sie auch manchmal mit Worten behaupten, die Religion nicht zu bekämpfen. Diese Entscheidung gilt für die Katholiken der ganzen Welt. Wie aber aus einem Kommentar in „L'Osservatore Romano" hervorgeht, bildeten den näheren Anlaß hiezu die politischen Verhältnisse in Sizilien. Dort hatte im vergangenen Jahr ein christlich-demokratischer Parteiführer mit Unterstützung der Kommunisten und Neofaschisten eine Regionalregierung gebildet. Die kommunistische Presse hatte dieses Beispiel propagandistisch ausgewertet. Das Dekret von 1949 und auch die neue Erklärung wenden sich in erster Linie gegen die Aktivisten. Katholiken, die bewußt und freiwillig dem Kommunismus Vorschub leisten, dürfen nicht zu den Sakramenten zugelassen werden. Exkommuniziert sind diejenigen, welche die kommunistische Lehre öffentlich bekennen und aktiv verbreiten. (AAS, 1959, Nr. 5, S. 271 f.; Kommentar in „L'Osservatore Romano" Nr. 91 vom 19. April 1959.)

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Adam Adolf, Das Sakrament der Firmung nach Thomas von Aquin. (Freiburger Theologische Studien. Unter Mitwirkung der Professoren der Theologischen Fakultät herausgegeben von DDr. Johannes Vincke. 73. Heft.) (XII u. 132.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Kart. DM 8.80.

Angelus Domini. In Collaborazione. (Quaderni del Clero, N. 19.) (136.) Padova—Roma—Napoli 1959, Presbyterium.

Bartz, Dr. theol. Wilhelm, Die lehrende Kirche. Ein Beitrag zur Ekklesiologie M. J. Scheebens. (Trierer theologische Studien, 9. Band.) (XVIII u. 188.) Trier 1959, Paulinus-Verlag. Kart. DM 19.80.

Bauer Johannes B. (Herausgeber), Bibeltheologisches Wörterbuch. (859.) Graz—Wien—Köln 1959, Verlag Styria. Leinen S 239.—.

Beilner Wolfgang, Christus und die Pharisäer. Exegetische Untersuchung über Grund und Verlauf der Auseinandersetzungen. (XI u. 271.) Wien 1959, Verlag Herder. Kart. S 156.—, DM u. sfr 27.—.

Biser Eugen, Das Licht des Lammes. Hinblicke auf den Erhöhten. (166.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen DM 9.80.

Blaha Ottokar, Das unmittelbare Wissen, insbesondere um die materielle Außenwelt. (116.) Wien 1959, Verlag Herder. Kart. S 43.—, DM und sfr 7.20.

Brummet Jakob, Unterpfand künftiger Herrlichkeit. Predigtentwürfe. (352.) München 1959, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 8.50.

Carré A.-M., Gefährten auf immer. Ein kleines Ehebrevier. Die Übertragung ins Deutsche besorgte Doris Asmussen. (86.) Stuttgart 1959, Schwabenverlag. Flex. Leinen DM 6.80.

Congar Ives M.-J., Christus — Maria — Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Broemser. (84.) Mainz 1959, Matthias-Grünewald-Verlag. Kart. DM 4.20.

Cor Jesu. Commentationes in Litteras Encyclicas Pii PP. XII „Haurietis aquas", quas peritis collaborantibus ediderunt Augustinus Bea SJ — Hugo Rahner SJ — Henri Rondet SJ — Friedr. Schwendimann SJ. I. vol.: Pars theologica (XVI + 780). II. vol.: Pars historica pastoralis. (VI + 662.) Romae 1959, Casa editrice Herder. Br. Lire 12.000, leg. Lire 14.000.

Courtois Gaston, Stunden mit Jesus. Betrachtungen für Ordensfrauen. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. (190.) Wien 1959, Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 62.—, DM und sfr 10.80.

Die Antwort der Nonne. Von einer Karmelitin. Übersetzung aus dem Englischen ins Deutsche von Dr. P. Hildebrand Pfiffner OSB. (246.) Luzern/München 1959, Rex-Verlag. Kart. sfr und DM 9.80, Leinen sfr und DM 11.80.

Döblin Alfred, Der unsterbliche Mensch. Ein Religionsgespräch. (Herder-Bücherei, Bd. 41.) (196.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Frattin Peter Louis, J.C.L., The Matrimonial Impediment of Impotence: Occlusion of Spermatic Ducts and Vaginismus. A historical Synopsis and a Commentary. A Dissertation. (Canon Law Studies, No. 381.) (X und 118.) Washington, D.C., 1958, The Catholic University of America Press. Doll. 2.—.

Gunnarsson Gunnar, Die Leute auf Borg. Roman. Übersetzung aus dem Dänischen von J. Sandmeier. (Herder-Bücherei, Bd. 44) Basel—Freiburg—Wien 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Gutzwiller Richard, Meditationen über Johannes. (362.) Einsiedeln—Zürich—Köln, Benziger-Verlag. Leinen sfr 9.40.

Haecker Theodor, Tag- und Nachtbücher. 1939—1945. Dritte Auflage. (334.) München 1959, Kösel-Verlag. Leinen DM 12.80.

Hamman A., O.F.M., La Prière. I. Le Nouveau Testament. (484.) (Bibliothèque de Théologie.) Tournai (Belgique), Desclée & Cie, Éditeur.

Hein Alois, Pallottiner, Das unendliche Herz. Begegnung mit Vinzenz Pallotti, einem zeitgemäßen Heiligen. (271.) 16 S. Bilder. Limburg 1959, Lahn-Verlag. Leinen DM 9.80, kart. DM 7.80.

Hollenbach Johannes Michael S.J., Der Mensch der Zukunft. Anthropologische Besinnung in der Weltwende. (452.) Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 17.80.

Horatczuk Michael, Grüß Gott, Genosse! (168.) Wien 1959, Verlag Herder. Franz. brosch. S 34.—, DM und sfr 6.—.

Hyde Douglas, Der Räuberhauptmann Gottes. Die Geschichte Don Oriones, des „Vaters der Armen". Aus dem Englischen übertragen von Dr. Annemarie Langens. (223.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Leinen DM 11.80.

Juhász Koloman (Szeged), Jesuiten im Banat (1718—1773). Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Temesvárer Banats. (Sonderdruck aus: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs. Herausgegeben von der Generaldirektion. II. Bd. S. 153—220.) Wien 1958. Verlag Ferdinand Berger, Horn, NÖ.

Kalt Gustav, Die Feier der heiligen Eucharistie. Vom Werden und Sinn ihrer liturgischen Form. (192.) Luzern—München 1959, Rex-Verlag. Geb. sfr und DM 8.80.

Kirche und Sozialismus. Klarstellungen zum neuen Programm der Sozialistischen Partei Österreichs. Mit Beiträgen von Gustav Gundlach S. J., Johann Schasching S. J., Otto Mauer, Anton Tautscher. (Sehen — Urteilen — Handeln. Schriften des „Volksboten", Nr. 7.) (108.) Innsbruck—Wien—München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, DM und sfr 4.20.

Komm und folge mir! Kreuzweg und Leben. (16.) Altötting/Obb. 1958, Drittordens-Verlag. DM —.20.

Kopp Clemens, Die heiligen Stätten der Evangelien. (504.) Mit 9 Karten und 66 Bildern. Regensburg 1959, Friedrich Pustet. Leinen DM 35.—.

Kuhn Helmut, Sokrates. Versuch über den Ursprung der Metaphysik. (224.) München 1959, Kösel-Verlag. Leinen DM 15.50.

Laros Matthias, Betrachtungen zum Kreuzweg unseres Herrn. (131.) Regensburg 1959, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 4.80.

Laurentin René, Kurzer Traktat der marianischen Theologie. Übersetzt von Georg Englhardt. (214.) Regensburg 1959, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 9.50, Leinen DM 12.—.

Leclercq Jacques, Bekehrung zur Welt. Christliches Leben in dieser Zeit. Die Übertragung ins Deutsche besorgte Maria Ritz. (193.) Olten und Freiburg im Breisgau 1959, Walter-Verlag. Leinen sfr 11.50.

Link Ludwig, Die Glocken des Mainzer Domes. (Sonderdruck aus dem Mainzer Almanach 1959, S. 58—94.) Verlag Druckhaus Schmidt & Co., Mainz.

Loretz, Dr. Oswald (Übersetzer), Im Namen Jesu ist Heil. Von einem Mönch der Ostkirche. (89.) Innsbruck—Wien—München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 28.—, DM und sfr 4.80.

Merton Thomas, Lebendige Stille. Übertragung aus dem Englischen von Irene Marinoff. (192.) Einsiedeln—Zürich—Köln 1959, Benziger-Verlag, sfr 8.90.

Nielsen Gunnar Martin (Herausgeber), Wir suchten und fanden. Dreiundzwanzig Dänen berichten über ihren Weg zur Kirche. Gesammelt und mit einer Nachschrift versehen. (222.) Luzern 1959, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr und DM 11.80.

Panneel Henri, So war der Pfarrer von Ars. Bilder aus dem Leben eines Heiligen. Berechtigte Übersetzung ins Deutsche von H. H. P. H. Pfiffner OSB. (246.) Freiburg/Schweiz 1959, Paulus-Verlag. Leinen sfr und DM 11.—.

Pascha Domini. Fragen zur Liturgie und Seelsorge. Wiener Seelsorgertagung vom 7.—9. Jänner 1959. Herausgegeben von Prälat Dr. Karl Rudolf. (160.) Wien 1959, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 39.—.

Pera, P. Ceslao O. P., Genesi del Pensiero Cristiano. (212.) (Quaderni del Clero. Pubblicazione bimestrale.) Padova—Roma—Napoli, Presbyterium. Abbonamento annuo L. 1200, Estero L. 2000, un numero L. 500.

Pfaffenbichler Karl, Maria und die Probleme unserer Zeit. (189.) Wien 1959, Verlag Herder. Franz. brosch. S 42.—, DM und sfr 6.80.

Pio XII. In Collaborazione. (Quaderni del Clero, N. 18.) (172.) Padova—Roma—Napoli 1959, Presbyterium.

Piolanti, Mons. Antonio, Il Mistero della Communione dei Santi nella Revelazione e nella Teologia. (XIV und 810.) Roma—Parigi—Tournai—New York, Desclée & C. Brosch.

Plöchl M. Willibald, Geschichte des Kirchenrechts. Bd. III: Das katholische Kirchenrecht der Neuzeit. Erster Teil. (600.) Wien—München 1959, Verlag Herold.

Leinen S 300.—, brosch. S 275.—.

Podhradsky Gerhard, Das Wort vom neuen Leben. Stimmen der Väter zum Kirchenjahr. (132.) Mit 10 Bildtafeln. Wien 1959, Verlag Herder. Leinen S 55.—, DM und sfr 9.80.

Reding Josef, Friedland. Chronik der großen Heimkehr. (Herder-Bücherei, Bd. 43.) Basel—Freiburg—Wien 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Renckens Henricus, Urgeschichte und Heilsgeschichte. Israels Schau in die Vergangenheit nach Gen. 1—3. Aus dem Niederländischen übersetzt von Hugo Zulauf. (268.) Mainz 1959, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 13.80.

Richstaetter Karl S.J., Emilie Schneider, eine Mystikerin unserer Zeit. Ihr Leben und ihre Briefe. Achte Auflage. Herausgegeben von Anton Höß S.J. (250.) Mit Titelbild. Köln 1959, Wienand-Verlag. Geb. DM 9.80.

Rosche Johannes S.J., Leben in Gottes Hand. (160.) Innsbruck—Wien—München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 34.—, DM und sfr 5.80.

Rusch, Dr. Paul, Bischof, Kirche im Gebirge und anderswo. (259.) Innsbruck—Wien—München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 78.—, DM und sfr 14.—.

Schmaus Michael, Professor, Katholische Dogmatik. Vierter Band. Zweiter Halbband: Von den Letzten Dingen. Fünfte stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. München 1959, Max-Hueber-Verlag. Leinen DM 29.80, brosch. DM 26.—.

Schneider Reinhold, Verhüllter Tag. (Herder-Bücherei, Bd. 42.) (189.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Schöpf, Dr. Bernhard, Das Tötungsrecht bei den frühchristlichen Schriftstellern bis zur Zeit Konstantins. (Studien zur Geschichte der kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller. 5. Bd.) (XVI und 270.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 18.—.

Steffes Johann Peter, Glaubensbegründung. Christlicher Gottesglaube in Grundlegung und Abwehr. Herausgegeben von Ludwig Deimel. I. Bd.: Methodische und geschichtliche Einführung. Anthropologische Grundlegung. Religionsphilosophie. (XXIV und 639.) Mainz 1958, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 44.50; Subskriptionspreis DM 39.80.

Stepun Fedor, Der Bolschewismus und die christliche Existenz. (298.) München 1959, Kösel-Verlag. Leinen DM 15.50.

Truhlar, P. Carolus Vladimirus S. I., Structura Theologica Vitae Spiritualis. (Collectanea Spiritualia 7.) (VIII und 219.) Romae 1958, Apud Aedes Universitatis Gregorianae. L. 1300.—.

Vermeersch Arthur S.J., Die Muttergottesfeste. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Josef Fiedler S.J. (Ein Muttergottesbuch, 1. Bd.) (398.) Innsbruck—Wien—München 1958. Im Marianischen Verlag der Verlagsanstalt Tyrolia. Leinen S 96.—, DM und sfr 16.—.

Voegelin Eric, Wissenschaft, Politik und Gnosis. (93.) München 1959, Kösel-Verlag. Leinen DM 6.80, kart. DM 4.80.

Weg des Lebens. Sonntagsmeßbuch. Deutsch, Gesänge auch lateinisch, mit Gebeten zum Privatgebrauch und Kirchenliedern. (896.) Herausgegeben und bearbeitet von der Veritas-Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung. Wien—Linz, Verlag Veritas. Plastik geb. S 58.—.

Wehner Otto und **Frickel**, P. Dr. Michael OSB (Herausgeber), Theologie und Predigt. Ein Tagungsbericht. Als Manuskript veröffentlicht. (Arbeitsgemeinschaft katholischer Homiletiker Deutschlands. Arbeiten und Berichte, Heft 1.) (334.) Würzburg 1958, Homiletische Arbeitsgemeinschaft (Domerschulstr. 18.) Brosch. DM 8.80, für Theologiestudenten DM 6.—.

Wimmer Otto, Handbuch der Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung. (290.) Innsbruck—Wien—München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 78.—, DM und sfr 14.—.

Wolf Gerhard, Macht doch das Fenster auf! Vom rechten Tun im Alltag. (VIII und 138.) Wien 1959, Verlag Herder. Franz. brosch. S 34.—, DM und sfr 6.—.

Worte auf den Weg. Morgenbetrachtungen im Radio Beromünster. Herausgegeben von Dr. Josef Bommer, Dr. Josef Meier, Dr. Fritz Tanner. (143.) Luzern—München 1959, Rex-Verlag. Kart. sfr und DM 7.50, Leinen sfr und DM 8.80.

Wothe Franz Josef, Carl Mosterts. Ein Leben für die Jugend. (144.) 4 Abbildungen. Kevelaer 1959, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 6.80.

Zürcher J., Prof. Dr. SMB, Die Gelübde im Ordensleben. Bd. II: Die Armut. Auf Grund der Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft „Vie spirituelle". Bearbeitet und herausgegeben. Übersetzung durch Sr. M. Hedwig Walter, Kloster Fahr. (190.) Einsiedeln—Zürich—Köln, Benziger-Verlag. Leinen sfr 11.85.

Kleinschriften

Morus-Verlag, Berlin

Mianecki Paul S. J., Pioniere der Menschlichkeit. Peter Claver, Franz Xaver, Damian Deveuster u. a. (32.) DM —.80.

Muschalek Hubert, Tierseele und Menschenseele. Zwanzig Fragen und Antworten. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. (64.) DM —.80.

Rodewyk Adolf S. J., Sie stehen ganz im Licht. Von den heiligen Engeln. (64.) DM. —80. Alle: Morus-Kleinschriften.

Verlag Veritas, Linz a. d. D. — Wien

Dobler Michael, Die richtigen Männer. (32.) Brosch. S 4.—.

Krösbacher Franz S. J., Fasten und Ostern in der Familie. (40.) Brosch. S 4.—

Landerl J., Alarm in der Weltkirche. (32.) Brosch. S 4.—

Meßfeier in Wort und Bild für Schüler. Herausgeber: „Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung". (16.) Brosch. S 1.50.

Wechselgesänge. Für Kirche, Schule und Heim. Verbesserter und ergänzter Auszug aus der Anleitung zur Gestaltung der Kindermesse im Kirchenjahr. Herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung" (48.) Brosch. S 6.—.

Zeitschriften

Kairós. Zeitschrift für Religionswissenschaft und Theologie. 1/1959. Salzburg, Otto-Müller-Verlag. Bezugspreis der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift pro Heft S 24.—, DM und sfr 4.— zuzüglich Porto. Abonnementspreis S 88.—, DM und sfr 14.80 zuzüglich Porto.

St. Josef-Korrespondenz. Mitteilungen des österreichischen St. Josef-Priestervereines an seine Mitglieder und Freunde. 2. Jg., März 1959, Nummer 1. Auslieferung: Veritas, Linz, Harrachstraße 5.

Hejnal Mariacki. Dwutygodnik dla spraw religijnych, kulturalnych i spoleczno-gospodarczych. Warszawa, ul. Kolejowa 71.

Informationen des Deutschen Caritasverbandes — Pressedienst. Herausgegeben von der Presseabteilung des Deutschen Caritasverbandes e. V., Freiburg i. Br., Werthmannhaus.

Korrespondenz des Priester-Gebetsvereines „Associatio Perseverantiae Sacerdotalis". Wien IX., Boltzmanngasse 9.

Scripture. The Quarterly of the Catholic Biblical Association. Thomas Nelson and Sons Ltd., Edinburgh 9.

The Irish Theological Quarterly. Edited by Professors of the Faculty of Theology, St. Patrick's College, Maynooth.

Buchbesprechungen

Philosophie

Kausalitätsprinzip. Von DDr. Johannes Hessen. Zweite erweiterte Auflage. (300.) München—Basel 1958, Ernst Reinhardt-Verlag. Kart. DM 16.—, Leinen DM 18.—.

Das vor 30 Jahren erstmals erschienene Buch des Kölner Philosophen hat nun eine Neuauflage erfahren. Am Text wurde nichts geändert, weil er, wie der nun 70jährige Verfasser meint, weder in seinem historischen noch in seinem kritischen noch auch in seinem positiven Teil seine Gültigkeit eingebüßt habe. Zweifellos verdienstlich ist die ausführliche Darlegung der gesamten Problematik dieses „Allerwelt-Zank-

apfels", und zwar in einer klaren, flüssigen Sprache, wie sie sonst in philosophischen Werken nicht alltäglich ist. Die Einstellung Hessens zum Kausalprinzip ist bekannt: Es sei nur ein Postulat der theoretischen Vernunft, insofern ohne seine Voraussetzung jedes „Verstehen" des wirklichen Geschehens, nämlich seine „Erklärung aus Gründen", unmöglich ist. Jedoch sei das Prinzip weder in sich selbst evident noch könne es evident gemacht werden. Der Begriff eines ursachlosen Geschehens verstoße nicht gegen das Widerspruchsprinzip.

In einem neuen „Anhang" zum alten Text geht Hessen auf verschiedene Bedenken ein, die gegen seine Auffassung erhoben wurden. Doch fehlen gerade die gewichtigsten, etwa in der Ontologie des Löweners Ferdinand van Stenberghen (Einsiedeln 1953) und beim Frankfurter Helmut Ogiermann S. J. (Scholastik 1955/III). Dort wird nicht bloß die Frage der „Nichtwidersprüchlichkeit" geklärt, sondern auch ein sehr wohl gangbarer Weg der „Evidenzmachung" gewiesen. Dankenswert ist, was Hessen in einem Anhang zum Problem der angeblichen Akausalität im Mikrobereich bemerkt, ebenso zum Problem der Willensfreiheit bei Nicolai Hartmann.

Auf jeden Fall verdient Hessens Buch, daß man sich ernsthaft damit befaßt. Schon Aristoteles hat aufmerksam gemacht: „Wer die Schwierigkeiten eines Problemes nicht kennt, versteht auch die Lösung nicht, selbst wenn er sie in Händen hätte." Und es hat einen guten Sinn, wenn Hessen selber am Schluß seiner Einleitung bemerkt: „Ein Tag im Dienste der ewigen Probleme der Philosophie ist kostbarer als tausend andere."

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Das Lebensproblem heute. Beitrag der Zellenforschung zur Philosophie des Organischen. Von Johannes Haas. (Bücherei der Salzburger Hochschulwochen.) (150.) München—Salzburg—Köln 1958, Verlag Anton Pustet. Kart. DM 7.20.

Das Buch enthält in erweiterter Form die Vorlesungen des Verfassers auf den Salzburger Hochschulwochen 1957. Haas, in Berlin wirkend, hat schon eine Reihe wertvoller Studien zum organischen Lebensproblem veröffentlicht, die alle ihren Ausgang von seinem besonderen Arbeitsgebiete, der Zellenforschung, nehmen. Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick wird gezeigt, wie die moderne Forschung auf verschlungenen Wegen dem Wesen des organischen Lebens nahezukommen sucht. Ihr Ziel ist die Erklärung der einzelnen Lebenserscheinungen aus den materiellen Gegebenheiten. Sehr weit ist dies schon gelungen in der Frage des Zusammenhanges von Struktur und Funktion: die Funktion hängt von der Struktur ab, die bereits bis in den Mikrobereich hinein verfolgt werden konnte.

Um vieles dunkler ist die Frage nach dem Entstehen der Strukturen selbst. Soviel aber scheint schon gesichert: in der Materie als solcher liegt wohl die Möglichkeit zu solchen Bildungen, nicht aber die Fähigkeit zu ihrer Verwirklichung. Darum erscheint die Annahme eines überstofflichen Lebensprinzips unumgänglich. Ganz ungeklärt ist noch die Frage nach der Entwicklung der Organismentypen aus unscheinbaren Anfängen. Man führt sie gewöhnlich auf Mutationen, d. h. sprunghafte Erbänderungen zurück. Doch wird dabei eine Unbekannte nur durch eine andere Unbekannte ausgedrückt, was offenbar keine Lösung ist. Zur Erklärung der hauptsächlichen Lebensphänomene bedarf es jeweils geeigneter Begriffssysteme. Bezüglich der Abhängigkeit der Funktion von der Struktur genügt das kausale Begriffssystem. Bezüglich der Entstehung der Strukturen selbst ist das finale Begriffssystem ergänzend gefordert. Bezüglich der Evolution aber konnte bisher noch kein geeignetes Begriffssystem gefunden werden.

Jedenfalls wird aus der kleinen, aber gründlichen Schrift deutlich: die traditionelle Philosophie des Organischen bedarf einer gründlichen Überholung im Sinne einer Verfeinerung und Erweiterung ihrer Begriffswelt. So einfach, wie es vielfach noch dargestellt wird, liegen die Dinge eben nicht. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Haas, dem alle biologischen und philosophischen Erfahrungen zur Verfügung stehen, seinen angekündigten Entwurf einer neuen Philosophie des Organischen bald herausbringen könnte. Mehr als ein „Entwurf" kann es derzeit freilich nicht sein. Aber er könnte schon helfen, dem immer wieder heißlaufenden oder auch leerlaufenden Gespräch zwischen Biologen und Philosophen eine aussichtsreichere Richtung zu weisen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Materialistische Dialektik. Ein Diskussionsbeitrag. Von Helmut Ogiermann. (275.) München—Salzburg—Köln 1958, Verlag Anton Pustet. Leinen DM 14.80.

„Dialektik" ist heute einer der wichtigsten und zugleich schwierigsten Begriffe der Philosophie. Seine spiritualistische, von Hegel herkommende Seite hatte auf scholastischer Grundlage schon durch Emmerich Coreth („Das dialektische Sein in Hegels Logik", 1952) und durch B. Lakebrink („Hegels dialektische Ontologie und die thomistische Analektik", 1955) eine gründliche Behandlung erfahren. Eine ebenbürtige Behandlung seiner materialistischen, von Marx-Engels-Lenin herkommenden Seite aber hatte bisher noch ausgestanden. Denn auch die sonst vorzüglichen Auseinandersetzungen mit der materialistischen Philosophie des Kommunismus durch I. M. Bochenski und G. A. Wetter hatten den Dialektikbegriff selber noch ziemlich summarisch behandelt.

Nun hat der hervorragende Frankfurter Philosoph Ogiermann die Lücke zu schließen begonnen. Allzu bescheiden nennt er seine Studie nur einen „Diskussionsbeitrag". Gewiß ist sie das. Denn das Buch ist ja so aufgebaut, daß im 1. Teil die Ansatzstellen für eine Kritik in großzügiger Weise bei den marxistischen Autoren selbst ausgeforscht werden. Aber im 2. Teil folgt dann die thematische Kritik selbst bis in die feinsten Verästelungen hinein, mit einem Scharfsinn, der seinesgleichen sucht. Ein Musterbeispiel dafür, was echtes, keine Unklarheiten duldendes Philosophieren heißt; zugleich ein Erweis der inneren Überlegenheit der großen metaphysischen Tradition. Freilich wird (wie an Ogiermanns Vorstoß deutlich wird) auch sie noch allerlei dazu zu lernen haben, soll sie ihre innere Überlegenheit auch wirksam zur Geltung bringen können. Es gibt ja auch unter den marxistischen Philosophen Autoren, wie E. Bloch und G. Klaus, die trotz ihrer befohlenen „Linientreue" nicht zu verachtende Denker sind. Mit Spannung erwartet man die angekündigte Fortsetzung der Untersuchung in Richtung auf die Gottesfrage selbst. Ein besonderer Dank gebührt dem Verlag für seine vielversprechende „Sammlung Wissenschaft und Gegenwart".

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Bibelwissenschaft

Solidarität in Segen und Fluch im Alten Testament und in seiner Umwelt. Von Lic. bibl. Dr. theol. Josef Scharbert. Band I: Väterfluch und Vätersegen. (XIV und 294.) (Bonner Biblische Beiträge. Herausgegeben von Dr. Friedrich Nötscher und Dr. Karl Th. Schäfer/14.) Bonn 1958, Peter-Hanstein-Verlag. Brosch DM 32.—.

Immer wieder tauchen, besonders seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Fragen auf, die in Richtung „Individualismus und Kollektivismus im A.T." gestellt werden. Wer ist das „Ich" in den Psalmen, wer das „Du" in den Gesetzestexten des Pentateuchs, wer ist der „Knecht Gottes" in den Ebed-Liedern des Isaias, wer ist der Danielsche „Menschensohn"? In die Reihe derartiger Erörterungen gehört auch die Habilitationsschrift Scharberts. Der Stoff ist recht heikel und erfordert bei einem Vergleich zwischen dem A.O. (Alten Orient) und dem A.T. größte Vorsicht (vgl. S. 24) wegen der Andersartigkeit Israels, und außerdem sind die literarischen Gattungen streng auseinanderzuhalten, in denen die einschlägigen Äußerungen begegnen. Im Rahmen einer Besprechung ist es nicht möglich, auf den reichen Inhalt der Untersuchung Scharberts in allen Einzelheiten einzugehen.

Im IV. Abschnitt (S. 249—277) bringt Scharbert abschließend die Ergebnisse, die vollstes Interesse verdienen und hier dankbar vermerkt werden sollen. Man muß im A.O. und im A.T. in juridischer Sicht stets unterscheiden zwischen Vaterstrafe und Sippenhaftung im engeren Sinne. Die Familien-Talion, d. h. in einem Mordfall sei durch Tötung einer Person gleicher Stellung aus der Familie des Mörders Sühne zu leisten, läßt sich für Israel nicht mit Sicherheit — ausschließen; in das kodifizierte Recht hat sie keine Aufnahme gefunden. Die Sippenhaftung im engeren Sinne, d. h. die Haftung aller Gleichberechtigten bei Bluttaten, Frauenraub, Mädchenschändung, tritt bei den Nomaden in Form der Blutrache in Erscheinung. Israel hat sie bis in die Königszeit hinein mit den Beduinen gemeinsam. In der Regel wird aber nur der Mörder selbst vom Bluträcher zur Verantwortung gezogen, und dieser wird auch bald durch das Asylrecht eingeschränkt. Wenn Gott selber — nach älterer Darstellung — die Blutrache befiehlt, dann haben wir darin eine Stufe der Offenbarung zu sehen, welche die

damaligen Verhältnisse und die ihnen entsprechende Rechtslage anerkennt: Mord ist Verbrechen gegen Gott. Das Recht Israels steht viel stärker unter dem Einfluß der Religion als das Recht anderer Völker des A. O., und immer mehr setzt sich dort eine sittliche Wertskala durch. Bei einer geplanten Strafaktion gibt man in der Regel dem betroffenen Verband Gelegenheit, sich rechtzeitig von dem Schuldigen zu distanzieren, und Dt 2, 16 wird die Blutrache als ungesetzlich erklärt und geächtet. Diese Entwicklung der alttestamentlichen Strafjustiz ist um so auffallender, als das A. T. ganz vom Gedanken der Solidarität zwischen Vätern und Söhnen durchdrungen ist. Der Vater nimmt ja nach der Auffassung des A. O. in der Familie eine geradezu schicksalsbestimmende Stellung ein: „Name und Same" wird von den Göttern im Strafgericht vernichtet, wobei die Frage einer Mitschuld der Familienmitglieder ganz außer Betracht bleibt. Nicht diese werden ja gestraft, sondern der Familienvater wird durch ihre Vernichtung bestraft; es ist „Vaterstrafe" = ruler punishment. Aus den Untersuchungen Scharberts geht hervor, daß sich die israelitischen Vorstellungen hier, soweit der Privatbereich der Familie in Frage steht, mit den Anschauungen des A. O. weithin decken. Übertretungen des Sittengesetzes durch das Oberhaupt werden gestraft durch Unfruchtbarkeit der Frau, durch den Tod der Kinder, durch Ausrottung der Familie, besonders in den älteren Schichten der Erzählungsliteratur.

Die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit in diesen Fällen blieb, falls sie gestellt wurde, unbeantwortet. Erst die Verfasser von Dn, Sap und 2 Mkk ahnen, daß Gott dem Unschuldigen, welcher unter den Sünden der Väter zu leiden hat, im Jenseits einen Ausgleich schaffen kann. In voller Klarheit weiß das erst das N. T. Nach Auffassung des A. T. kann also der Vater für die Seinen zum Vermittler von Fluch, Unheil und Tod werden. Jahwe hält jedoch immer alle Fäden in der Hand und kann die Auswirkung des Fluches verhindern; ja aus Ex 20, 5 f. geht — wie Scharbert treffend bemerkt — hervor, daß sich nur für diejenigen die Schuld der Väter unheilvoll auswirkt, welche Jahwe hassen. Der Vater ist aber auch Quelle des Segens für die Seinen, und das so sehr, daß er ihnen nicht nur das Leben gibt und den Charakter bestimmt, sondern auch ihr Verhältnis zu Gott entscheidend beeinflußt (S. 225). Darauf kann nicht mehr näher eingegangen werden. Das Ergebnis der Untersuchung wird besonders wertvoll auf dem Gebiete des Stammvaterdenkens. Es ist in den Kulturen des A. O. außerhalb Israels soviel wie unbekannt, wohl aber bezeichnend für die Nomadenstämme. Bei den Beduinen ist es profaner Natur, ohne jede Konzeption einer Heilsgeschichte. Eine solche Konzeption gibt es nur im Denken Israels. Dort gelten manche Völker als verflucht, weil sie von einem frevelhaften Stammvater abstammen, z. B. die Kanaaniter. Aber auch innerhalb der Verheißungslinie kann der Fluch Raum gewinnen und, von einem Stammvater ausgehend, den ganzen Stamm verderben (Gn 49, 3—7).

Den Terminus „Solidarismus" schlägt der Autor vor für das ganze alttestamentliche Gemeinschaftsdenken, es sei nicht Kollektivismus und nicht Impersonalismus. Und die Sünden- und Gnadenbeziehungen seien letztlich nie restlos zu klären; „das Mysterium bleibt" (S. 277). Einige Nachträge, ein Sachregister, ein Autorenregister und ein Schriftstellenverzeichnis vervollständigen das Werk, dessen Studium nicht bloß wissenschaftliche Förderung, sondern auch innere Erbauung bedeutet. Dem Herausgeber, dem Autor und dem Verlag gebührt ehrlicher Dank.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Gotteswege und Menschenwege in der Bibel und in Qumran. Von Friedrich Nötscher. (133.) (Bonner Biblische Beiträge. Herausgegeben von Dr. Friedrich Nötscher und Dr. Karl Th. Schäfer/15.) Bonn 1958, Peter Hanstein-Verlag, GmbH. Brosch. DM 15.50.

Was E. Käsemann in seiner Monographie „Das wandernde Gottesvolk" oder G. Wingren in seiner Abhandlung „Weg, Wanderung und verwandte Begriffe" als Thema gewählt hat, greift Nötscher in vorliegender Studie wiederum auf und versucht, ausgehend vom A. T., die Wegterminologie der Bibel mit den ähnlichen Aussagen in den Qumrantexten zu konfrontieren. Dabei kommt es natürlich auf eine möglichst genaue Feststellung des Sprachgebrauches an; denn sie bildet die Voraussetzung für alle Konsequenzen. Nötscher stellt demnach vorerst im A. T. den sprachlichen Befund fest, wobei natürlich „drk" als Sammelbecken aller Bedeutungsmöglichkeiten der

verschiedensten Termini dient. Drk kommt ja im A.T. über 700mal vor. Bei der Erwähnung von drk im Ugaritischen, wo es auch Macht und Kraft bedeutet (S. 17), wäre vielleicht ein Hinweis auf Psalm 109, 7: „aus dem Bache am Wege trinkt er . . .“ zu erwarten gewesen. Vom Ugaritischen könnte hier einiges Licht in diese dunkle Stelle gestrahlt werden. Ob nicht doch drk-darkatu = Kraft anstatt „Weg“ zu setzen wäre? Die „Wege Gottes“ und die „Wege des Menschen“ werden in all ihrer Verschiedenartigkeit aufgewiesen und verglichen. Besonders interessant ist hier das Kapitel „Der Weg des Lebens (und des Todes)“ (S. 64 f.), welches stark die Weisheit Ägyptens (Amenemope u. ä.) miteinbezieht.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den einschlägigen Partien der Qumranschriften. Der sprachliche Befund, der sich im wesentlichen vom alttestamentlichen nicht unterscheidet, ergibt, daß sich zwar die Wegterminologie auch hier findet, daß ihr aber weitaus nicht die vom A.T. her erwartete Bedeutung zukommt (S. 72). Die Aussage, daß „Gott führt“, kommt hier sehr selten vor, und eine Bemerkung, daß Gott Israel aus Ägypten „herausgeführt“ hat — wie sie im A.T. immer wiederkehrt —, fehlt bisher in den Qumrantexten vollständig. „Gottes Wege“ sind hier wie in der Damaskusschrift sehr oft die Gebote Gottes und Vorschriften Jahwes. Mit Gnosis im landläufigen Sinn hat hier die Wegterminologie ebensowenig zu tun wie im A.T. Als Gnosis erscheint der „heilige Weg“ erst im Naassener-Hymnus (2. Jh. n. Chr.) (S. 90). „Dem Weg-Dualismus“ (Weg der Wahrheit — Weg der Bosheit), der aus der Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte (Didaché) bekannt ist, hingegen wird in der Sektenregel (1 QS 3, 13—44, 26) ein eigener Abschnitt gewidmet. Der „Weg des Lebens und des Todes“ erscheint in den bisher erforschten Qumranschriften nicht auf (S. 91).

Im dritten Teil bringt Nötscher die Wegterminologie des N.T. Hier treffen wir fast ausnahmslos „hodós“ für Weg; für Wandeln und Gehen stehen die Verba erchomai, hypagein, poreuesthai, peripatein. Der letzte Terminus scheint besonders das geistige Wandeln auszudrücken, wie wandeln im Glauben, wandeln in der Wahrheit, wandeln in einem neuen Leben, unordentlich wandeln (S. 113), wandeln in der Liebe, in guten Werken, im Geiste, im Lichte u. ä. Wir können Nötscher als einem Fachmann ersten Ranges auf diesem Gebiete wohl beipflichten, wenn er am Ende seiner Untersuchung mit dem Ergebnis aufwartet: „Eine förmliche Wegtheologie läßt sich weder im Alten noch im Neuen Testament noch auch in den bis jetzt bekannten Qumrantexten feststellen. Zuweilen ist ‚Weg‘ nur phraseologische Umschreibung“ (S. 121). Dabei gelingt es dem Autor doch, eine aufsteigende Linie in der Entwicklung der Wegterminologie und des Weg-Gedankens darzutun:

1. Im A.T. finden wir eine Anzahl Termini, wie Weg, Pfad, Schritt, Gehen, Wandeln, im Sinne von örtlicher Bewegung und in übertragenem Sinn. Der Weg Gottes tritt in die Erscheinung mit den Theophanien und im Wüstenzug, ebenso in der Heimkehr aus dem Exil. Sodann sind „Weg Gottes“ die Gebote und Weisungen. — Alle Menschenwege im örtlichen und im übertragenen Sinn sollten mit diesen Gotteswegen übereinstimmen und sich an ihnen orientieren. Je nach dem Verhalten zu den Wegen Gottes wandelt der Mensch den Weg des Lebens oder des Todes.
2. In Qumran hat die Wegterminologie geringere Bedeutung. Keineswegs ist aber der Weg des Menschen absolut prädeterminiert; die persönliche Verantwortung und Verpflichtung bleibt bestehen. Der „Weg des Volkes“ ist hier gleichbedeutend mit „schlechter Weg“.
3. Im N.T. kommen wir noch um einen Schritt weiter. „Der Weg“ einfachhin ist die christliche Heilslehre, der Glaube an sie und das Leben nach ihr. Die Zwei-Wege-Lehre jedoch gehört in ihrer vollendeten Form der altchristlichen Literatur an.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Die Welt der Bibel. Kleinkommentare zur Heiligen Schrift. Herausgegeben von Eleonore Beck, Willibrord Hillmann, Eugen Walter: **Israel in der Geschichte.** Von J. Venard CJM. Deutsche Bearbeitung von Eleonore Beck. (90.) Mit 2 Karten. — **Die Zeugen des Gottessohnes.** Die Frohbotschaft nach Matthäus, Markus und Lukas. Von de Vaulx und Ch. Deville. Deutsche Bearbeitung von Alice Baum. (108.) — **Die Mutter des Erlösers.** Ihre biblische Gestalt. Von Karl Hermann Schelkle (96.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Kart. je DM 5.80.

Das Interesse an Bibellesung und Bibelstudium ist ohne Zweifel im Steigen begriffen. Ihm will die Herausgabe dieses Kleinkommentars dienen. Die vorliegenden schmucken Bändchen wollen aber nicht bestimmte Abschnitte der Bibel erklärend behandeln, wie es der Name vielleicht erwarten ließe, sondern sie bringen Einzelfragen aus dem großen Gebiet der Bibel, die zur Lesung und zum Verständnis der Schrift hinführen wollen.

„Israel in der Geschichte." Aus der sorgfältigen Darstellung sehen wir, wie stark die Heilsgeschichte des Alten Bundes mit der Zeit- und Kulturgeschichte jener Zeit verbunden ist. Die angeführten altorientalischen Texte und Funde helfen mit, die Lesung der heiligen Bücher lebendiger und fruchtbarer zu machen. — „Die Zeugen des Gottessohnes" sind die drei Synoptiker, deren Eigenart hier sehr geschickt aufgezeigt wird. Diese Eigenart zu beachten, gibt dem Leser großes Licht und große Freude beim Lesen des Evangeliums. — „Die Mutter des Erlösers." Mit großer Gründlichkeit geht der Exeget den Aussagen des Neuen Testaments über die Mutter des Herrn nach. Wir gewinnen daraus nicht so sehr ein Lebensbild Marias als ein Bild dessen, was die Kirche aus dem Wort Gottes uns über die Mutter des Erlösers sagt.

Die Bändchen geben dem gebildeten Leser neben der Hilfe für die Bibellesung auch einen Einblick in die gewissenhafte Arbeitsweise der heutigen Bibelwissenschaft.

Linz a. d. D. Igo Mayr S.J.

Kirchengeschichte und Patrologie

Geschichte des Gottesreiches. Vierter Band: Fels in der Brandung. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. Von Wilhelm Hünermann. (344.) Luzern—München 1958, Rex-Verlag. Kart. sfr 14.80, DM 14.30; Leinen sfr 16.80, DM 16.20.

Der letzte Band der bekannten „Bilder aus der Kirchengeschichte für Jugend und Volk" ist wieder ein echter Hünermann mit allen Vorzügen dieses Volksschriftstellers: lebendiger, farbiger Darstellung und flüssiger Sprache. Hünermann weiß immer zu fesseln, ob er von den Greueln der Französischen Revolution erzählt oder von den Wirren im Italien des 19. Jahrhunderts, von Napoleon oder von Hitler, vom Martyrium der Kirche im spanischen Bürgerkrieg oder vom Heldenmut der chinesischen Christen. Demgegenüber verschwinden kleinere Fehler. So müßte es S. 275 statt „Abenteuers" heißen „Abenteurers". Ein Druckfehler ist auch im Verzeichnis der Päpste unterlaufen: Die Regierungszeit von Nikolaus I. dauert von 858 bis 867. S. 69 müßte es „Herhaltung" heißen statt „Unterhaltung". Nicht ganz korrekt ist es, von „Priestern der beiden Bekenntnisse" zu sprechen (S. 301); die Protestanten haben keine Priester. S. 305 wird Theodor Innitzer irrtümlich unter den neuen Kardinälen des Jahres 1946 aufgezählt.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Patrologie. Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter. Von Berthold Altaner. Fünfte, völlig neubearbeitete Auflage. (XXVII und 508.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen gebunden.

Die neue Auflage des „Altaner" bedeutet gegenüber der letzten durchgesehenen, nämlich der zweiten, die in unserer Zeitschrift, Jg. 99 (1951), S. 276, besprochen wurde, einen beachtlichen Fortschritt. Abgesehen von einer Reihe neu aufgenommener Autoren, sind auch viele moderne Forschungsergebnisse eingearbeitet. Man denke nur an die Erkenntnisse über die frühe Verwendung der lateinischen Sprache in Rom (S. 6 u. 127), über die Priorität des tertullianischen Apologeticum (für das „Ad nationes" nur ein Entwurf war) vor dem Dialog des Octavius, den wir Minucius Felix verdanken (S. 129 und 133); an die mildere Beurteilung des Paulus von Samosata (S. 189) und des Nestorius (S. 253 und 258 f.) oder die Erwähnung der Auffassung von Courcelle über die Gartenszene bei der Bekehrung des Augustinus (er sieht mit Berufung auf die Lesart des ältesten Codex darin ein rein innerliches Erlebnis). Possidius von Kalama gegenüber, dem bekannten Biographen des Augustinus, läßt er jetzt noch größere Vorsicht walten (S. 374 und 395).

Die Literaturhinweise sind um mehr als 3000 Neuerscheinungen bis Dezember 1956 herauf ergänzt. Man findet darunter z. B. jetzt auch R. Reuterers Hippolyt-Buch und die interessanten Studien K. Hallingers über Gregor den Großen in den Studia Anselmiana, Bd. 42. Bei Augustinus (S. 374), Benedikt von Nursia (S. 446) und den spani-

schen Schriftstellern der Nachblüte (S. 456) bringt er vorsichtshalber gleich am Anfang seiner Ausführungen eine Salvierungsklausel, weil die Publikationen tatsächlich unzählbar geworden sind.

Obwohl die neuesten Erkenntnisse dem Autor durchaus bekannt sind, kann er sich z. B. nicht mehr zu einer größeren Umgruppierung im Werk selber entschließen, wie man das vielleicht bezüglich der Abgrenzung des Begriffes der Apostolischen Väter erwarten hätte können, da er die Auffassungen von J. A. Fischer als die konsequentesten bezeichnet (S. 78). Manchmal wird auch in dieser Auflage etwas als „neuerdings" erforscht ausgegeben, das schon 1938 bekannt war (und auch in der vorhergehenden Auflage schon so bezeichnet wurde; z. B. S. 43, 318, 333 und 415). Eine Erklärung der schwierigen Stelle bei Irenäus, Adversus haereses 3, 1, 1 (Abfassungszeit der Evangelien) bringt er auch diesmal nicht. Doch diese Wünsche können in keiner Weise die verdiente Wertschätzung dieses Standardwerkes der Patrologie beeinträchtigen. Altaner darf daher auch in dieser neuesten Auflage den Studierenden der Theologie, den in der aktiven Seelsorge stehenden und um ihre theologische Fortbildung bemühten Priestern in jeder Hinsicht empfohlen werden.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Die Heiligen in der Versuchung der Macht. Von Franziskus Maria Stratmann O. P. (503.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 17.80.

P. Franziskus Stratmann schließt damit sein Werk „Die Heiligen und der Staat" ab und behandelt in diesem 5. Band Helden der Kirche in der Versuchung der Macht. Der Bogen ist von Alfred dem Großen über Thomas Becket, Gregor VII., „den heiligen Satan", die tapferen Frauen Katharina von Siena und Johanna von Orléans mit einem kühnen Sprung bis zu Pius X. heraufgeführt.

In einer gut lesbaren und ansprechenden Form läßt der Verfasser große Männer und Frauen der Kirchengeschichte vor uns hintreten, deren Wirken weit in die Welt und ihre Zeit hineinreichte; er schöpft dabei seine Kenntnisse, wie auch aus dem Anmerkungsapparat ersichtlich ist, vorzüglich aus der nicht immer ganz neuen Literatur und verzichtet auf selbständige Benützung der vielfach aus zweiter Hand zitierten Quellen.

Das Bemühen des Autors gilt vor allem der Absicht, dem heutigen Menschen die Verhältnisse von ehedem begreiflich zu machen. Diese Zielsetzung wird sicher vielen Lesern Freude bereiten und von ihnen dankbar begrüßt werden, ebenso wie das sympathische El-Greco-Bild, das auf dem Umschlag Ludwig den Heiligen wiedergibt.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Berthold, Abt von Garsten. † 1142. Von Josef Lenzenweger. (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs. Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv/5.) (XVI und 304.) Mit 5 Tafeln. Linz 1958. In Kommission bei Verlag Hermann Böhlaus Nachf. Graz—Köln. Leinen S 120.—.

Der wissenschaftliche Pfad führte den Verfasser, Sohn einer Beamtenfamilie aus Garsten, von einem Referat über die Stadtpfarre Steyr, eine Garstener Pfarre, im kirchenhistorischen Einführungsseminar in Linz (1935/36) über die theologische Dissertation („Die Entwicklung des Pfarrnetzes der Benediktiner-Abtei Garsten", Wien 1939) und die philosophische Dissertation („Kritische Ausgabe der Vita Bertholdi", Graz 1947) zu dem vorliegenden Buch. Zwei glückliche Umstände ließen den durch Kriegsdienstleistung gefährdeten Plan nicht scheitern: die vom Vater des Verfassers geweckte Heimatliebe, die in den Bertholdi-Feierlichkeiten immer aufs neue entfacht wurde, und die Tätigkeit als Postulator im diözesanen und als Vizepostulator im römischen Prozeß „super approbatione cultus ab immemorabili tempore" des Abtes Berthold. Da es sich bei diesem Buch um eine „causa historica" handelt, räumte die Ritenkongregation zu Rom unbeschadet CIC. can. 1387 ohne weiteres die Möglichkeit der vorliegenden Publikation ein. Die langen zwischen Garsten, Linz, Wien, Graz und Rom liegenden Jahre ließen denn auch eine Arbeit ausreifen, die nicht eilfertig zusammengetragen wurde, sondern im Ringen mit den Quellen und dem Stoff zu einem Werk emporgewachsen ist, das sich in der oberösterreichischen Landesgeschichte, in der österreichischen Geschichte, in der allgemeinen Kirchengeschichte und in der wissenschaftlichen Hagiographie in allen Ehren sehen lassen kann. Mit seinem Berthold hat sich der Verfasser, Professor der Kirchengeschichte und Patrologie an der Linzer

Philosophisch-theologischen Lehranstalt und Dozent an der Theologischen Fakultät Graz, in der wissenschaftlichen Welt einen geachteten Namen gesichert.

Die Liste der benützten Archive und Bibliotheken zeugt von der Gründlichkeit des Verfassers und vom Umfang seiner Arbeit. Es wurden herangezogen das Oberösterreichische Landesarchiv (Garstener Akten!), die Studienbibliothek Linz (Garstener Handschriften!), das Oberösterreichische Landesmuseum, das Ordinariatsarchiv Linz (Passauer Akten!), die Archive und Bibliotheken Kremsmünster, St. Florian, Melk, Göttweig, Altenburg, Klosterneuburg, Minoriten und Schotten in Wien, Seitenstetten, St. Peter/Salzburg, St. Lambrecht, St. Paul (Bestände von St. Blasien!), Einsiedeln in der Schweiz, die Archive von Steyr, der Stadt Wien und das Niederösterreichische Landesarchiv, die Bibliothek des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung an der Universität Wien, die Österreichische Nationalbibliothek in Wien, die Universitätsbibliotheken in Wien, Graz und Innsbruck, die Staatliche Bibliothek Passau, die Vatikanische Bibliothek und das Vatikanische Archiv, das Archiv der Ritenkongregation, die Bibliotheken der Päpstlichen Universität Gregoriana, des Päpstlichen Athenäums S. Anselmo, des Generalats der Redemptoristen, der Priesterkollegien am Campo Santo und bei S. Maria dell'Anima, des Österreichischen Kulturinstituts in Rom, das Generalatsarchiv der Gesellschaft Jesu in Rom, die Bibliotheken am Jesuitenkolleg zu Maastricht und an der Katholischen Universität zu Nimwegen, das Bayerische Hauptstaatsarchiv München und das Bayerische Staatsarchiv Landshut. Die Eigenart der Arbeit schloß die Möglichkeit aus, Regestensammlungen auszuschöpfen oder Aktennester auszuschreiben, es galt vielmehr, wie bei einem Mosaikbild, Stein um Stein der Figur und des Hintergrundes zusammenzusetzen.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: 800 Jahre — Berthold von Garsten (I. Abschnitt: Das Leben, II. Abschnitt: Der Kult) und Kritik der wichtigsten Quellen (Vita Bertholdi und sonstige Quellen). Der Anhang bringt die wichtigsten Grundlagen der Vita (u. a. die Text-Rezension, die Originalkurzfassung, das Handschriften-Stemma usw.), zwei Urkunden, eine Traditionsnotiz (vor 1136), Notizen aus Annalen von vier Klöstern und aus Nekrologien. Jeder der Abschnitte warf andere Schwierigkeiten auf und gebot, das Messer der Kritik mit aller Bedachtsamkeit zu führen. Gegenüber der legendären Abstammung von den Grafen von Württemberg bzw. Windberg-Bogen läßt sich nur ermitteln, daß Bertholds Familie der Schicht der Ministerialen angehörte, die beim Vordringen des Reiches gegen Osten seit der Zeit der Babenberger in „Ostarrichi" anzutreffen sind (S. 7). Über Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Der Hüne — die Messung der Gebeine bei der Exhumierung 1677 ergab eine Körpergröße von 1,92 m — begann seine geistliche Laufbahn im Reformkloster St. Blasien, das über Dijon und Fruttuaria den Geist Clunys übernommen hatte, wurde Großprior in Göttweig und begegnet uns seit 1111 als Abt von Garsten. Die Zeichnung seiner Abttätigkeit gehört wohl zum schwierigsten der Arbeit. Gilt es doch, die Schicht des Formelhaften und Typaren in der Vita vom Wirklichen zu trennen und die Art eines adeligen Abtes des hohen Mittelalters, der überdies im Sinne der Typenlehre Kretschmers als Zyklothymiker anzusprechen ist, ohne Verbiegung und Verfärbung durch Gegenwartsaspekte wiederzugeben. Diese Arbeit gemahnt an die Ablösung mehrfacher Schichten, mit denen romanische und gotische Fresken übermalt wurden, bis es zur Freilegung der ursprünglichen Bilder kommt, die sich dann meist nur als Fragmente erhalten haben. Wie schwierig ist es, „Wunder" der Zeitmeinung von den späteren üppig wuchernden Mirakeln auseinanderzuhalten oder die eindeutige Anlehnung an biblische Vorgänge auf den historischen Kern zurückzuführen. Bei dieser Arbeit war der Verfasser vor Schwierigkeiten der Auffassung wie der entsprechenden Verwertung gestellt. Der Berthold der Volksfrömmigkeit und der historische Berthold sind eben nicht identisch.

Der fesselnde Abschnitt über den Kult führt vom Jahrhundert nach dem Tode Bertholds (Grab, Anniversar, Messe, bischöfliche Kanonisation) über das Spätmittelalter, durch das Zeitalter der katholischen Erneuerung und des Barocks sowie die Ära des Josephinismus bis zur Gegenwart. Bei diesem Gang vom Hochmittelalter bis zur Jetztzeit dürfen besonders die Kapitel über die liturgische Feier, über das Aufscheinen Bertholds als Taufname und das Fortleben des vom Volke als Heiligen Verehrten in der Kunst besonderes Interesse beanspruchen. Die Arbeit freilich, die

in dem Abschnitt über die Quellenkritik steckt, wird nur der Fachmann voll würdigen können. Es ist im Interesse einer wissenschaftlich exakten Grundlegung der Berthold-Forschung überaus zu begrüßen, daß die Vita mit kritischem Apparat geboten und die Ergebnisse der Handschriftenvergleichung ausgebreitet werden. Wie immer, bleiben auch Wünsche übrig, etwa eine einläßlichere Schilderung des Zeithintergrundes in der Einleitung (knapp zwei Seiten!) oder eine abgerundete Darstellung der Gesamterscheinung Bertholds, dessen Wirken zutreffend als ein „letztes herrliches Wetterleuchten kluniazensischen Reformwillens" (S. 65) bezeichnet wird. Die von der Liebe des Verfassers zum Gegenstand durchwärmte Sprache hält die glückliche Mitte zwischen Sachlichkeit des Historikers und dem Recht der monastisch-sakralen Atmosphäre auf entsprechende Erfassung. Es gibt nur wenige Härten, die man anders wünschte.

Alles in allem darf das Berthold-Buch Prof. Lenzenwegers als eine hervorragende Leistung der österreichischen Geschichtswissenschaft bezeichnet werden, die eine verehrungswürdige Gestalt des hohen Mittelalters in das helle Licht der Geschichte gerückt hat. Leider hat Prälat Dr. Theodor Springer, Abtpräses der österreichischen Benediktinerkongregation, dem das Buch gewidmet ist, das Erscheinen des Werkes nicht mehr erlebt († 26. März 1958). Ist es auch ein streng wissenschaftliches Buch, so wird es doch — des bin ich sicher — nicht nur die freudige Zustimmung der Historiker und Geschichtsfreunde finden, sondern auch weitere Kreise ansprechen. Denn Bertholds Name ist im dauerhaftesten Kodex eingeschrieben, im Herzen des Volkes.

Graz — Univ.-Prof. DDr. Karl Eder

Fundamentaltheologie und Dogmatik

Über die Schriftinspiration. Von Karl Rahner. (88.) (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier. Heft 1.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Brosch. DM 5.80.

Bekanntlich ist die Inspiration der Bibel eines der dornigsten Probleme der Theologie überhaupt, weil wir nicht genau wissen, auf welche Weise der inspirierte Charakter der kanonischen Schriften den Menschen, die sie zuerst in Empfang nahmen, kundgeworden ist. Der Verfasser hat den Mut, dieses heiße Eisen anzugreifen. Ja, er weist auf Schwierigkeiten hin, die oft übersehen werden, z. B. auf den Umstand, daß die Synagoge des A.T. nicht unfehlbar war wie die Kirche des N.T. Er rollt die Frage der Schriftinspiration in ihrem ganzen Umfang auf, untersucht Sätze, die von der theologischen Tradition unbesehen weitergegeben werden und so Gefahr laufen, einer gewissen Erstarrung anheimzufallen, wodurch leicht Mißverständnisse entstehen können. Er stellt selber Fragen, die selten gestellt und noch seltener beantwortet werden, z. B. auf welche Weise den inspirierten Verfassern diese ihre Eigenschaft selbst bekannt wurde, ob jeder Brief, den ein Apostel schrieb, von selbst dadurch inspiriert war. Rahner sucht dann der Lösung dieser schwierigen Frage durch eine genaue Analyse des Satzes, daß Gott selbst der Verfasser der heiligen Bücher ist, nahezukommen, indem er die heiligen Schriften im Zusammenhang mit der Absicht Gottes sieht, die junge Kirche einzupflanzen und zu festigen. Da unser Verfasser, wenn er zu dogmatischen Fragen das Wort ergreift, immer Neues und Wesentliches zu sagen hat, kann es nicht ausbleiben, daß auch seine Ausführungen über die Schriftinspiration die Lehrtradition auf diesem Gebiet auflockern und befruchten und deren Entwicklung in jeder Weise fördern werden.

St. Pölten (NÖ.) — Dr. Karl Schmidt

Christus, Offenbarung des dreieinigen Gottes. Historischer und eschatologischer Charakter dieser Offenbarung. Von Joop Dijkman S.C.J. (Studia Friburgensia. Herausgeber: Die Dominikaner-Professoren an der Universität Freiburg, Schweiz. Neue Folge/18.) (XIV und 166.) Freiburg, Schweiz, 1957, Universitätsverlag. Brosch. sfr 15.55, DM 15.—.

Die Studie will zu einem tieferen Verständnis des Christus- und Kirchenmysteriums beitragen und es auf das alles tragende Geheimnis des dreieinigen Gottes zurückführen. Christus ist Enthüllung des bisher verborgenen, aber zugleich auch wieder neue Verhüllung des Gottesmysteriums, das sich in der Kirche fortsetzt. Das bedeutet eine geheimnisumhüllte Entwicklung des Gottesmysteriums; die Offenbarung wird

zur Heilsgeschichte, die im Auferstandenen ihren Gipfelpunkt erreicht. Die letzte Entschleierung des Trinitätsgeheimnisses erfolgt über immer neue Enthüllung und Verhüllung in Christus und der Kirche in der Endzeit und im Endreich. So drängt das Mysterium der Menschwerdung und im Gefolge der Kirche vom geschichtlich bestimmten Inhalt zur eschatologischen Volloffenbarung. Der Inhalt des göttlich-christlich-kirchlichen Mysteriums wird an Hand der Heiligen Schrift, der Lehre der Tradition und besonders des hl. Thomas in ansprechender Art entwickelt.

St. Pölten Dr. J. Pritz

Maria im Reiche Christi. Einführung in das Gedankengut der neueren Marienkunde. Von Paul Sträter S.J. (144.) Paderborn 1958, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 9.40.

Die Arbeit ist eine Ergänzung der vom selben Verfasser 1952 in 2. Auflage herausgegebenen dreibändigen „Katholischen Marienkunde". Sie will geistig interessierte Laien in alle Fragen der Mariologie einführen. Darum vermeidet sie theologisch-wissenschaftliche Terminologien. Die Sprache ist einfach, edel, gewählt und zum Weiterlesen animierend. Ein großer Vorzug! Bei Schilderung von Mariens Königswürde im letzten Kapitel erhebt sie sich stellenweise zu poetischer Schönheit. Der reiche Inhalt des Buches gruppiert sich um den Grundgedanken: „Maria ist Jesus zugeordnet in jeder Hinsicht; sie hat Seinsberechtigung nur auf ihn und mit ihm; sie wird von ihm ganz und restlos in Dienst genommen" (S. 105). Mariens Gottesmutterschaft, fließend aus dem Menschwerdungswillen des Logos, ist das leuchtende Ziel aller Schöpfung. Als die Mehrheit der Engel, von Gott darüber belehrt, in tiefer Ehrfurcht sich beugte, war der Höhepunkt der Schöpfungsgeschichte gegeben. Ein kühner Gedanke! Maria ist die Ersterlöste und Höchsterlöste. Ihr eigener Wille steht auf Erlösung und ist in den Erlösungswillen Christi hineingenommen. Sie ist also nicht bloß bei Austeilung der Gnaden aktiv tätig, sondern schon bei Schaffung des Erlösungsschatzes.

Die meisten dieser Marienwahrheiten sind noch im Stadium der Klärung. Die Tradition webt geheimnisvoll an ihrer Entwicklung. Wie dies vor sich geht, zeichnet der Verfasser sehr gut und anschaulich an mehreren Stellen. Der Leser wird mit Staunen inne, wie das Glaubensbewußtsein der Christenheit um Maria als unserer Mutter, als der Schmerzensmutter, als der Gnadenmutter, als der Miterlöserin und als der „geschaffenen Weisheit" zeitweilig auf- und niederschwankt, sich allmählich verdichtet, um schließlich in naher oder ferner Zukunft in voller Klarheit aufzuleuchten. Zur Frage der Miterlöserschaft bringt der Verfasser auf Seite 131—138 als Nachtrag III den Versuch einer rechtsstrukturlichen Analyse aus der Feder von P. Hürth S.J. Der Gedankengang ist klar und überzeugend. Weniger kann man dies sagen von der seltsamen Ausdeutung des Namens „Menschensohn". Zur Stützung seiner Meinung bringt er im Nachtrag II einen Aufsatz von Cl. M. Henze C.SS.R. aus „Divus Thomas" 1947. Diese Deutung wird nicht durchdringen. Für eine Neuauflage möchte ich dem verdienstvollen Verfasser raten, „Begnadung" und „Begnadigung" schärfer auseinanderzuhalten. Begnadigung sollte niemals im Sinne von Begnadung gebraucht werden.

Stift St. Florian Dr. Alois Nikolussi

Moraltheologie

Handbuch der christlichen Moral. Von Karl Hörmann. (373.) Innsbruck—Wien—München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 96.—, DM und sfr 16.—.

Es ist nicht die erste „Laienmoral", die hier auf den Büchermarkt gelangte, aber sie gehört zu den „erstklassigen". Alle wichtigen Fragen der sittlichen Lebensführung sind in christlicher oder besser in katholischer Schau dargestellt. Klare Disposition, leichtverständlicher Stil, der auch gefällig ist, und vielfach eine umfangreiche, auf das wirkliche Leben zugeschnittene Kasuistik sind besondere Vorzüge. Ein gut gearbeitetes Namen- und Sachregister erleichtert die Benützung. Auch der Priester wird aus dem Buche Anregung und Nutzen ziehen, besonders da den einzelnen Abschnitten reichhaltige Literaturangaben folgen.

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Spiesberger

Tugendlehre. Von Dr. Ferdinand Schönsteiner. (400.) Klosterneuburg 1952, Volksliturgisches Apostolat. Ganzleinen S 61.50, DM 11.50, sfr 12.—, Dollar 2.75.

Eine warme Empfehlung dieses Buches ist am Platze. Es wird ohnehin wenig über die Tugenden gepredigt, weil es weithin an guten Vorlagen fehlt. Da kommt diese Tugendlehre gerade recht. Sie stellt die Tugenden ohne Verzerrung und Übertreibung dar; die Diktion ist frisch und stellenweise auch humorvoll. Man glaubt es fast nicht, daß der Verfasser das Buch im hohen Alter von 77 Jahren, kurz vor seinem Ableben, geschrieben hat, so jugendlich mutet es an. Manche Partien eignen sich auch gut zum Vorlesen. Die Darlegungen sind mit treffenden Beispielen belegt.

Linz a. d. D. Dr. Ferdinand Spiesberger

Das Gewissen. Mit Beiträgen von E. Blum, E. Böhler, C. G. Jung, J. Rudin, H. Schär, R. I. Z. Werblowsky, H. Zbinden. (Studien aus dem C.-G.-Jung-Institut, Zürich, VII.) (208.) Zürich und Stuttgart 1958, Rascher-Verlag.

Der Wunsch, ein besonders brennendes und allgemein interessierendes Problem in den Mittelpunkt einer Diskussion zu stellen, hat, wie es in der Einleitung heißt, dieses Buch veranlaßt. Es ist erfreulich, daß sich das Kuratorium des C.-G.-Jung-Institutes entschlossen hat, diese bedeutsamen Vorträge als siebten Band der Studien herauszugeben und auf diese Weise weitere Kreise auf die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit der Gewissensbesinnung aufmerksam zu machen. Wie steht es um das Gewissen heute, um seine Kraft und seine Ohnmacht in der modernen Gesellschaft? (S. 9). Das ist die bewegende Frage jedes ernstdenkenden Menschen. Man muß verstehen, daß die Vielseitigkeit des Themas nicht zuließ, ihm in allen Lebens- und Gedankenbereichen nachzugehen, sondern zur Beschränkung auf einige seiner bedeutsameren Aspekte zwang, die in sieben Referaten durch ebenso viele Persönlichkeiten von wissenschaftlichem Rang von ihren verschiedenen Standorten aus dargeboten und beleuchtet wurden. Im ersten Kapitel des Buches, überschrieben mit „Das Gewissen in unserer Zeit", weist Prof. H. Zbinden offen und deutlich hin auf die heutige Gefährdung des Gewissens, das sich aber, wie er sagt, nie dauernd fesseln oder mißleiten lassen wird (S. 50). Ein weiterer ausgezeichneter Beitrag ist der von Prof. Eugen Böhler über „Das Gewissen im Wirtschaftsleben". Nun folgen drei aufschlußreiche Abschnitte über das Gewissen in jüdischer, protestantischer und katholischer Sicht von Werblowsky, Schär und Rudin. Ernst Blum referiert über „Freud und das Gewissen", und C. G. Jung spricht über „Das Gewissen in psychologischer Sicht". Wie diese kurze Inhaltsangabe schon zeigt, ist dieses Buch eine dankbare Orientierung über das, was von verschiedener Seite „über das Gewissen zu sagen ist", über das Wesen, die Bedeutung und die Aufgabe des Gewissens. Darauf aber — und das ist der Gleichklang in allen Beiträgen dieser Studie —, auf Wesen, Bedeutung und Aufgabe des Gewissens sich zu besinnen, ist die Aufgabe jeder Zeitepoche und jedes Menschen zu jeder Zeit.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Gesetz und Evangelium. Ihre analoge Einheit theologisch, philosophisch, staatsbürgerlich. Von Dr. phil., Dr. theol. Gottfried Söhngen. (X und 136.) Freiburg—München 1957, Verlag Karl Alber. Leinen DM 7.80.

Wenn der Verfasser den Eindruck hat, daß diesem „aufregenden und querliegenden" Thema geradezu ausgewichen wird (S. 8), so muß man ihm beipflichten, wenigstens soweit, als in letzter Zeit auf katholischer Seite keine Arbeit darüber erschienen ist, die über die herkömmliche, aus der Scholastik übernommene Darstellungsart hinausgereicht hätte. Das Heikle an der Sache selbst mag Ursache dafür sein, aber wohl noch mehr der Umstand, daß diese Frage zum Kampfthema der Reformatoren gegen die römische Kirche geworden und bis heute geblieben ist. So besteht auch für den katholischen Theologen stets die Gefahr, bei Bearbeitung dieses Problems in die ausgetretenen Wege der Polemik zu geraten. Sie vermieden zu haben, ist ein Hauptverdienst der vorliegenden, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erstellten Schrift.

Nach einem wohlabgewogenen Hinweis auf die „Bedeutung des Themas" stellt Söhngen zunächst „im Spiegel des Gleichnisses vom unbarmherzigen Knecht" klar, was unter Gesetz, was unter Evangelium zu verstehen ist, wenn das Verhältnis von Gesetz und Evangelium verhandelt wird. Die „Gegenüberstellung der beiden Begriffe Gesetz und Evangelium in ihren Grundbestimmtheiten" bringt das dritte Kapitel, an das sich folgerichtig der Abschnitt „Tempus Legis" anschließt. Mit „Die Gnade der Freiheit und die Freiheit der Gnade" ist das nächste Kapitel überschrieben, in

dem der Autor auch der Frage nach der Verträglichkeit von christlicher Freiheit und katholischem Kirchenrecht nicht ausweicht. Unter der Überschrift „Verheißung und Erfüllung" spricht der Verfasser von der Evacuatio und Impletio legis, und der letzte, siebente Abschnitt des Buches bringt die sehr beachtlichen Ausführungen über „Analogia Legis, Das Gesetz in Entsprechung zur Gnade und Natur", eingeleitet mit dem augustinischen „Lex data est, ut gratia quaereretur; gratia data est, ut lex impleretur" (S. 91) und gekrönt mit dem Schlußsatz, um den wir uns, wie Söhngen S. 118 sagt, in diesem Buche bemüht haben: „die Kirche Jesu Christi so zu verstehen, daß in ihr Evangelium und Gesetz an ihren Ort und in jenes rechte Verhältnis gebracht werden, das wir nun kurz kennzeichnen können: Die Kirche Jesu Christi ist die Kirche nicht nur des Evangeliums, sondern auch des Gesetzes". Die beigegebene Ansprache „Der Geist der Einsicht und Liebe" bildet den passenden Ausklang dieser wertvollen Studie, die wir auch den praktischen Seelsorgern empfehlen möchten, da auch in gebildeten Laienkreisen dieses Thema heutzutage diskutiert wird, wenn auch vielleicht nicht gerade in präzis theologischer Formulierung, so doch in Variationen bis zum Problem „Rechts- oder Liebeskirche". Formell muß besonders gewertet werden die durchaus klare Darstellung, die jeweils genaue Fixierung und, wenn nötig, Erklärung der Fachausdrücke, so daß es auch den Nichtspezialisten möglich ist, beschwerdelos den Gedankengängen des Autors zu folgen. Man wird hin und wieder sinnend innehalten, um schließlich eine freudige Genugtuung zu hegen, daß dieses Büchlein geschrieben wurde.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Die dritte Revolution. Psychiatrie und Religion. Von Karl Stern. Übertragung aus dem Englischen ins Deutsche: Dr. Herbert Wolf. Salzburg, Otto-Müller-Verlag. Leinen S 75.—.

Das Buch, vorzüglich übersetzt, ist, wie der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität und Chef der Neuro-Psychiatrischen Klinik in Montreal, in seinem 1956 geschriebenen Vorwort sagt, für Laien in seiner Wissenschaft geschrieben. Aber es ist eine hochinteressante, auf wissenschaftlicher Ebene geführte Auseinandersetzung des Autors, der sich ausdrücklich auf den Boden der christlichen Weltanschauung stellt (S. 15), mit jenen materialistischen und positivistischen Anthropologien und Psychologien, die nach Marx und Darwin nach dem Urteil Sterns eine dritte Revolution in der Geschichte der Menschheit bedeuten.

Zum charakteristischen Gedankengut des Buches gehört es, daß Professor Stern positive Werte in der Psychoanalyse erkennt. Er sieht in ihr eine Abkehr von Positivismus und Materialismus und die Wendung zu einem wertvollen Personalismus (S. 232). Gewisse Erkenntnisse der Psychoanalyse hält er für bewiesen gleich experimentell nachgewiesenen Sätzen der Naturwissenschaft (S. 92). Für die bedeutende Rolle, die die psychischen Erlebnisse in einer vorbegrifflichen Phase der Entwicklung des Menschen spielen, spricht ihm die Parallele mit der Bedeutung von Eingriffen physischer Art in embryonales Gewebe (S. 77) sowie die klinische Erfahrung, die das Buch in mehreren Beispielen illustriert (S. 18 ff.).

So entschließt sich Stern, zwischen dauernd wertvollen Errungenschaften der Psychoanalyse und ihrem philosophischen Überbau zu unterscheiden, der von Freud und seinen Nachfolgern aufgeführt wurde und dem Ungeist einer vergangenen Epoche angehört (S. 115). Wir möchten nicht zweifeln, daß Prof. Stern mit dieser Unterscheidung Anerkennung finden wird. So wie wir glauben, daß er eine Psychoanalyse zu verteidigen wünscht, die den Sätzen christlicher Sittlichkeit entspricht. Pius XII. hat es ausgesprochen: Es ist nicht erlaubt, zum Zweck einer Heilung auf psychoanalytischem Wege beliebige Erlebnisse und Affekte der Sexualsphäre in sich wachzurufen; die psychoanalytische Methode sei nicht der einzige Weg, sexuelle Störungen zu heilen; die Psychotherapie solle dem freien Entscheid der Seele mehr Aufmerksamkeit zuwenden; und auf wirkliche Schuld zurückgehende Schuldgefühle könnten nicht durch psychologische Beeinflussung, sondern nur durch die Rechtfertigung vor Gott Heilung finden (Orbis Cath. 6 (1952/53), S. 73, 355, 356). Wir glauben, daß Prof. Stern diese Forderungen christlicher Sittlichkeit bejahen wird, ja daß er ihnen, wenn er sie schon nicht ausdrücklich vorträgt, grundsätzlich vorgearbeitet hat.

Etwas reserviert möchten wir die Ausführungen aufnehmen über eine Ähnlichkeit

von Glauben und Wahnsinn, auch wenn Prof. Stern sie nur für den phänomenologischen Standpunkt geltend macht (S. 212 ff.). Auch das Phänomen des Glaubens ist verschieden vom Wahnsinn, weil der Glaube seine Rechtfertigung vor der Vernunft (mehr oder minder bewußt und entfaltet) besitzt in jenen vernünftigen Erkenntnissen über Tatsache und Glaubwürdigkeit der Offenbarung, die jenseits des Glaubensaktes liegen, aber diesen in unsere natürliche Persönlichkeit harmonisch einbauen. In diesem Sinne ist der Glaube „kindliche Abhängigkeit von Gott" (S. 219).

Mautern (Steiermark) P. Dr. Leopold Liebhart

Der Mensch unter Gottes Anruf und Ordnung. Festgabe für Theodor Müncker. Herausgegeben von Richard Hauser und Franz Scholz. (270.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Leinen DM 18.—.

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, mit welchem Buch dem praktischen Seelsorger mehr gedient ist bzw. welches ihm bei seiner vielseitigen Inanspruchnahme mehr zusagt, eine ausführliche und oft recht weitläufige Monographie über ein einziges Problem seines Interessenkreises oder eine Neuerscheinung, die verschiedene aktuelle Fragen nicht weniger gründlich, aber auf das Wesentliche sich klug beschränkend behandelt. Ein Buch der letzten Art — das bedingt schon der Anlaß seiner Herausgabe — ist das vorliegende Sammelwerk der Aufsätze von Kollegen, Schülern und Freunden des bekannten Freiburger Moralisten Theodor Müncker. Die Beiträge zu dieser Festschrift sind unter drei Hauptüberschriften zusammengefaßt: 1. „Aufruf in Gesetz und Gewissen." Dieser Titel umspannt die Aufsätze über Gewissensfreiheit in theologischer Sicht, über Situationsethik, Epikie und Sittlichkeit. Weiter wird noch gesprochen über den theologischen Grund der Sozialethik und über die sozialwissenschaftliche Grundlegung der Moraltheologie. Der 2. Teil „Zur psychologischen Grundlegung" bringt die zeitgemäßen Ausführungen über die Aspekte der Psychologie im Dienste einer bionomen Entfaltung der sittlichen Person, einen Beitrag „Zur Psychologie der Frömmigkeit und Gottesfurcht", ferner die Abhandlungen „Die Seele in der Begegnung mit Gott", „Die Deutung der Beziehungen zwischen Psychotherapie und Aszese" und das Kapitel „Zur Frage der Zusammenarbeit von Psychotherapeut und Seelsorger". Unter einem 3. Gesichtspunkt sind zusammengefaßt die Beiträge über „Glaube und Leben des Christen im Lichte des Sonntags", „Ethos der Freizeit", „Das Problem der Notlüge bei Hartmann und Jaspers im Lichte der Moraltheologie" und über „Die Organverpflanzung beim Menschen in moralischer Sicht". An diese Themen reiht sich dann ein Kapitel über das hierarchische und solidarische Grundgesetz in Ehe und Familie in naturrechtlicher Sicht. Das Thema „Rücksichtslosigkeit — Rücksichtnahme im Verkehr" (Zur Psychologie und Ethik des Straßenverkehrs) zeigt wiederum, wie zeitnahe die Mitarbeiter an dieser Festschrift sind. Nicht weniger gilt dies vom folgenden Beitrag „Das christologische Motiv in der politischen Ethik der christlichen Konfessionen". Auch das Schlußkapitel „Zur Methodik des modernen Religionsunterrichtes" kann die Aufmerksamkeit des Seelsorgers, aber auch, wie alle übrigen Abhandlungen, des für die zeitgemäßen theologischen Probleme interessierten Laien beanspruchen. Die ausführliche Berichterstattung über den Inhalt dieser wertvollen Festschrift enthebt mich der Pflicht jeder weiteren Empfehlung, bezeugt doch jede Kapitelüberschrift, wie zeitgemäß die besprochenen Fragen sind.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Verkündigung und Glaube. Festgabe für Franz X. Arnold. Herausgegeben von Theodor Filthaut und Josef Andreas Jungmann S.J. (369.) Mit einem Titelbild. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 24.50.

Wenn sich Kollegen, Schüler und Freunde des bekannten Gelehrten und Pastoralprofessors an der Universität Tübingen zu dieser Festgabe zusammenfanden, so überrascht es keinesfalls, wenn sich in den einzelnen Beiträgen die Eigenart der Tübinger Schule, die Verbindung von historisch-spekulativem Denken und Aufgeschlossenheit gegenüber den zeitgenössischen Problemen, offenbart. In zwanzig Einzeldarstellungen behandeln namhafte Autoren die Frage der Glaubensverkündigung in Predigt und Katechese von heute. Schon die ersten Kapitel des Buches über biblische und patristische Verkündigung der Eschatologie, über die Kasuistik des heiligen Paulus, über Glaubensverkündigung nach Thomas v. Aquin und Erasmus von Rotterdam sind eben-

so auf das Hauptthema ausgerichtet, wie es die Artikel über Seelsorge im Zeitalter der Technik, über Film oder die Ausführungen „Zur theologischen Grundlegung einer christlichen Laienfrömmigkeit" und „Missionarische Seelsorge in Frankreich" sind. Eine Zusammenstellung des Schrifttums des Gefeierten beschließt die schöne Festgabe, die mit ihrem reichen und mannigfachen Inhalt dankenswerte Orientierungen und Anregungen gibt den Seelsorgern, Predigern und Katecheten in der heutigen Zeit der „theologischen Neubesinnung". Wenn François Coudreau am Schlusse seines Beitrages über „Katechismus, Katechese, Katechumenat" schreibt: „Diese Ausführungen möchten nur Zeugnis ablegen von dem einzigen Wunsch, der so viele Anstrengungen beseelt: dem Dienst am Glauben und an der Kirche" (S. 249), so ist damit dem ganzen Buche bzw. dem Geiste, aus dem heraus es geschrieben wurde, die beste Anerkennung ausgesprochen.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Kirchenrecht

Die Klosterpfarrei. Der Pfarrdienst der Ordensgeistlichen nach geltendem Recht mit einem geschichtlichen Überblick. Von Dr. Alfons Fehringer SAC. (175.) Paderborn 1958, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 13.—.

Ein flüssig geschriebener geschichtlicher Überblick leitet die von der Kanonistischen Sektion in der Theologischen Fakultät der Universität München angenommene Dissertation ein. Fehringer behandelt mit größter Akribie auch die kompliziertesten Fragen, die sich aus der Verbindung von Kloster und Pfarrei in den verschiedensten Variationen und Spielarten (auch vermögensrechtlich) ergeben. Der Verfasser hat bei seiner Arbeit weitverstreute Bestimmungen des Kirchenrechtes gesammelt und in ein System gebracht. (Namen-, Sach- und Kanones-Index seien lobend hervorgehoben!) Das Schlußkapitel geht in seiner weiten Sicht über den Rahmen einer kirchenrechtlichen Arbeit hinaus; diese zwei Seiten allein lohnen die Lektüre des Buches, das für Ordinariate, Klosterobere und für alle Pfarrseelsorger aus dem Ordensklerus empfehlenswert ist.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

De Matrimonio. Commentarius. P. Bender Ludovicus O.P. (Pontificium Institutum internationale „Angelicum".) (123.) Torino 1958, L.I.C.E. — R. Berruti & C.

Der bekannte Kanonist des „Angelicum" in Rom behandelt in dem Zeile für Zeile wohldurchdachten Werk jene dogmatischen Grundsätze des Eherechtes, auf die die Hörer unserer theologischen Fakultäten wohl hingewiesen werden, die aber dann im Dogma wenig ausführlich behandelt werden. Wiederum (vgl. diese Zeitschrift, Jg. 1958, 2. Heft, S. 12, und 4. Heft, S. 334 f.) erweist sich der Verfasser als scharfer und klarer Denker, der Lehrsätze und Meinungen nicht nur weitergibt, sondern sie im kritischen Licht des Intellekts zuerst überprüft. Es ist staunenswert, wieviel Stoff in dem kleinen Buche knapp und doch eingehend behandelt wird (Sakramentalität der Ehe, Ehezwecke und Wesenseigenschaften der Ehe, Ehetrennung, Zuständigkeit von Staat und Kirche in Ehefragen). Zum Schlusse eine freudige Feststellung: in der Theologie sind wir noch nicht so weit, daß einer den anderen nicht mehr „versteht". Die saubere dogmatische Arbeit eines Juristen ist ein schöner Beweis dafür.

Linz a. d. D. Dr. Karl Böcklinger

De probatione obitus alterius coniugis in ordine ad novum matrimonium ineundum. Fr. Raymundus Lopez O.F.M. (254.) Napoli 1958, C.A.M.

Der Verfasser behandelt sein Thema hauptsächlich geschichtlich und legt die Entwicklung der Gesetzgebung und des praktischen Verfahrens zum Nachweis des Todes eines Ehegatten für die Wiederverehelichung des anderen Teiles in den verschiedenen Abschnitten der kirchlichen Rechtsgeschichte dar. Es ist einleuchtend, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten zunächst das römische Recht auf dieses Rechtsinstitut des Todesnachweises Einfluß gewann. Aber sehr bald befaßten sich auch kirchliche Synoden mit dieser Materie und erließen Anordnungen, die in die Kanonessammlungen aufgenommen wurden. Im Osten blieb die Lehre des hl. Basilius lange Zeit maßgebend. Im Westen wurde in der Folgezeit durch das Aufkommen der Bußbücher das Problem mehr von der juridischen auf die moralische Ebene verschoben. Es riß eine ziemlich laxe Praxis bei der Eingehung neuer Ehen ein. Daher sah sich die

Kirche als Hüterin der Unauflöslichkeit des Ehesakramentes veranlaßt, diese Praxis zu verurteilen und den Abschluß einer neuen Ehe nur dann zu erlauben, wenn der Tod sicher bewiesen wurde. Die Kreuzzüge brachten neue Probleme. Die Dekretisten und Dekretalisten suchten nach Lösungen. Die Dekretisten wandten ihr Augenmerk den Dokumenten der vorausgehenden Periode zu, nämlich den Entscheidungen der Päpste Innozenz und Leo I. Da diese aber mehr über die Wirkungen einer ohne Todesnachricht geschlossenen Ehe handeln, kamen die Dekretalisten in der Behandlung unserer Materie wenig voran. Die Dekretisten hingegen handelten ausführlich und genau über die Art des Todesnachweises und widmeten ein besonderes Augenmerk den Dekretalen — hauptsächlich denen der Päpste Lucius III. und Klemens III. —, die den Abschluß einer neuen Ehe verboten, bis eine sichere Nachricht über den Tod des ersten Gatten vorliege. Das Konzil von Trient brachte viele Änderungen im Eherecht. Die Kanonisten waren bemüht, die alten Normen den Reformen anzupassen. Die verschiedenen Instruktionen, die in der Folgezeit nach der Gründung der Kongregationen zu dieser Angelegenheit erflossen, werden vom Verfasser einer genauen Untersuchung unterzogen. Er kommt schließlich zu den heute, nach dem Erscheinen des CIC., der übrigens dazu nur ganz allgemeine Richtlinien gibt, geltenden Normen, die als praktischer Teil den Abschluß der Arbeit bilden.

Manche der nicht wenigen Druckfehler — nicht nur in der Zitation der für den Autor fremdsprachigen, z. B. der deutschen Quellen, sondern auch im lateinischen Text — hätten wohl vermieden werden können. Trotzdem stellt die Untersuchung, die als Dissertation am „Antonianum", der Theologischen Hochschule der Franziskaner in Rom, eingereicht wurde, eine sehr gewissenhafte und eingehende Arbeit dar, für die wir dem Verfasser sehr dankbar sind, zumal sie eine gediegene Zusammenfassung verschiedener Abhandlungen und Artikel über dieses Thema in heutzutage schwer zugänglichen Publikationen bildet. Durch die zwei Weltkriege mit ihren vielen Gefallenen und Gefangenen, deren Schicksal bis heute nicht geklärt ist, durch die von den Kriegshandlungen ausgelöste Völkerwanderung in Europa und in der ganzen Welt, durch die friedliche Auswanderung von Tausenden zur Arbeitssuche in andere Länder ergeben sich immer wieder bei der Ordnung der Ehen ähnliche Probleme. So bekommt und besitzt die vorliegende Arbeit auch Aktualität und einen nicht geringen praktischen Wert.

Linz a. d. D. Dr. Peter Gradauer

Pastoraltheologie

Freiwillig vor Gericht. Wegweisung zu lebendigem Beichten. Von Gabriel Hopfenbeck. (248.) Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Engl. brosch. DM 6.80, Leinen DM 7.80.

Das Bußsakrament gilt mit Recht als das schwierigste aller Sakramente. Es stellt nicht nur den Spender manchmal vor schwere Entscheidungen, sondern verlangt auch vom Empfänger oft große Opfer. Von allen Sakramenten erweist sich das der Buße auch für eine Neubelebung am schwersten zugänglich. Indes sind heute Bestrebungen im Gange, die uns hoffen lassen, daß wir auch das Ostergeschenk des Auferstandenen wieder besser würdigen und in den Gesamtorganismus der Sakramente einordnen können. Der Verfasser ist als „Beichtspezialist" bekannt. Von ihm stammen weitverbreitete Beichtbüchlein (Jugend-, Männer-, Frauenbeichte) und zahlreiche einschlägige Aufsätze in theologischen Zeitschriften und Bistumsblättern. Nach jahrelanger Beschäftigung mit dem Thema legt er nun dieses Werk vor. Wer das bisherige Schrifttum des Verfassers kennt, wird schon Bekanntes finden. Aber auch er wird für diese Zusammenfassung dankbar sein.

Dieses Buch „handelt weniger über die Beichte als vielmehr über das Beichten und richtet sich in gleicher Weise an jene Katholiken, die öfter beichten, wie an jene, die nur selten beichten oder schon lange nicht mehr gebeichtet haben" (Vorwort). Es möchte den Weg zu einem lebendigen Beichten weisen. Es werden aber auch allgemeine Fragen um die Beichte behandelt und die landläufigen Einwände widerlegt — alles in einer klaren und leicht verständlichen Form. Hier spricht die Praxis. Die meisten der besprochenen Fragen wurden wirklich gestellt, z. B. bei Exerzitien oder religiösen Wochen. Es sind daher zumeist auch keine Lesungen oder Aufsätze, sondern

Gespräche. Das Buch ist auch eine wertvolle Handreichung für Katecheten, Prediger und Jugendseelsorger und kann viel Segen stiften.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Beichte und Psychoanalyse. Von Andreas Snoeck S.J. Die Übertragung ins Deutsche besorgte J. M. Hollenbach S.J. Mit einem Anhang von J.M. Hollenbach S.J. „Schuld und Neurose". (168.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Der Verfasser, Professor der Moraltheologie in Löwen, handelt in den ersten zwei Kapiteln von der Beichte und dem psychoanalytischen Gespräch und hebt sodann klar den prinzipiellen Unterschied zwischen Beichte und Psychoanalyse, der trotz aller Ähnlichkeit besteht, hervor. Beide bewegen sich auf einer ganz verschiedenen Ebene. Die Beichte vermittelt in erster Linie Lossprechung von Sünden, bei der Psychoanalyse geht es um Heilung seelischer Krankheiten. Auch die Beichte hat seelenheilende Wirkungen und ist so eine bedeutsame Quelle seelischer Gesundheit. Im Anschluß an seine wissenschaftliche Gegenüberstellung charakterisiert der Verfasser die „Ärztliche Seelsorge" und zeichnet den katholischen Psychotherapeuten. Den Abschluß bildet ein Kapitel: „Priesterliche Seelsorge".

Da der Verfasser auch die Frage anschneidet, wieweit neurotische Erkrankungen in sittlicher Schuld begründet sein können, fügt der Übersetzer einen Anhang über das Problem „Schuld und Neurose" bei, um die seelischen Störungen in ihrer Beziehung zur sittlichen Verantwortung, zum Gewissen und Schuldbewußtsein hervortreten zu lassen. Es handelt sich im wesentlichen um eine Auseinandersetzung mit dem Buche Häfners „Schulderleben und Gewissen". Das in dem Buche behandelte Thema ist schwierig, aber für die heutige Seelsorge bedeutungsvoll und geht sowohl den Priester wie den katholischen Psychotherapeuten an.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Geheimnis und Wirklichkeit der Ehe. Das Eheseminar. Von Hans Wirtz. (298.) Heidelberg 1958, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 14.80.

Hans Wirtz (Freiburg i. Br.) hat landauf, landab schon unzählige Ehevorbereitungskurse und Eheberatungen gehalten und verfügt daher über Erfahrungen auf diesem Gebiete wie wenige andere. Sein Ehebuch „Vom Eros zur Ehe" ist bereits in mehr als 130.000 Exemplaren verbreitet und wurde in ein Dutzend Sprachen übersetzt. Viele Seelsorger empfehlen es den Brautleuten. Das neue Buch bildet dazu ein Gegenstück und behandelt im wesentlichen denselben Stoff unter einem anderen Gesichtspunkt. Viele Ehen kommen heute in Schwierigkeiten oder zerbrechen, weil die jungen Menschen auf die wichtigste Aufgabe ihres Lebens weder charakterlich noch praktisch vorbereitet waren. „Dieses unentschuldbare Versäumnis der Gesellschaft von heute und vor allem der Familie von heute soll in den Weisungen dieses Buches in etwa wettgemacht werden. Deshalb steht darin so viel über die geschlechtliche Erziehung. Sie ist — richtig gesehen und getan — Erziehung zur Ehe" (Vorwort, S. 7). In dem neuen Buche schließt sich der Kreis der Geheimnisse um Liebe und Ehe: angefangen von der „Freundschaft" und Verlobung über die Ehe selbst und die Überwindung ihrer Schwierigkeiten bis zur Kindererziehung. Es kommt so ziemlich alles zur Sprache. Auch viele unmittelbar praktische und ganz konkrete Fragen finden eine klare und offene Antwort. Beispiele aus dem Leben beleben die kurzen Kapitel.

Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß der Verfasser auf dem Boden der katholischen Glaubens- und Sittenlehre steht. Die Überprüfung einiger vorwiegend theologischer Aussagen wäre zu empfehlen. Für die Erlaubtheit der Zeitwahl in der Ehe werden S. 130 „vernünftige Gründe" verlangt. Es müssen aber schwerwiegende Gründe medizinischer oder sozialer Natur vorliegen. Auch Papst Pius XII. sprach in seiner bekannten Rede vor den katholischen Hebammen Italiens (29. Oktober 1951) von „schwerwiegenden Motiven". Nebenbei sei bemerkt, daß die Beurteilung der Sicherheit der Methode Knaus-Ogino (98 Prozent) vielleicht doch zu optimistisch ist. Die Onanie wird in der Moral zu den Sünden contra naturam gerechnet (zu S. 272). Das über ihre sittliche Bewertung S. 279 Gesagte ist zu knapp. Zum Begriff der Sünde gehört nicht, daß sie eine bewußte und gewollte Rebellion gegen Gott und sein Gesetz ist (zu S. 282). Ein Sachverzeichnis wäre zu wünschen.

Diese paar Hinweise wollen weniger eine Kritik sein als vielmehr dazu beitragen, das wertvolle Buch noch weiter zu verbessern. Es hat eine große Aufgabe zu erfüllen und wird den Eheleuten und solchen, die es werden wollen, in vielen Fragen Rat und Hilfe bieten. Wirtz versteht es, nicht nur an schmerzende Wunden zu rühren, sondern sie auch zu heilen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Sendung der Frau. Aus der Praxis eines Frauenseelsorgers. Von Josef Russmann. (318.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 82.—.

In sechs großen Kapiteln behandelt P. Dr. Josef Russmann OSFS., der leider viel zu früh verstorbene Wiener Diözesanfrauenseelsorger, in 64 ausgearbeiteten Predigten und Vorträgen die Sendung der Frau in unserer Zeit. Die Praxis bestimmt sowohl die Auswahl der Themen wie auch die Behandlung des Stoffes. Bei aller Gründlichkeit — das reiche Literaturverzeichnis ist ein äußerer Beweis dafür — ist Anschaulichkeit und Hörbarkeit der große Vorzug.

Man mag über ad verbum ausgearbeitete Vorlagen denken wie man will, dies hängt von der Mentalität des Benützers ab; sicher ist, daß hier der ganze Stoff der Frauenfrage erfaßt und gut aufgegliedert ist, so daß das Buch jedem Frauenseelsorger viel Arbeit erspart und viel Anregung bietet. Vielleicht kann man aus dem Buche auch lernen, wie man vor Frauen sprechen muß, damit die Dinge „ankommen". Aus dem Munde des Verfassers sind diese Predigten und Vorträge jedenfalls „angekommen".

Linz a. d. D. Joh. Gebetsberger

Die Sendung der Kirche im zwanzigsten Jahrhundert. Von Louis Lochet. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Hassenkamp. (XVII und 337.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 14.80.

Der Verfasser hat als Seelsorger einer großen Vorstadtpfarre von Reims die Entchristlichung der Arbeiterschaft Frankreichs kennengelernt und auch schmerzlich empfunden. Er weiß, daß die gleichen Probleme der Wiedergewinnung besonders dieser Volksschichten auch anderswo schwere Sorgen bereiten und die Mitarbeit aller christlichen Kreise erheischen. Für alle, welche mithelfen wollen am Missionswerk der katholischen Kirche in unserer Zeit, ist dieses Buch geschrieben, das Einsicht gibt in alle Fragen und Erfordernisse des modernen Apostolates. Lochet ist kein Idealist. „Versuchungen" überschreibt er gleich das erste Kapitel und wir lesen da: „Man muß um den Preis seines ganzen Lebens sich in die Welt hineinbegeben, die um Gerechtigkeit und Frieden kämpft." Dabei aber lauert schon die Versuchung: „so vollkommen in diese Welt einzugehen, daß man von ihr absorbiert wird" (S. 18). Da heißt es ganz ernst machen, denn missionarische Tätigkeit in der Welt der Technik und des Materialismus wird immer wieder in amateurhafter Betriebsamkeit steckenbleiben, wenn sie nicht im „Mysterium der Kirche" fundiert ist und von dort ihre Kraft schöpft. „Es muß so sein, daß der apostolisch tätige Christ für seine Umgebung ein Mysterium Gottes ist und sozusagen das Sichtbarwerden seiner barmherzigen Güte" (S. 42). „Das Apostolat im Leben der Kirche", „Läuterung im Apostolat" sind ebenso wichtige und ansprechende Kapitel zur Erreichung dieses Zieles, wie die Abschnitte des Buches über „Die Gegenwart Christi in seiner Kirche", „Tugenden der Kirche" und „Die Kirche im österlichen Geheimnis". Der Verfasser steht durchaus auf dem Standpunkt, daß der Kämpfer für die Sache Christi kein Apostolat mehr ausübte, wenn er seine Tätigkeit darauf beschränken wollte, eine bessere soziale Ordnung zu sichern. „Das alles darf nur hinzielen auf die Errichtung der Kirche durch den Glauben an Christus und das sakramentale Leben" (S. 79). In diesem tiefsten Sinne will Lochet alle Aktivisten für die Mission, speziell für die Wiedergewinnung der Arbeiter für das Christentum, in Exerzitien nehmen. Wer aber möchte verneinen, daß solche Exerzitien nötiger sind als eine beiläufige Einführung in die sogenannte „Arbeiterfrage" oder der gelegentliche Unterricht über einige Sparten der Sozialwissenschaft? „Nicht auf der Ebene der Erfahrung und der Geschichte kann man hoffen, eine Lösung zu finden, sondern im Lichte des Glaubens, das uns erkennen läßt, was die Kirche ist" (S. 32). Diese Erkenntnis als Grundlage des sozialen Denkens und Handelns will Lochet

vermitteln, und dafür muß ihm gedankt werden. Mögen viele zu diesem trefflichen Buche greifen, das sich auch dank der guten Übersetzung flüssig lesen läßt.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Aszetik

Thomas von Aquin, Ich glaube an Gott. Eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses und der Schriften über das Vaterunser und den Englischen Gruß. Herausgegeben von Willi Reich. (135.) Olten und Freiburg im Breisgau 1958, Walter-Verlag. Kart. sfr 5.90.

Das Büchlein enthält drei weniger bekannte kleinere Schriften des hl. Thomas: seine Betrachtungen über das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und das Ave-Maria. (Der Untertitel ist etwas irreführend). Eine Kritik des Werkes des Aquinaten selbst müßte als Vermessenheit erscheinen. Es sei nur auf die besondere Klarheit und leichte Verständlichkeit der hier vorliegenden Arbeiten des großen Kirchenlehrers hingewiesen. Vom Übersetzer und Herausgeber werden uns gedankenreiche und überraschend aktuelle Vorlagen für Betrachtung und Predigt geboten, dazu in angenehmer Sprache und gefälliger äußerer Aufmachung.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Der allgewaltig Liebende. Vom Mysterium der Liebe Christi. Von Eugène Boylan. Aus dem Englischen übertragen von Josef Hosse. (242.) Paderborn 1958, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 18.50, S 125.80.

Je länger man in diesem Betrachtungsbuch liest, um so überzeugter wird man, daß „dieses Buch ein Versuch" — fügen wir gleich bei —, ein wohlgelungener Versuch ist, „die Liebesgeschichte Gottes und des Menschen zu umreißen, die ihre Vollendung in der Einheit des ganzen Christus erreicht" (S. 10). Klar und konsequent verfolgt der Verfasser sein Ziel, „aufzuzeigen, welchen Plan unser Herr für unser Glück hat, und anzudeuten, wie wir an seiner Vollendung mitarbeiten sollen" (S. 19). Es ist von entscheidender Bedeutung, so heißt es wiederum in diesem neuartigen Erbauungsbuch, „daß wir nicht nur von der Vollständigkeit des Werkes Gottes für unser Heil überzeugt sein sollten, sondern auch von seiner Bereitschaft, uns seine überreichen Früchte jedesmal zu schenken, wenn wir ihm in angemessener Gesinnung nahen" (S. 77). Mit diesen Zitaten ist bereits der Tenor, der dieses Werk Boylans beherrscht, angegeben. Nicht auf unsere Werke bauen und dabei verzagt werden sollen wir, sondern uns emporheben lassen von der Macht des allgewaltig Liebenden zur Freude und Vereinigung mit Christus. Neben den Erwägungen über den Heilsplan und die Erlösung finden sich die Betrachtungen über Christussuche, Christus in seinen Sakramenten, über die Vereinigung mit Christus in unserem Mitmenschen und im Gebete. Unter den vierzehn Kapiteln des Buches seien noch besonders hervorgehoben die über „Ehe und Heiligkeit", „Maria, die Mutter des ganzen Christus" und das Schlußkapitel „Ein Christus, der sich selbst liebt". Es überrascht nicht, daß dieses Buch sogleich bei seinem ersten Erscheinen von der Kritik äußerst gut gewertet und in die Reihe der klassischen Werke über das geistliche Leben eingereiht wurde. Es wird auch Predigern viele Anregungen geben. Die deutsche Übersetzung muß als sehr gut gelungen bezeichnet werden.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Weitergehen. Winke für das innere Leben. 2. Folge. Von Igo Mayr S.J. (147.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 24.—.

„Weitergehen" führt über Fluren und Felder, wie das Titelbild zeigt. Der Verfasser bietet aus reicher Erfahrung in der Seelenführung eine frohmachende und gesunde Aszese. Schalen verkrusteter Begriffe werden aufgebrochen (z. B. „Tugendhaft?"), veräußerlichte Übungen zum Leben erweckt (Gewissenserforschung), komplizierte Forderungen erscheinen in schlichter Einfachheit (z. B. Jesusbetrachtung), Verzerrungen werden eingerenkt (z. B. „Lachen eine Sünde"). Die Briefform verstärkt den seelsorglichen Klang, die schalkhafte, lebensnahe Art lockt zum Versuch. Alte, erprobte Weisungen der Aszetik erscheinen in diesem Gewande neu. Die Adressaten sind meist Frauen — und diese Wahl der Überschriften ist die bessere. Der Seelsorger kann aus der Lektüre viel für Seelenführung und Vorträge gewinnen; sein Hinweis auf dieses Buch wird immer Dank erwecken.

St. Pölten A. Stöger

Pädagogik und Katechetik

Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik. Von Leopold Prohaska. (XII und 248.) Wien 1958, Verlag Herder. Leinwand S 92.—.

Es bedeutet schon viel für das vorliegende Werk, wenn ein Kenner der sexualpädagogischen Problematik und Literatur wie Univ.-Prof. Dr. Friedrich Schneider in der Einführung schreibt: „Ich kenne kein Buch, das bei einem verhältnismäßig so beschränkten Umfang von 231 Seiten die Sexualität so systematisch innerhalb der menschlichen Existenz nach ihrer biologischen, psychologischen und metaphysischen Art behandelt und auf diesem Fundament die geschlechtliche Erziehung in christlicher Sicht darstellt."

Im ersten Teil horcht der Autor ganz auf die Natur hin und stellt die biologischen, psychischen und metaphysischen Elemente der Sexualität innerhalb der menschlichen Existenz heraus. Eine Spekulation nach Ebner über das Wort weist den Weg zum menschlichen und göttlichen Du. Bereitschaft für die Transzendenz macht den Menschen auch offen für das Gotteswort. Deduktiv wird dann im zweiten Teil von der Offenbarung her das Gedankengut für die christliche Existenz innerhalb der Sexualität gewonnen. Der dritte, sexualpädagogische Teil bildet die Synthese. Hier wird Entwicklungsnot und Erziehungshilfe in den Entwicklungsbereichen der Kindheit, der Reifung und der Reife aufgezeigt.

Manche durch frühere Publikationen des Autors (Die Kunde vom Leben in Christus, Existenzialismus und Pädagogik, Vor dem Christusgeheimnis der Ehe) bereits bekannte Gedanken werden in dieser Arbeit weitergeführt und zu einem System ausgebaut. Ein großer Reichtum von Gedanken wird aus den Quellen der Erfahrung, differentialdiagnostischer Untersuchungen, theologischer Erkenntnisse und Anregungen aus der Fachliteratur zu einem völligen „Organismus" verwoben. Dabei führen geistreiche Spekulationen im ersten und zweiten Teil oft in abstrakte und schwierige Gedankengänge und verblüffende Ideenverbindungen, nicht selten auf Höhen, wo man nicht mehr ganz weiß, ob man den Boden noch unter den Füßen hat. Sehr konkret, eindringlich und lebensnah wird im dritten Teil Not und Hilfe in den Entwicklungsphasen der Kindheit, Reifung und Reife gezeigt, vor allem in den Fragen der Aufklärung und der Erziehung in der Reife. Heikle Probleme werden nicht umgangen, sondern in großer Offenheit und in vornehmer Sprache, nicht selten ein wenig idealisiert, erörtert.

Wenn man auch nicht jeden Gedanken teilen wird, wie etwa den vom androgynen Ursprung des Menschen (81), oder wenn man die Behandlung der Kindheit im sexualpädagogischen Teil klarer wünschte, so tut dies der wahrhaft großen Leistung des Autors keinen Eintrag. Die große Bedeutung des Buches liegt meines Erachtens in der grandiosen Integration des Anthropologischen und Theologischen auf dem Gebiete der Sexualität. Die christliche Sexualliteratur erfährt damit einen wahrhaft befreienden Fortschritt.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Verstehe ich meinen Jungen und erziehe ich ihn richtig? Von Father Flanagan. (Herder-Bücherei.) (138.) Freiburg, Verlag Herder. Kart. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90

Der berühmte Jugenderzieher und Begründer von Boys Town legt in diesem Buch seine Erfahrungen mit der Jugend nieder. Das Buch ist besonders Eltern sehr zu empfehlen. F. zeigt die Notwendigkeit der Erziehung zur individuellen Persönlichkeit auf, die an das Selbstwertgefühl anknüpfen muß. Der Wille muß durch ständige Übung und Ausrichtung auf Wertmotive erzogen werden zur Gewohnheit im Guten. Besonders das Kapitel vom Strafen enthält wertvolle Ratschläge im Sinne einer psychischen Hygiene, desgleichen der Abschnitt über das Spiel. Alle Erziehung muß aber den Charakter vom Religiösen her formen. Auch dafür gibt F. uns wertvolle Hinweise im letzten Teil seines Erziehungsbuches. Aus jeder Zeile leuchtet das liebende Verständnis des Verfassers: Kein Junge ist „ein Versager" (S. 21), es muß in ihm nur die Liebe zum Guten entsprechend geweckt werden (S. 137). Eine sorgfältige Gliederung und ein Inhaltsverzeichnis erleichtern das Arbeiten mit diesem Buch und machen es zu

einem unentbehrlichen Erziehungsbehelf für den, der die Jugend wirklich verstehen will.

Zams (Tirol) Dr. Leo Maier

Entwicklung der katholischen Schule in Österreich. Von Johann Schmidt S.P. (215.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 48.—.

In dieser handlichen Schrift stellt der Verfasser übersichtlich, leicht lesbar und für geschichtlich eingestellte Leser interessant und aufschlußreich die Schicksale des katholischen Schulwesens in Österreich dar, soweit es die Elementar- und Mittelschulen betrifft. Er beginnt mit dem 8. Jahrhundert (Klosterschule zu St. Peter in Salzburg) und schließt mit einer Übersicht über den Stand der katholischen Schulen im Jahre 1956. (Interessanterweise sind diese katholischen Schulen auch heute wieder vor allem Klosterschulen.) Zwischen diesen beiden Brückenpfeilern spannt sich ein Bogen von über 1000 Jahren kirchlicher Schulgeschichte. Hier offenbaren sich die Schicksale der katholischen Kirche im Laufe ihrer so viele Jahrhunderte umgreifenden Geschichte als geradezu typisch; dies besonders, soweit sie sich auf das Verhältnis von Staat und Kirche beziehen. Diesmal allerdings nicht überraschend, wenn man bedenkt, daß es sich gerade im Schulwesen um einen Sachbereich handelt, der für Staat und Kirche gleicherweise von größter Bedeutung ist.

Das Werk bringt zu der oft geradezu dramatischen Dialektik des Schulkampfes, der keineswegs als ausgekämpft gelten kann, interessante Details, bisweilen sehr aussagekräftige Zitate maßgebender Instanzen, die in ihrer Wirkung noch durch Quellentexte im Anhang unterstützt werden. Seine Ausführungen schließt der Verfasser mit einer Übersicht über den derzeitigen Stand des katholischen Schulwesens auf dem Gebiete der niederen und mittleren Schultypen.

Wenn ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so wäre es der, der Verfasser möchte bei einer Neuauflage seiner instruktiven Arbeit noch mehr Gewicht legen auf die genaue Unterscheidung zwischen katholischer Schule im rechtlichen Sinne, d. h. den von der katholischen Kirche als Schulerhalter getragenen Unterrichtsanstalten, und der katholischen Schule im pädagogischen Sinne, d. h. der tatsächlich nach kirchlichen Grundsätzen erfolgenden Unterrichtserteilung und Erziehung, unabhängig davon, ob sich Unterricht und Erziehung in von der Kirche erhaltenen oder in staatlichen Schulen vollzieht. Die Schrift gehört in die Hände aller schulwissenschaftlich, staats- und kirchenpolitisch interessierten Leser.

Linz a. d. D. DDr. Wilhelm Sacher

Jugendkatechesen für die Berufsschulen. Von Johann N. Pemsel. Erster Band: Der Mensch. (356.) Kart. DM 12.—, Leinen DM 14.50. — Zweiter Band: Der Herr. (440.) Kart. DM 13.50, Leinen DM 16.—. Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet.

Der Verfasser hat sich schon längst einen angesehenen Namen durch sein Werkbuch für die Berufsschuljugend „Unser Heil", das bereits in sechster Auflage erschienen ist, und durch das Werk „Der Katechet zeichnet mit der Jugend", 2. Auflage, geschaffen.

Die nun erschienenen zwei Bände seiner Jugendkatechesen — der dritte Band „Die Welt" soll in Kürze folgen — sind das beste Handbuch für den Berufsschulkatecheten, das ich kenne. In den allgemeinen Ausführungen zur Berufsschulkatechese (Bd. I, S. 7—33) ist kein Satz, den man nicht rückhaltlos und dankbar unterstreichen möchte. Der Verfasser ist ein von tiefem Verantwortungsgefühl getragener, erfahrener Katechet, der um die mannigfachen Schwierigkeiten, aber auch den vielfachen Segen dieser so entscheidenden Katechese weiß. Besonders dankbar — die vorliegenden zwei Bände zeigen, wie ernst es ihm damit ist — muß man dafür sein, daß er die Pflicht betont, wirklich Religionsunterricht durch Darbietung der ewig gültigen und notwendigen Heilswahrheiten zu bringen. Liegt doch die Versuchung, speziell unter den österreichischen Schulverhältnissen, nahe, daß man auf die zunächst leichte und befriedigende Linie ausweicht, nur „interessante" Kapitelchen aus lebenskundlichen Fragen herauszugreifen. Der systematische Aufbau, die Darbietung der einzelnen Kapitel ist klar und vollständig, macht durch kurze, einprägsame Beispiele den Lehrinhalt anschaulich und lebensnah. Das Werk ist nicht bloß ein ausgezeichnetes Handbuch für den Berufsschulkatecheten — ich wiederhole: „das beste, das ich kenne" —, sondern auch ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Jugendarbeit und Predigt.

Linz a. d. D. Dr. Josef Wilhelm Binder

Biographisches

P. Leo Dehon. Sein soziales Wirken, sein Sühnen. Von Johannes Haas. (VIII und 218.) Mit einem Titelbild. Freiburg, Verlag Herder. Leinen DM 7.50.

P. Dehon hat, wenn er sich bemüht, es recht gut zu machen, merkwürdiges Pech: Seine Dissertation zum Dr. Juris muß er zweimal einreichen, bis sie approbiert wird, und die von ihm gegründete Gesellschaft der Oblaten vom heiligsten Herzen Jesu — der ursprüngliche Titel war „Victima (Schlachtopfer)priester" — wurde vom S. Officium nicht anerkannt, weil den Satzungen, Gebeten und der geistlichen Anleitung Aufzeichnungen einer Nonne und eines Priesters zugrunde lagen, die P. Dehon als Offenbarung angenommen hatte, deren übernatürlichen Charakter das S. Officium jedoch bestritt. Erst nachdem P. Dehon zugegeben hatte, daß es sich nur um Gebetserleuchtungen handele, den Namen in „Genossenschaft der Herz-Jesu-Priester" geändert und sich der direkten Aufsicht des S. Officium unterstellt hatte, konnte diese Ordensgründung den üblichen Weg der Anerkennung durchlaufen.

Triebfeder allen Handelns ist bei P. Dehon der Wille, dem Herzen Jesu Sühne zu leisten durch Hingabe (abandon) des Priesters inmitten getaufter Ungläubiger. Dazu dient und daraus entspringt das soziale Wirken im Geiste Leos XIII. Ideen bereiten Taten vor. Wie das im Frankreich des dritten Napoleon, der zweiten Republik und des Kirchenkampfes unter Combes vor sich ging, wie die Früchte der Bemühungen P. Dehons und der von ihm ins Leben gerufenen sozialen Zirkel durch die politische Zerrissenheit der französischen Katholiken verlorengingen, aber durch die Zähigkeit P. Dehons wieder auflebten, das kann man aus dieser Lebensbeschreibung erfahren.

Wien — Dr. Adolf Kreuz

Edmund Campion. Jesuit und Blutzeuge. Von Evelyn Waugh. 2. Auflage. (372.) München, Kösel-Verlag. Leinen DM 10.80.

Edmund Campion, einst gefeiert in Oxford, in Gnade bei Elisabeth und Leicester, wurde zum Schluß auf ihr Geheiß grausam gefoltert und hingerichtet. Die seelische Wandlung des Blutzeugen, den geschichtlichen Hintergrund, die zunächst unsichere Politik der Päpste gegen Elisabeth, das Bemühen der geflüchteten jungen Engländer, von Douai und Rom aus den der Priester beraubten englischen Katholiken die Gnadenschätze der Kirche zu bringen, den anscheinend aussichtslosen Kampf gegen die mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln arbeitende Staatsgewalt beschreibt der Konvertit Waugh spannend und fesselnd. Leider haften der deutschen Übersetzung einige Mängel an.

Wien — Dr. Adolf Kreuz

Der Pfarrer von Ars. Von Bruce Marshall. Deutsch von Ernst Sander. (97.) Köln und Olten 1958, Verlag von Jakob Hegner. Leinen DM 7.80.

In diesem Jahre gedenkt die katholische Welt des 100. Todestages des Pfarrers von Ars, Jean-Baptiste Vianney. Er ist am 4. August 1859 gestorben, wurde 1925 heiliggesprochen und zum „Patron der Pfarrer" erklärt.

Es ist ein liebenswertes und doch erschütterndes Buch, das uns die Gestalt des heiligen Pfarrers nahebringt wie kein anderes. Der bedingungslose Ernst dieses Heiligenlebens und seine schlichte Größe sind meisterhaft dargestellt. Wie köstliche Perlen leuchten immer wieder die kleinen Reflexionen voll schalkhaften, lebensweisen Humors auf, um dessentwillen wir diesen Dichter sosehr lieben.

Linz a. d. D. — Dr. Josef W. Binder

Der heilige Pfarrer von Ars. Von Ida Lüthold. (36.) München 1958, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Wer rasch das Wichtigste über Johannes Vianney erfahren oder vermitteln will, greife zu diesem Heftchen. Vier Kupfertiefdruckbilder zeigen den Heiligen auf dem Totenbett, den Beichtstuhl sowie das Haus und das Dorf, in dem er lebte, wirkte und litt.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) — Josef Sterr

Menschen suchen Gott. Laientexte. Von M. A. Barth. Übertragung aus dem Französischen von Hedwig Kehrli. (186.) Einsiedeln—Zürich—Köln 1958, Benziger-Verlag. Leinen sfr 8.55.

Das Buch bietet mehr und weniger, als der etwas unbestimmte Titel besagt. Es zeigt nicht etwa Wege auf, wie man Gott finden könne, sondern enthält zahlreiche, meist kürzere Textabschnitte aus verschiedenen Werken von mehr als 30 ausschließlich französischen Schriftstellern, wirklichen oder ehemaligen Gottsuchern. Es sind keine längeren gründlichen Abhandlungen, sondern eher Essays, Gebete, Erwägungen, oft Schreie aus der Tiefe, dem Inhalt und der Bedeutung nach sehr verschieden. Die ganze Skala der Gefühle ist vertreten: Freude und Glück, Unruhe und Schmerz, Hoffnungslosigkeit, Zweifel und Verzweiflung. Fast alle bekannten französischen Konvertiten kommen zu Worte, daneben finden sich auch einige weniger bekannte Namen. Französische Geistigkeit mit allen ihren Licht- und Schattenseiten kommt darin klar zum Ausdruck. Vielfach werden darin ganz neuartige Gedanken geboten, oft in höchster dichterischer Sprache; die Darstellung schwelgt geradezu in Bildern, die freilich nicht immer recht verständlich sind, wobei man oft nicht unterscheiden kann, ob die Schwierigkeiten schon im Text vorhanden waren oder auf die Übersetzung zurückgehen. Was ist z. B. unter dem „Meßgebet nach dem Offertorium" zu verstehen?

Bei Wahrheitssuchern braucht und darf man zwar nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen, aber manche Sätze oder Ausdrücke sind doch recht überspitzt, einseitig, gewagt, halb oder ganz unrichtig, so daß sie für wirkliche Gottsucher eher alles andere als wegweisend sind. Der Satz: „Trinken bedeutet nicht viel, dürsten alles" klingt stark an Lessings Ausspruch an, daß das Suchen nach Wahrheit mehr wert sei als der Besitz. Andere Stellen sind nur bedingt oder mit Einschränkungen richtig wie etwa: „Ich behaupte: die Armen werden die Welt erretten" oder „Die Welt hat für den Heiligen keine Hintergründe, er zeigt sie in vollem Lichte" oder „Gibt es etwas Wichtigeres als das, was zur seligen Heiterkeit des Ewigen führt?" Wenn man auch nicht alles unterschreiben kann, so freut man sich doch über die ernste Gesinnung, die aus allen, wie es scheint, mehr zufällig zusammengestellten Texten spricht, und läßt sich durch sie gerne zum Nachdenken und zur Kritik anregen. Den deutschen Lesern wären einige Nachrichten über das Leben und die Bedeutung der zitierten Autoren sehr willkommen, ebenso einige Angaben, ob und wieweit die Gottsucher ihr Ziel erreicht haben.

Linz a. d. D. Adolf Buder S.J.

Heimkehr zur Kirche. Konvertiten des 20. Jahrhunderts. Herausgegeben von F. Lelotte. Übersetzung ins Deutsche von Dr. Maria Wiborada Lehner. Zweiter und dritter Band. (Je 256.) Luzern—München, Rex-Verlag. Kart. je Band sfr 11.80, DM 11.40; Leinen sfr 13.80, DM 13.30.

In rascher Folge sind die beiden letzten Bände erschienen, gleich fesselnd wie der erste. Beide enthalten wiederum 15 kurze Biographien von Männern und Frauen aus verschiedenen Ländern und Völkern, Ständen und Berufen. Das Eigenartige dieser Lebensbilder besteht darin, daß die Konvertiten nicht, wie es zumeist geschieht, ihre eigene seelische Entwicklung selbst schildern, sondern daß verschiedene Autoren, oft selber bekannte Schriftsteller, die wichtigsten Entwicklungsstufen nach den besten Quellen möglichst knapp darzustellen suchen. Bisweilen sind daraus kleine Monographien mit passenden Proben aus ihren Werken geworden, z. B. bei Paul Claudel oder Péguy.

Wir treffen da berühmte Philosophen wie Bergson, Marcel, Maritain, Edith Stein u. a. Da finden sich weltbekannte Dichter und Gelehrte, wie Claudel, Papini, Undset, Le Fort, Merton, Jammes, Bloy, der so vielseitige Schriftsteller Evelyn Waugh, De Bos, „einer der größten katholischen Denker der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts", usw.; wir werden bekanntgemacht mit dem so interessanten Entwicklungsgang des ehemaligen Kommunisten Douglas Hyde, mit dem neuen Wüstenheiligen Foucauld, der französischen Schauspielerin Lavallière, dem Hauptmann und Schriftsteller Psichari. Wir begleiten den bayerischen Psychiater Karl Stern auf seinem Wege vom Judentum zum Christentum, sehen den ehemaligen Atheisten Péguy seinen eigenartigen überzeugten Katholizismus vertreten. Wir erleben, wie der spanische Universitätsprofessor Garcia Morente, Minister und Politiker, nach einem vielgestaltigen Leben aus einem Agnostiker Benediktiner wird, ähnlich wie der „Spezialist für Ölproduktion" Ingenieur Kennyon Reynolds nach jahrelangem Suchen aus einem überzeugten Protestanten schließlich Priester und auch Benediktiner wird; wir ver-

folgen mit größtem Interesse die Bekehrung des Arztes Carrel, der, um glauben zu können, ein großes Wunder an einer schwerkranken Frau verlangt, das ihm auch wirklich zuteil wird. Wunderbar, unbegreiflich und unerforschlich sind die Wege, auf denen Gott schließlich jeden zur Wahrheit führt, meist ganz anders, als man es rein menschlich sich denken und erwarten würde. Klar erkennen wir, wie das Schriftwort sich bewahrheitet: „Ich begnade den, den ich begnaden will, und erbarme mich, wessen ich mich erbarmen will."

Wer modernes Geistesleben kennenlernen will, der greife zu diesen Bänden, die wirklich einen bedeutenden Beitrag zur Geistesgeschichte der Gegenwart darstellen. Hier findet er fast alle wichtigen philosophischen, religiösen, ja auch literarischen Probleme behandelt, nicht in Romanform, sondern als Tatsachenberichte aus dem Leben und nach dem Leben von Meistern der Feder geschildert, fesselnd vom Anfang bis zum Ende. Hier werden die großen und wahren Menschheitsfragen nicht nur aufgeworfen und vielleicht zerredet, sondern wirklich bewältigt und, soweit es menschenmöglich ist, auch gelöst. Jeder Gebildete, der für höhere Fragen Verständnis und Interesse aufbringt, er mag gläubig oder ungläubig, Katholik oder Nichtkatholik sein, wird reiche Anregung aus diesen Büchern schöpfen, sie befriedigt aus der Hand legen und wohl des öfteren wieder zu Rate ziehen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S.J.

Die Wahrheit machte sie frei. Konvertiten schildern ihren Weg zur Kirche. Von P. Bruno Schafer. (240.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. Leinen DM 9.80.

Das Buch enthält 15 Konvertitenbilder aus der neuesten Zeit. In einer sehr guten Einleitung sagt u. a. der Autor, daß man heute von einer „Hin-nach-Rom-Bewegung" sprechen kann (S. 9). Im folgenden gibt er bei jedem Konvertiten einen kurzen biographischen Abriß und läßt dann ihn selbst seine Konversion erzählen. Die Konvertiten kommen aus allen Erdteilen und von den verschiedensten Religionen und Weltanschauungen. Sie gehörten dem Protestantismus, dem Anglikanismus, dem Kalvinismus, dem Judentum, dem Buddhismus, Schintoismus, dem Monophysitismus und dem Atheismus an. Mit einer Ausnahme sind es geistig hochstehende Männer und Frauen, die auch gesellschaftliches Ansehen besitzen, wie ein japanischer Prinz, eine siamesische Prinzessin, Doktoren der Medizin, ein Professor u. a., welche dem Rufe der Gnade folgten. Der Ausgangspunkt der Konversionen ist natürlich individuell verschieden. Da ist es das Naturrecht und das Absolute, dort die Philosophie, hier die Schönheit in Liturgie und kirchlicher Musik, dann die Folgerichtigkeit und Logik der katholischen Glaubenslehre, in einem Fall sogar der Zionismus, welche die Wege zum Katholizismus bereiten. Alle Konvertiten stimmen aber darin überein, daß sie es in erster Linie der Gnade Gottes (gratia vocans) zu verdanken haben, daß sie katholisch geworden sind. Die Gratuität dieser Gnade tritt ganz augenscheinlich hervor. Es ist schade, daß nicht auch die Konversion Martin Bormanns Aufnahme gefunden hat. Das Buch P. Schafers gehört in die Hände von Priestern und gebildeten Laien.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Verschiedenes

Glückwünsche zu Festen und Feiern. Von Anna Pichler. (112.) Mit 8 ganzseitigen Hummel-Bildern. München 1958, Verlag Ars sacra. Kart. DM 2.80.

Wie oft kommen Seelsorger, Lehrer(innen), Jugendführer(innen), Familienväter und -mütter in Verlegenheit: ein Königreich für ein schönes, passendes Gedicht, frisch, schneidig, wesentlich, nicht aus der Mottenkiste! Die vorliegende Sammlung hat schier an alles gedacht: an Taufe, Firmung, Erstkommunion, Hochzeit, Primiz, an die verschiedenen Jubiläen und Gedenktage des Pfarr- und Familienlebens, an Bischofsbesuch und Mission, an die zahlreichen Feste und Feiern in der Schule, im Kloster, im Verein. Die von bekannten und unbekannten Verfassern stammenden Gedichte sind recht verschieden, aber durchaus wertvoll; sie sagen in schlichter Form Wesentliches aus. (Nur „Das heimliche Päckchen", S. 43 ff., ist Kitsch in Reinkultur!) Für die jährliche Schulentlassungsfeier bringt das Büchlein ein recht nettes Bühnenstückchen. Kleine Verse für Album und Stammbuch beschließen die empfehlenswerte Sammlung.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Mittelalterliche Bildwerke im Oberösterreichischen Landesmuseum. Im Auftrag des oberösterreichischen Musealvereines bearbeitet von Otfried Kastner und Benno Ulm. Mit Aufnahmen von Max Eiersebner unter Mitwirkung von Alois Killingseder. 68 S. Text, 120 Kunstdrucktafeln mit 212 Abbildungen. Linz 1958, Oberösterreichischer Landesverlag. Ganzleinen S 180.—.

Die Sammlung mittelalterlicher Skulpturen — hauptsächlich Werke der Spätgotik und des Donaustils — ist der wertvollste Kunstbesitz des Oberösterreichischen Landesmuseums und gehört zu den bedeutendsten Sammlungen Österreichs. Verlag, Autoren und Kameramännern gebührt Dank und Anerkennung dafür, daß sie nun sehr viel bisher Unveröffentlichtes oder in Einzelpublikationen Zerstreutes in diesem prachtvollen Band zusammengetragen und einem breiten Publikum zugänglich gemacht haben. Der Textteil gibt einen Überblick über Chronologie und Stilentwicklung unserer heimischen spätgotischen Kunst, wobei besondere Aufmerksamkeit der Stilentfaltung in der Werkstatt des Hauptmeisters des Kefermarkter Altares und dem „Rätsel Lienhart Astl" geschenkt wurde. Das 40 Seiten umfassende Verzeichnis der Werke ist nicht bloß ein beschreibender Katalog, sondern zugleich ein vorsichtiger Versuch, jedes Werk chronologisch durch stilkritische Einordnung einem größeren Kreis von verwandten Plastiken zuzuweisen. Der Bildteil bringt die qualitätvollsten Arbeiten in Großaufnahme, die übrigen in kleinerem Format. Sie geben Fachmann und Liebhaber einen tiefen und genußvollen Einblick in das breite mittelalterliche Kunstschaffen des Landes ob der Enns.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Die Wappen der Städte und Märkte Oberösterreichs. Von Herbert Erich Baumert. (90.) 13 Fünffarben- und 2 Einfarbtafeln. 3 Farbreproduktionen von Wappenbriefen und eine Siegeltafel. Eine zweifarbige Übersichtskarte. (Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich. Herausgegeben von Dr. Franz Pfeffer, 10.) Linz 1958, Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission. Brosch. S 48.—.

Nach einer kurzen Einleitung über das Aufkommen der Wappen im 2. Viertel des 12. Jahrhunderts sowie die Wappenzeichnung und die heraldischen Farben bringt der Verfasser eine ausführliche Darstellung über das Wappen- und Siegelrecht der Städte und Märkte des Landes ob der Enns. Daran schließen sich eine übersichtliche Zeittafel der Wappen- bzw. Siegelrechtsverleihungen und die alphabetisch gereihte Beschreibung der 117 oberösterreichischen Städte und Märkte — nach Erscheinen des Buches ist noch Garsten in den Rang eines Marktes emporgestiegen —, wobei jeweils in Kursivsatz das gegenwärtig geführte Wappen beschrieben wird. Dann bringt der Verfasser die wichtigsten Daten über die Erlangung oder die erste urkundliche Erwähnung des Stadt- oder Marktprivilegs als Voraussetzung für die Berechtigung zur Führung eines Wappens. Hierauf folgen eine Darstellung der Verleihung der Wappenführung und des Siegelrechtes, allfällige Veränderungen des Wappenbildes und gegebenenfalls Vorschläge für etwa anzustrebende Verbesserungen. Zuletzt wird eine Deutung des Wappenmotivs gegeben, die in den allermeisten Fällen möglich ist. Auf 13 Fünffarbentafeln werden die 117 gültigen Ortswappen abgebildet. Weitere 2 einfarbige Tafeln bringen heute nicht mehr in Gebrauch stehende Wappenbilder mit der Zeitangabe der Verleihung. Im Anhang fügt der Verfasser dankenswerterweise eine Karte Oberösterreichs im Maßstab 1:600.000 mit einer flächigen Darstellung der drei Großlandschaften zur Orientierung über die Lage der Stadt- und Marktsiedlungen bei, die neben dem Gewässernetz und den modernen verwaltungsmäßigen Grenzen in Punktdarstellung auch die historischen Grenzen im Westen zeigt.

Die Arbeit Baumerts ist nicht nur als ein erfreulicher wissenschaftlicher Beitrag zur Heraldik zu werten, sondern regt auch die Heimatkunde in vielfacher Hinsicht an und unterstreicht bereits gewonnene Erkenntnisse. Ob es sich um alte historische Wappen oder um neue Verleihungen handelt, immer finden darin Elemente der Landeskunde, wie die geographischen Beziehungen, die wirtschaftlichen Verhältnisse, frühere Rechte, die Ortsnamendeutung, kirchliche Angelegenheiten, die ehemalige herrschaftliche Untertänigkeit und politische Zugehörigkeit der Stadt- oder Marktsiedlung ihren Niederschlag. So ist fast jede Wappendarstellung „redend", weil sie den Namen des Wappeninhabers symbolisiert oder auf ihn anspielt. Selbstverständlich lassen sich unglückliche Auslegungen von Ortsnamen ohne Rücksicht auf den geschichtlichen

Ursprung infolge einer beharrlichen Tradition nicht vermeiden. Es seien erwähnt: der silberne Aal im Wappen von Altheim, der Helm in Hellmonsödt, das goldene Weinfaß auf der goldenen Trage in Tragwein, der Schwan in Schwanenstadt oder gar der Affe in Offenhausen. Recht volkstümlich muten die silberne Kanne für Schenkenfelden, ein silbernes Beil auf dem schwarzen Stein für Peilstein oder ein silberner Turm mit drei Zinnen und Schießlöchern, umgeben von sieben Häusern mit roten Dächern und Türmchen, in einer grünen Au für den Markt Riedau an.

Das methodisch gut aufgebaute, vom Verlag vorzüglich ausgestattete und vielseitig verwendbare Buch wird jeder heimatkundlich interessierte Leser gerne zur Hand nehmen.

Schärding am Inn (OÖ.) Dr. Heinrich Ferihumer

Neues religiöses Kleinschrifttum

Naturwissenschaft und Glaube. Von Rudolf Karisch. (72.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer/Cassianeum. DM 1.20.

Der Verfasser zeigt, daß zwischen Naturwissenschaft und Glauben kein echter Widerspruch besteht, daß wir von unserem Glauben her vielmehr der Naturwissenschaft klar ins Auge sehen können. Er räumt mit Schlagworten auf und zeigt den wahren Sachverhalt: den Fall Galilei als Disziplinarentscheid, das Buch Genesis als Heilslehre (nicht Naturwissenschaft). Er beweist eine gründliche Kenntnis der Naturwissenschaft und des Glaubens. In der Frage der Determination des Naturgeschehens bringt er die neueste Ansicht von W. Büchel S. J. Der Verfasser verweist auf den auch in der Naturwissenschaft immer wieder anerkannten Unterschied von Lebendigem und Totem. Auch die Möglichkeit der Abstammung des Menschen in bezug auf seinen Körper von einem Tierleib bringt Karisch zur Sprache. Das Büchlein bringt die zentralen Probleme der christlichen Naturphilosophie (Materie-, Lebensproblem u. a.) in sachgerechter und allgemein verständlicher Darstellung und kann somit besonders naturwissenschaftlich interessierten Laien empfohlen werden. Dem Religionslehrer bietet es eine wertvolle Ergänzung und Bereicherung des Unterrichtes.

Zams (Tirol) Dr. Leo Maier

Mensch — woher? Von Dr. Hans Schmeiser. (64.) Linz 1958, Verlag Veritas. S 6.—.

Eine knappe, verständliche Darlegung der Abstammungslehre, die im Hauptteil der Schrift in ihrer Anwendung auf den Menschen untersucht wird nach den Richtlinien der Enzyklika „Humani generis". Der Seelsorger, besonders der Religionslehrer, der nicht Zeit findet, ein umfangreicheres Buch über diese Materie durchzustudieren, sollte sich das Heftchen unbedingt kaufen. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß es in möglichst viele Hände käme, vor allem von Jugendlichen, an die die Probleme um das Verhältnis von Naturwissenschaft und Bibel ja immer wieder herangetragen werden.

Nur die S. 61 mit aller Vorsicht, mit „vielleicht" und Fragezeichen vorgetragene Vermutung, das seelische Leben des Menschengeschlechtes könnte sich von primitiven Anfängen an entwickelt haben, wie sich das Seelenleben des Einzelmenschen von seiner Kindheit an allmählich entfaltet, widerspricht der Lehre von der übernatürlichen und der außernatürlichen Ausstattung der ersten Menschen — außer man nähme die Existenz von Präadamiten an, was ja nicht unbedingt häretisch sein muß.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Fremde Welt der Bibel. Um den lebendigen Gott. Von Fritz Leist. (95.) Donauwörth 1958, Verlag Ludwig Auer/Cassianeum. DM 1.40.

Legende oder Wahrheit? Wege zum Neuen Testament. Von Wolfram Gamber/Klaus Gamber. (64.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer/Cassianeum. DM 1.—.

Der Münchener Univ.-Prof. Fritz Leist (Laie) rät uns, nicht Gott begreifen zu wollen, sondern uns von seinem Wort und Werk, wie es die Heilige Schrift uns darbietet, liebend ergreifen zu lassen. Es geht ihm um die Begegnung mit dem lebenden und liebenden Gott, der schenkend, werbend, strafend, schockierend den Menschen immer

wieder an sich zieht, bis er die größte Liebestat setzt: Menschwerdung und Kreuzestod. Wer mit dem Verfasser bedächtig durch die Heilige Schrift wandert und an den markantesten Stellen andächtig stehenbleibt, wird mit den Emmausjüngern sagen: „Brannte nicht unser Herz . . .“ Und das wollte er doch, daß es brenne.

„Legende oder Wahrheit?“ geht den umgekehrten Weg. W. und K. Gamber bringen eine Menge Realien (Stern der Weisen, Schriftfunde, Urtext, Übersetzungen, Synoptische Frage, Land und Leute, Mutter und Brüder Jesu, Jüdische Parteien, Jude und Heide, Prozeß Jesu, Auferstehung u. a.), erklären sie und öffnen von außen her den Weg zum Neuen Testament. Für den „Anspruchsvollen“ finden sich am Schluß eines jeden Kapitelchens einschlägige Literaturhinweise. Beide Heftchen ergänzen und fördern einander aufs beste.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Christentum ohne Zukunft? Religion in der Welt von heute und morgen. Von August Brunner S. J. — **Kirche und Freiheit.** Kirchliches Lehramt und Freiheit des Denkens. Von Albert Hartmann S. J. — **Was heißt glauben?** Wesen und Gestalt des christlichen Glaubens. Von Otto Semmelroth S. J. Alle: Entscheidung. Eine Schriftenreihe, herausgegeben von Alfonso Pereira S. J. (Je 32.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Je Heft DM —.50.

Drei wertvolle und inhaltsreiche Kleinschriften über aktuelle Themen, geschrieben in einer wissenschaftlich zuverlässigen und doch auch für theologisch nicht gebildete Laien verständlichen Weise. Sie umreißen einerseits die Schwierigkeit der zu behandelnden Probleme, anderseits zeigen sie die Möglichkeit richtiger Lösungen bei entsprechend tiefem Eindringen in die Probleme. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Gedanken in diesen Heften zusammengeballt ist.

In der ersten Schrift analysiert der Religionsphilosoph die Ausdrücke Religion, Kultur, Gemeinschaft, Christentum, Persönlichkeit und gibt der Überzeugung Ausdruck daß Jesu Worte „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ wahr bleiben werden.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

SCHUHHAUS
Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12

Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel

REICHE AUSWAHL

Alois Dobretsberger
Seit 1860
DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

OTTO SEMMELROTH SJ

Neuerscheinung

ICH GLAUBE AN DIE KIRCHE

Erwägungen über das gottmenschliche Geheimnis der Kirche

120 Seiten, Leinenband DM 7.80

In diesen kurzen theologischen Erwägungen soll sich dem Leser die heilsmittlerische Wirklichkeit der Kirche erschließen. Er soll Verständnis dafür gewinnen, daß die Kirche nicht nur äußere Lehr- und Führungsinstanz ist, die Gottes Offenbarung mitteilt und mahnend die Herzen öffnet. Die Kirche wird vielmehr als jene gottmenschliche Wirklichkeit dargestellt, in der das ganze Menschsein aufgenommen und von Gott lebendig durchdrungen wird. Die vier Erwägungen des ersten Teils erschließen die Kirche als gottmenschliches Geheimnis, dem das Heil innewohnt, jedoch erst als erhofftes. Der zweite Teil geht dem menschlichen Element in der Kirche nach. Alle Dimensionen menschlichen Existierens, die leibliche, gesellschaftliche, welthafte und geschichtliche, sollen in der Kirche der Durchgöttlichung entgegengehoben werden nach dem Urbild des Gottmenschen selbst. Der dritte Teil zeigt diese menschlichen Züge durch die Anwesenheit Gottes zur gottmenschlichen Wirklichkeit erhöht. Gott als ihre „Seele" macht die Kirche zur wahren, ewigen und heiligen Kirche.
Kraft dieses gottmenschlichen Geheimnisses ist die Kirche nicht nur Hüterin des Glaubens und Führerin zu ihm, sondern selbst auch sein Gegenstand: nur dem Glauben erschließt sich die Kirche. Und dieser Glaube an die Kirche ist ähnlich wie der Glaube an Gott dreidimensional. Wir glauben der Kirche, weil sie das legitime Zeugnis für die Offenbarung Gottes gibt. Wir glauben an die Kirche weil sie selber durch Gottes Offenbarung uns mitgeteilt ist. Und wir glauben auf die Kirche hin, weil sie als sichtbare Hülle das unsichtbare Heil, den lebendigen Gott selbst, in sich enthält.

ALTFRID TH. KASSING

Die Kirche und Maria

Ihr Verhältnis im 12. Kapitel der Apokalypse

176 Seiten, engl. Broschur DM 22.50

Hier wird die Lösung des exegetischen Problems von Apk 12 erarbeitet und zugleich ein wichtiges Thema der biblischen Ekklesiologie und Geschichtstheologie untersucht. So ergibt sich ein aufschlußreicher neutestamentlicher Beitrag zur Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Maria.

HEINRICH FRIES

Kirche als Ereignis

119 Seiten, Leinenband DM 7.80

„... Das ganze Buch ist vorzüglich geeignet, Glaube und Liebe, die wir der Kirche schulden, zu vertiefen; es zeigt uns aber auch heilsam, wieviel Not zu wenden ist, damit die Una Sancta und die Fülle der Catholica lebendiges Ereignis werde." *Erbe und Auftrag*

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

PATMOS-VERLAG DÜSSELDORF

Seite 281–284 war Titelblatt und Inhaltsverzeichnis

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 4. HEFT

Der Teufel als Gegenspieler in Lourdes

Von Dr. Franz Burger, St. Andrä v. d. Hagentale (NÖ.)

So sehr es Bernadette nach der ersten Erscheinung zur Grotte zurückzog, fürchtete sie doch, nicht zuletzt durch die Vorhaltungen ihrer Mutter, einem Trugbild der Hölle zum Opfer zu fallen. Als sie am Sonntag nach dem Hochamt die Erlaubnis erhielt, neuerlich zur Grotte zu gehen, kam sie mit ihren Freundinnen überein, auf jeden Fall Weihwasser mitzunehmen und es der Erscheinung entgegenzusprengen. Mit den Worten: „Wenn du von Gott kommst, so tritt näher, wenn aber nicht, so weiche!", sollte diese gezwungen werden, ihren Ursprung zu offenbaren. Dieses Verhalten der Kinder war nicht unbegründet. Wir dürfen über dem Glanz, den Lourdes heute ausstrahlt und der sich in der Jahrhundertfeier zu einem Phänomen von säkularer Bedeutung entfaltete, den Schatten nicht vergessen, aus dem sich dieses himmlische Licht erhob. Wo Gott ist, ist auch der Teufel, und es wäre zu verwundern, wenn er sich in Lourdes nicht gezeigt hätte. Das Werk Gottes mußte sich auch dort gegen den Widerstand und die Gegenspiele des Widersachers durchsetzen.

Es liegt nicht in der Absicht dieses kurzen Überblickes, auf die verworrene Geschichte des Falles „Lourdes" einzugehen, die auf den geheimen Mitspieler hinweist, ohne ihn eigentlich sichtbar machen zu können, zumindest so, daß für einen Zweifel kein Platz mehr bleibt[1]). Hier soll nur von jenen Fällen die Rede sein, wo die Gegenwart und die Aktion des Widersachers augenscheinlich ist. Gewiß ließe sich auch hier das eine oder andere auf rein menschliche Weise erklären; da aber neben diesen weniger akzentuierten Fällen eine Reihe anderer steht, bei denen die dämonische Dazwischenkunft erwiesen erscheint, dürfen wir sie mit gutem Grund auch dort annehmen, wo man zur Not mit einer rein menschlichen Erklärung das Auslangen fände. Wir wollen „Lourdes" — nicht als Stadt, sondern als Gesamtheit der an der Grotte von Massabielle festgestellten Ereignisse verstanden — kurz vor den Erscheinungen, zur Zeit der Erscheinungen und nach den Erscheinungen im Hinblick auf die dämonische Dazwischenkunft betrachten und jeweils, soweit es sich durch theologische Evidenz nicht erübrigt, dazu Stellung nehmen.

---

[1]) Über die dämonische Wirkweise in der Welt, auf den Menschen und durch den Menschen vgl. meine Dissertation „Der Teufel und die Heiligen", S. 27 f. u. v. a.

1. Vor den Erscheinungen

Es mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, daß sich die Hölle schon vor dem Himmel an der Grotte kundgetan haben soll. Und doch scheint das so zu sein. Adelheid Monlaur, die sich mit ihren dreiundzwanzig Jahren bei ihrem Vater in Angles — ungefähr drei Kilometer von Lourdes entfernt — langweilt, berichtet ihrem priesterlichen Cousin in Diusse ausführlich über die Ereignisse in Lourdes und gibt dabei auch die „tausend Gerüchte" wieder, die in der Bevölkerung eine eigenartig erregte Stimmung schaffen. Ihr Bericht ist nichtsdestoweniger glaubwürdig. Sie gibt als Quellen für die nachfolgenden zwei Erzählungen einen aus Lourdes gebürtigen „homme de religion" an, der Lehrer in Jarret ist. Dieser hat die Begebenheiten von den Beteiligten selbst, ohne daß diese voneinander wußten, erfahren.

Einige Zeit vor den Erscheinungen kam ein Holzfäller mit einem Bündel Reisig auf dem Rücken an der Grotte vorbei, als er vom Regen überrascht wurde. Er setzte sein Bündel ab und ging in die Grotte, um vor dem Regen Schutz zu suchen. Doch kaum war er eingetreten, da hörte er ein Klagen und Wimmern, „als ob einer schwer litte"; er bekam darüber solche Angst, daß er die Grotte verlassen mußte und sich lieber bis auf die Haut durchnässen ließ, als länger darinnen zu bleiben. — Ein anderes Mal weidete ein Hirt in der Nähe der Grotte seine Schafe, als ihn ebenfalls der Regen zwang, in der Felsenhöhle Zuflucht zu suchen. Er wollte die Schafe in die Grotte hineintreiben, aber es war ihm unmöglich; die Tiere blökten auf eine ganz ungewöhnliche Weise. Daraufhin ließ er sie draußen und suchte selbst Unterschlupf; doch auch er hörte das Klagen und Wimmern und verließ trotz dem heftigen Regen die Grotte, weil er Angst hatte. Ein Jahr vorher sollen Fischer in der Grotte Licht gesehen und darüber solchen Schrecken empfunden haben, daß sie sich zurückziehen mußten[2]).

Diese Dinge erscheinen erklärlicher, wenn man bedenkt, daß schon lange vor den Erscheinungen im Volke dunkel der Glaube bestand, daß sich an der Grotte von Massabielle wunderbare Dinge ereignen würden. Ein Kind soll schon viele Jahre vorher erklärt haben: „Eines Tages wird man an der Grotte von Massabielle eine Kapelle erbauen." Der vorletzte Vorgänger Pfarrer Peyramales soll kurz vor seinem Tode gesagt haben: „Auf der Waldseite wird etwas Wunderbares geschehen", und der Großvater einer gewissen Frau Balencie, M. Dintrans: „In der kommenden Zeit wird es an den Grotten von Massabielle eine Erscheinung geben"[3]). Wenn

[2]) R. Laurentin: Lourdes. Dossier des documents authentiques. Tome I: Aux temps des seize premières apparitions. Paris 1957, Nr. 42, p. 229.

[3]) L.-J.-M. Cros SJ.: Histoire de Notre-Dame de Lourdes, d'aprés les documents et les témoins. Tome I, troisième édition, Paris 1925, p. 38 f. Der Fall ist zugleich eine Mahnung zur Vorsicht bei der gewiß nicht unberechtigten Kritik an den schematisierten Lesungen der II. Nokturn mit ihren häufigen indicia futurae sanctitatis.

also bereits die Menschen von großen Ereignissen an der Grotte eine dunkle Ahnung hatten, wird man dem Teufel und seinen Dämonen eine ähnliche Erkenntnis von der künftigen Bedeutung der Grotte nicht absprechen können. Der hl. Johannes vom Kreuz lehrt ausdrücklich, daß Gott es den Teufel wissen lasse, wenn er einem Menschen besondere Gnaden gebe; warum sollte das im Falle dieser Gnadenstätte nicht gelten?

Zudem war das Revier von Massabielle für den Teufel wie geschaffen. Im Sommer 1857 führte der Schweinehirt Leyrisse, vom Volk „Samson" genannt, seine Herden zur Grotte; die Tiere blieben von zehn Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags dort, wälzten sich im Gave und drangen auch in das Innere der Grotten ein. Der Ort war von wildem Gestrüpp umwuchert, durch das man erst einen schmalen, kaum einen Meter breiten Pfad schlagen mußte, damit Samson mit seinen Schweinen überhaupt durchkonnte. Der Flurwächter kam niemals nach Massabielle. Schlangen waren dort keine Seltenheit. Wie die Fischer sagten, weideten manchmal arme Leute des Nachts ihre mageren Tiere dort auf Gemeindekosten, doch hat den kleinen Betrug niemand bemerkt. Massabielle war also der Tummelplatz für das Borstenvieh von Lourdes. Deshalb sagte man kurz vor den Erscheinungen von einem derben und schlecht erzogenen Menschen: „Der muß am Ufer von Massabielle aufgewachsen sein"[4]). Da der unreine Geist für die unreinen Tiere, die sich im Gave wälzten und in der Grotte wühlten, eine besondere Vorliebe zu haben scheint, wie das Beispiel von Gerasa zeigt, muß das Schweinerevier von Massabielle für den Bösen ein willkommener Tummelplatz gewesen sein.

2. Zur Zeit der Erscheinungen

Deutlicher hat der Teufel seine Dazwischenkunft zur Zeit der Erscheinungen zu erkennen gegeben. Bei der vierten Erscheinung am 19. Februar 1858 hat die Hölle ihre Visitenkarte abgegeben. Während Bernadette im Gebet versunken war, erhob sich ein furchtbares Getöse von unheimlichen Stimmen, das aus dem Inneren der Erde zu kommen schien und sich über den Fluten des Gave austobte. Die Stimmen stellten Fragen, überschnitten sich und stießen aufeinander, wie die Wortführer einer streitenden Volksmenge. Eine von ihnen übertönte alle anderen und schrie gellend voller Wut: „Pack dich fort! Pack dich fort!" Der Ruf klang wie eine Drohung. Daraufhin hob die Dame ihren Kopf und runzelte die Stirn, indem sie zum Fluß hinblickte, worauf die Stimmen von Schrecken ergriffen wurden und in alle Himmelsrichtungen auseinanderstoben[5]).

---

[4]) Cros a. a. O. p. 35 ff.

[5]) J.-B. Estrade: Les apparitions de Lourdes. Souvenirs intimes d'un témoin. 63e—82e mille, Lourdes 1926, p. 64.

Bernadette selbst scheint der Teufel daraufhin bis kurz vor ihrem Tode nicht mehr unmittelbar belästigt zu haben. Doch läßt eine Reihe von Ereignissen seine besondere Gegenwart und Aktion in Lourdes vermuten. Als hervorstechendstes Beispiel sei der Fall des Wirtes Laborde angeführt, den Adelheid Monlaur in seinen Einzelheiten von dessen Gattin selbst erfahren hat. Der Wirt machte sich nicht bloß über jene, die an die Sache bei der Grotte glaubten, lustig, sondern er verachtete auch Bernadette. Eines Abends, an dem er sich in seinen Spötteleien besonders hervorgetan hatte, sagte er: „Sollen die Blöden an diese Dummheiten glauben — ich koche hier meinen Kaffee." Er ging dann vor seiner Frau zu Bett. Als er eingeschlafen war, erhielt er von jemand, den er nicht sehen konnte, drei heftige Schläge in das Kreuz, dann wurde er an den Schultern gepackt und heftig geschüttelt, wobei man ihm sagte: „Glaubst du jetzt? Glaubst du?" Er konnte vor Schrecken kein Wort sagen; er wollte seine Frau rufen, doch konnte er nicht reden, das Wort erstarb ihm auf den Lippen, solche Angst hatte er. Als einen Augenblick später seine Frau kam, erzählte er ihr, was ihm zugestoßen war; sie riet ihm, das Kind um Verzeihung zu bitten. Seine Frau konnte sich von der Verwirrung ihres Mannes leicht überzeugen, zumal sie ihn verkehrt im Bette liegend fand, mit dem Kopf am Fußende[6]).

Über eine seltsame Lichterscheinung, die sich am Donnerstag, 4. März, zwischen sechs und sieben Uhr abends ereignet hat, berichtet ebenfalls Adelheid Monlaur. Da sahen die Leute, die vom Markt in Lourdes heimgingen, über der Stadt und in der Umgebung ein grelles, feuriges Licht in den Lüften, das eine solche Helligkeit verbreitete, daß man „auf zehn Schritte Entfernung eine Stecknadel hätte sehen und aufheben können". Die Lichterscheinung dauerte zwei bis drei Minuten. Und zwar sahen sie die Leute, die in Richtung Saint-Pé, wie auch jene, die in Richtung Angles gingen. Diese befanden sich eben beim Pulvermagazin; und von dort aus konnten sie die Ortschaften von Batsurguère gegen die Straße hin und in der Richtung nach Argelès sehen. Sie wurden von Schrekken ergriffen, kehrten nach Lourdes zurück und sagten: Der Wille Gottes geschehe! Sie traten in ein Wirtshaus ein und fanden den Wirt völlig erschreckt.

Handelte es sich um einen Meteor? Die Vermutung liegt nahe, und die Berichterstatterin spricht sie aus. „Dieser Meteor wurde von allen, die zu dieser Stunde vom Markt heimgingen, gesehen. Man weiß nicht, was es ist, aber jedermann war darüber verwundert." Vierzehn Tage später berichtet sie ihrem Cousin, was die Leute, die in Richtung Saint-Pé heimgegangen waren, gesehen hatten, und bringt dabei Details, die in der Erklärung auf eine andere Fährte lenken. Sie schreibt:

[6]) Laurentin a. a. O. p. 228. Der Fall wurde vom „Lavedan" aufgegriffen und in etwas veränderter Darstellung in Nr. 9/1858 gebracht.

„. . . Es waren ihrer sechs oder sieben Personen, darunter zwei, die Du selbst kennen mußt: Lacoste, der Gerichtsdiener oder Garrapit von Saint-Pé, der Hausherr, bei dem Abbé Monsarrat wohnte, und Capitayné von Montaut, ein Wilddieb. Als sie sich nun gegenüber der Grotte befanden, bemerkten sie zwei Lichter, die seitlich am Gave-Ufer hinfuhren und in ungefähr hundert Meter Entfernung an der Grotte vorbeiliefen, das eine oberhalb gegen Osten, das andere unterhalb gegen Westen. Plötzlich verschwanden die beiden Lichter, und man sah die Grotte sogleich wie von mehreren Fackeln erhellt. Als sie ein wenig weitergegangen waren, die Grotte aber noch sehen konnten, war urplötzlich unter ihnen ein so helles Licht, daß sie Stecknadeln hätten aufheben können, und wären sie auch noch so klein gewesen. Das dauerte einige Augenblicke. Sie wurden von äußerstem Schrecken befallen: Lacoste machte das Kreuzzeichen und fiel auf die Knie; Capitayné, der berüchtigte Wilddieb, wagte es nicht, seinen Weg bis Montaut fortzusetzen, solche Angst hatte er; er blieb in Peyrouse ... M. Balencie, der Advokat, Schwiegersohn des Herrn Barbe aus Saint-Pé, und mein Papa brachten Lacoste am vergangenen Donnerstag zum Reden. M. Balencie fragte ihn, ob es wahr sei, daß er sich niedergekniet und zu Gott gebetet habe. ‚Ja', sagte er, ‚Sie wissen, daß es mit meinem Glauben nicht allzuweit her ist, und trotzdem hatte ich Angst; ich kniete mich nieder und sagte: ‚Gott hilf mir!' — ‚Sie waren wohl ein wenig benebelt?' sagten M. Balencie und Papa. ‚Benebelt? Ich hatte während des ganzen Tages eine Tasse Kaffee getrunken, und die Leute, die mit mir waren, hatten überhaupt nichts getrunken und trotzdem taten sie dasselbe; fragt sie nur,' sagte er mit großer Lebhaftigkeit zu dem jungen Mädchen, das bei uns war, und zu jener anderen Frau. . . ."[7]).

Die beiden Fälle mögen, für sich betrachtet, nicht stringent sein; hält man sie jedoch mit der höllischen Manifestation vom 19. Februar und den nachfolgenden dämonischen Umtrieben zusammen, so kann über ihren wahren Ursprung als dämonisches Machwerk kaum ein Zweifel bestehen.

3. Nach den Erscheinungen

Bis zum 7. April, dem Tag, an dem die Unbefleckte die Grotte verlassen zu haben schien, wagte es die Hölle nicht, sich bei Tageslicht am Erscheinungsort zu zeigen. Um so zahlreicher wurden ihre Umtriebe aber nachher. Wir wollen aus der Fülle der Ereignisse nur die hervorstechendsten herausgreifen. Wir sehen von den falschen Heilungen ab und unterscheiden der Übersichtlichkeit halber summarisch zwischen infestativen Manifestationen und falschen Visionen.

[7]) Laurentin a. a. O. p. 228 und 274.

a) Infestative Manifestationen

Eines Tages kam Marie N., ein frommes Mädchen aus der Rue Basse, von der Grotte zurück und erzählte, daß sie im Inneren des Felsens ein Konzert geheimnisvoller himmlischer Stimmen gehört habe, das auf die Sinne wie ein „narkotischer Zauber" gewirkt habe. Nach ihrer Meinung waren allein die Engel zu einer so himmlischen Musik fähig. Das Mädchen ging am nächsten Tag wieder zur Grotte, in der Absicht, dort den Rosenkranz zu beten, aber auch in der heimlichen Hoffnung, die himmlischen Stimmen neuerlich zu hören. Tatsächlich hörte sie, als sie zu beten begonnen hatte, wieder die himmlischen Harmonien, reine und süße Töne, wie sie nur von Engellippen kommen zu können schienen. Sie folgte hingerissen den melodischen, verführerischen Klängen und wagte nicht einmal zu atmen (geschweige denn zu beten). Doch nach und nach, aber crescendo, mischten sich seltsame Mißklänge und falsche, gellende Töne in die Harmonien, bis nur noch ein lärmendes Tohuwabohu und eine unbeschreibliche Kakophonie übrigblieb. Plötzlich wurde es still. Einige Sekunden später brach im Inneren der Höhle ein unheimlicher Aufruhr los, als ob unreine Tiere miteinander kämpften. Es klang wie ersticktes Grunzen, wildes Aufeinanderstoßen und das dumpfe Aufschlagen fallender Kämpfer. Das Mädchen lief davon, ohne das Ende des Handgemenges abzuwarten, und wagte mehrere Wochen lang nicht mehr, zur Grotte zurückzukehren. Wenn sie von dem Ereignis sprach, wurde sie bleich und begann vor Schrecken zu zittern.

Fast zur selben Zeit widerfuhr einem Mann aus Saint-Pé oder einem der umliegenden Weiler etwas ähnlich Erschreckendes. Der Mann ging friedlich am frühen Morgen zum großen Markt nach Tarbes und wanderte auf der Landstraße von Pau nach Lourdes. Als er gegenüber der Grotte angelangt war, zog er nach der Sitte der Pyrenäenbewohner, wenn sie an einem Kreuz oder Heiligenbild vorbeigehen, die Mütze und machte das Kreuzzeichen. In diesem Augenblick wurde er von einer phantastischen Feuerkugel eingehüllt und konnte trotz seiner Anstrengungen weder vorwärts noch rückwärts gehen. Außer sich und wie erstarrt, machte er neuerlich instinktiv und wie mechanisch das Kreuzzeichen, worauf die Kugel alsbald mit furchtbarem Knall platzte und alles wieder in Dunkelheit tauchte. Aus einiger Entfernung hörte er Hohngelächter und gotteslästerlichen Spott. Der Mann machte, ohne einen Augenblick zu verlieren, kehrt und ging wieder heim[8]).

Eines Tages kam der elf- oder zwölfjährige A. ganz erschreckt von der Grotte heim und warf sich in die Arme seiner Mutter. Diese erhielt auf ihre Fragen keine Antwort. Erst mit Hilfe der Nachbarin — es war die Schwester des uns als Zeugen sehr wertvollen Steuereinnehmers Estrade — gelang es, das Kind zu beruhigen. Der Bub

[8]) Estrade a. a. O. p. 162 ff.

erzählte: „Ich verließ das Haus und ging mit anderen Kindern in der Gegend von Massabielle spazieren. Als ich bei der Grotte angekommen war, betete ich einen Augenblick, um mich dann in Erwartung meiner Kameraden dem Felsen zu nähern und meinen Kopf auf den Ellbogen zu stützen. So stand ich da, betrachtete die anderen rings um mich und dachte an nichts, als ich mich nach der Felsenhöhle umwandte und eine goldene Dame auf mich zukommen sah, die ganz auffallend herausgeputzt war. Ihre Hände und den unteren Teil ihres Körpers barg sie in einer Wolke, ähnlich einer Gewitterwolke; sie starrte mich mit ihren großen schwarzen Augen an und schien nach mir greifen zu wollen. Ich dachte sofort, es sei der Böse, wußte nicht mehr, was ich tat, und floh." Während das Kind erzählte, zitterte es noch an allen Gliedern und klammerte sich an den Rock der Mutter. Einige Wochen später, am Vorabend seiner ersten heiligen Kommunion, erzählte der Bub Fräulein Estrade noch einmal die ganze Geschichte[9]).

Haben sich die bisher berichteten Fälle ohne Zeugen abgespielt, so wurden die nun folgenden von vielen gesehen. Ein junger Bauer aus dem Batsurguère-Tal, von Natur aus schwerfällig, kam an manchen Tagen allein zur Grotte. Sobald er sich dem Felsen näherte, wurde er von einem Schauer ergriffen und begann, sich mit schwindelerregender Schnelligkeit zu drehen. Wenn er seine Bewegung unterbrach, schaute er in die Luft und schien mit seinen Händen einem unsichtbaren Wesen zu folgen. Dabei machte er mehrere Schritte auf der senkrecht abfallenden Felswand und blieb dort gegen die Gesetze des Gleichgewichts stehen. In seinen natürlichen Zustand zurückgekehrt, fühlte er sich erschöpft und zog sich ganz verwirrt zurück. Auf Befragen erklärte er, daß er nicht seines Willens sei und daß ihn ein geheimer Antrieb, der vom Inneren des Felsens ausgehe, zu seinem seltsamen Verhalten zwinge.

Ungefähr zur selben Zeit kniete ein acht- bis neunjähriges Mädchen beim Felsen und schien eine Vision zu haben. Das Kind war gesammelt und verfolgte mit den Augen hinten im Felsen etwas Rätselhaftes, das ihm ein gezwungenes, leichtes Lächeln zu entlocken schien. Plötzlich fiel die Visionärin auf den Rücken und rollte, wie ein Rundholz auf einer schiefen Ebene, vom Inneren der Grotte in unordentlicher Weise bis zum Gave. Die Anwesenden stießen laute Schreie aus, und einige Frauen liefen davon. Als das Kind seiner selbst wieder mächtig war, konnte es weder die Ursache seines Falles noch die seines kopflosen Hinabrollens erklären[10]).

Einige Monate später wurde der Sohn eines Pächters, der ein paar hundert Meter flußabwärts von der Grotte wohnte, von einer eigenartigen Krankheit befallen, die die Ärzte nicht erklären konnten. Das ungefähr zwölfjährige Kind besaß einen gutmütigen,

---

[9]) Ders. a. a. O. p. 168 f.
[10]) Ders. a. a. O. p. 169 f.

sympathischen Charakter und erfreute sich bis dahin bester Gesundheit. Plötzlich wurde es, ohne jeden Übergang, verschlossen und zornmütig; sein Leib kauerte sich zusammen wie eine unförmige Kugel, und sein Sprechen glich einem Gebrumme, wobei es sich mancher Ausdrücke bediente, die kein Mensch in seiner Umgebung verstand. Zu bestimmten Stunden des Tages litt es unter fürchterlichen Krämpfen und Zuckungen. Fräulein Estrade besuchte den Knaben mit einigen Freundinnen. Sie fanden ihn in einem niedrigen Raum, der als Küche diente, neben dem Feuer kauernd. Sie versuchten vergeblich, ihn zum Sprechen zu bringen. Da die Eltern auf dem Felde arbeiteten, schickten sie sich an, wieder wegzugehen, setzten sich aber im Hof des Hauses einen Augenblick nieder. Da kam der Vater heim und bat sie, mit in das Haus zu kommen. Sie gingen mit, doch hielten sie an der Türschwelle das laute Geschrei und die erbitterten Blicke des Kranken zurück. Dieser begann, ihnen in einem Wutanfall Beleidigungen und die schmutzigsten Worte entgegenzuschleudern. Plötzlich wurde der Kranke in seinem Zorn wie von einer geheimen Feder emporgehoben und mit einem Krötensprung von einem Ende des Zimmers in das andere geschleudert. Die Besucherinnen bekamen Angst und machten sich Hals über Kopf aus dem Staube, obwohl ihnen der Pächter versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten. P. Beluze, der eben in Lourdes eine Mission hielt, hörte von der ungewöhnlichen Krankheit des Knaben, unterrichtete sich an Ort und Stelle über sein Gehaben und war überzeugt, es mit einer dämonischen Besessenheit zu tun zu haben. Als er einige Tage später vom Exorzismus Gebrauch machte, erhielt der Kranke fast unmittelbar seine frühere Gesundheit wieder[11]).

Betrachten wir die vorgelegten Fälle näher, so fällt auf, daß jene, die ohne Zeugen waren, für die Beteiligten ein starkes subjektives Erlebnis bedeuteten und alle mit panischem Schrecken erfüllten. Das spricht vor allem gegen eine Sinnestäuschung. Der tiefgehende und verhältnismäßig lang andauernde Schrecken ist, verstärkt durch die Vielzahl der Fälle, ein ziemlich sicheres Zeichen einer dämonischen Dazwischenkunft. Die Visionen und Auditionen scheinen eindeutig objektiv gewesen zu sein, doch ändert ihre immerhin mögliche Subjektivität an den Tatsachen als solchen nichts. Typisch für die dämonische Wirkungsweise ist der erste Fall: Die Töne klingen zuerst rein und himmlisch, um sich erst nach und nach mit schrillen Dissonanzen zu vermischen und schließlich in tierischem Gegrunze und einer Schlägerei zu enden. Im zweiten Fall ist bezeichnend, daß die Infestation just in dem Augenblick erfolgt, da der Bauer die Mütze zieht und das Kreuz macht. Der zwölfjährige A. „denkt an nichts", im Gegenteil, er betrachtet seine Gespielen und wendet sich nur von ungefähr zur

[11]) Ebd. p. 171 f.

Grotte um, wo er das eitle Trugbild, das sein wahres Wesen gar nicht zu verbergen sucht, gewahren muß. Alle drei Fälle ereignen sich bei der Grotte und scheinen den Zweck von „Störversuchen" zu haben: die echten Visionen Bernadettes in Mißkredit zu bringen, zu verwirren und Schrecken zu verbreiten.

Die beiden folgenden Fälle, die auch von Zeugen wahrgenommen wurden, dienen offenbar demselben Zweck, stellen aber mehr das Moment des Sensationellen in den Vordergrund. Das Phänomen des jungen Bauern unterscheidet sich von einem gewöhnlichen „Veitstanz" durch eine offenbare Vision, nach der er mit den Händen hascht, und die damit in krassem Widerspruch stehenden Gleichgewichtsübungen auf dem steilen Felshang. In dem folgenden Fall kommt zu dem Moment des Sensationellen und Läppischen auch noch das des zweifellos Unschicklichen. Überdies sind sowohl der junge Mann wie auch das kleine Mädchen während der makabren Vorgänge an Leib und Leben gefährdet. Sie erleiden, wie die Akteure der vorher erwähnten Fälle, eine auf sie von außen einwirkende Gewalt; es geschieht mehr mit ihnen, als sie selbst tun. Und was den Fall des besessenen Knaben betrifft, so spricht er für sich: der Gebrauch fremder Ausdrücke, die Wutausbrüche, die Froschsprünge durch das ganze Zimmer hin und schließlich die Wirkung des Exorzismus, der ein unmittelbares Aufhören aller dieser seltsamen Erscheinungen zur Folge hatte, lassen an dem Charakter einer wahren, wenn auch nicht besonders schweren Besessenheit nicht zweifeln.

b) Falsche Visionen

Als bevorzugtes Exerzierfeld dämonischer Umtriebe erwies sich in Lourdes das Gebiet der falschen Visionen. Hier zeigte sich der Teufel nicht bloß als Affe Gottes, der mit seiner Macht protzen will, sondern ebensosehr und mehr noch als „dia-bolos = Durcheinanderwerfer", der alles durcheinanderbringt, Wahres und Falsches bis zur Unkenntlichkeit vermengt, Neugier weckt und die Sensationslust anstachelt, um auf dem Wege über das Sinnenhafte von der echten Erscheinung abzulenken und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dieses dunkle Kapitel der Geschichte von Lourdes ist umfangreicher, als allgemein bekannt ist. Wir wollen wieder nur das Wichtigste daraus hervorheben und uns darauf beschränken, den einen oder anderen Fall näher zu betrachten.

Bereits am 14. April berichtet der Polizeikommissär dem Präfekten und Unterpräfekten: „Eben erfahre ich, daß bei der Grotte eine neue Erscheinung der Jungfrau stattgefunden hat. Diesmal ist es nicht Bernadette, der diese Gunst zuteil geworden ist. Die Magd des Herrn L. C., eines Getreidehändlers, ein Fräulein von etwa fünfzig Jahren, gewiß nicht unfromm, aber mit ziemlich böser Zunge (das ist der Ruf, den sie in meiner Umgebung genießt), war bei der Grotte. Mit einem Male schrie sie auf, daß sie ‚Dies'

(aquéro)[12]) gesehen habe, und ließ ihren Rosenkranz Rosenkranz sein. Alsbald erhoben sich die Frauen, die sich bei ihr befanden, und geleiteten sie ehrfürchtig bis zum Haus ihrer Herrenleute. Dort fiel sie in Ohnmacht, und man versichert mir, daß sie derzeit von den frömmsten Seelen der Stadt umgeben ist." Der Kommissär verspricht für den nächsten Tag nähere Einzelheiten, doch hat die genaue Nachforschung offenbar mehr Zeit gebraucht, als er ursprünglich meinte; der versprochene Bericht erfolgt erst am 19. Darin heißt es, daß das Haus Bernadettes Tag und Nacht von Auswärtigen, hauptsächlich Kranken, besucht wird. „In der Stadt dagegen beschäftigt man sich weniger mit ihr, seit neue Visionärinnen aufgetaucht sind, deren Zahl von Tag zu Tag wachsen zu wollen scheint. Bis jetzt zählt man sieben, und einige von ihnen wurden seit drei Tagen mehrmals und an verschiedenen Orten übernatürlicher Visionen gewürdigt." Nun folgt eine genaue Beschreibung der Grotten, in deren Inneres man nur flach auf dem Bauche liegend eindringen kann.

„Am 10. April haben es zum ersten Mal Frauen gewagt, den eben beschriebenen Ort zu besuchen. Weder der Altar, den sie mit Füßen treten mußten, noch die Schicklichkeit, nichts hat sie abgehalten. Es waren ihrer fünf, eine hinsichtlich Alter, Sitten und Gewohnheiten sehr wunderliche Gruppe. Die eine ist Claire-Marie Cazenave, zweiundzwanzig Jahre alt, ein tugendhaftes Mädchen von glühendem Glauben und überspannter Phantasie. Sie erklärt: ‚Ich habe einen weißen Stein und fast zur selben Zeit eine Frauengestalt von mittlerer Größe gesehen, die ein Kind auf dem linken Arme trug. Ihr Gesicht lächelte, die lockigen Haare fielen auf die Schultern herab, und auf dem Kopf hatte sie etwas Weißes, das wie von einem Kamme hochgehalten wurde, und schließlich ein weißes Kleid. Was das Kind betrifft, so habe ich dieses nur unvollkommen und auf den ersten Blick gesehen; nachher sah ich es nicht mehr.' Die zweite, Madeleine Cazaux, fünfundvierzig Jahre alt, verheiratet, ein schlechtes Weib, dem Trunk ergeben, erklärt ihre Erscheinung so: ‚Ich habe auf dem weißen Stein etwas gesehen wie die Gestalt eines zehnjährigen Mädchens; sie hatte einen weißen Schleier auf dem Kopf, der auf die Schultern herabfiel, während die Haare auf die Brust herabfielen. Jedesmal, wenn man die Kerze ein wenig von der Stelle rückte, verschwand die Gestalt.' Die dritte, Honorine Lacroix, über vierzig Jahre alt, eine Prostituierte von gemeinen Sitten, sagt, daß sie die Jungfrau als erste gesehen habe. ‚Sie hatte die Gestalt eines vierjährigen Mädchens und war mit einem weißen Schleier bedeckt, während die Haare rückwärts auf die Schultern herabfielen und über der Stirn hochgekämmt waren. Ihre Augen waren blau, ihre Haare blond, der untere Teil der Gestalt hellweiß und die Knospen der Wangen rot.' Von den

[12]) So nannte Bernadette ursprünglich die Erscheinung.

zwei Fremden, von denen auch eine etwas gesehen haben will, hat man nichts mehr gehört; man weiß nicht, von wo sie sind.

Am 14. April ist Suzette Lavantès, eine Magd, fünfzig Jahre alt, mit vier oder fünf Frauen ihres Alters auf die Galerien geklettert. Sie kehrt von ihrem Besuch zurück, und alsbald herrscht in der Stadt große Aufregung, es verbreitet sich das Gerücht, daß Suzette die Jungfrau gesehen habe; man will die arme Frau sehen und beglückwünschen; das Haus ihrer Herrenleute ist buchstäblich mit Besuchern überfüllt. Nun, ich weiß nicht, was Suzette damals gesagt haben mag; sicher ist nur ihre hier folgende, zu Protokoll gegebene und gefertigte Erklärung: ‚Ich erhob die Augen und sah eine weiße Gestalt, ungefähr in meiner Größe, eine Art Dunst, wie einen Schleier, und darunter ein Schleppkleid; ich unterschied aber keine menschliche Gestalt, weder Kopf noch Arme noch Beine noch sonst irgendeine Körperpartie. Überdies ist das, was ich gesehen habe, derart undeutlich und unbestimmt, daß ich mir darüber nicht im klaren bin, was es ist. Ich müßte noch einmal zur Grotte zurückkehren und den Gegenstand sehen, um sagen zu können, was es ist. Als mich meine Gefährtinnen zittern sahen, begriffen sie, daß ich Angst hatte. Da ich die Augen auf einen dunklen Punkt gerichtet hielt, näherte Paule Marthe die Kerze, und ich sah nichts mehr.‘

Am Samstag, 17. April, wagte sich eine neue Gruppe in die unterirdische Galerie, und zwar zum ersten Male Männer und Frauen gemeinsam zur gleichen Zeit: Josephine Albario, fünfzehn Jahre alt, das Dienstmädchen des Bürgermeisters, Joanas, Gemeindesekretär von Lourdes, und Boyrie (Louis), städtischer Straßenwärter. Nach einigen Gebeten wird Josephine verwirrt, unruhig und weint. Man beruhigt sie, bringt sie herab und führt sie schließlich nach Hause. Dort wird ihre Unruhe so groß, daß man gezwungen ist, sie ins Bett zu bringen. Sie erklärt, die ‚Unbefleckte Empfängnis, ein Kind auf ihren Armen tragend, und ihr zur Seite einen Mann mit einem langen Bart‘ gesehen zu haben. Am Abend wird sie bis in ihr Bett von derselben Erscheinung verfolgt, und die Magd des Herrn Bürgermeisters, die bei ihr war, glaubt ebenfalls, etwas zu sehen. Diese neue Erscheinung außerhalb der Grotte hat die Geister verwirrt und ist, glauben Sie mir, Herr Präfekt, ganz und gar zugunsten der Wunder gewesen. Am Sonntag, den 18., geht das Dienstmädchen des Herrn Bürgermeisters gegen Abend wieder zur Grotte, betet am Fuße des Altars ihren Rosenkranz und wird alsbald von heftigen Zuckungen ergriffen; man hat sie zu ihren Herrenleuten heimbringen müssen. Hier war zum ersten Male von Erscheinungen vor dem Altar die Rede.

Das sind, Herr Präfekt, sehr lange und für Sie sehr ermüdende Einzelheiten; doch kann ich Sie nicht zu viel informieren, denn die Lage wird von Tag zu Tag gespannter. Bei der Grotte nicht zu beten, ist heute eine Pietätlosigkeit. Nicht offen an die Reihe von

Wundern und Erscheinungen zu glauben, über die Sie zu unterrichten ich die Ehre hatte, ist fast ein Verbrechen. . ."[13]).

Wir haben mit Absicht den nüchternen und der ganzen Sache abweisend gegenüberstehenden Jacomet so ausführlich zu Wort kommen lassen, um uns von der Verworrenheit der Lage ein Bild zu machen. Auf die Fälle im einzelnen einzugehen, erübrigt sich. Vollen Glauben verdient von allen Visionärinnen allein Cl. M. Cazenave. Dechant Peyramale übermittelt den ausführlichen Bericht, der unter dem Einfluß des Kaiserlichen Staatsanwaltes zustande kommt, dem Bischof mit den Worten: „Dieses Mädchen bietet jegliche Garantie." Gerade darin liegt eben die Gefahr, die Visionen einer Bernadette mit denen einer Cazenave, von den anderen gar nicht zu reden, auf eine Stufe zu stellen. Die Visionen werden zur Mode; jeder Tag hat seine Sensation; Lourdes ist von einem Taumel erfaßt, dem sich auch starke Geister nicht ganz zu entziehen vermögen.

Als Beweis dafür diene der Bericht Estrades: „Es war zu Beginn der Erscheinungen dieser Art, und kein derartiges Geschehen, wie ich es berichte, war noch zu meiner Kenntnis gelangt. Zwei meiner Kollegen, der Steuereinnehmer und der Hauptbeamte von Argelès, kamen nach Lourdes und besuchten mich. Nachdem wir uns über die großen Offenbarungen der heiligen Jungfrau, an die sie nicht glaubten, unterhalten hatten, baten sie mich, sie zur Grotte zu begleiten, die sie zu sehen wünschten. Wir kamen in dem Augenblick bei den Felsen von Massabielle an, als ein junges Mädchen, Josephine ... aus der Rue de Bagnères, in einen dieser krankhaften Zustände gefallen zu sein schien, die der Fallsucht ähneln. Ein Dutzend Frauen standen im Kreis um sie und betrachteten sie verwundert. Wir näherten uns der Gruppe und fanden das junge Mädchen auf den Knien in der Haltung einer Mater dolorosa. Ihr Antlitz hatte zwar nicht die übernatürliche Anmut wie das Bernadettes, es war aber nichtsdestoweniger schön und übertraf den Reiz der gewöhnlichen Gesichter. Sie betete seufzend mit gefalteten Händen, und dicke Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Fiebernde Bewegungen unterbrachen zeitweise ihr Gebet. Meine Kollegen waren durch diesen Anblick derart frappiert, daß sie das Knie beugten und beide ein Geldstück auf den Boden der Grotte warfen, ehe sie sich wieder erhoben. Ich muß bekennen, daß ich selbst einen lebhaften Eindruck empfand, als ich mich in Gegenwart des jungen Mädchens befand und einen Augenblick glaubte, eine neue und wirkliche Ekstatikerin zu sehen. Etwas Geheimnisvolles dämpfte aber trotzdem meine Bewunderung und schien mir zu sagen, daß hier nicht die Wahrheit sei. Ich stellte Vergleiche an und erinnerte mich, daß ich mich von den Verzückungen Bernadettes hingerissen fühlte, während ich von denen Josephines nur überrascht war. Während

[13]) Cros a. a. O., tome II, p. 49—53.

ich den ersten auf den Grund ging, erkannte ich darin eine wirklich himmlische Aktion; wenn ich aber die zweiten ins Auge faßte, fand ich nur die Bewegungen eines übermäßig erregten Organismus. . ."[14])

Die Zahl der Visionäre und der Visionen nimmt beängstigende Formen an, so daß man P. Cros beipflichten muß, wenn er sagt, daß die amtliche Schließung der Grotte ein Segen war, um den durch die wahren Erscheinungen geheiligten Ort wenigstens einigermaßen vor den Umtrieben der falschen Visionäre zu schützen. Der Schauplatz der neuen Erscheinungen war daher hauptsächlich am rechten Gave-Ufer, gegenüber der Grotte. Am 20. Juni berichtet der Polizeikommissär wieder vom Dienstmädchen des Bürgermeisters, das, „umgeben von etwa hundert Personen, die zum Teil der Kongregation der Marienkinder angehörten, dort Augenblicke der Ekstase und Zuckungen hatte", was den Gegenstand aller Stadtgespräche bildete; ebenso von Marie Cazenave, die „in ihren Bewegungen und ekstatischen Kontorsionen" gleichfalls die Aufmerksamkeit von mehr als hundert Personen auf sich zog. Am 29. Juni wollen drei Kinder die Jungfrau gesehen haben, und am nächsten Tag sind es deren acht; „und alle sehen sie im selben oberen hinteren Gang". Bereits am 7. Juli muß Jacomet berichten: „Die Phase der Seherkinder nimmt mit unglaublicher Hartnäckigkeit ihren Fortgang: wir zählen zweiundzwanzig; aber nicht alle sind aus der Stadt; das Batsurguère-Tal liefert eines, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht; aber dieses arbeitet nicht für Lourdes; es sagt, es habe die Aufgabe, die Jungfrau von der Grotte zu entführen und sie in seine Gemeinde zu bringen". Dabei halten wir uns absichtlich an die Berichte des Polizeikommissärs, dem trotz seiner Umsichtigkeit vieles von dem wahren Treiben an der Grotte, zu welcher der Zutritt doch amtlich verboten war, zweifellos entgangen ist.

Die Zeugen der „Erscheinungen" berichten übereinstimmend von dem Gehaben der Kinder und stimmen darin überein, daß die verschieden alten Kinder, die von verschiedenen Orten, aus verschiedenen Kreisen und zu verschiedenen Zeiten zur Grotte kommen, sich nicht verabredet haben können, und es auch nicht anzunehmen ist, daß sie Opfer von Halluzinationen sind, sondern daß sie tatsächlich irgend etwas sehen müssen. Welchen Ursprungs diese Gesichte waren, zeigen ihre Früchte. Hören wir Abbé Glère, der damals im Seminar zu Saint-Pé war:

„. . . Wir kamen genau um vier Uhr bei der Grotte an und fanden dort, außerhalb der Barriere, fünf oder sechs Frauen andächtig knien. Wir sanken ebenfalls in die Knie und beteten. Wenige Augenblicke später sahen wir aus der inneren Höhlung der Grotte oder besser: aus dem Inneren des Felsens ein Kind von ungefähr zehn Jahren herauskommen. Es war von Lourdes und erst seit

[14]) Estrade a. a. O. p. 166 f.

wenigen Tagen Seher. Es hatte sich auf Anordnung der Erscheinung zu dieser frühen Morgenstunde in Begleitung seiner Mutter und anderer Frauen zur Grotte begeben.

Seine Mütze lag neben mir. Es kam, nahm sie ruhig an sich, kniete nieder und betete einen Augenblick. Dann erhob es sich, ging auf die innere Höhle zu, aus der es gekommen war, und machte der Erscheinung drei der anmutigsten Ehrenbezeigungen, die man sich überhaupt vorstellen kann. Sein Mund lächelte und sein Gesicht strahlte vor Glück; Kopf und Hände neigten sich dreimal mit einer unaussprechlichen Anmut. Man stelle sich unsere Spannung, unsere Verwunderung vor: wir waren überzeugt, daß ein übernatürliches Wesen hier sei.

Nach diesen drei Ehrenbezeigungen verlangte und erhielt das Kind auch die Rosenkränze, Medaillen, Skapuliere und anderen Andachtsgegenstände der Anwesenden; wir dachten, es geschehe, um sie von der heiligen Jungfrau segnen zu lassen. Ich beeilte mich also, dem Kind einen herrlichen Rosenkranz auszuhändigen, an dem ich besonders hing. Als der Visionär die Gegenstände in den Händen hatte, warf er sie in die Höhle, aus der er herabgekommen war, und zog sich, begleitet von den guten Frauen, die sich dort befanden, ohne ein Wort zu sagen, zurück.

Ich, der ich mir Gedanken über das Schicksal meines Rosenkranzes machte, ging rasch zum Kind. ‚Mein Freund', sagte ich ihm, ‚was will denn die heilige Jungfrau mit meinem Rosenkranz tun?' Es aber ging, ganz gesammelt und noch halb in seiner Vision versunken, auf dem Felsenpfad weiter, ohne eine Antwort zu geben. — Ich erneuerte meine Frage, worauf mir eine Frau, die mit uns ging, zurückgab: ‚Oh, beunruhigen Sie sich nicht wegen Ihres Rosenkranzes; er ist in guten Händen, haben Sie keine Angst; die heilige Jungfrau wird ihn Ihnen später zurückgeben. Gestern warf man viele Rosenkränze und Medaillen in denselben Ort; und als man später hinaufstieg, fand man nichts dort. Die heilige Jungfrau nimmt das alles fort'.

Ich gestehe, daß ich mich geschmeichelt fühlte, meinen Rosenkranz in den Händen der heiligen Jungfrau zu sehen; ich trieb meine Nachforschungen nicht weiter und wir kehrten nach Omex zurück. Seither habe ich öfter als einmal gedacht, daß mir der Rosenkranz in meinem Besitz nützlicher gewesen wäre. In meinen Händen hätte dieses Kapital mehr Zinsen getragen als in den Händen der Erscheinung. ‚Warum', so fragte ich mich, ‚beraubt uns die Erscheinung, wenn sie himmlisch ist, der Gegenstände, mit denen uns die Kirche ausgerüstet zu sehen wünscht?'"[15]).

Der Fall ist klar: es handelt sich um eine wirkliche Vision. Halluzinationen erlebt man nicht nach vorhergehender Anordnung an einem vorher genau festgesetzten Ort und zur festgesetzten

[15]) Cros a. a. O. p. 228 ff.

Zeit. Die Anmut der Bewegungen und das vor Glück strahlende Gesicht zeugen von einer außerhalb der Natur liegenden Einwirkung. Daß die natürlichen Kräfte dabei im Spiele sind, bedarf keiner Erwähnung. Wenn selbst die Gnade auf der Natur aufbaut, tut dies der Teufel ebenso und bedient sich eines natürlichen Lichtes, um auf die Phantasie und die anderen niederen Seelenkräfte einzuwirken. Nach dem hl. Johannes vom Kreuz verursachen die dämonischen Visionen Trockenheit des Geistes im Verkehr mit Gott, eine gewisse Neigung zur Selbstschätzung, ein Haschen nach und ein hartnäckiges Festhalten an diesen Visionen, keineswegs aber die Salbung der Demut und Gottesliebe. Selbst ihre Eindrücke bleiben nicht mit jener wohltuenden Klarheit in der Seele haften wie die der himmlischen; auch dauern sie nicht an, sondern verschwinden bald aus der Seele, außer diese legt großen Wert darauf, weil dann die Eigenliebe die Erinnerung wachruft[16]). Das Handeln des Sehers ist wohlüberlegt: er wirft die Andachtsgegenstände erst weg, nachdem er alle in den Händen hält; doch scheint er wie im Traum und unter Führung einer unsichtbaren Macht — eben der Erscheinung — zu handeln. Böse Absicht von seiten des Kindes muß man ausschließen. Die von Johannes v. Kr. als negative Kennzeichen einer dämonischen Vision genannten Wirkungen scheinen wenigstens einigermaßen erkennbar. Eindeutig ist die Herauslockung der Andachtsgegenstände. Diese hat selbstverständlich nicht die „heilige Jungfrau" aus der Grotte fortgeholt, sondern der Polizeikommissär. So weisen seine Aufzeichnungen z. B. für den 16. Juli allein 176 Rosenkränze und 62 Medaillen aus, die in der Grotte „gefunden" wurden, was die Systematik und „Fruchtbarkeit" der dämonischen Dazwischenkunft erweist.

Grotesk, in hohem Maß verdächtig und unziemlich ist das Verhalten der Kinder von Ossen. Der Ortspfarrer richtet am 9. Juli einen ausführlichen Bericht an den Bischof. Darnach sah der zehnjährige Laurent Lacaze am 2. Juli (Jacomet erwähnt die neuen Seher erst am 7. Juli!) an der Grotte eine weißgekleidete Frau, die auf ihrem linken Arm ein ganz kleines Kind trug. Dieses Kind hielt in seiner rechten Hand einen Strauß aus drei roten Rosen. Auf dem Kopf hatte es ein rotes Häubchen, das von drei weißen Rosen überragt war, die mit einer roten Masche befestigt waren. Zu beiden Seiten der Frau standen zwei schwarzgekleidete Männer mit blauen Mützen und Stöcken in den Händen. Die Frau hieß den Knaben am Nachmittag wiederkommen. Da zeigte sich die Gruppe wieder und ging Richtung Ossen davon. Das Kind folgte ihnen und spielte auf dem Wege mit der Frau, die auf die kindlichen Spässe einging. Dann verschwand die Erscheinung mit den Worten: „Ich mache kehrt".

---

[16]) Aufstieg zum Berge Karmel, II, 22, S. 225 der deutschen Ausgabe von Aloysius ab Imm. Conc. und P. Ambrosius a. S. Theresia, 1937 ff.

Am nächsten Tag fühlte sich das Kind wieder gedrängt, zur Grotte zu gehen. Die Erscheinung fand wieder wie am Vortag statt. Die von den Männern geleitete Frau sagte zu dem Kind: „Komm näher"; dann hieß sie es niederknien und den Rosenkranz beten. Und hierauf: „Geh, trink und sprenge Wasser (auf die anwesenden Leute)!" Dann gab sie ihm den Befehl, sich zurückzuziehen. Am folgenden Tag, einem Sonntag, sah das Kind die Frau mit einer zahlreicheren Begleitung. Sie hatte vor sich einen kleinen, weißgekleideten Mann mit einem weißen Hut, der eine Weltkugel in den Händen hielt. Sie nannte ihn den lieben Gott oder Johannes, sich selbst Maria und die beiden anderen Josef und Petrus. Darauf verschwand sie, um sich dem Kind erst wieder auf dem Heimweg zu zeigen. Dabei wurde auf Befehl der Frau eine Prozession gebildet. Der „liebe Gott" ging an der Spitze, dann kam zwischen Petrus und Josef die Frau, hinter ihr der Seher, dem in zwei Reihen die Anwesenden folgten. An die Spitze stellte der Knabe, der im Namen der Frau handelte, sechs Kinder, die „Schlechtes geredet" hatten; ihnen folgten die Frauen, die ebenfalls in gute und schlechte eingeteilt wurden; einige Bewohner von Lourdes bildeten in derselben Ordnung den Schluß. Alle hielten den Rosenkranz am Arm und zogen in Prozession bis zu einem Meierhof, der ungefähr einen Kilometer von der Grotte entfernt war. Dort wurden die Bewohner von Lourdes verabschiedet, worauf die Frau verschwand, um bald darauf wieder aufzutauchen. Sie verschwand abermals, um sich beim Ortseingang von Ossen, aber diesmal allein, neuerlich zu zeigen. Am nächsten Tag erschien sie im Hause des Sehers selbst. Am 5. Juli sah Laurent die Frau schon beim Aufstehen im Hühnerhof. Er spielte mit ihr, und sie ließ ein blaßrotes Band, das sie vom Kopf des Kleinen, den sie am Arm trug, löste, auf sein Haupt fallen. Währenddessen trat der Pfarrer ein und erinnerte den Kleinen an sein Versprechen, zu ihm zu kommen. Dieser ließ sich in seinem Spiel jedoch nicht stören. Schließlich gebot ihm die Erscheinung, das Band allen Anwesenden zum Kuß zu reichen und es dann jemandem zu schenken. Darauf nahm der Pfarrer das Kind an der Hand und führte es in das Pfarrhaus. Auf dem Weg dahin sah es die Frau vor sich hergehen und beeilte sich, sie einzuholen. Im Pfarrhaus dasselbe Spiel. Der Pfarrer wußte nicht, was er von dem Kind und seinem Benehmen halten sollte, bis ihm der Gedanke kam, Weihwasser gegen die Erscheinung zu sprengen. Er tat es nach allen Seiten und reichlich. Darauf war die Frau am Gesims eines Kastens. Als er auch dorthin Weihwasser sprengte, kam sie der Kastentür entlang herab. Das Kind stürzte auf sie hin und verdoppelte sein Spiel. Der Pfarrer sprengte von neuem und noch reichlicher Weihwasser. Daraufhin begann das Kind, mit dem Wasser, das den Kasten benetzte, eine Stelle der Tür zu waschen. Auf die Frage des Pfarrers, was es da mache, antwortete es: „Ich wasche sie; sie hat es mir gesagt." Einige Augenblicke später schien es unruhig zu

werden. Die Erscheinung war verschwunden. Es öffnete das Fenster und sah sie einen Augenblick lang auf dem Giebel der Scheune.

Laurent ging am selben Tag nicht mehr zur Grotte, denn als er vom Pfarrhaus heimkam, zeigte sich ihm die Erscheinung in der gewohnten Weise: die Frau mit dem Kind und Josef und Petrus. Sie sagte zum Seher: „Du kommst jetzt? Geh, geh und hol von Frau Coucoulle in Lourdes drei Paar Rosenkränze." Der Knabe gehorchte sofort und ließ Jean-Pierre Pomiès, einen anderen Seher, zurück, der nun mit der Erscheinung spielte. Bei seiner Rückkehr sah Laurent dieselben Personen. Nun ergriff die Frau den Stock des Petrus und gab ihm damit einen Schlag auf den Kopf, ohne ihm jedoch wehzutun. Der Knabe hinwiederum ergriff ein Band und schlug damit auf die Erscheinung ein. Eine zahlreiche Menschenmenge erfüllte das Haus und den Hühnerhof. Man bat den Pfarrer, auch hinzukommen; doch kaum war dieser eingetreten, hörte das Spiel auf. Die Erscheinung sagte zu dem Kind: „Laß mich, geh; ich will dich auch lassen"[17]).

Am 5. Juli ging der Lehrer von Ségus mit etwa hundert Leuten aus Ségus und Ossen zur Grotte. Unter anderen Sehern befand sich auch einer seiner Schüler, Jean-Marie Sarthe, „der Sohn einer guten Familie, ein sehr einfaches und kluges Kind", und Jean-Pierre Pomiès. „Alle Seher gestikulierten gleichzeitig ziemlich unordentlich, wie um bald hier, bald dort einen Gegenstand zu ergreifen. Dabei riefen sie: ‚Ich sehe sie! Ich sehe sie! Da ist sie!' Wir fragten sie: ‚Wo ist sie?' Sie aber fuhren fort, sich rechts, links, vorwärts, rückwärts mit denselben Gesten zu werfen und antworteten: ‚Hier! Da!' — Wir glaubten, daß die Kinder die heilige Jungfrau sahen, sie aber bezeichneten nicht den Gegenstand, den sie verfolgten. Diese Szene dauerte über eine Stunde und niemand empfand Langeweile; alle beteten. — Als wir heimgingen, lief die Erscheinung den Kindern voraus, und Pomiès und Sarthe hörten nicht auf, hin- und herzulaufen und zu schreien: ‚Hier ist sie! Da ist sie!' — Wir fragten sie oft: ‚Was seht ihr denn?' Sie antworteten: ‚Etwas Schönes'; sagten aber nichts Genaues. Glücklich in dem Gedanken, daß die heilige Jungfrau bei uns sei, sangen wir mit voller Brust die Litaneien. — Als wir beim Kreuz von Omex ankamen, hielt uns der kleine Pomiès an und sagte: ‚Da ist sie oben am Kreuz; bittet Gott!' Darauf stieg er auf die Mauer neben dem Kreuz und hielt uns eine Exhorte, die lange dauerte und sehr schön war. Ich weiß nicht, was die Kinder sahen; ich zweifle aber nicht, daß es etwas Außerordentliches war. Außerdem konnte das Kind, das sprach, alles, was es uns sagte, natürlicherweise gar nicht erfassen und auch nicht ausdrücken"[18]).

Der Bürgermeister von Ossen, der die Vorgänge in seinem Dorf aufmerksam verfolgte, erzählt von Laurent Lacaze ähnliche Dinge

---

[17]) Cros a. a. O. p. 230—234.
[18]) Ders. a a. O. p. 235.

wie der Lehrer von Sarthe und Pomiès: „Gesicht, Augen, Hände, alles an ihm verriet die Erregung und die seelische Unruhe"; er mußte mehrmals von seinem Umhertappen zurückgehalten werden, um ihn vor gefährlichen Stürzen zu bewahren. Als man seiner Mutter sagte, daß er die heilige Jungfrau gesehen habe, umarmte sie ihn. Anstatt zu essen, ging er in den Garten, holte einen Blumenstrauß und nagelte ihn an die Mauer, weil sich ihm dort, wie er sagte, die Jungfrau gezeigt habe. Die Leute strömten in hellen Scharen in das Haus; der Kleine lag angekleidet im Bett und hielt ein Kruzifix in den Händen, das er den Leuten zum Kuß reichte. Von den Neueintretenden verlangte er den Rosenkranz, sprang aus dem Bett, hängte ihn an den Nagel, mit dem er das Bukett an der Mauer befestigt hatte, und warf sich mit einem Sprung wieder ins Bett. Die Leute beteten, das Kind aber machte den Mund nicht auf und blieb mit zur Mauer gekehrtem Gesicht liegen. Der Bürgermeister fährt in seinem Bericht wörtlich fort: „Am nächsten Tag ging ich gegen elf Uhr zu Lacaze. Ich fand dort mit Laurent den kleinen Pomiès und eine Menge Neugieriger. Beide sahen die Erscheinung. Die Lacazes arbeiteten nicht; sie waren fröhlich, besonders der Vater, über das, was ihrem Kinde geschah. Am Abend traf ich Vater Lacaze, als er mähen ging. Ich sagte zu ihm: ‚Heute haben Sie einen Tag verloren.' Er gab mir zur Antwort: ‚Ja, aber wir haben wenigstens eine schöne Gesellschaft im Hause, die heilige Jungfrau.' — In dem, was diese Kinder taten, gab es vieles zum Staunen. Ich habe Laurent französisch sprechen hören, obwohl er nur den Dialekt kannte.

Eines Tages stand im Hause Lacaze Jean-Pierre Pomiès, ein Knabe von dreizehn Jahren, in zwei Meter Entfernung von einem Dachfenster, das auf den Hühnerhof ging. Dieses Fenster ist 60 Zentimeter hoch, 43 Zentimeter breit und mehr als einen Meter über dem Erdboden. Da bemerkte das Kind plötzlich durch das Dachfenster die Erscheinung im Hühnerhof, und ich sah es pfeilgeschwind durch das Dachfenster flitzen, ohne die Wände zu berühren, auf die Füße fallen und im Hühnerhof der Erscheinung nachlaufen. — Dieser Anblick erregte mich so, daß ich mich alsbald zurückzog und daheim zu meiner Frau sagte: ‚Ich trau' der ganzen Sache nicht; ich geh' nicht wieder hin'"[19]).

Andere Zeugen waren über den Vorfall nicht weniger erstaunt als der Bürgermeister. Marcelline Borie, die noch geblieben war, nachdem andere schon weggegangen waren, sah Pomiès in derselben Weise durch das Dachfenster vom Hühnerhof in das Zimmer gelangen. P. Cros hat die Örtlichkeit in Augenschein genommen und erklärt: „Uns scheint dieser Vorfall menschlich unerklärlich." Von anderen Augenzeugen wurde auch die Beobachtung gemacht, daß alle Seher vor geweihten Rosenkränzen in gleicher Weise

[19]) Cros a. a. O. p. 237 ff.

Abscheu hatten, während sie die neuen und ungeweihten einmütig liebten. Sie gaben auch keinen der geweihten Andachtsgegenstände, die man ihnen aushändigte, zurück.

Werfen wir noch einen Blick auf Lourdes zurück! Der Polizeikommissär berichtet am 7. Juli, daß sich in der Grotte viele Kinder befanden, die hinten in der Hauptgrotte beisammenstanden und ihre Blicke auf die Öffnung des oberen rückwärtigen Ganges hefteten. „Ich stieg hinauf; ein Gendarm folgte mir. An der Krümmung des engen Ganges angekommen, wurden wir geblendet von der zauberhaften Wirkung von hundert Kerzen, die zur gleichen Zeit brannten und am Ende des Ganges vor sechsunddreißig symmetrisch angeordneten Blumensträußen, die von lieblichen Kränzen aus Natur- und Kunstblumen überragt wurden, verteilt waren. Dann war alles mit wertlosen Rosenkränzen austapeziert; ihre Zahl überschritt bestimmt zweihundert."

Dazu schreibt Abbé Pène, dessen Schwester den Kindern zweimal bei ihren Übungen, in denen sie Bernadette nachahmten — sie grüßten, küßten die Erde, rutschten auf den Knien — zusah, in seiner Denkschrift: „Eines Tages erklärte die Erscheinung den zahlreichen Kindern, da die Stadt ihr nicht die erbetene Kapelle bauen wolle, wolle sie selbst zusehen. Sie bat sie daher, an einem von ihr bestimmten Tage Kerzen, Kränze und andere Dinge zu bringen, mit denen sie im Inneren des Felsens ein Oratorium errichten wolle. Alsbald begannen die Mütter und die den Kindern Nahestehenden Kränze zu flechten und Kerzen, Rosenkränze, Medaillen und andere für die Errichtung des Oratoriums geforderte Dinge zu beschaffen.

Am festgesetzten Tage kamen die zahlreichen Kinder, Buben und Mädchen, mit allen diesen Gegenständen zur Grotte; es war zwischen zwölf und ein Uhr mittags. Einige Erwachsene hatten die Seher trotz dem Verbot, das Ufer von Massabielle zu betreten, begleitet. Meine Schwester befand sich mit Fräulein Estrade auf der Wiese des anderen Ufers. Die Kinder drangen in die Höhle, die sich am Gewölbe der Grotte öffnet, ein. Dort, sagten sie, befand sich die Dame. Sie übergaben ihr die verlangten Sachen und arbeiteten mit ihr an ihrer Anordnung.

Meine Schwester, der ich diese Zeilen unterbreite, erklärt sie für exakt, sie will aber hinzufügen, daß sich die Dame nach den Aussagen der Kinder ihnen gegenüber mehr als einmal unruhig, ungeduldig und schlecht gelaunt zeigte. Kaum war die Arbeit beendet, als Herr Jacomet ankam; meine Schwester und Fräulein Estrade hatten das Ufer noch nicht verlassen. Der Kommissär drang in das Innere des Felsens ein und entfernte die Sachen wieder, welche die improvisierte Kapelle bildeten. Fräulein Estrade und meine Schwester kamen vor Herrn Jacomet in der Stadt an. Durch eine Nachbarin von seiner Rückkehr verständigt, verbargen sie

sich in einem an den Salon des Kommissärs angrenzenden Keller, um zu hören, was er seiner Frau nach der Rückkehr von seinem Streifzug sage. Der Kommissär sagte, daß er die Sachen wunderbar geordnet angetroffen habe, daß Kinder das nicht hätten machen können und daß es das Werk irgendeiner Hexe sein müsse"[20]).

Die Seher machen bei der Grotte ihre Übungen gemeinsam; sie ziehen Kerzenstümpfe aus der Tasche und zünden sie an; dann richten sie ihre Blicke zur Höhle im Grottengewölbe. Bald werfen sie sich gemeinsam auf die Knie, dann erheben sie sich wieder; sie helfen einander, in das Innere der Grotte zu gelangen, wo sie schreien, weinen und jammern; dann wieder kommen sie eilig heraus, werfen sich zu Boden und heißen die Anwesenden dasselbe tun. Kommt einer ihrer Aufforderung nicht nach, so werden sie ungeduldig.

Eines Tages hört man aus dem Inneren der Grotte eine sehr feine, zarte Stimme, wie die eines kleinen Kindes; was sie zu sagen hat, ist allerdings weniger kindlich: „Im Batsurguère-Tal und besonders in Ossen gibt es viele brave Leute; in Lourdes gibt es bloß Gesindel (canaille)." So ist es kein Wunder, daß Dechant Peyramale eines Sonntags auf der Kanzel erklärt: „Es ist nötig, daß die Mütter ihre Kinder überwachen; sie sollen ihnen nicht mehr erlauben, in der Gegend von Massabielle zu spielen. Der Tag wird bald nahen, wo die Jungfrau triumphieren und die Grotte eine geweihte Stätte für alle sein wird. Aber zur Stunde ist es noch gefährlich: der Teufel wohnt in dem Felsen." Und er jagt einen Chorknaben, der gegen seinen ausdrücklichen Befehl zur Grotte gegangen ist, aus der Sakristei und aus dem Katechismusunterricht fort[21]).

Es verdient jedoch festgehalten zu werden, daß sich die falschen Erscheinungen niemals in der Nische zeigten, in der Bernadette gewöhnlich die Unbefleckte erblickte, noch auch am Ausgang oder außerhalb des Ganges, wo die Gottesmutter die Unterhaltung mit ihrer Vertrauten einige Male fortsetzte. Die Erscheinungen der Seher irren außerhalb der Grotte oder in der Grotte umher; und wenn sie sich im Gange zeigen, dann dort, wo ihnen der Aberglaube einen Altar errichtet hat, nämlich im letzten und dunkelsten Winkel der Höhle, welcher von der Nische mit dem Rosenstrauch am weitesten entfernt ist.

P. Cros hat zwanzig Jahre später mehrere der Seher von 1858 befragt. Sie erinnerten sich an die Erscheinungen durchaus nur mehr dunkel. Ja, schon zur Zeit der Erstkommunion erinnerten sich viele von ihnen nur mehr unbestimmt an die Dinge, die sie an der Grotte gesehen hatten.

---

[20]) Ders. a. a. O. p. 243.

[21]) Michel de Saint Pierre: Bernadette. Die wahre Geschichte von Lourdes, Olten und Freiburg/Br. 1954, S. 92.

4. Schluß

Und das Fazit dieser dunklen Seiten der Geschichte von Lourdes? Es mag für uns einmal in dem Trost bestehen, daß die Wahrheit siegt und Gott sein Ziel immer erreicht. Gerade auf dem Hintergrunde des Irrtums und der Lüge hebt sich die Wahrheit doppelt hell ab.

Lourdes soll aber auch eine Mahnung zur Vorsicht sein, dem Teufel in naiver Weltbetrachtung eine Macht abzusprechen, die tatsächlich beträchtlich ist, oder diese auch nur zu ignorieren. Satan ist nun einmal der „Fürst dieser Welt", und das Reich Gottes kann sich nur im Kampfe gegen das Reich dieses Wider-Gottes durchsetzen. Das ist nicht ein neues, sondern ein altes Gesetz, das von Anfang an bestand und bis zur Wiederkunft Christi in Kraft bleiben wird. Wie die Einzelseele, so muß die Kirche als Ganzes bis zu ihrer Endvollendung gegen die Hölle kämpfen. Schwachgläubige könnten an der Macht, die Gott die Hölle in Lourdes entfalten ließ, beinahe irre werden und entsetzt, wenn nicht entrüstet fragen: Wie kann Gott bloß die Erscheinungsstätte seiner heiligen Mutter durch dämonische Umtriebe so entweihen lassen? Die Macht des Teufels ist durch Gottes Willen an bestimmte Grenzen gebunden, aber innerhalb dieser Grenzen ist sie relativ frei. Sie durfte sich sogar am Gottessohn selber — freilich vergeblich — erproben und sich schließlich durch das Medium menschlicher Handlanger an ihm austoben. Nun ist aber der Knecht nicht über seinen Meister. Der hl. Johannes vom Kreuz erklärt ausdrücklich: Gott erlaubt dem Teufel, nach demselben Maße und in derselben Weise auf die Seele einzuwirken, wie er selbst sie fördert und gegen sie verfährt. Wenn ihr zum Beispiel wahre Visionen durch einen guten Engel zuteil werden. . ., so gibt er auch dem bösen Geiste die Erlaubnis, daß er ihr ebensolche falsche Visionen vorspiegeln kann, die den wahren so täuschend ähnlich sind, daß die Seele, wenn sie nicht vorsichtig ist, leicht betrogen werden kann. Aber nicht bloß diese Art körperlicher Visionen äfft er nach, er bildet auch, wenn er davon Kenntnis bekommen kann, die geistigen Gunstbezeugungen, die durch den guten Engel hervorgebracht werden, nach und mischt sich unbefugt in dieselben ein[22]). Wer im Glauben wandelt und sich an die Kirche hält, braucht vor den Dämonen und ihren Machenschaften keine Furcht zu haben. Wir müssen nur wissen, daß dort, wo Gott ist und wirkt, auch der Teufel ist und werkt. Er ist wie der Schatten Gottes, mit dem man rechnen muß, ohne ihn ernster zu nehmen, als er es verdient.

Zugleich soll Lourdes auch eine Mahnung zur Vorsicht in Sachen von Visionen und Erscheinungen sein, und zwar in doppelter Hinsicht: daß wir sie nicht in Bausch und Bogen, ohne zwischen „echt"

---

[22]) Dunkle Nacht des Geistes, 23, S. 173 f.

und „falsch" zu unterscheiden, verwerfen, dabei aber damit rechnen, daß sich der Teufel in jede echte Erscheinung einmischt, und daß wir auf diese Dinge grundsätzlich keinen Wert legen, es sei denn, die Kirche hätte bereits ihre Approbation ausgesprochen. Wieder mahnt der hl. Johannes vom Kreuz: Wenn die Seele nach Visionen Verlangen trägt, so öffnet sie dem Teufel Tür und Tor, daß er sie hintergehen kann, weil er es gar wohl versteht, solche nachzuahmen und nachzuäffen, daß sie den guten ähnlich sehen, da er sich ja in einen Engel des Lichtes verwandeln kann. Sie würde dem Teufel und seinen Eingebungen solche Gewalt einräumen, daß sie nicht nur die einen für die anderen hielte, sondern daß die teuflischen immer mehr überhandnähmen, die göttlichen dagegen abnähmen, so daß schließlich alles in der Hand des Teufels und nichts mehr in der Hand Gottes wäre. . .[23]). Die Seher von Lourdes sind ein warnendes Beispiel dafür.

Maria virgo in partu

Von em. Univ.-Prof. Dr. Oskar Graber, Graz

Ob die heilige Jungfrau, schon ehe sie wußte, daß sie die Mutter des Messias werden solle, entschlossen war, immer Jungfrau zu bleiben, ist nicht die einzige Kontroverse bezüglich ihrer immerwährenden Jungfrauschaft. Es ist katholische Lehre: Maria ist Jungfrau vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt. Volle Jungfräulichkeit muß seelisch und leiblich sein. Marias immerwährende seelische Jungfräulichkeit, wenigstens seit der Menschwerdung, ist unter Katholiken unbestritten. Daher geht es hier nur um die leibliche Jungfrauschaft. Maria hatte nicht von einem Manne, sondern vom Heiligen Geiste empfangen und blieb darum, anders als die übrigen Mütter, von der Empfängnis an bis zur Niederkunft auf jeden Fall frei vom Verlust des körperlichen Siegels der Jungfräulichkeit. Bis vor kurzem war es nun unter Katholiken allgemeine Überzeugung, Maria habe auch in der Geburt dieses Siegel bewahrt, sei also dabei körperlich nicht verletzt worden und überdies auch von Schmerzen frei geblieben. An diesen Umstand dachte man hauptsächlich, wenn man von der „Jungfrau in der Geburt" sprach. Neuestens wird aber versucht, diesem Ausdruck eine andere Deutung zu geben. Professor Albert Mitterer stellt eine Untersuchung an, was Jungfrauschaft und Mutterschaft vom Standpunkt der Biologie aus bedeuten, und gelangt zur Überzeugung, die bisherige Auffassung des jungfräulichen Gebärens Marias sei von der Erzeugungsbiologie des Aristoteles bestimmt und falle

---

[23]) Aufstieg, II, 10, S. 121.

mit der Geltung der jetzt anerkannten Entwicklungsbiologie[1]). Mitterer findet volle Zustimmung bei Dr. Johannes Bauer[2]).

Leibliche Jungfrauschaft und Mutterschaft, Empfangen, Zeugen und Gebären, so sagt Mitterer, seien biologische Begriffe und ohne sie sei eine Jungfrauenzeugung auch theologisch nicht verständlich. Biologisch bestehe Marias leibliche Jungfrauschaft in der Geburt aber nur darin, daß die von einem Manne geschlechtlich unberührte Jungfrau ein Kind gebar, das aus einem von männlichen Spermien leiblich unberührten Ei gekommen ist, nicht aber in der Erhaltung der körperlichen Unversehrtheit, der Unverletztheit des Hymens und der Bewahrung vor Schmerzen in der Geburt (102-116). „Diese Verletzungen mit den damit verbundenen Schmerzen stehen in einem viel engeren inneren Zusammenhang mit der vollen leiblichen Mutterschaft als die Unverletztheit des Hymens mit voller leiblicher Jungfrauschaft. Denn sie sind nicht bloß Zeichen der Mutterschaft, sondern mit ihr notwendig innerlich verbunden" (112).

Über die Frage, worin Jungfräulichkeit und Mutterschaft, von der Biologie her gesehen, bestehen, ist eine Meinungsverschiedenheit natürlich nicht möglich, und Mitterers diesbezügliche Ausführungen sollen unbestritten bleiben. Damit ist aber das, was von altersher über die „Jungfrau in der Geburt" geglaubt wurde, noch nicht als falsch erwiesen. Die Vertreter der Tradition hatten zwar keine Einsicht in die biologischen Vorgänge, die Jungfrauschaft und Mutterschaft kennzeichnen, sie leugneten sie aber auch nicht. Wenn sie glauben und berichten, Maria habe Jesus empfangen und geboren und die Empfängnis sei nicht von einem Manne, sondern durch die Kraft Gottes bewirkt worden, geben sie indirekt und sachlich sogar zu, daß die Mutter, die das Kind gebar, frei war „von leiblicher Berührung ihres Eies durch Spermien des Mannes" (103). Es ist nur ein Mehr, das die Tradition über dieses Gebären berichtet: Wunderbare Begleiterscheinungen, durch die die leibliche Jungfrauschaft in der Geburt so vollkommen bewahrt blieb, daß das göttliche Kind auch ohne Verletzung des jungfräulichen Körpers der Mutter und ohne Zerreißungen und Schmerzen geboren wurde. Selbst wenn man darin das Wesen des jungfräulichen Gebärens gesehen hätte, wäre es wohl ein Irrtum in biologischer Hinsicht gewesen, das berichtete Wunderbare aber wäre damit noch nicht als unwirklich erwiesen. Es kommt nur darauf an, ob es genügend sicher bezeugt ist. Die Glaubwürdigkeit würde den Zeugen freilich abgehen, wenn diese wunderbaren Begleiterscheinungen des Gebärens in sich unmöglich wären. Dieser Meinung ist freilich

[1]) Dogma und Biologie der Heiligen Familie. Wien 1952, bes. S. 102–129. Die im folgenden angegebenen Seitenzahlen bei Nennung des Autors beziehen sich auf dieses Buch. — Ders., Parthenogenese u. Theologie, in: Theologie und Glaube, 1953, S. 113–120.

[2]) Münchener Theologische Zeitschrift, 9 (1958), S. 134, u. Marianum 17, Rom 1955, S. 531–535.

Mitterer, denn er glaubt, wie schon erwähnt, die Verletzungen und Schmerzen seien mit der Mutterschaft notwendig innerlich verbunden und, wenn sie fehlten, wäre die Geburt nicht ein Akt der Mutter, sondern des Kindes. Daher komme es, daß der hl. Thomas, der diese Verletzungen leugne, um die Unverletztheit zu begründen, auch den Gebärakt der Mutter leugne und ihn durch einen Akt des Kindes ersetze. Das hätten auch andere getan. Dagegen macht Mitterer geltend: Das „Gebären ist eine Tätigkeit der Mutter, nicht des Kindes, und besteht darin, daß sich die Muskeln des Mutterschoßes entsprechend zusammenziehen und das geburtsreife Kind aus dem inneren Mutterschoß in den äußeren Schoß der Mutter drängen, wobei, wenn nicht die Geburtswege überhaupt, so doch das Hymen verletzt wird" (116).

Es ist jedoch nicht einzusehen, daß die berichteten wunderbaren Umstände dem aktiven Gebären Marias entgegen wären. Die Tätigkeit der Gebärenden, durch die sie das Kind aus ihrem Schoße hinausdrängt, bleibt ihre eigene Tätigkeit, auch wenn das Hinausdrängen zufolge eines Wunders durch unverletzt bleibende Organe nicht auf normalem Wege erfolgt. Die Möglichkeit eines wunderbaren Durchdringens von Körpern durch Körper beweist der Auferstandene wiederholt. Mitterer selbst sagt: „Auch bei aktivem Gebären konnte das Hymen durch ein Wunder unverletzt erhalten bleiben" (118). Durch psychologische und medizinische Mittel kann das Gebären heute überhaupt schon schmerzlos gemacht werden, was beweist, daß schmerzloses und aktives Gebären keine Gegensätze sind. Was natürliche Mittel bewirken können, kann Gottes Wundermacht ebenfalls. Es gibt keinen Kirchenvater, der Maria das aktive Gebären abspräche; Mitterer verweist auch auf keinen. Aber nicht einmal das, was er diesbezüglich vom hl. Tomas sagt, ist überzeugend. Wohl stellt dieser die Frage: „Utrum B. V. aliquid active egerit in conceptione corporis Christi" (3, 32, 4) und beantwortet sie negativ. Damit spricht er ihr aber noch nicht das aktive Gebären ab. Die Frage, ob ihr Gebären ohne eigene Tätigkeit gewesen sei, stellt Thomas darum gar nicht, obwohl die ganze Quaestio 35 des 3. Teiles die Überschrift trägt: De nativitate Christi, und eine solche Frage zu erwarten wäre, wenn er nicht an ein normales Gebären geglaubt hätte. Dagegen sagt er ausdrücklich: „Ex parte matris nativitas illa fuit naturalis" und: „B. V. est vera et naturalis mater Christi" (3, 35, 3 ad 2 und in c.). Thomas wußte doch auch gewiß, daß eine Geburt, die nicht die Mutter, sondern das Kind selbst vollzieht, keine natürliche Geburt ist. Wenn er von einem „exitus prolis de utero matris" spricht oder sagt: „Christus est egressus ex clauso utero matris" (3, 28, 2 ad 1; 35, 6 in c.), Stellen, in denen Mitterer das Gebären als Akt des Kindes ausgesprochen sieht (117), so beweist das nichts, denn es gibt doch auch ein passives Hervorgehen. Gerade dort, wo Thomas vom „exitus prolis" redet (3, 28, 2 ad 1), zitiert er den

Schrifttext „von jedem Erstgeborenen, der den Schoß der Mutter öffnet" (Lk 2, 23 = Ex 13, 2), was niemand von einem Akt des Kindes verstehen wird. Vgl. auch Jo 11, 44, wo berichtet wird, daß Lazarus aus dem Grabe „herausging", obwohl er an Händen und Füßen gebunden war. Wie wenig zudem der hl. Thomas mit der Annahme eines schmerzlosen Gebärens den Gebärakt Marias leugnen will, zeigt seine Ansicht, im Paradiese hätten alle Mütter schmerzlos geboren (1, 98, 2 ad 4).

Doch sei die Ansicht des hl. Thomas welcher Art immer, sie konnte jedenfalls keine Rückwirkung auf die Tradition der früheren Jahrhunderte haben. Mitterer bemerkt wiederholt, seine Darstellung der „Jungfrau in der Geburt" habe nur dann Geltung, wenn keine weiteren Angaben darüber vorlägen (110, 114, 115, 116, 119, 122). Solche Angaben liegen aber vor, und zwar in sehr großer Zahl.

1. In fast allen Glaubensbekenntnissen, von den frühesten angefangen, und in vielen kirchlichen Lehrentscheidungen werden bezüglich der Menschwerdung Christi zwei Tatsachen unterschieden: Er ist empfangen vom Heiligen Geiste und geboren aus Maria, der Jungfrau[3]). Diese sorgfältige Unterscheidung der beiden Tatsachen wäre nicht verständlich, wenn das „geboren aus der Jungfrau" nur hätte aussagen sollen: Maria hat unberührt von einem Mann ein Kind geboren, das aus einem von männlichen Spermien unberührten Ei gekommen ist (104). Denn dies ist in der vorher erwähnten Empfängnis vom Heiligen Geiste vollkommen eingeschlossen. Jedermann konnte, auch ohne einen näheren Einblick in die biologischen Vorgänge zu haben, verstehen, daß damit die Geburt eines Kindes verbunden war, auf dessen Werden keines Mannes Tätigkeit und Spermium einen Einfluß ausgeübt hatten. Wenn trotzdem auffälligerweise die Gebärende immer wieder als „Jungfrau" bezeichnet wird, so soll das offenbar über das bereits Gesagte hinausgehen, ist also eine zweite Wahrheit, also wohl nur die, daß die körperlichen Merkmale, die ein geschlechtlich unberührtes Mädchen normalerweise als Jungfrau kennzeichnen, bei Maria erhalten blieben.

2. Das wird noch klarer aus den fast unzählige Male bei Vätern und kirchlichen Autoritäten gebrauchten Formeln: Maria est virgo ante partum, in partu et post partum, oder: Concepit virgo, peperit virgo, permansit virgo u. ä. Dafür aus einer Fülle nur einige Zeugnisse: Die Synode von Mailand (390), die auf Anregung und unter Vorsitz des hl. Ambrosius stattfand[4]), das

---

[3]) Denzinger, Enchir. Symb. 2, 6, 9, 13, 16, 20, 86, 255, 256, 282 s., 284, 290, 344, 429, 462, 994.

[4]) Epistula 81 ad Siricium. Migne, Patrologia latina (PL.), 16, 1173 s. u. J. D. Mansi, Sacrorum Conciliorum nova et amplissima collectio III, 665 s.

Laterankonzil vom Jahre 649[5]), das Toletanum XI. (675)[6]), Papst Paul IV. (1555)[7]), Klemens VIII. (1603)[8]), das Breviarium[9]) und Missale Romanum[10]), Hieronymus[11]), Augustinus[12]), Petrus Chrysologus[13]), Leo der Große[14]), Maximus von Turin[15]), Fulgentius[16]), Johannes von Damaskus[17]) u. a. Warum so oft diese zwei- oder dreigliederige Formel, wenn das, was im zweiten Glied ausgesagt ist, nicht mehr bedeutet als das im ersten Enthaltene? Mitterer erklärt es so: „Diese Entfaltung war aus verschiedenen Gründen zweckmäßig wegen der verschiedenen Häresien, gegen die sie gerichtet war" und weil die Geburt „das entscheidendste Gegenzeichen gegen die Jungfrauschaft ist" (123). Das reicht aber zur Erklärung nicht hin. Kein Häretiker, der noch auf christlichem Boden stand, leugnete die Empfängnis Christi vom Heiligen Geiste. Damit war aber schon das zugegeben, was eine jungfräuliche Geburt im Sinne Mitterers zur Folge haben mußte, und bei dieser Erkenntnis konnte das „Gegenzeichen" keine Beweiskraft mehr gegen die Jungfrau besitzen. Es hätte also vollkommen genügt, Maria als „virgo ante partum et post partum" zu bezeichnen. Diese Formel ist vielmehr gegen jene gerichtet, die das unversehrte Gebären Marias ausdrücklich leugneten, wie Tertullian[18]), Origenes[19]) und vor allem Jovinian[20]). Klar wird das aus der Entscheidung der eben erwähnten Synode von Mailand. Denn nur mit Rücksicht auf diese Leugnung ist der Ausspruch des Konzils verständlich: „De via perversitatis produntur dicere: Virgo concepit, sed non virgo generavit"[21]). Jovinian und seine Gesinnungsgenossen, gegen die die Synode entschied, gaben also zu, daß Maria unberührt von einem Manne empfangen hatte. Die „Verworfenheit" ihrer Lehre über Marias Gebären, die das Konzil hier feststellt, konnte daher nur der Leugnung der bekannten wunderbaren Begleiterscheinungen des Gebärens gelten. Hätte die in Rede stehende Formel nur eine Entfaltung des allgemeinen Dogmas

---

[5]) D 256.
[6]) D 281.
[7]) D 993.
[8]) D 993,2.
[9]) Fest. Purif. B. M. V., Resp. 1.
[10]) Fest. Imm. Conc., Graduale u. Tractus.
[11]) In Ezech. 44, 1, l. 13. c. 44. PL. 25, 430.
[12]) Sermo 115, n. 3. PL. 38, 1073. Sermo 186, 1, 1. PL. 38, 999. De symbolo ad catechum., Sermo 1 c. 3. n. 6. PL. 40, 630. De catechiz. rud., c. 22, n. 40. PL. 40, 339.
[13]) Sermo 117. PL. 52, 521.
[14]) Sermo 22, 2. PL. 54, 195. Epist. 28, 2. PL. 54, 759.
[15]) Sermo 5. PL. 57, 235.
[16]) Epist. 17, 12. PL. 65, 458.
[17]) De fide orthod., 4. 14. Migne, Patrologia graeca (=PG.) 94, 1161.
[18]) De carne Christi c. 23. PL. 835 s.
[19]) In Lc., hom. 17. PG. 13, 1836.
[20]) Aug., De haer. n. 82. PL. 42, 45.
[21]) PL. 16, 1173 s. Mansi III, 665 s.

der Jungfräulichkeit Marias sein sollen, so wäre angesichts einer Gefahr diese Aufspaltung sogar unklug gewesen. Das „virgo generavit" bot nämlich den Doketen einen scheinbaren Anhaltspunkt für die Leugnung der wahren menschlichen Natur Christi. Augustin sagt das ausdrücklich; der Text ist zu bedeutend um ihn zu übergehen: „Hoc de Manichaeorum nomine et crimine faciebat etiam Jovinianus, negans Mariae sanctae virginitatem, quae fuerat dum conciperet, permansisse dum pareret: tamquam Christum cum Manichaeis phantasma crederemus, si matris incorrupta virginitate diceremus exortum. Sed in adiutorio ipsius Salvatoris, sicut spreverunt Catholici velut acutissimum quod Jovinianus exseruerat argumentum, et nec sanctam Mariam pariendo fuisse corruptam, nec Dominum phantasma fuisse crediderunt, sed et illam virginem mansisse post partum et ex illa tamen verum Christi corpus exortum"[22]).

Gegen die gegebene Deutung der dreiteiligen Formel bringt Mitterer auch vor, sie verstoße gegen die Logik, gegen das Gesetz, daß die eingeteilte Gattung in allen Einteilungsgliedern den gleichen Sinn haben müsse (123 f.). Man braucht jedoch unter „Jungfrau" nur das zu verstehen, woran die Alten vor allem dachten, nämlich: Maria im Besitze des unverletzten Siegels der Jungfräulichkeit, dann hat „die Jungfrau" in allen drei Teilen des Spruches genau den gleichen Sinn.

3. Was die bisherigen Texte indirekt erkennen lassen, das liest man bei den Vätern auch ausdrücklich. In Kenntnis der jungfräulichen Empfängnis und der sich daraus ergebenden gleichfalls jungfräulichen Geburt bezeugen sie überdies mit größter, eindrucksvoller Einmütigkeit die bekannten wunderbaren Begleiterscheinungen dieser Geburt. Es können natürlich nur ganz wenige Zeugnisse geboten werden. Irenäus sieht im Gebären Marias erfüllt, was Isaias 66, 7 steht: „Ehe sie, die kreißte, gebar und ehe die Geburtswehen eintraten, ward sie von einem Knäblein entbunden"[23]). Ephräm läßt Maria Mutter werden „servata virginitate et sigillis non solutis, ... integris virginalibus"[24]). Gregor von Nyssa nennt die Gebärerin „frei von Schmerzen"[25]). Amphilochius bringt den Ausspruch: „Soweit es auf die Natur der Jungfrau ankommt, wurden die jungfräulichen Pforten durchaus nicht geöffnet, soweit es aber auf die Macht des geborenen Herrn ankommt, ist ihm nichts verschlossen, sondern alles offen"[26]).

Hieronymus, der tapfere Verteidiger der Jungfräulichkeit Marias gegen die Irrlehrer seiner Zeit, bemerkt zu den Worten

---

[22]) Contra Julianum l. 1, 2, n. 4. PL. 44, 643.
[23]) Demonstratio praedic. evang. II, 2, n. 54. Bibliothek der Kirchenväter, Kösel, 4. Bd., 622.
[24]) Hymni de B. M. 18, 20. M. J. Rouët de Journel, Ench. patr., 711.
[25]) Or. 1. In Christi resurr. PG. 46, 601 s.
[26]) Oratio 2. In occursum Dmni, n. 3. PG. 39, 49.

des Hohenliedes 4, 12 vom verschlossenen Garten und dem versiegelten Quell: „Quod clausum est atque signatum, similitudinem habet Matris Domini, matris et virginis“[27]). Augustin gibt die Erklärung für den bei ihm und anderen fortwährend vorkommenden Ausdruck „incorrupta virginitas“: „Eum visceribus fecundis et genitalibus integris Virgo Mater effudit“[28]). Petrus Chrysologus, der wiederholt von Marias unverletztem Gebären spricht, erklärt: „Pariendo non perdidit virginitatis insignia . . ., quae nullas partus pertulit passiones[29]). Leo der Große bezeugt: „Cuius virginitas sicut non est violata partu, sic non fuerat temerata conceptu“[30]). Die Väter des Konzils von Chalcedon geben in ihrer Ansprache an Kaiser Marcian die Erklärung, in welchem Sinne die Gottesmutter Jungfrau zu nennen sei: „Desjenigen wegen, der ihr auf eine Weise, wie es Gott geziemte, den Mutterleib versiegelt hielt“[31]). Der begeisterte Lobredner Marias Jakob von Sarug sagt: „Er, (der Heilige Geist) machte sie zu der Gebenedeiten unter den Weibern und befreite sie vom Fluche der Schmerzen ihrer Mutter Eva . . . Maria trug ihn (Christus) innerhalb der verschlossenen Pforte der Jungfräulichkeit, bei seiner Geburt ließ er das Siegel dieser in seinem Verschluß“[32]). Der Leib Christi durchdrang den Schoß Marias, wie er später durch verschlossene Türen hindurchging, sagt neben vielen anderen Gregor der Große[33]). Johannes von Damaskus verweist dafür auf die Macht Christi[34]). Den Abschluß dieser Zeugnisse mögen die Worte des Papstes Hormisdas an Kaiser Justinus bilden: Christus wurde in der Zeit geboren „hominis more, matris vulvam natus non aperiens et virginitatem matris deitatis virtute non solvens. Dignum plane Deo nascente mysterium, ut servaret partum sine corruptione, qui conceptum fecit esse sine semine“[35]). Die Reihe der Aussagen ließe sich fortsetzen bis in unsere Tage; schon ein Blick in die Dogmatiklehrbücher auch der neuesten Zeit bestätigt den Fortbestand der Tradition[36]).

---

[27]) Adv. Jovin., l. 1. n. 31. PL. 23, 265.

[28]) Epist. 186, 1. PL. 38, 999. Ep. 137, 2, 8. PL. 33, 519. Vgl. Sermo 215, n. 3. u. 4. PL. 38, 1073 u. 1074. Tract. 121 in Jo, n. 4. PL. 35, 1958.

[29]) Sermo 144, PL. 52, 585 und Sermo 117, PL. 52, 521. Vgl. Sermo 84, PL. 52, 436. Sermo 142, PL. 52, 580. Sermo 145. PL. 52, 589.

[30]) Sermo 23, c. 1. PL. 54, 199 s. Vgl. Sermo 22, 2. PL. 54, 195. Epist. 35. PL. 54, 809.

[31]) J. D. Mansi, Sacr. Concil. nova et ampl. coll. VII, 1197.

[32]) Bibl. d. Kirchenväter, Kösel, Bd. 6, 357.

[33]) Homil. 26, 1. PL. 76, 1197.

[34]) De fide orthod. 4, 14, PG. 94, 1161.

[35]) Epist. 79. PL. 63, 514.

[36]) Die gebotene Übersicht mag erkennen lassen, was von dem Worte Dr. Johann Auers (Geist und Leben, 23. Jg., 414 f.) zu halten ist: „Später (er verweist zuerst auf die Lateransynode 649) taucht einige Male eine fast medizinische Auffassung über die Jungfräulichkeit auf, die die körperliche Unverletztheit Mariens vor, in und nach der Geburt besagt.“

4. Was die Väter über die Jungfrau in der Geburt sagen, findet deutlichen Niederschlag in der Liturgie der Kirche, die in ihrer lex orandi kundgibt, was sie glaubt. Meßbuch und Brevier bezeugen den Glauben an ein schmerzloses Gebären Marias ohne Verlust des jungfräulichen Siegels. In einer Adventsantiphon des Breviers spricht Maria zum Engel: „Paritura sum regem, qui claustrum virginitatis meae non violavit?" Der Vers „post partum virgo inviolata permansisti" kehrt in Meßbuch und Brevier das ganze Jahr hindurch wieder; wenn die Kirche damit kundtut, daß sie an ein Unverletztbleiben nach der Geburt glaubt, so glaubt sie natürlich ebenso an ein Unverletztsein in der Geburt. Im Offizium von Neujahr und Lichtmeß liest man: „Nesciens mater virgo virum peperit sine dolore." Die Sekret des Festes der Heimsuchung und Geburt Marias sagt, daß Christus „natus de Virgine matris integritatem non minuit, sed sacravit". Die Muttergottespräfation unterscheidet die jungfräuliche Empfängnis durch Überschattung des Heiligen Geistes ausdrücklich von der „gloria permanens virginitatis". An den Samstagen von fünf Monaten stehen im Officium B.M.V. in Sabbato oben zitierte Texte aus Ambrosius, Hieronymus und Augustinus. Wie die Kirche amtlich betet, so betet auch das christliche Volk. In der Lauretanischen Litanei ruft es Maria an als „mater inviolata, mater intemerata".

Angesichts einer solchen Fülle von Zeugnissen, die beliebig vermehrt werden könnten, von Aussagen über die wunderbaren Erscheinungen, die das Gebären der unberührten Jungfrau begleiteten, kann man wohl sagen: Es gibt nicht viele Dogmen, für die eine so ununterbrochene und reiche Tradition besteht, wie für die hier verteidigte Wahrheit. Ihr kommt zweifellos die zu ihrer Anerkennung von Mitterer geforderte Einhelligkeit zu, „die für sie als Kriterium der Offenbarung erforderlich ist" (128). Diese Tradition überliefert, was Mitterer zu bedenken gibt, nicht etwa „nur patristische Schlüsse aus dem Offenbarungsgut", die Väter stellen ihre Aussagen nicht erst schlußfolgernd fest (ebd.), sondern geben sie als überlieferte Lehre wieder. Man denke nur wieder an die Synode von Mailand und damit an Ambrosius, die Jovinians Leugnung der Unverletztheit Marias in der Geburt als „Verworfenheit" brandmarken und als „entgegen der Lehre der Priester, der Heiligen Schrift und dem Apostolischen Glaubensbekenntnis" (Mansi III, 665 f.). Man lese die oben angeführten Worte Augustins (contra Jul., l. 1. 2. n. 4), wo er die Behauptung, Maria sei in der Geburt verletzt worden, in gleich scharfer Weise wie den Doketismus verurteilt und bezeugt, daß die Katholiken durch Gottes Hilfe in gleicher Weise sowohl an die wahre Menschheit Christi als auch an Marias Unverletztheit in der Geburt glauben. So pflegt man in der Tradition nicht zu sprechen, wenn man auf eigene Verantwortung erst aus Prämissen Schlüsse zieht.

5. Es fehlt trotzdem nicht an Versuchen, die Einmütigkeit des Väterkonsenses zu bestreiten. Mitterer nimmt einmal den hl. Ambrosius für sich in Anspruch (117, Anm. 156) und meint jedenfalls die Stelle aus dem Lukas-Kommentar II, 57[37]). Der Kirchenlehrer bezieht sich dort auf Lk 2, 23, wo Ex 13, 2 zitiert wird: „Alles Männliche, das den Mutterschoß öffnet, wird heilig dem Herrn genannt werden." Ambrosius sagt, diese Worte seien nicht nach dem Literalsinn zu nehmen, da ja nicht alle Erstgeborenen heilig wären, die Aussage gelte nur von Christus, „insofern er allein den stillen Mutterschoß ... der heiligen Jungfrau Kirche zur Wiedergeburt des Gottesvolkes öffnet. Er allein öffnete auch sich den Mutterschoß, ... um makellos hervorzugehen". Ambrosius sagt aber auch im gleichen Lukas-Kommentar (II, 7), daß Maria das Vorbild der Kirche ist, „die als Jungfrau gebiert ohne Schmerzenslaut"[38]), was die Väter immer mit der Unverletztheit in Verbindung bringen. So wenig Ambrosius „den Mutterschoß der heiligen Jungfrau Kirche zur Wiedergeburt des Gottesvolkes" verletzt denkt, ebensowenig jedenfalls auch den Mutterschoß Marias. Auch die schon erwähnte Synode von Mailand, der Ambrosius vorstand, läßt mit ihrer Entscheidung gegen Jovinian keinen Zweifel an der Auffassung des Kirchenlehrers bestehen. Aber auch er selbst bekundet sie auf unmißverständliche Weise. In der Schrift De institutione virginis n. 52, die ungefähr fünf Jahre nach dem Lukas-Kommentar verfaßt wurde, gibt er folgende Erklärung zu Ez 44, 1 f.: „Porta igitur Maria, per quam Christus intravit in hunc mundum, quando virginali fusus est partu, et genitalia virginitatis claustra non solvit. Mansit intemeratum septum pudoris et inviolata integritatis duravere signacula, cum exiret ex virgine. Bona porta Maria, quae clausa erat et non aperiebatur. Transivit per eam Christus, sed non aperuit"[39]). Mit dem Ausdruck „aperire vulvam", den Ambrosius im Lk-Kommentar gebraucht, weil die Heilige Schrift damit das erstmalige Gebären bezeichnet, will er also nur die Tatsache feststellen, daß das Kind aus dem Mutterschoß wirklich hervorging. Diese Art, die Geburt zu bezeichnen, ist auch bei anderen nachweisbar. Hieronymus z. B. sagt: „Solus enim Christus clausas portas vulvae virginitatis aperuit, quae tamen clausae jugiter permanserunt"[40]). Ganz ähnlich Amphilochius in der oben zitierten Stelle und Isidor von Pelusium[41]).

Die Berufung Joh. Bauers auf Fulgentius als Zeugen gegen die Tradition ist nicht glücklicher[42]). Als Beleg hiefür soll ein Satz in

---

[37]) PL. 15, 1655.
[38]) PL. 15, 1635 s.
[39]) PL. 16, 334.
[40]) Dial. contra Pelagianos, II, 4. PL. 23, 563.
[41]) Epistolarum l. 1. PG. 78, 196, 198.
[42]) Marianum 17. Jg. (1955), S. 531—535.

der Schrift De duplici nativitate Christi n. 6 dienen: „Gratia Dei et mentem (Mariae) integram servavit et carnem. . . Carni abstulit libidinem“[43]). Fulgentius fasse hier Empfängnis und Geburt als Einheit auf, und die „integritas in partu“ bedeute ihm daher nur, die Empfängnis sei ohne Begierlichkeit gewesen. Fulgentius zeigt aber wiederholt, daß er das Freisein von der Begierlichkeit auf die Empfängnis allein bezieht und davon die „integritas in partu“ klar unterscheidet. So in der Schrift De fide, wo er sagt: Christus wurde auf neue Weise geboren „in matre virgine, sine coitu viri, sine libidine concipientis virginis: ut per deum hominem, quem absque libidine conceptum inviolatus edidit virginis uterus, ablueretur peccatum[44]). Noch deutlicher wird dies aus der Schrift De veritate praedestinationis l. 1 c. 2 n. 5: „Virgo permansit inviolata post partum: quia nec libidinem, sensit cum Deum conciperet in utero . . . nec aliquam corruptionem, dum in vera nostri generis carne pareret“[45]). Bauer glaubt aber noch stärkere Beweise zu besitzen, einen „textus gravissimus“. Brief 17 des Fulgentius enthält nämlich den Satz: „(Christus) solus est masculus adaperiens vulvam. . . Vulvam quippe matris eius non concupiscentia mariti concumbentis, sed omnipotentia Filii nascentis aperuit“[46]). Die früher hier angeführten ähnlichen Aussprüche des Ambrosius und Hieronymus könnten genügen, um solche Worte als ungefährlich zu verstehen. Wenn Fulgentius an eine wirkliche Öffnung des Mutterleibes gedacht hätte, wozu dann der Hinweis auf die „Allmacht Gottes, die ihn öffnete“? Zudem wird ebenfalls im gleichen Brief, nur einige Kapitel zuvor, ausdrücklich gesagt, daß Maria in der Geburt unverletzt blieb: „Ineffabiliter concepit et peperit et virgo genitrix inviolata permansit“[47]). Bauer freilich will das „inviolata permansit“ nur als „unverletzt durch Geschlechtsverkehr“ verstehen. Der Beweis hiefür ist allerdings eigenartig. Fulgentius sagt nämlich einmal: Die Kirche ist Jungfrau in all ihren Gliedern, Jungfrau bloß geistiger Weise in den keuschen Eheleuten und Witwen, Jungfrau in höherem Grade in jenen, in denen sie auch die Unverletztheit körperlicher Jungfräulichkeit besitzt (in quibus. . . corporeae virginitatis integritate potitur). In diesen letzteren, in denen sie auch das Fleisch von jeder Beiwohnung unberührt bewahrt (in quibus. . . carnem ab omni concubitu reservat intactam) habe sie, je voller sie die Jungfräulichkeit besitzt, desto voller und vollkommener den Namen eben dieser Jungfräulichkeit[48]). Das ist aber doch nur die einfache Feststellung, daß Mädchen, die

[43]) PL. 65, n. 6, 728.
[44]) PL. 65, n. 17, 679,
[45]) PL. 65, n. 1, 605.
[46]) C. 13. n. 27. PL. 65, 468.
[47]) C. 6. n. 12. PL. 65, 458.
[48]) Ep. 3, c. 6. n. 10. PL. 65, 328.

geschlechtlich unberührt sind, auch körperlich unverletzt sind. Daß Fulgentius Maria, von der hier gar nicht die Rede ist — er spricht ja von der Kirche —, nur in dem Sinne unverletzt im Gebären nennte, daß sie nie mit einem Manne verkehrt habe, davon ist hier nichts zu sehen. Die früher angeführten Stellen aus des Kirchenvaters Schriften zeigen dagegen, daß er das eine von dem anderen genau unterscheidet und beides von Maria bejaht.

Es besteht also kaum ein Zweifel: Mag man auch diejenige, die unberührt von einem Manne und von männlichen Spermien gebiert, biologisch als Jungfrau bezeichnen, die Väter, die Liturgie, das christliche Volk verstehen, wenn sie Maria „Jungfrau in der Geburt" nennen, darunter noch mehr: Sie ist es ihnen auch deshalb, weil sie unverletzt und ohne Schmerzen geboren hat.

Die Bewahrung der körperlichen Unverletztheit Marias in der Geburt ist nicht etwa eine rein medizinische Angelegenheit, sie ist von religiöser Bedeutung, weil für die Gottesmutter eine hohe Auszeichnung. Freilich wäre auch das Gegenteil keine Unehre gewesen. Mitterer gibt sich viele Mühe, dies klarzumachen (124—126). Daß aber solche Erwägungen in einer mariologischen Frage nicht ausschlaggebend sind, wird durch die Tatsache der Aufnahme des Leibes Marias in den Himmel evident klar. Es wäre der Würde der hl. Jungfrau kein Abbruch geschehen, wenn ihr Leib im Grabe verwest wäre. Und dennoch wurde dies, wie es katholischer Glaube ist, um der Gottesmutterschaft willen verhindert. Gerade diese Tatsache beweist, daß Gott es als zuwenig erachtete, nur jede Unehre vom Leibe der Mutter seines Sohnes fernzuhalten, daß er ihm auch positiv höchste Auszeichnung und Ehre erweisen wollte. Die byzantinische Liturgie[49]) und spätere Kirchenväter, wie Andreas von Kreta[50]) und Johannes von Damaskus[51]), sehen demnach auch einen inneren Zusammenhang zwischen der körperlichen Unverletztheit in der Geburt und der leiblichen Himmelfahrt.

Hätte Maria, wenn auch von keinem Manne und seinem Spermium berührt, wie jede andere Frau geboren, dann wäre zwar das Wesentliche ihrer Jungfräulichkeit nicht angetastet worden, aber sie wäre, wie R. Laurentin bemerkt, nicht mehr vollkommen in der Ordnung des Zeichens: Sie, die Jungfrau schlechthin, die virgo per excellentiam, würde an ihrem Körper die Merkmale entbehren, die naturgemäß die Jungfrau kennzeichnen und auszeichnen und von ihrer jungfräulichen Gesinnung Wert erhalten[52]).

Die Privilegien des jungfräulichen Gebärens gehören mit zu dem Siege über den Teufel, den Maria nach kirchlicher Überzeugung errungen hat. Demzufolge blieb sie frei von der Erbsünde,

---

[49]) Munificentissimus Deus. A. A. S. 42 (1950) 759.
[50]) Or. de dormitione S. Mariae. PG. 97, 1081.
[51]) In dormitionem B. V. M., hom. 2., 14. PG. 96, 741.
[52]) Compendio di Mariologia, 1956, p. 158 s.

von der ungeordneten Begierlichkeit und den aus dieser stammenden persönlichen Sünden, frei auch von der Verweslichkeit des Fleisches. Es liegt ganz in der Linie gerade dieses Privilegs, daß derjenige, dem sie es verdankte, nicht selbst ihren jungfräulichen Schoß verletzte. Da der letzte Grund aller ihrer Privilegien die Gottesmutterschaft ist, war es höchst angemessen, daß sie gerade in der Mutterschaft nicht die Folgen tragen mußte, die wegen der ersten Sünde über die Mütter verhängt wurden. Wenn Mitterer die Berufung auf die Befreiung vom Fluche der Erbsünde für wertlos erklärt, weil Maria auch andere Übel, wie die Mühsale des Lebens, als Folge der ersten Sünde tragen mußte (126 f.), so kann dem entgegen gehalten werden: Diese anderen Folgen beeinträchtigen nicht den Glanz ihrer Mutterschaft, und nur diese sollte durch ihre Priviligien glorreich gestaltet werden.

Von hohem Werte für die Verteidigung der unversehrten jungfräulichen Mutterschaft im herkömmlichen Sinn ist es, daß ein höchst bedeutendes kirchliches Dokument auch der letzten Zeit dafür spricht. In der Constitutio „Munificentissimus Deus" sagt Pius XII.: Maria ist zufolge des Sieges, den sie als Gefährtin des Erlösers erfocht, nicht nur „immaculata in suo conceptu" und „sepulcri corruptione immunis", sondern auch „in divina maternitate sua integerrima virgo"[53]).

Pastoralfragen

Beichtzuspruch. Welche Verpflichtung besteht für den Confessarius, einen Beichtzuspruch zu geben, und welche für den Pönitenten, diesen zu befolgen? Schon die Art der Fragestellung weist darauf hin, daß hier das Wort „Beichtzuspruch" in engerem Wortsinn zu nehmen ist, also mit Ausschluß dessen, was unter der Aufschrift: „Die Pflicht des Beichtvaters, zu fragen, zu belehren und zu mahnen" behandelt wird. Auch das sind Besprechungen mit dem Beichtkind, dienlich zur Erreichung eines vollständigen Bekenntnisses, vielleicht notwendig zur Richtigstellung eines irrigen Gewissens oder auch zur Vermittlung jenes religösen Wissensgutes, das unbedingte Voraussetzung zum Sakramentsempfang ist. Über die Notwendigkeit solcher Belehrungen und Fragen zu entscheiden, liegt im Ermessen des Beichtvaters als Richter, der für die gültige Absolution verantwortlich ist. Des weiteren weiß jeder Seelsorger, wie sehr es bisweilen eines richtigen Zusprechens bedarf, um eine für die Lossprechung ausreichende Disposition im Pönitenten zu schaffen. Aber in allen diesen Fällen gibt es keine Frage um den Grad der Verpflichtung zu solchen Gesprächen mit dem Beichtkinde, denn die Sorge für die Gültigkeit des Sakramentes begründet immer eine obligatio gravis für den Spender, der auf seiten des Empfängers die Pflicht zur Aufrichtigkeit und zur Be-

[53]) Munificentissimus Deus. A. A. S. 42 (1950) 768.

folgung der priesterlichen Forderungen entspricht, dies um so mehr, als der Pönitent selbst für die Integrität seiner Beichte ebenso wie für seine Befähigung zum Gnadenempfang der Sündenverzeihung, für seine seelische Bereitschaft dazu der Erstverantwortliche ist. Wenn wir diese Bemühungen, ein unschlüssiges Beichtkind zu einer wahren Reuegesinnung zu bringen, in den richterlichen Pflichtbereich einbeziehen, so deshalb, weil wir im Confessarius keinesfalls einen Strafrichter sehen, der einfach nach momentanem Eindruck und erstem Befund auf absolvere oder retinere erkennt, sondern zu einem sündenbefreienden Urteilsspruch verhelfen wird. So waltet der Richter auch stets als Pastor bonus, als Helfer und Arzt. Dem Arzt aber und nur ihm gilt nun im folgenden die oben gestellte Frage, welche Verpflichtung für den Beichtvater besteht, einen Beichtzuspruch zu geben, und wieweit er fordern kann, daß dieser vom Pönitenten befolgt werde.

Das kirchliche Gesetzbuch mahnt im Kanon 888 § 1: „Meminerit sacerdos in audiendis confessionibus se iudicis pariter et medici personam sustinere ac divinae iustitiae simul et misericordiae ministrum a Deo constitutum esse ut honori divino et animarum saluti consulat." Wer die Pflicht des Confessarius-Medicus, einen Beichtzuspruch zu geben, negiert, kann sich wohl auf den zitierten Gesetzeskanon berufen, der kein strenges Gebot dafür beinhaltet. Er muß aber — das kirchliche Rechtsbuch macht wörtlich und ausdrücklich darauf aufmerksam — bedenken (meminerit), daß es nicht nur paragraphierte Rechtsobligationen gibt, sondern auch Verbindlichkeiten, die aus der Berufung und Weihe zum Priester und zum „minister misericordiae divinae" erwachsen. Wenn dies an genannter Stelle derart deutlich in Erinnerung gerufen wird, dann ist es gewiß verfehlt, den Beichtzuspruch ohne weiteres auf Pflichtskala „nach Belieben" zu setzen. Das findet auch seine Bestätigung durch das Rituale Romanum, das im „Ordo ministrandi Sacramentum Paenitentiae" den Auftrag enthält: „Sacerdos ad vitam emendandam ac melius instituendam inducet, remediaque peccatorum tradet" (Tit. III, in Neuausgaben Tit. IV, Nr. 18).

Im allgemeinen erwarten die Gläubigen nach ihrer Beichte eine Aufmunterung „ad vitam melius instituendam", ja ältere Leute bitten, einer früheren Gepflogenheit treu bleibend, nicht bloß um eine heilsame Buße und priesterliche Lossprechung, sondern speziell auch um eine „Lehre", um einen „guten Zuspruch". Niemandem als ihrem Beichtvater vertrauen sie sich mit ihren geheimsten Schwächen an und halten sich deshalb auch für berechtigt, von ihm ein Trostwort zu erhoffen und einen väterlichen Rat, wie man mit den alltäglichen Schwierigkeiten und Versuchungen fertig werden könne, um wieder dahin zu gelangen, daß die „erste Liebe" in uns neu erwache und wir die „ersten Werke wieder tun, auf daß der Herr nichts mehr gegen uns habe" (Offb 2,4). In einem alten Pastoralbuch las ich den Satz: „Ohne Belehrung im Beichtstuhl ist es, als ob der Beichtvater nur lateinisch spräche" (Kerschbaumer, Paterfamilias, 1876). Wenn wir nun zunächst an eifrigere Christen dachten, schließen wir dabei doch auch jene nicht aus, denen das Beichtengehen eine Art Abrechnung bedeutet, die vielleicht für sie nur um Ostern fällig ist, oder die hic et nunc erforderliche Vorbereitung zum Empfang der hl. Kommunion. Da bietet der Beichtstuhl oft die einzige Möglichkeit, und der

Beichtzuspruch ist das noch übriggebliebene Mittel, solch unselige Auffassungen richtigzustellen und dahin zu wirken, daß der Mensch, der sich wieder Gott zuwandte, sich neu begnadet und gerufen weiß, in Hinkunft ein lebendiges Glied Christi zu bleiben. Diese Aktivierungsmöglichkeit der durch das hl. Sakrament der Buße Entsündigten ist wiederum ein Grund mehr, weshalb sich der Confessarius nicht leichthin vom Beichtzuspruch dispensieren darf, auch wenn für ihn als Seelenarzt nicht jene obligatio gravis existiert, die unter den eingangs vermerkten Umständen für den minister iustitiae obwaltet.

Als medicus kann der Confessarius geeignete Besserungsmittel vorschreiben und nützliche Anweisungen geben, die aber über den Verpflichtungsgrad von Ratschlägen nicht hinausgehen, außer wenn das Beichtkind zum Vollzug derselben schon durch ein anderes Gebot verhalten ist. Der Confessarius handelt als Arzt, dem es zwar zusteht, zu raten, aber nicht zu befehlen, wie dies einem Richter möglich ist. Daraus ergibt sich nun auch die Art und Weise der Verbindlichkeit für den Pönitenten, den Beichtzuspruch zu befolgen. Beigefügt muß allerdings auch hier wieder werden, daß es nicht die Furcht, durch Nichtbeachtung des Beichtzuspruches zu sündigen, sein muß, die zur Befolgung desselben drängt, sondern daß auch andere Rücksichten, z. B. das Streben nach beispielgebender Lebenshaltung u. dgl., dafür maßgebend sind, dem Zuspruch des Seelenarztes gegenüber nicht taub zu sein. In einer gewissen Stimmung und Tonstärke hören wir es auch hier, was wir als Kinder im Katechismus lernten, daß es alles eher als lobenswert ist, „wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz zu haben".

Über Inhalt und Ziel des Beichtzuspruches einige Gedanken einzuschalten, ergab sich bereits Gelegenheit. Das spezielle Thema wird in den allermeisten Fällen vom Beichtkind selbst durch das Bekenntnis seiner „schwachen Seiten", durch Frage oder Bitte um konkrete Verhaltungsmaßregeln vorgelegt. Dies möge aber nicht dahin verstanden werden, als müßte der Priester auf jede läßliche Sünde oder gar Unvollkommenheit mit einem eigenen Zuspruch antworten, wenngleich allgemein gehaltene Exhorten nicht allzu fruchtreich sind, auch nicht bei den sogenannten Andachtsbeichten. Hier ist es geraten, einen Punkt der Anklage herauszunehmen und auf dessen Verbesserung die Aufmerksamkeit des Pönitenten zu lenken. Die Vielheit vermindert oder zerstört die Konzentration auf die Ausführung des Vorsatzes. Besser, als jemanden vor das empfehlende Schaufenster einer Devotionalienhandlung zu stellen, ist es, ihm z. B. eine Kerze anzufachen, damit er künftig auf das Licht der Nächstenliebe mehr achte. Das Problem der Gestaltung des Beichtzuspruches gelangt aber erst voll zur Geltung, wenn der Confessarius in die Lage des Samariters kommt, der sich veranlaßt sieht, mehrere schwere Wundstellen zu behandeln. Man kann in Rücksicht auf Zeit und Zahl der wartenden Beichtkinder nicht jedem Übel die wünschenswerte Aufmerksamkeit schenken und gegen jeden Rückfall Sicherungen einbauen, aber dennoch befriedigt es uns nicht, arge Verfehlungen im Beichtzuspruch einfach mit der Selbstberuhigung zu übergehen, daß der Seelenarzt nicht unbedingt in jede Wunde Öl und Wein gießen müsse. Auch zufällig erlauschte Bemerkungen über Priester, die im Beichtstuhl nichts oder „nichts Besonderes" sagen, „gewisse Sünden nicht so wichtig nehmen, weil sie nichts dazu gesagt haben",

oder über andere, denen „es nicht der Mühe wert ist, einen Zuspruch zu erteilen", belehren uns eines Besseren. Bei der Kürze der im Beichtstuhl zur Verfügung stehenden Zeit ist kein anderer Ausweg als der, sich von vornherein für die verschiedentlich nötigen Beichtzusprüche vorzubereiten, d. h. für die gefährlichsten Krankheiten ein erfolgversprechendes Heilmittel bereitzuhalten. Man mag dies für überflüssig halten mit dem Bemerken, daß einem im richtigen Moment schon das Richtige einfällt; mir aber scheint es ebenso notwendig, wie die Vorbereitung auf eine gute, wirksame Predigt. Es will gut überlegt sein, welche Motive gewählt werden müssen, damit sie auf den Willen des Pönitenten möglichst kräftig wirken, und welche Überlegungen ihm über seine seelischen Nöten helfen. Alles das muß noch dazu kurz, bündig und treffend vorgebracht werden. Es braucht keiner allzu langen Praxis in der Seelsorge, um die häufigsten Sünden der Menschen zu kennen und im allgemeinen orientiert zu sein über die verschiedenen religiösen Typen, die zur Beichte kommen. Unbekannt sind auch die Gefahren nicht, denen der heutige Christ ausgesetzt ist, und bei einiger Hirtensorge läßt sich auch verstehen, wie sehr Erziehung und Umgebung die religiöse Ignoranz fördern, die sittlichen Grundsätze untergraben, das Gewissen verwirren und abstumpfen. Wenn heute so viel von der Wichtigkeit der theologischen Hilfswissenschaften, insonderheit der Psychologie, gesprochen wird, so ist hier ein Platz, vielleicht der wichtigste, sie einzusetzen; denn schon, um jemanden zu beurteilen, mehr aber noch, um jemanden seelisch zu heilen, bedarf es eines großen Verstehens. Es mag Gründe geben, von einem Beichtzuspruch abzusehen, aber das eine oder andere Wort der Aufmunterung und des verständigen Mahnens verlängert den Aufenthalt im Beichtstuhl nicht besonders, und die Leute, Priester nicht ausgenommen, sind dafür dankbar.

Noch ein Absatz zur Frage um die Beschaffenheit des Beichtzuspruches. Auch darüber wurde bereits verschiedenes erwähnt, u. a. daß er kurz sein soll, ja sogar kurz sein muß. Er muß auch individuell und konkret sein und soll nicht einer gekürzten Sonntagspredigt gleichen, die unterschiedslos für alle Zuhörer bestimmt ist. Die Sonntagsperikope, auch Gedanken zu den Geheimnissen des Kirchenjahres können aber nichtsdestoweniger die jeweilige Grundlage zum Zuspruch bilden. Hiezu findet man in den gedruckten „Beichtzusprüchen" reichliche Vorlagen. Wie es Berufspflichten gibt, so gibt es auch Berufssünden. Jeder Stand hat seine Beschwerden und jedes Alter seine Nöten. Der individuelle Beichtzuspruch nimmt darauf Rücksicht und ist den persönlichen Verhältnissen und geistigen Bedürfnissen des Pönitenten angepaßt. Wenn über eine Predigt das spontane Urteil gefällt wird: „Heute haben Sie mich genau getroffen!", so muß dies für jeden Beichtzuspruch gelten. Voraussetzung zu diesem Gelingen ist die richtige Diagnose über den Seelenzustand des Beichtkindes. Für bestimmte Klassen derselben gibt schon die Moraltheologie einen Behandlungsmodus an, der auch beim Beichtzuspruch beachtet werden muß, z. B. de consuetudinariis, occasionariis usw. Die Form des Beichtzuspruches bedarf keiner näheren Erörterung; das „Sancta sancte sanctis" gibt auch hier den Ton an, wenngleich dieser etwas differieren wird, je nachdem der Pönitent zarter oder rauher besaitet ist. Positiv ist ein weiteres Attribut des Beichtzuspruches.

Getadelt wird die schlechte Handlung, nicht die Person als solche. Der Apostel rügt die streitenden Korinther, indem er sie aufmerksam macht, wie beschämend es ist, daß „ein Bruder mit dem anderen vor Gericht geht und noch dazu bei Ungläubigen" (1 Kor 6,6). So ist nicht allein das Beschämende der Streitsucht aufgezeigt, sondern auch ein unmißverständlicher Appell an den Charakter des wahren Christen und ein Aufruf zur Bruderliebe deutlich hörbar. Ebenso wirkt aufbauender als jede negative Kritik die rhetorische Frage: „Wißt ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und daß der Geist Gottes in euch wohnt?" (1 Kor 3,16). Der Christ muß wissen, was er ist und was er nach dem Willen Gottes sein soll, dann erst weiß er auch, was er zu tun und zu meiden hat. So möge er denn vernehmen: „Nun seid ihr abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen des Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes" (1 Kor 6,11).

„Beichtvater" heißt man allgemein den Confessarius. Das klingt vertrauensvoll. Bei keiner anderen Sakramentspendung kommt das persönliche Element, des Spenders und des Empfängers, so sehr zur Geltung wie beim Bußsakrament, und es ist wohl der Beichtzuspruch, in dem es zur vollen Bedeutung kommt, ja so weit reichend werden kann, daß auch die Scheuen und Verscheuchten wieder heimfinden zur Gnadenstätte Christi. Fassen wir noch die „Wenn" und „Aber" zusammen, die nach dieser Aussprache über den Beichtzuspruch genug übrigbleiben, so ist die hauptsächlichste äußere Schwierigkeit der schon genannte vielfach herrschende Zeitmangel. Ihm abzuhelfen, ist ein Problem für sich, das mit der Überlegung anfängt, wie der Andrang zum Beichtstuhl an Konkurstagen zu regeln, eventuell auf verschiedene Tage zu verteilen wäre, woher mehr Beichtväter gerufen werden könnten u. dgl. Schwierigkeiten erwachsen auch aus all dem, was man menschliches Versagen nennt. Trotz besten Bemühens und Willens gelingt es nicht immer, daß der Zuspruch im Beichtstuhl ein „Meisterstück, ein Kunstwerk in seiner Art" (Krieg, Wissenschaft der Seelenleitung, 1. Bd., 394) wird. Um so mehr findet der Confessarius wie vor der Predigt so auch vor dem Beichthören ein andächtiges „Veni, Sancte Spiritus!" für sehr angebracht.

Schwaz (Tirol) P. Dr. Pax Leitner

Mitteilungen

Ihre Engel schauen immerfort? (Ein Übersetzungsvorschlag zur Schutzengelstelle.) Im Anschluß an die theologische Betrachtung Professor Pflieglers „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder. . . ." in Heft 4/58 dieser Zeitschrift sei es gestattet, zu einem anderen Wort Jesu über die Kinder, nämlich zur Schutzengelstelle Mt 18,10, auf eine Übersetzungs- und Deutungsmöglichkeit hinzuweisen, die dem Sinn der Stelle näherkommen könnte als die bisherigen unbefriedigenden Übersetzungen.

Sicherlich werden viele von uns schon, besonders beim Vorlesen dieses Evangeliums, ein gewisses Unbehagen empfunden haben bei Vers 10: „Seht zu, daß ihr keines von diesen Kleinen geringachtet! Denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der

im Himmel ist." Man muß sich ehrlich gestehen, daß zwischen der ersten und der zweiten Vershälfte, der reverentia puero einerseits und dem immerwährenden Schauen der Engel andrerseits, kein klarer logischer Zusammenhang ersichtlich ist. Während die erste Vershälfte wie eine Verheißung klingt, daß Jesus uns hier etwas vom heiligen Mysterium des Kindes offenbaren werde, wirkt die nachfolgende Begründung enttäuschend: statt von den Kindern ist nur mehr von deren Engeln und ihrem immerwährenden Schauen in Gottes Antlitz die Rede, was niemandem leicht eingeht.

Auch die Kommentare mühen sich mit wenig Glück um eine befriedigende logische Verknüpfung. Meist interpretieren sie den Hinweis auf die Engel im Sinne einer Warnung oder Drohung, sich nicht am Kinde zu versündigen. Cladder z. B. — ähnlich auch der Herder-Kommentar und der evangelische Kommentar von Zahn — deutet: Denn ihre Engel im Himmel können jederzeit vor das Angesicht Gottes als Ankläger treten. Noch ausgesprochener im Sinn einer Drohung mit dem rächenden Engel haben Guardini und ihm folgend Schmaus (Dogmatik II/1) die Schutzengelstelle ausgelegt. Diese Deutungen sind jedoch unzutreffend, weil sie am unmittelbaren Wortlaut vorbeigehen. Nicht Warnung vor Angriffen auf das Kind ist der Sinn der Stelle, sondern eine Aufforderung zur Ehrfurcht: „Mè katafronésete! Denkt nicht gering vom Kinde!" Die Würde des Kindes ist betont und muß daher in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schauen des Engels stehen.

Gegenwärtig erklären Rienecker (Sprachlicher Schlüssel zum N.T.) und Schmid im Regensburger Kommentar, das „Schauen des Angesichtes" sei ein Ausdruck des alten Hofzeremoniells für: „im Dienste Gottes stehen". Doch die wenigen biblischen Belegstellen hiefür sind nicht überzeugend, und es ist damit auch nichts für die Deutung des Zusammenhanges gewonnen. Eine andere Erklärung besagt, Jesus habe sich mit dem Wort von den Engeln gegen eine zeitgenössische Lehre der Pharisäer gewandt, welche nur ganz wenigen Engeln die unmittelbare Gottschau zuschrieb; er habe betont, daß auch die Schutzengel der Kinder zu diesen höchsten Engelscharen gehörten. Diesen Deutungsversuchen gemeinsam ist der Charakter des Umständlichen, Komplizierten. Ist aber anzunehmen, daß Jesus gerade hier, wo er uns das Kind in seiner Einfachheit und Geradheit zum Vorbild hinstellt, selber sich so umständlich und indirekt ausgedrückt hätte?

Die Schwierigkeiten lassen sich einfach lösen, wenn man im griechischen Text das spürbar betonte „dià pantós" nicht temporal (immerfort) auffaßt als Abkürzung von „dià pantós tou chrónou" — wie alle katholischen Übersetzungen von der Vulgata (semper) bis Karrer und Sigge und auch Luther und Menge es tun —, sondern persönlich und distributiv, nämlich eben auf jene Kleinen bezogen, von denen im ganzen Abschnitt die Rede ist: „durch ein jegliches, per unumquodque eorum". Der Vers lautet dann:

„Seht zu, daß ihr kein einziges dieser Kleinen geringachtet;
denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel schauen durch
ein jedes das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist."

So gefaßt, stehen Mahnung und Begründung in unmittelbarem Zusammenhang und zeigen die schöne Beziehung auf, die zwischen dem Kind, den Engeln und Gott besteht. Die Engel schauen durch ein jedes dieser Kleinen

das Angesicht Gottes; es ist also nicht nur der Engel den Kindern beigegeben (Hebr 1,14), sondern auch das Kind den Engeln zugeordnet: es „ermöglicht" dem Engel die Gottschau in der cognitio vespertina. In ihm, genauer „durch es", wie durch ein Fenster, schaut der Engel die Herrlichkeit Gottes, woraus unmittelbar folgt, daß er sie darin auch schauen will, daß es also sein eigenstes Interesse ist, dieses Bild Gottes, die Transparenz auf Gott hin im Kinde zu erhalten: ein besonderer Bundesgenosse der um das Göttliche im Kind bemühten Erzieher.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß diese Übersetzung nicht nur in gedanklicher, sondern auch in sprachlicher Hinsicht vom Kontext nahegelegt wird. Durch den ganzen Abschnitt 18, 1—15 zieht sich das betonte „hen" (auch nur ein solches Kind!) wie ein Leitwort; siehe Vers 5, 6, 10, 12, 14. (In vielen deutschen Übersetzungen ist es durch den unbestimmten Artikel wiedergegeben und dadurch verwischt.) Zu dem negativ gefaßten „mè henós" (kein einziges dieser Kleinen) ist ein „pan" = „jedes" als positive Entsprechung naheliegend. Es ist daher auch sprachlogisch gefordert, „dià pantós" als Korrelat zum negativen „mè henós" desselben Verses aufzufassen.

Melk (NÖ.) Rudolf Bauer

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

„Ad limina"-Besuche auch für Militärbischöfe. Papst Pius XII. hatte verordnet, daß alle drei Jahre über die Militärseelsorge von den zuständigen Bischöfen und Vikaren nach einem eigens dazu angefertigten Formular an die Konsistorialkongregation Bericht erstattet werden müsse. Nun hat der Hl. Vater Johannes XXIII. in dieser Materie eine Neuregelung getroffen und verordnet, daß künftig wie die residierenden Bischöfe auch die Armeevikare und Militärbischöfe die Besuche „ad limina" zu machen hätten, um Bericht zu erstatten und neue Weisungen entgegenzunehmen; und zwar sollen sie diese Besuche in denselben Jahren durchführen wie die residierenden Bischöfe nach Norm von Can. 341 § 1, 2 CIC. Demnach müssen die europäischen Bischöfe alle fünf Jahre, die außereuropäischen alle zehn Jahre nach Rom kommen. Wenn ein Armeevikar oder Militärbischof zugleich eine Diözese zu verwalten hat, kann er beide Verpflichtungen durch einen Besuch erfüllen. Die Militärbischöfe müssen dieser Pflicht persönlich nachkommen oder aus einem gerechten Grund durch einen Hilfsbischof oder Militärkaplan. (Dekret der Konsistorialkongregation vom 28. Februar 1959; AAS, 1959, Nr. 5, S. 272—274.)

Das „Lateranense" in Rom wird Universität. Papst Johannes XXIII., den seit seiner Jugendzeit vielfache Beziehungen mit der theologischen Hochschule am Lateran in Rom verbinden, hat nun dieser berühmten Studienanstalt, die bisher die Bezeichnung „Athenaeum" führte, den Titel und die Ehren einer päpstlichen Universität verliehen. Damit tritt das von Weltpriestern geleitete „Lateranense" gleichberechtigt an die von den Jesuiten geführte „Gregoriana".

In seinem Schreiben erinnert der Hl. Vater eingangs daran, daß er selbst an jener Studienanstalt als Hörer studiert und später einige Zeit als Dozent für Patristik gewirkt habe. Bei den meisten Kulturvölkern werden Institute wie das „Lateranense" Universität genannt. Deshalb, führt der Papst weiter aus, habe er auch den Wunsch einiger Kardinäle voll berechtigt gefunden, zum Vorteil der meist aus dem Ausland stammenden Alumnen auch das „Athenaeum Lateranense" mit diesem Titel auszu-

zeichnen; dies um so mehr, als ihm dieser Titel auch auf Grund seiner Verdienste und seines Ansehens in aller Welt zukomme und diese Lehranstalt alle von Papst Pius XI. in der Apostolischen Konstitution „Deus scientiarum Dominus" vom Jahre 1931 an die Bezeichnung Universität geknüpften Bedingungen erfülle.

Das im Jahre 1824 von Papst Leo XII. gegründete Institut, das nun mit dem vollen Titel „Pontificia Universitas Lateranensis" heißt, besteht zur Zeit aus einer theologischen und einer philosophischen Fakultät, einem päpstlichen Institut beider Rechte, einem der theologischen Fakultät angeschlossenen Institut für Pastoralwissenschaft und dem päpstlichen Institut „Jesus Magister". (Apostolisches Schreiben „motu proprio": „Cum inde" vom Pfingstsonntag, 17. Mai 1959; AAS, 1959, Nr. 8, S. 401–403.)

Hl. Laurentius von Brindisi — neuer Kirchenlehrer. Papst Johannes XXIII. hat den hl. Laurentius von Brindisi zum „Doctor ecclesiae" erklärt. Das Dokument trägt das Datum vom 19. März 1959 und wurde am 4. Mai d. J. dem Ordensgeneral der Kapuziner, P. Clemens Neubauer von Milwaukee, überreicht.

Der neue Kirchenlehrer Laurentius wurde am 22. Juli 1559 in Brindisi geboren und trat am 18. Februar 1575 zu Verona in den Kapuzinerorden ein. Im Dienste der katholischen Erneuerung nach der Glaubensspaltung entfaltete er eine über ganz Europa sich ausdehnende fruchtbare Wirksamkeit, wobei ihm seine tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, verbunden mit einem außerordentlichen Sprachen- und Verhandlungstalent, reichlichst zugute kam. Als Prediger wirkte er auch z. B. in Wien, Graz, Prag und München. Außer dieser äußeren Tätigkeit hat der Heilige eine überragende exegetische, apologetische, dogmatische und patristische Gelehrsamkeit in den Dienst des Apostolates gestellt. Das reiche hinterlassene Schrifttum, als „Opera omnia" durch die Patres der Kapuzinerprovinz von Venedig zwischen 1928 und 1956 herausgegeben, füllt insgesamt 15 Foliobände. Die Kirche nimmt nun mit dieser Erklärung offiziell in die erleuchtete Gemeinschaft ihrer Kirchenlehrer, die sich durch die doppelte Krone der Heiligkeit und einer hervorragenden und anerkannten heiligen Wissenschaft auszeichnen, das 30. Mitglied auf. Zugleich ist es das dritte aus der franziskanischen Ordensfamilie. Er zieht nun in die Reihen der Repräsentanten der göttlichen Wissenschaften mit dem Titel eines „doctor apostolicus" ein, der sich harmonisch zusammenfügt mit jenem des „doctor seraphicus" für den hl. Bonaventura von Bagnoreggio und des „doctor evangelicus" für den hl. Antonius von Padua. („L'Osservatore Romano" Nr. 108 vom 11.–12. Mai 1959; vgl. „Kathpreß" vom 11. Mai 1959.)

Änderung eines Fürbittgebetes am Karfreitag. Die Hochwürdigste Apostolische Nuntiatur Wien hat mit Schreiben vom 26. Mai 1959, Nr. 18.286, die österreichischen Ordinarien verständigt, daß sie durch einen Brief der Hl. Ritenkongregation vom 19. Mai d. J., Nr. U. 4/959, den Auftrag erhalten habe, den österreichischen Ordinarien folgendes mitzuteilen: Durch eine souveräne Entscheidung Sr. Heiligkeit Papst Johannes' XXIII. wurden die liturgischen Fürbittgebete „pro conversione Judaeorum" folgendermaßen modifiziert:

Oremus et pro Judaeis: ut Deus et Dominus noster auferat velamen de cordibus eorum; ut et ipsi cognoscant Jesum Christum Dominum nostrum. Oremus. Flectamus genua. Levate. Omnipotens sempiterne Deus, qui Judaeos etiam a tua misericordia non repellis: exaudi preces nostras, quas pro illius populi obcaecatione deferimus; ut agnita veritatis tuae luce, quae Christus est, a suis tenebris eruantur. Per eundem Dominum . . . Die Hl. Ritenkongregation ersucht, daß diese Änderung im „Ordo Hebdomadae Sanctae" eingetragen werde. (Vgl. „Linzer Diözesanblatt", 1959, Nr. 6, S. 54.)

Stellungnahme zu Visionen. Die Kongregation des Hl. Offiziums unterzog die angeblichen Visionen und Offenbarungen von Sr. Faustina Kowalska aus dem Institut „Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit", gestorben im Jahre 1938 bei Krakau, einer Untersuchung und ordnete folgendes an:

1. Die Verbreitung der Bilder und Schriften, welche die Verehrung der göttlichen Barmherzigkeit in den von der genannten Schwester Faustina vorgelegten Formen zum Gegenstand haben, ist zu verbieten;

2. dem klugen Ermessen der Bischöfe wird es überlassen, einen Auftrag zu erteilen, die vorgenannten Bilder, die vielleicht schon für den öffentlichen Kult ausgestellt wurden, wieder zu entfernen.

(Bekanntmachung des Hl. Offiziums vom 6. März 1959; AAS, 1959, Nr. 5, S. 271.)

Vom Missionsfeld

Der Protestantismus in den Missionsländern

Von P. Joh. Bettray SVD., St. Gabriel-Mödling bei Wien

Es wurden hauptsächlich ausgewertet:

Église vivante, Tome X, Nr. 3—4, 1958: Le monde missionnaire en 1957. Aussagen, soweit sie im Artikel nicht eigens belegt erscheinen, stammen meist aus dieser Übersicht, die auch einem protestantischen Leser Freude machen kann.

Evangelische Missionszeitschrift (EMZ) 1958 und 1959.

Evangelisches Missionsmagazin (EMM) 1958 und 1959.

Katholisches Missionsjahrbuch der Schweiz für 1952/53 und 1958.

Einzelne Notizen des Orbis catholicus und aus der argentinischen Zeitschrift „Der Volksfreund" (Nr. 51—52, Dezember 1957). Die Schlußstatistik aus der gesellschaftsinternen Zeitschrift SVD. Arnoldus 1959, Mai—Juni, 88.

In diesem Aufsatz soll ein bescheidener Blick in eine Welt geboten werden, die uns fast ganz fremd ist, es aber wahrlich nicht sein dürfte. Wir Katholiken können es uns angesichts der ungeheuren Bedrohung durch Materialismus und Kommunismus nicht leisten, vom getrennten Bruder in seinem Mühen um die Weltmission nichts zu wissen. Wir spüren die Not unserer Trennung. Wir sind uns auch über die Grenzen der Begegnung klar. Noch klarer sind wir uns aber über die Notwendigkeit des demütigen Betens um Einheit in Glauben und Liebe. Nirgendwo wird die Not der Trennung so hart und bitter empfunden wie in den Missionsländern. Man ist daher nicht verwundert, daß die ökumenische Bewegung bei den Protestanten von den Missionen ausging. Man nimmt die angestrebte Verschmelzung von Ökumenischem Rat und Internationalem Missionsrat freudig zur Kenntnis. Man hofft, daß, wie die Missionswissenschaft zwischen Katholiken und Protestanten klärend, verständigend und daher einigend wirkte, so auch die Missionsarbeit, die vor Heidentum und Islam mit dem Skandal der Uneinigkeit belastet ist, einigend auf die Masse der Christen in den verschiedensten Lagern wirken möchte. Im folgenden soll durchwegs ein positiver Einblick in protestantisches Missionsmühen geboten werden. Wenn hin und wieder (sehr selten) negative Stellungnahmen notwendig wurden, so sei bemerkt, daß sie fast alle zum Teil wörtlich aus protestantischer Feder übernommen wurden.

Auf die Darstellung der Geschichte der protestantischen Missionsarbeit wurde verzichtet. Dafür sei auf einen guten Übersichtsartikel in der Schweizer Zeitschrift „Orientierung", Nr. 14/15 vom 31. Juli 1958, verwiesen: E. Ebneter, Kirche und Mission im Protestantismus. Hier wird auch durch eine gute und reiche Literaturangabe eine gültige Darbietung der Geschichte des protestantischen Missionsschaffens in seinen Hauptlinien geboten.

Es sei noch bemerkt, daß vorliegende Arbeit durchaus nicht beabsichtigt, eine lückenlose Übersicht über jedes einzelne Land zu bieten. Wie aus der Literaturangabe hervorgeht, wurden praktisch nur jüngere Angaben verwertet, die aber nicht den Anspruch der Vollständigkeit erheben. Auf den Vergleich mit der katholischen Missionsarbeit, wenigstens in den Zahlen, mußte verzichtet werden, da dann der zur Verfügung stehende Raum auf jeden Fall gesprengt worden wäre.

A. Die Zunahme der protestantischen Christen

in Asien:	1925 —	2,9 Millionen
	1939 —	3,7 Millionen
	1947 —	10,4 Millionen
	1952 —	14,7 Millionen

in Afrika:	1925 —	1,9 Millionen
	1938 —	3,6 Millionen
	1947 —	8,4 Millionen
	1952 —	10,2 Millionen
in Lateinamerika:	1925 —	0,7 Millionen
	1938 —	1,5 Millionen
	1947 —	2,8 Millionen
	1952 —	4,7 Millionen

Die Zahl der nicht römisch-katholischen Missionare in aller Welt betrug 1958 insgesamt 38.606, von denen 25.058 in den USA oder in Kanada beheimatet waren (EMZ April 1959, 56).

B. Die Situation in einzelnen Ländern

I. Die Lage in Asien

Für Asien von Bedeutung war die im März 1958 zu Prapat-Sumatra abgehaltene Konferenz der Leiter der nichtrömischen Kirchen aus ganz Ostasien. Man beriet über „Die gemeinsamen Aufgaben der Kirchen für die Evangelisierung Ostasiens". Die Versammlung wurde von Asiaten vorbereitet und geleitet. Sie beschloß — wohl das wichtigste Ergebnis — die Schaffung eines dauernden Organs der ostasiatischen Kirchen. Dieser Beschluß sollte in der konstituierenden Versammlung der „East Asia Christian Conference" vom 14. bis 26. Mai 1959 in Malaya verwirklicht werden. Die so geschaffene Organisation hätte „als Organ der bleibenden Zusammenarbeit der Kirchen und Christenräte Ostasiens im Rahmen des Internationalen Missionsrates und des Ökumenischen Rates" zu fungieren (EMZ Februar 1959, 21). Für die protestantische Sicht der Lage in Ostasien ist ein Satz von H. Witschi (Randbemerkungen von einer Reise durch den Osten, EMM Febr. 1958, 11) zu erwähnen, daß es sich (in den Gebieten der Baseler Mission) „heute in der Hauptsache um den Dienst der Ausbildung einheimischer Verkündiger in den theologischen Schulen und um Kursarbeit" handeln müsse, wobei es besonders schwer sei, „an der Nahtstelle zwischen bisheriger Missionsgeschichte und nunmehriger Kirchengeschichte" . . . „die Spannung auszuhalten zwischen dem Ja zur eigenen Entbehrlichkeit und dem Ja zum Auftrag".

1. Nach Angaben des japanischen christlichen Jahrbuches von 1957 betrug die Gesamtzahl der Christen in Japan damals 583.589, wovon 322.135 Protestanten waren. Der japanische Protestantismus ist den Katholiken sowohl hinsichtlich der Welt der Intelligenz wie der allgemeinen Kultur voraus. Man versteht es, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit etwa durch internationale Kongresse geschickt auf sich zu lenken. Man hat durch ein hochstehendes Schulwesen Einfluß erlangt. 1958 wurden 1,8 Millionen Bibeln verteilt. Damit stand Japan an zweiter Stelle aller Länder, nur übertroffen von den USA mit 7,45 Millionen und vor Brasilien (!) mit 1,64 Millionen. In diesem Jahr feiert man das hundertjährige Bestehen der protestantischen Mission. Jubiläumsgeschenk soll der Bau von 100 Kirchen in Hokkaido werden. Die wohl zahlreichen Aufspaltungen sucht man durch Einheitsbestrebungen zu überwinden. Die „Kyodan", die vereinigten protestantischen Kirchen Japans, umfassen etwa die Hälfte der nichtkatholischen Christen.

Merkwürdig muten uns allerdings Ausführungen über das Abendmahl an. Weil Brot in Japan niemals als Nahrungsmittel gebraucht wurde — man bezeichnet es mit dem portugiesischen Fremdwort ‚pan' —, und weil Wein an sich in Ostasien nicht bekannt ist, hätten die japanischen Christen keine rechte Beziehung zum Abendmahl. Man wisse nichts damit anzufangen. Es sage den japanischen Christen nicht viel; man vermeide daher nach Möglichkeit, es zu praktizieren (EMM 1, 1959, 34: Brot und Wein in Japan).

2. Die katholische Kirche hat in Korea zweifellos Fortschritte gemacht. Aber auch die Protestanten können auf große Gewinne hinweisen. Sie zählen 1,324.558 Anhänger gegenüber 242.034 Katholiken (nach denselben Statistiken; EMM 3, 1958, 138). In Südkorea gibt es 5300 protestantische Kirchen. Zwei jüngst miteinander verschmolzene Universitätskollegien zählen 4000 Studenten. Die Bibelgesellschaft verfügt über

30 Verkaufsstellen. Sie plant den Bau eines 10-Kilowatt-Senders zu Seoul. „Es ist erstaunlich, zu vernehmen, daß die größte theologische Fakultät der Welt nicht etwa in Europa oder Amerika ist, sondern in Korea, wo an die 600 junge Menschen (660 im Seminar der Presbyterianer zu Seoul) Theologie studieren" (H. Wildi, Geht hin unter die Völker, EMM 1, 1959, 13).

3. Auch die protestantische Kirche hat in China Schweres durchzumachen. Vor der Machtübernahme durch den Kommunismus zählte man 1,5 Millionen Protestanten. Gegenwärtig (EMM Febr. 1958, 45) sollen es 700.000 sein, die in zahlreiche Denominationen aufgespalten sind. Eine andere Quelle gibt nur mehr 343.000 an (EMM 1, 1959, 10). Ob seit 1949 anderswo (als im Raum der Baseler Mission, wo man keine Martyrer hatte) chinesische Protestanten das Martyrium erlitten haben, darüber besitzen wir keine zuverlässigen Nachrichten (EMM Febr. 1958, 41). Aber es gibt zweifellos zahlreiche Protestanten, die sich um der christlichen Wahrheit willen dem Kommunismus nicht unterwarfen. Es gibt Pastoren, die sich weigerten, „ihr Herz der Partei zu schenken", die „energisch die Führung durch die kommunistische Partei abgelehnt haben" und die „sich hartnäckig sträubten, auf dem Wege des Sozialismus zu marschieren." Es gibt führende christliche Persönlichkeiten, die seit Jahren in den Gefängnissen schmachten. Also eine echte, wenn vielleicht auch nicht blutige Verfolgung. Wenn allerdings der Verfasser obiger Bemerkung über protestantische Martyrer meint, daß sich bei den katholischen Opfern des Kampfes gegen den Kommunismus religiöse und politische Motive gemischt hätten (und daß man daher wohl nicht von echten Martyrern sprechen kann?), so dürfte der Verfasser hier kommunistischer Terminologie zum Opfer gefallen sein.

4. Im ganzen gibt es heute auf Formosa (EMZ April 1958, 37) 132.000 (protestantische) Christen, rund 100.000 Taufbewerber, dazu 103.000 Kinder, die zum Teil getauft sind. Von den etwa 150.000 Ureinwohnern sind mehr als 50.000 Protestanten. 35 Missionsgesellschaften sind auf der Insel tätig (G. F. Vicedom, Lebendige Christenheit auf Formosa, EMZ April 1958, 33). Im „Taiwan theological College" werden (nach Erlangung eines Universitätsgrades) dreijährige theologische Kurse für einheimische Prediger gehalten. In einer Universität und mehreren Universitätskollegien bildet man eine protestantisch beeinflußte Intelligenz heran. An einem christlichen Korrespondenzkurs für Nichtchristen nahmen mehr als 200.000 Menschen teil (EMM, 1, 1959, 10). Der Einfluß der Protestanten ist ungleich größer als der der Katholiken. Viele hochgestellte Persönlichkeiten, unter ihnen der Staatschef selbst, sind Methodisten. Abgesehen von den extremen Sekten ist die missionarische Zusammenarbeit und Rücksichtnahme der einzelnen Gesellschaften sehr gut, wobei allerdings wohl die Probleme mehr überdeckt als gelöst erscheinen. Man beklagt wohl, daß der Missionsgeist der jungen Kirchen nicht so ausgeprägt ist und daß die chinesischen Pastoren es als eine Degradierung empfinden, wenn sie sich um die Ureinwohner kümmern sollen.

5. Wenn in früheren Zeiten (auch heute noch) die Aufspaltung der Protestanten in China in etwa 120 Gruppen ein großes Unglück war, so noch viel mehr in dem winzigen Hongkong. Hier macht das protestantische Sektenchristentum große Anstrengungen. Es vergeht in den letzten Jahren kaum ein Monat, in dem nicht der Name einer neuen Sekte zum Vorschein käme (Fideskorrespondenz 18. Okt. 1958, 235–236), eine Situation, die in Hongkong, dem Schaufenster des Westens nach Ostasien hin, das Christentum wirklich nicht empfiehlt.

6. In Thailand ist der Zug zur Verselbständigung festzustellen, wobei die Unterstützung durch Amerika dennoch weitergeht. Für Südvietnam heißt es: „Es gibt kaum ein Missionsfeld, das dünner besetzt und mehr vernachlässigt wäre. Nach den neuesten Erhebungen des Ökumenischen Rates der Kirchen beträgt die Zahl der vietnamesischen Protestanten ungefähr 12.000." Der „streng katholische" Staatschef Ngo Dinh-Diem habe dem Protestantismus aber volle Handlungsfreiheit gegeben. Er habe gesagt, daß in jeder Stadt eine protestantische Kapelle bestehen sollte (EMZ Sept. 1958, 147). In Malaya legt man seit neuestem (Gefahr der Verstaatlichung der Schulen!) größeres Gewicht auf Sonntagsschulen und Jugendorganisationen.

7. Auf den Philippinen muß man unterscheiden zwischen den Aglipayanern (abgefallene Katholiken) und den eigentlichen Protestanten. Die ersteren suchten

nach dem Abfall zunächst katholischen Kult und Organisation beizubehalten, rückten aber bald stark von der Mutterkirche ab. Sie haben keine apostolische Nachfolge. Ihre Priesterkandidaten werden derzeit im anglikanischen Seminar herangebildet, obwohl es zwischen den beiden Gruppen keine Interkommunion gibt. Diese „unabhängige Kirche der Philippinen" wurde jüngst in den Ökumenischen Rat der Kirchen aufgenommen. Sie zählt nahezu 2 Millionen (?) Mitglieder (EMZ Dez. 1958, 186).

Die Tätigkeit der eigentlichen Protestanten ist intensiv. In Manila haben sie einen 50-Kilowatt-Sender „Stimme des Orients". In Cebu wurde ein großes Zentrum errichtet. Ähnliches ist auch anderswo geplant. Für die rückständige Landbevölkerung organisiert man Seminare und Bildungswochen. Gegenüber der katholischen Kirche nimmt man eine ziemlich aggressive Haltung ein.

8. Der Protestantismus in Indonesien hat zweifellos durch die Auseinandersetzungen mit Holland Schaden gelitten. Daß er sich dennoch lebendig vorwärtsentwickelt, dürfte die Tatsache allein schon beweisen, daß die anfänglich erwähnte Konferenz in Prapat-Sumatra stattfand. Der damit im Zusammenhang gefeierte „Tag der Masse" sah 100.000 Menschen vereinigt.

9. In Ozeanien ist das Bergland von Neu-Guinea Hauptgebiet der Arbeit, wo auch Erfolge erzielt worden sind. Wie anderswo zeigt sich auch in Ozeanien das Streben nach größerer Einheit. Eine gewaltige Leistung vollbrachten die Mormonen in Neuseeland, wo sie um 3,000.000 Dollar ein neues Kolleg für die Heranbildung von Predigern erbauten.

10. In Indien stehen immer noch 5000 abendländische Missionsleute in der Arbeit (EMM Febr. 1958, 11 u. 17). Die Möglichkeiten der Missionsarbeit werden mehr indirekt gesehen: Persönlichkeitserziehung, Heilerziehung, Berufserziehung, besonders im Handwerk, in der Landwirtschaft und in der Heranbildung von Ingenieuren. Die Bestrebungen zur Schaffung einer vereinigten nordindischen Kirche sollen 1961 vollendet sein. In Südindien gibt es bereits eine solche vereinigte Kirche. Trotzdem scheint man im Süden, und da besonders in Kerala, in der Verwirklichung der praktischen Einheit noch nicht sonderlich weit gekommen zu sein. T. J. Poonen (Der Entscheidungsruf in der Schicksalsstunde für die christliche Kirche in Kerala, EMM Febr. 1958, 23) macht der syrischen und den protestantischen Kirchen in Kerala den schweren Vorwurf, durch Abspaltung, Machtkämpfe und unwürdige gerichtliche Auseinandersetzungen sich verfehlt zu haben. Die syrische Kirche sei seit Jahrzehnten in Prozesse verwickelt. Auch innerhalb der vereinigten Kirche von Südindien bleibe es keinem der drei Bischofskirchen des Staates Kerala erspart, die Schande auf sich zu nehmen, daß man vor nichtchristlichen Richtern um sein Recht streiten müsse. Der Verfasser nimmt die katholische Kirche von seinen Vorwürfen aus.

11. Die Gesamtzahl der Protestanten im Vorderen Orient wird auf 60.000 bis 80.000 geschätzt. Im Libanon liegt der Akzent des Apostolates auf dem Schulwesen. In Syrien unterhält man Spitäler und Schulen. Ähnlich in Jordanien, wo man sich noch besonders um die Flüchtlinge kümmert. In der gleichen Richtung liegt die Arbeit im Irak, in Arabien und Iran. Der „Near East Christian Council" koordiniert die Arbeit. An sein Programm halten sich die meisten Kirchen. In Beirut hat man eine gemeinsame Stelle für christliches Erziehungswesen. Man führt auch ein gemeinsames Komitee für Flüchtlingsfragen.

Die Bekehrung aus dem Islam ist selten; Massenbekehrungen gibt es nicht (EMM 3, 1958, 129). Interessant ist die Meinung von J. W. Sweetman (Verkündigung des Evangeliums gegenüber dem Islam heute, EMZ Juni 1958, 65. f., bes. 71), der der Bibelverbreitung als Mittel der Islammission große Bedeutung beimißt mit der Begründung, die Heilige Schrift sei ein geoffenbartes Buch. Es könnte als solches zu hohem Ansehen gelangen und Autorität werden.

II. Die Lage in einigen afrikanischen Gebieten

In Afrika gibt es rund 15 Millionen Christen und Taufbewerber. Neben durchaus positiven Zügen der Missionsarbeit fällt die ungeheure Gefahr eines immer zügelloser werdenden Sektenwesens auf, das die Frucht einer 150jährigen Missionsarbeit zu vernichten droht; eine Gefahr, von der allerdings nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken bedroht werden. Man schätzt rund 20.000 Sekten. Maßloser Nationalismus,

maßlose Religiosität, Vermischung alten Heidentums mit halbem Christentum charakterisieren die Sekten, die man richtig mit den gnostischen Sekten der frühchristlichen Zeit verglichen hat. Ob es nun gegenüber dieser Flut damit getan ist, wie die Marangu-Konferenz vorschlug (1955), eine „Confessio africana" zu schaffen? Was kann sie noch an fundamentalem Christentum enthalten, wenn sie, abgesehen von den Katholiken, von jedem afrikanischen Christen unterschrieben werden kann?

Die Gründe für diese Entwicklung? In Südafrika ist es die Rassen- und „Apartheid"-Politik, die sich als Bumerang für die Einheit der Christen erweist. Unter diesem Stichwort trennen sich die Schwarzen von ihren weißen Missionaren und gründen eigene „Kirchen". Hinzu kommt das wilde Bibellesen. Die zahlreichen, öfter sehr guten Bibelausgaben in den verschiedenen Sprachen sind gewiß als solche ein Segen. Nicht selten ist die Bibel das einzige Buch, das des Lesens kundige Schwarze als Lektüre in der Muttersprache haben. Aber die oft noch halb heidnischen Herzen lesen die Bibel mit ganz anderen Augen als der seit Jahrhunderten verchristlichte Europäer. Man liest alles das aus ihr heraus, was man darin finden möchte: religiösen Synkretismus, politischen Nationalismus, Polygamie usw. Man ist sich dieser Gefahren im protestantischen Lager bewußt (vgl. EMM 2, 1958, 52).

Darum können Treffen wie die „All Africa Church Conference" von Ibadan (Nigeria) begrüßt werden, sofern — und das ist wohl die große Gefahr — die Sekten nicht bei derartigen Veranstaltungen die Oberhand gewinnen. Diese Konferenz fand vom 10. bis 20. Jänner 1958 statt. Sie war von 200 Delegierten besucht, von denen drei Fünftel braune Hautfarbe hatten. In verschiedenen Studiengruppen wurden hochaktuelle Fragen Afrikas besprochen (EMM 2, 1958, 84). Weil diese Konferenz in Afrika stattfand, mag hier auch die Ghana-Konferenz eingeflochten werden. Sie tagte vom 28. Dezember 1957 bis 8. Jänner 1958. Hauptgegenstand der Beratungen war praktisch die „Integration des Weltkirchenrates und des internationalen Missionsrates". 38 Nationalräte, die zum Internationalen Missionsrat gehörten, hatten Delegierte entsandt. Mit 58 gegen sieben Stimmen wurde die Integration beider Räte beschlossen. Auf dieser Tagung fielen Worte wie: „Kirche und Mission gehören zusammen". Man kam „sozusagen überein, den Begriff der ‚jungen Kirchen' abzuschaffen. Solange er gebraucht wird, haben die Kirchen von Asien und Afrika das Gefühl, man behandle sie vom Westen dauernd als Kinder, die noch nicht majorenn sind" (EMM 2, 1958, 65: Dr. Fr. Raaflaub, Wo stehen wir?).

Im Sinne der Loslösung von allen nationalen Fesseln muß das Wort verstanden werden, daß man den Missionsauftrag Christi erfüllt: „nicht in Eurem eigenen Namen, auch nicht im Namen Eurer Kirche oder Eurer Kultur. Christus vertraut uns seine Missionen in seiner Gestalt an, der Gestalt eines Knechtes, dessen Merkmale Demut und Leiden sind" (EMM 2, 1958, 61).

Missionsmethodisch für ganz Afrika ein kleines, aber bedeutsames Anhängsel: Man plant einen christlichen Sender für ganz Afrika, der sein Programm auch in den Nahen Osten und nach Indien ausstrahlen soll. Begründung: In Afrika gibt es bereits fünf Millionen Empfangsgeräte, im Nahen Osten vier Millionen (EMM 1, 1959, 36). Wie ist nun die Lage in einzelnen Teilen des Kontinentes?

1. In Äthiopien arbeiten 14 protestantische Missionen. Man berichtet einen starken Vertrieb von Bibeln, die in den einheimischen Sprachen verfaßt wurden. Im Westen des Landes entstand, genötigt durch die Nachkriegsverhältnisse, die „Ghimbi-Synode", der etwa 10 bis 12 Tausend Mitglieder angehören, von denen gut ein Drittel abendmahlsberechtigt ist. Neben der eigentlichen Missionsarbeit pflegt man besonders die Schul- und Liebestätigkeit (EMZ Dez. 1958, 168: G. Albrecht, Evangelische Mission im ältesten Reich der Erde). Sorge macht die „übermäßige Betonung des denominationellen Charakters gewisser kirchlicher und missionarischer Kreise". Das starre Hervorkehren der konfessionellen Unterschiede hat besonders in der Jugend verhängnisvolle Folgen, vor allem im Hinblick auf die Sakramente. Man berichtet von innerer Unruhe der evangelischen Christen, damit im Zusammenhang von häufigem Wechsel der Schule und der Arbeitsplätze, sogar von Gemütserkrankungen und Selbstmord (s. a. EMM 3, 1958, 135). Die Zeugen Jehovas haben solche Unruhe gestiftet, daß der Kaiser glaubte, sie ausweisen zu müssen.

2. Der Protestantismus in Ägypten steht (gilt für 1957), wie das gesamte Christentum, unter dem Schatten der Bestrebungen des Islams, sich mehr und mehr alleinberechtigt durchzusetzen. Hieher gehören Versuche, nur an Freitagen den öffentlichen Ruhetag zu haben, das Kirchenopfer unter staatliche Kontrolle zu bringen, den Koranunterricht an christlichen Schulen einzuführen. Die Missionsarbeit erstreckt sich besonders auf Schule und Caritas (EMM 4, 1958, 187).

3. Aus Kamerun erfährt man für 1957 von der Verselbständigung der „evangelischen baptistischen Kirche" und der Presbyterianer, die zu Landeskirchen unter schwarzer Leitung wurden. Die weißen Missionare arbeiten unter schwarzer Führung weiter und helfen auch materiell.

In Belgisch-Kongo wirken 45 Missionsgesellschaften, die in einem Rat zusammengeschlossen sind. Es stehen 2281 Missionskräfte im Dienst. Sie gründeten 324 Missionsstationen und wirken in mehr als 20.000 Dörfern. Sie werden von 33.891 afrikanischen Kräften, davon 661 ordinierten Pfarrern, unterstützt. Man zählt 712.699 erwachsene Mitglieder und 405.621 Taufbewerber. Insgesamt soll es mehr als 2 Millionen Protestanten geben (EMM 2, 1958, 95).

4. In der zentralafrikanischen Union nehmen die politischen Geschehnisse ziemlich starken Einfluß auf die religiöse Entwicklung. Die Tendenzen zur Verselbständigung der Kirchen gehen voran. Ein Problem ist die Uneinigkeit der verschiedenen Denominationen, die nur dann den gewaltigen sozialen und politischen Problemen wirksam begegnen können, wenn sie einig sind.

5. In Südwestafrika wurde die selbständige „evangelisch-lutherische Kirche von Südwestafrika" gegründet. Sie ging aus der „Rheinischen Missionskirche" hervor (EMZ, April 1958, 50).

6. In Südafrika ist die Gefahr der Sektiererei besonders groß. Sie wird nicht zuletzt durch die „Apartheid-Politik" der Regierung großgezüchtet. Glücklicherweise begegnen die politischen Rassenmaßnahmen der rigorosen Opposition fast aller protestantischen Denominationen. Der „christliche Rat der Kirchen" in Südafrika, dem 23 Bekenntnisse angehören, hat angekündigt, daß er seinen Gehorsam den Rassengesetzen verweigern werde. Sogar innerhalb der „niederländischen reformierten Kirche" scheint sich allmählich das Gewissen zu regen, hatte doch diese Kirche die Maßnahmen der Regierung lange sozusagen theologisch zu stützen gesucht. Neuerlich liest man nun vom wachsenden Interesse dieser Kirche an der Bekehrung der farbigen und heidnischen Stämme Südafrikas. Es wird allerdings aus den eigenen Reihen die Frage gestellt, ob es sich dabei vielleicht um Zweckmission mit dem Motiv der Furcht handle? Etwa so: „Bekehrt die Schwarzen, damit sie ruhig bleiben!" Eine solche Zweckmission wäre wirklich „Opium für das Volk" (EMZ, Dez. 1958, 184).

Hoffnung bietet die Erklärung der „Nederduitse Gereformeerde Kerk van Transvaal", die besagt, daß Bevorzugungen einzelner Rassen abzulehnen seien, daß Bekehrte aus anderen Rassen Brüder und Schwestern seien, daß die Vielfalt der Rassen nicht die Gleichheit in Frage stelle. Es gebe auch keine Belegstellen gegen Rassenmischehen in der Heiligen Schrift. Man müsse jedoch die gesetzlichen, sozialen und kulturellen Schranken berücksichtigen, die solche Ehen beeinträchtigen könnten (EMZ Febr. 1959, 20).

7. Ähnliche Entwicklungen wie im Zentrum beobachten wir in Tanganjika, wo es etwa 500.000 Protestanten gibt (EMZ Febr. 1959, 1). Die Synode der evangelisch-lutherischen Kirche von Nordtanganjika wählte erstmalig einen Afrikaner zum Präsidenten dieser Kirche (EMZ, April 1959, 51).

8. In Madagaskar gibt es nach den „Katholischen Missionen" 750.000 evangelische Christen. Diese Zahl soll aber nach dem 1957 veröffentlichten „World Christian Handbook" zu niedrig angegeben sein. Sie müßte mit 841.000 beziffert werden, wozu noch die Quäker mit 63.000 kommen (EMZ, Mai 1959, 88). Vier protestantische Kirchen haben die Bildung eines christlichen Rates von Madagaskar beschlossen (EMZ, Dez. 1958, 185), wiederum ein Zeichen der Vereinheitlichung.

III. Die Lage in Lateinamerika

Von den über 170 Millionen Menschen Lateinamerikas sind mehr als 160 Millionen katholisch. Für diese stehen etwa 32.000 Priester zur Verfügung, die sich aber nicht

gleichmäßig auf das Land verteilen, sondern sich meist in den Küstengebieten finden. Für das Innere spricht man von einer sich bildenden „Caboclo-Kultur", die etwa 120 Millionen getaufte Katholiken umfassen soll, die aber nur sehr wenige Priester hat und fast keine Priester hervorbringt. Mit „Caboclo-Kultur" meint man eine im Schmelztiegel des Inneren sich bildende Kultur, die aus der Verschmelzung vorhandener und importierter Elemente wird. Sie ist praktisch nur nach außen christlich. Innerlich ist sie ohne wahre christliche Kraft.

Es ist nicht zu verwundern, wenn angesichts der verheerenden Lage der Dinge die Protestanten Südamerika als religiöses Niemandsland betrachten. Man wirft dem Katholizismus vor, daß er aus Ritual und Aberglauben bestehe, daß es eine tiefe Kluft zwischen Religion und Leben gebe (EMM 2, 1959, 67). Wieweit diese Verallgemeinerungen berechtigt sind, kann hier nicht untersucht werden. Sicher ist, daß der Katholizismus vielerorts nichts anderes ist als dünner Firnis, der das vorhandene religiöse Bedürfnis tatsächlich nicht befriedigen kann.

Pius XII. nennt in seiner Ansprache an den zweiten katholischen Laienweltkongreß von 1957 unter den zerstörerischen Kräften, die Südamerika bedrohen, an erster Stelle die Sekten.

Tatsächlich ist Südamerika mit Afrika das Hauptziel der aus Asien vertriebenen Sektenmissionare. Von protestantischer Seite gibt man zu, daß Erfolge nicht so sehr von den traditionellen Kirchen erzielt werden, sondern von den Sekten. Die stärkste Gruppe stellen die „Pfingstler" dar. Die größte protestantische Kirche in Sao Paolo gehört ihnen. Sie ist jeden Sonntag, bei 6000 Sitzplätzen, dreimal gefüllt. Man legt besonderen Wert auf die Förderung des Schulwesens, der Erziehung, der religiösen Unterweisung. Man unterhält Spitäler, Wohltätigkeitsinstitutionen, Kinderkrippen. Man versucht die Hebung des sittlichen Niveaus, kämpft gegen Zügellosigkeiten im sittlichen Leben.

Und die Erfolge? Sie werden besonders deutlich in Brasilien. Nach einem Artikel von 1952/53 gibt es dort mehr als eine Million Protestanten. Sie sind am stärksten in den Staaten Rio Grande do Sul und Santa Catarina, wo auf 1000 Bewohner schon mehr als 100 Protestanten kommen. Zahlreich sind sie auch im Zentrum, wo man auf 1000 Bewohner bereits 24 bis 27 Protestanten zählt. Die Verschiedenheit der Sekten macht keine große Schwierigkeit. Einmal sind die Menschen religiös unwissend, so daß sie nicht besonders scharf unterscheiden. Außerdem hüten sich die Sekten, einander ins Gehege zu kommen. Sie kümmern sich vielfach nur um bestimmte Kreise der Bevölkerung.

Von katholischer Seite sagt man gerne, das starke Schutzmittel gegen den Protestantismus in Südamerika sei die Muttergottesverehrung. Man beruft sich auch manchmal darauf, daß manche Protestanten unter dem Einfluß der katholischen Umgebung wieder zur Kirche finden. Das mag alles irgendwie stimmen. Aber auch die Zahlen stimmen, und diese sind so eindrucksvoll, daß man sich hüten wird, mit Argumenten, die zwar schön klingen, aber angesichts der Tatsache illusorisch erscheinen, zu arbeiten und sich zu beruhigen. Wenn Lateinamerika nicht die nötige Anzahl von Priestern aus dem eigenen Lande erhält, wenn es in seinem Christentum nicht wesentlich vertieft wird, dürfte es der Kirche auch äußerlich verlorengehen. Die Statistik spricht eine harte Sprache.

Protestantismus in Lateinamerika:

1. Wachsen der Missionare: 1903 — 944
   1938 — 2414
   1957 — 6303
2. Wachsen der Hilfskräfte: 1916 — 2.180 Helfer
   1957 — 14.299 Helfer
3. Im Jahre 1900 gingen 3 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1936 gingen 4 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1951 gingen 25 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
   1957 gingen 38 Prozent der prot. Missionare nach Lateinamerika
4. Verteilung von Bibeltexten: 1952 — 3,028.332.

5. 1951 hatte man bereits 900 Erziehungsinstitute mit 50.000 bis 60.000 Studenten. Von diesen waren 60 bis 90 Prozent katholisch.
6. Die Gesamtzahl der Protestanten betrug
   1890 — 50.000
   1925 — 325.796
   1957 — 4,614.000

Aus der Weltkirche

Von Dr. Georges Vuillermoz, Luxemburg

I. Ökumenisches Konzil und römische Diözesansynode

Das bedeutungsvollste kirchliche Ereignis der ersten Monate des Jahres 1959 ist die Ankündigung eines Ökumenischen Konzils durch Papst Johannes XXIII. Am Feste der Bekehrung des hl. Paulus, am 25. Januar, nach der feierlichen Messe in der Patriarchalbasilika St. Paul vor den Mauern, begab sich der Hl. Vater in die Benediktinerabtei neben der Basilika und sprach dort zu den 17 Kardinälen. Nach einer kurzen Pressemeldung des „Osservatore Romano" (26.—27. Jan. 1959, S. 1) „äußerte sich der Papst zu einigen der wichtigsten Punkte des apostolischen Wirkens, die ihm die Erfahrungen der ersten drei Monate seines Pontifikates nahegelegt hatten und die seine Verantwortung als Bischof von Rom und als Oberster Hirte der Weltkirche betreffen . . ."

„Um den gegenwärtigen Nöten des christlichen Volkes zu begegnen, hat der Oberste Hirte . . . drei Ereignisse von größter Bedeutung angekündigt: eine Diözesansynode für die Stadt Rom, die Feier eines Ökumenischen Konzils für die Gesamtkirche und die Anpassung des kirchlichen Rechts, der die demnächst erfolgende Veröffentlichung des Kodex für das Orientalische Kirchenrecht vorangehen soll". Das Ökumenische Konzil soll „nicht nur der Erbauung des christlichen Volkes dienen, sondern es will eine Einladung an die getrennten Gemeinschaften sein zur Suche nach der Einheit." Diese kurze Pressemeldung gibt den wesentlichen Inhalt der Papstansprache wieder, die später (am 27. Febr. 1959) in ihrem vollen Wortlaut in den Acta Apostolicae Sedis veröffentlicht wurde (AAS, 1959, 65—69).

Am 30. Januar besuchte der Papst die Pfarrer der Diözese Rom, welche im Passionistenkloster bei SS. Giovanni e Paolo versammelt waren. Er benutzte diese Gelegenheit, um von der römischen Diözesansynode zu sprechen: Rom habe sich sehr vergrößert, neue Probleme stellten sich. Um der notwendigen pastoralen Aktion neue Kraft zu geben, habe er eine Diözesansynode für Rom angekündigt. Doch müsse eine solche Synode gut vorbereitet werden; der Papst vertraue auf seine Pfarrer. Es ist interessant, in diesem Zusammenhang eine Statistik zu betrachten. Im Jahre 1901 hatte Rom eine Einwohnerzahl von 462.783 Menschen; 1930: 950.940; 1946: 1,550.815; 1958: 1,873.696. Zahl der Pfarreien: 1901: 48; 1930: 64; 1946: 110; 1958: 174.

In 27 Jahren wurden 53 neue Pfarreien errichtet. Der Durchschnitt der Einwohner pro Pfarrei betrug im Jahre 1958 10.768 Seelen. Doch ist die Einwohnerzahl der einzelnen Pfarreien sehr verschieden. Es gibt Pfarreien mit 1500 (Verkündigung), solche mit 30.000 (St. Barnabas), 35.000 (St. Emerentia), sogar mit 45.000 Seelen (St. Maria Auxiliatrix).

Am 18. Februar ernannte der Papst eine Kommission, welche an der Vorbereitung der Synode arbeiten soll. Ihr Präsident ist der Vizeregent von Rom, Erzbischof Traglia. Unter den 14 Mitgliedern dieser Kommission befinden sich mehrere Prälaten, zwei Pfarrer und drei Ordensangehörige.

In einem Brief an das römische Volk vom 2. Februar bittet der Papst um besondere Gebete für die drei angekündigten großen kirchlichen Ereignisse. Besonders benützt der Papst jede passende Gelegenheit, um seine Diözesanen zu ermahnen, das wichtige Ereignis einer Diözesansynode gründlich vorzubereiten.

Am 25. März veröffentlichte der „Osservatore Romano" ein vom Papst eigens verfaßtes Gebet für den Erfolg der Synode. Der Sekretär der Vorbereitungskommission, Mgr. Maccari, hat eine Schrift veröffentlicht, welche Sinn und Bedeutung einer Diözesansynode darlegen will. Acht vorbereitende Unterkommissionen wurden bereits ernannt. Aus ihrem Aufgabenbereich lassen sich die pastoralen Ziele der Synode erkennen: Die Personen (Rechte und Pflichten der Kleriker und der Laien); das Lehramt (Predigt, Katechese, Presse usw.); der Gottesdienst und die Liturgie; die Sakramente; die christliche Erziehung der Jugend; die kirchlichen Güter; der Bau neuer Kirchen; die Caritas. Jede Woche berichtet Exz. Traglia dem Bischof von Rom, dem Hl. Vater, über die Arbeiten dieser Kommission. Nach ziemlich sicheren Meldungen wird die römische Synode noch in diesem Jahre, vor Weihnachten, stattfinden; sie soll in der Lateranbasilika abgehalten werden.

Die erste vorbereitende Kommission für das Ökumenische Konzil wurde am Pfingstsonntag, dem 17. Mai, vom Papste ernannt. Am 30. Juni, nach den ersten Arbeiten, trat diese Kommission zum ersten Male in der Privatbibliothek des Hl. Vaters zusammen. Vorsitzender der Kommission ist der Kardinal-Staatssekretär Tardini, Sekretär ist Mgr. Felici, Auditor der Rota. Sämtliche wichtigen Kongregationen sind in dieser Kommission vertreten, welche folgende Aufgaben hat: Kontakt mit den Bischöfen der ganzen Welt zu nehmen, um Ratschläge und Anregungen einzuholen; die Hauptlinien der zu behandelnden Themen auszuarbeiten, nach Einholung der Meinung der theologischen und kirchenrechtlichen Fakultäten der katholischen Universitäten; Vorschläge zu machen über die Zusammensetzung der verschiedenen Organe (Kommissionen), welche die weiteren vorbereitenden Arbeiten für das Konzil übernehmen sollen. Besondere Gebete für das Konzil ließ der Hl. Vater im Monat Mai und während der Pfingstnovene verrichten. Nach Vermutungen aus dem Vatikan wird das Konzil voraussichtlich nicht lange dauern, etwa zwei Monate. Jedoch werden die vorbereitenden Arbeiten nicht vor 1962 abgeschlossen sein.

Wie reagierte die Welt auf die Konzilsankündigung? Überall wurde die Ankündigung eines Ökumenischen Konzils mit großem Interesse aufgenommen. Man begrüßte allgemein diese unerwartete Nachricht. Auch die getrennten Kirchen haben ihr Interesse daran bekundet, möchten aber näher informiert sein, um sich weiter zu dem Konzil äußern zu können. So wünscht z. B. der bekannte französische Pastor Boegner eine Einladung an alle von Rom getrennten Konfessionen zur Teilnahme am Konzil. Sehr vorsichtig äußert sich auch Visser't Hooft, der Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, während von anglikanischer Seite besonders durch Bischof Ivor Watkins erklärt wurde: „Wenn Beobachter eingeladen werden, so sollten wir eine solche Einladung annehmen."

Von Bedeutung sind die Äußerungen zum Konzil, welche der Hl. Vater am 14. Juni in einer Ansprache an das griechische Kolleg in Rom machte. Nach den Worten des Papstes ist das Konzil eine Angelegenheit der katholischen Kirche; diese muß sich dem modernen Leben anpassen. „Wenn die Kirche so in gesundem Maße modernisiert und verjüngt erscheint, dann erst kann sie zu den getrennten Brüdern sagen: ‚Kommt zu uns!' Heute, das ist klar, wäre es unmöglich und vergeblich, Diskussionen ohne Ende anzufangen, die zu nichts führen würden. Die Anpassung des Kirchenrechts wird allen zeigen, welches die Gesinnungen der Kirche sind und wie sehr diese günstig sind für eine Rückkehr zur Einheit."

Die Anpassung des Kirchenrechtes an die heutigen Zeitverhältnisse wird also, wie der Papst schon am 25. Januar in seiner Ansprache mitgeteilt hatte, eine Folgerung und Krönung der Arbeiten der römischen Diözesansynode und des Ökumenischen Konzils sein.

II. Die erste Enzyklika des Papstes

Unter dem Datum des 29. Juni 1959 veröffentlichte der Papst sein erstes Rundschreiben „Ad Petri Cathedram" und richtete es an alle Bischöfe, den gesamten Klerus und an alle Christgläubigen des katholischen Erdkreises.

Die Anteilnahme am Tode Pius' XII. und das hoffnungsvolle Vertrauen zum neuen Papst sind für Johannes XXIII. ein Zeichen dafür, „daß die katholische Kirche in immerwährender Jugend bleibt, daß sie wie ein hochaufgerichtetes Zeichen ist

für die Nationen". Es freut den Papst, „daß die Bekanntgabe des Planes zur Abhaltung eines Ökumenischen Konzils und einer römischen Synode zum Zwecke der Anpassung des kirchlichen Rechts an die heutigen Erfordernisse und der Herausgabe eines neuen Rechtsbuches für die Kirche des orientalischen Ritus den Beifall vieler fand" und freudige Hoffnungen weckte. — Über die drei Anliegen: Wahrheit, Einheit und Frieden, Anliegen, „die im Geiste der Liebe zu erringen und zu fördern sind", will der Papst in diesem Rundschreiben sprechen.

1. In der Unkenntnis der Wahrheit, in der Verachtung und der Abkehr von ihr sieht der Papst die Ursache allen Übels. Die natürliche Wahrheit erkennen wir durch die Vernunft; wer ihr folgt, der folgt Gott, dem Urheber des Lebens. Doch um sicherer zu gehen, zumal in Fragen der Religion und der Sittlichkeit, um übernatürliche Wahrheiten zu erfassen, bedarf es der besonderen Hilfe Gottes; Gott will uns zur vollen Wahrheit, zur Tugend und zur ewigen Seligkeit führen. „Darum sind alle verpflichtet, die Lehre des Evangeliums anzunehmen." Der Papst warnt jene, welche die Wahrheit bekämpfen und dadurch das ungebildete Volk und die Herzen der jungen Leute mißbrauchen. Besonders die Presse hat die „ernste Verpflichtung, keine Lügen, Unrichtigkeiten und keinen Schmutz zu verbreiten".

Ebenso gilt dies für Rundfunk, Film und Fernsehen. „Von all diesem können zwar Anregungen und Antriebe zum Ehrbaren und Guten . . . ausgehen, aber nicht selten können leider daraus, besonders für die Jugend, Verlockungen zu bösen Sitten, zu einem verdorbenen Leben, zu trügerischen Irrtümern wie zu schlüpfrigen Lastern entstehen." Der Papst mahnt, daß man diesen bedauerlichen Dingen „das Rüstzeug der Wahrheit und Redlichkeit" entgegenzusetzen hat. Nur so können „jene neuen Erfindungen . . . zum Heil und zur Wohltat für die Menschen wie zugleich zu ehrbarer Erholung verwendet werden." Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit in Sachen der Wahrheit führen „zu der widersinnigen Behauptung, alle Religionen seien gleichzuwerten ohne Unterschied von Wahr und Falsch"; und weiter: „keine Religion zu wollen, weder in der Theorie, noch in der Tat." Mit größtem Fleiß und eifrigem Geschick müssen wir uns darum um die Aneignung jener Kenntnisse bemühen, die uns zum unvergänglichen Leben führen.

2. Grundlage der Einheit, der Eintracht und des Friedens ist die Wahrheit. Gott hat die Menschen als Brüder erschaffen. Das irdische Leben soll hinführen zum unsterblichen Leben, zu einer unvergänglichen Heimat. Geist und Herz müssen dieser Tatsachen eingedenk sein, „wenn wir . . . den Willen haben, auch unser Tun auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen". Der Papst erinnert daran, daß „schon genug gekämpft worden" ist, daß „schon allzu gewaltige Scharen junger Leute in der Blüte der Jahre ihr Herzblut vergossen haben . . . Wir sollen deshalb bedacht sein nicht auf das, was die Menschen untereinander entzweit und trennt, sondern vielmehr auf das, was sie in gegenseitiger und geziemender Wertschätzung ihrer selbst und ihrer Angelegenheiten verbinden kann". Die Völker müssen „zu dieser brüderlichen Einigkeit gelangen, die sich auf die Vorschriften der Gerechtigkeit stützt und durch die Liebe genährt werden muß"; dann wird es „möglich sein, in gemeinsamer Verständigung das zu suchen und zu beschließen, was die gesamte Menschheitsfamilie zu jener so erwünschten Einheit führt." Ein neuer Krieg würde, infolge der schrecklichen, neuzeitlichen Waffen, für Sieger und Besiegte ein grausiges Morden sein. Der Papst bittet alle, besonders die Staatslenker, diese Gedanken vor Gott zu erwägen und alle Mittel zur Einigung zu benützen. Die Einheit unter den verschiedenen Klassen der Bürger muß auch immer mehr gefördert werden. Eine Klasse bedarf der andern; die Ungleichheit der Klassen beruht auf den Gesetzen der Natur selbst. Doch muß es zu einer „freundschaftlichen und notwendigen Zusammenarbeit der sozialen Klassen" kommen. In dieser Hinsicht dürfte man heute berechtigte Hoffnungen hegen. Trotzdem sind noch Schwierigkeiten zu überwinden, besonders in der Lösung von Fragen des Eigentumsrechtes und der Arbeitslosigkeit. Alle Menschen müssen sich den notwendigen Lebensunterhalt erwerben und „auch für ihre und der ihrigen Zukunft vorsorgen können." Auch darf man die weniger begüterten Mitbürger nicht vom Genusse der Bequemlichkeiten ausschließen, welche unsere Zeitverhältnisse gebracht haben. Die Arbeitgeber ermahnt der Papst, die Arbeiter „als Menschen, ja als Brüder zu betrachten", dahin zu wirken, „daß die Arbeiter auf geziemende und entsprechende

Weise immer mehr an den Früchten der geleisteten Arbeit teilhaben und sich gleichsam als Teile des ganzen Unternehmens fühlen können". Jene Vereinigungen, welche Rechte und Pflichten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern regeln, sind „als eine Brücke" aufzufassen, „die verbindet".

Friede, Einigkeit und Eintracht müssen in der Familie herrschen; ihr Ursprung liegt in dem unauflöslichen Band und in der Heiligkeit der Ehe; „sie nährt zum großen Teil die Ordnung, den Fortschritt und das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft".

3. In besonderer Weise liegt dem Papst die Einheit der Kirche am Herzen. „Ein wunderbares Schauspiel der Einheit, der Wahrheit und der Liebe" wird das Ökumenische Konzil sein, dessen Hauptziel es sein wird, „das Wachstum der katholischen Kirche und die heilsame Erneuerung der Sitten des christlichen Volkes zu fördern sowie die kirchliche Disziplin den Notwendigkeiten unserer Zeit anzupassen . . . In der Sicht jener, die vom Apostolischen Stuhle getrennt sind, wird es eine sanfte Einladung sein, jene Einheit zu suchen und zu erlangen, die Jesus Christus . . . vom himmlischen Vater erflehte". Es freut den Papst, daß „bei nicht wenigen von der Kathedra des hl. Petrus getrennten Gemeinschaften eine gewisse Sympathiebewegung . . und eine steigende Hochachtung" gegenüber der katholischen Kirche besteht. Die von Christus gegründete Kirche zeichnet sich aus durch die Einheit der Lehre, der Leitung und des Kultes. In warmen, väterlichen Worten wendet sich Johannes XXIII. an die getrennten Christen und bittet sie, daß er sie Brüder und Söhne nennen darf. „Beachtet, Wir bitten Euch, daß Wir, während Wir Euch voll Liebe zur Einheit der Kirche rufen, Euch nicht in ein fremdes Haus einladen, sondern in das eigene, gemeinsame Vaterhaus." Friede und Freude werden die Frucht sein, die uns „diese Einheit und Eintracht, die von Bruderliebe genährt sein muß", sicher bringen wird. Dieser Friede muß ein tätiger Friede sein, der sich gegen alles Unwahre wendet, jedes Laster bekämpft. Im längeren Schlußteil des Rundschreibens erteilt der Heilige Vater väterliche Ermahnungen an die verschiedenen Stände der Kirche. Die Bischöfe mögen in den gegenwärtigen schwierigen Zeitverhältnissen ihr Vertrauen auf Gott setzen. Die Priester seien voll Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber ihrem Bischof; sie mögen sich erinnern, daß sie nicht nur öffentliche Beamte, sondern vor allem Diener der hl. Geheimnisse sind. Die Ordensmänner sollen sich „mit allen Kräften jenen Aufgaben widmen, die ihre Gründer ihnen als Ziel gesteckt haben". Wo es notwendig ist, mögen sie sich willig im Dienste der Seelsorge an den Gläubigen zur Verfügung stellen „in brüderlicher Zusammenarbeit mit den anderen Priestern". Für die Missionare findet der Papst warme Worte der Anerkennung. Er bestätigt ausdrücklich alles das, was die Päpste, „besonders Pius XI. und Pius XII., durch eigene Enzykliken über die Missionsarbeiten festgesetzt haben". Die mannigfaltige Arbeit der Ordensfrauen würdigt der Papst in einem längeren Absatz. Die Katholische Aktion muß die Zusammenarbeit mit den Seelsorgern wahren. Die Sache der katholischen Kirche muß über jeder persönlichen Meinung der einzelnen Mitglieder der Katholischen Aktion und der frommen Vereinigungen stehen. Eine gewisse Zucht muß von allen beobachtet werden. „Damit die Sache der Kirche triumphiere" . . ., ist eine sorgfältige Ausbildung „in der christlichen Lehre und Haltung" notwendig. „Denn nur dann werden sie das weitergeben können, was sie selbst mit Hilfe der göttlichen Gnade erworben haben." Besonders der Jugend gilt des Papstes Dankbarkeit und väterliche Liebe.

Den Betrübten und Bedrängten öffnet der Papst sein Vaterherz. Ihr Leiden soll sie zum Himmel tragen, aber auch Sühne sein, Beitrag zur Rückkehr der Getrennten. Den Minderbemittelten will die Kirche „liebevolle Mutter" sein. Die Soziallehre der Kirche, wenn sie „nur entsprechend zur Ausführung gebracht wird", vermag die Rechte des arbeitenden Volkes genügend zu wahren. Diejenigen, welche für die von der Kirche verurteilten Lehren eintreten, wo immer sie die Regierungsgewalt in Händen haben, entreißen den Menschen die höchsten geistigen Güter: den Glauben, die christliche Hoffnung und die Gebote Gottes. Sie schwächen oder vernichten die gerechte Freiheit und die wahre Würde der menschlichen Person. Diese Irrtümer verurteilt Johannes XXIII., so wie seine Vorgänger, besonders Pius XI. und Pius XII., es taten. Die Anstrengungen jener, die sich für die Flüchtlinge und Auswanderer einsetzen, beachtet und schätzt der Hl. Vater „mit lebhafter Freude". Besonders die

Wiederherstellung der Familiengemeinschaft dieser armen Menschen ist von großer Bedeutung. Ohne jemand beleidigen zu wollen, schützt der Hl. Vater die Rechte derjenigen Brüder, die verfolgt werden. „Durch Gewalt und Unterdrückung kann man niemals zu einem gerechten Wohlstand der Menschen kommen." Unser Gebet möge besonders jenen gelten, die „Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit" und des Reiches Gottes willen. Dem Gebet und besonders der Erneuerung des christlichen Lebens sind die Schlußermahnungen des Papstes gewidmet. „Diese Erneuerung des christlichen Lebens, voll Tugend und Heiligkeit, wünschen Wir euch allen und erflehen sie von Gott . . ., und zwar nicht nur denen, die fest in der Einheit der Kirche verharren, sondern auch jenen, die in Liebe zur Wahrheit und in Lauterkeit des Willens danach streben."

III. Enzyklika über den hl. Pfarrer von Ars

Zur Jahrhundertfeier des Todes des hl. Pfarrers von Ars, Jean-Marie Bapt. Vianney, erließ der Papst eine eigene Enzyklika „Sacerdotii Nostri primordia" (31. Juli 1959) an die Bischöfe und sonstigen Ordinarien der ganzen Welt.

Im Jahre 1905, dem Jahre der Seligsprechung des Pfarrers von Ars, besuchte der Papst als junger Priester zum ersten Male Ars. Im Jahre 1925, dem Jahre der Heiligsprechung des Pfarrers von Ars, empfing der Papst die Bischofsweihe. Obschon seine Vorgänger in großen, wichtigen Dokumenten bereits über das Priestertum sprachen, will der Hl. Vater die Priester, „besonders jene, die in der Seelsorge tätig sind", in einem eigenen Schreiben auffordern, das wunderbare Beispiel ihres himmlischen Patrons zu betrachten: Beispiel der priesterlichen Aszese, Beispiel der Frömmigkeit, Beispiel seelsorglichen Eifers.

1. Priesterliche Aszese

Nicht weniger als der Ordensmann, ja noch mehr ist der Priester zu einer wahren inneren Heiligkeit berufen; die Übung der evangelischen Räte ist für den Priester „der königliche Weg zu christlicher Heiligung". Die freiwillige Armut des Pfarrers von Ars soll allen Priestern Beispiel sein, nicht an den irdischen Gütern zu hängen, den Überfluß ihres Besitzes den Armen und guten Werken zukommen zu lassen. Doch sollen die Gläubigen stets dafür Sorge tragen, daß den Seelsorgern der tägliche Lebensunterhalt nicht fehle.

Mit väterlichem Verständnis zählt der Hl. Vater die Gefahren auf, welche der priesterlichen Keuschheit drohen: eine Atmosphäre einer übersteigerten Freizügigkeit und Sinnlichkeit; moralische Isolierung; Unverständnis und wenig Unterstützung von seiten der Gläubigen. Die Bischöfe sollen ihren Priestern nach Möglichkeit jene Lebens- und Arbeitsbedingungen verschaffen, die ihre Großmut zu fördern vermögen. Besonders den Gehorsam des Pfarrers von Ars gegenüber dem Bischof streicht der Papst hervor. Gerade diese Tugend, „die heute so leicht verkannt wird", soll den Priestern Beispiel sein. „Welche Gefahren vermag der Geist der Unabhängigkeit im Klerus darzustellen sowohl für das Lehramt der Kirche als auch für die verschiedenen Apostolatsmethoden und für die kirchliche Disziplin!"

2. Gebet und Verehrung der Eucharistie

„Den Priestern von heute, die leicht die Wirksamkeit der äußerlichen Tätigkeit überschätzen", ist das Gebetsleben des Pfarrers von Ars ein heilsames Beispiel. „Der Priester kann und muß ein Mann des Gebetes sein, welches auch immer die Last, ja die Überlast seiner Arbeiten sein mag. Doch dazu bedarf es eines lebendigen Glaubens." Die Kirche selbst hat wichtige Normen hierüber aufgestellt: sie fordert die tägliche Betrachtung, den Besuch des Allerheiligsten, das Rosenkranzgebet, die Gewissenserforschung (CIC. can. 125) und die Verrichtung des hl. Offiziums (CIC. can. 135). Vielleicht war es die Vernachlässigung dieser Vorschriften, die manchen Priester nach und nach zu äußerlicher Unbeständigkeit, zu innerlicher Verarmung gebracht und ihn schließlich hilflos gegenüber den Versuchungen des Lebens gesehen hat. Hier gilt das Wort Pius' XII: „Betet, betet immer mehr, betet mit größerem Eifer!" Die Verehrung des Pfarrers von Ars zum heiligsten Sakrament des Altars war außerge-

wöhnlich. „Man braucht keineswegs viele Worte zu machen, um gut zu beten", erklärte er seinen Pfarrkindern; „man weiß, daß Gott im Tabernakel gegenwärtig ist. Ihm öffnen wir unser Herz. Wir freuen uns, daß wir bei ihm sein dürfen; das ist das beste Gebet." Dieses Gebet vor dem Tabernakel ist unersetzlich im Leben eines Priesters; es nährt sein geistiges Leben und verleiht ihm neue Kraft für das Apostolat. „Am Anfang des Priestertums steht das eucharistische Opfer, und es bleibt Anfang und Quelle der Heiligkeit und der apostolischen Tätigkeit. So war es bei dem hl. Jean-Marie Vianney." „Der Priester muß das eucharistische Opfer leben" (Pius XII). „Der Grund des Versagens mancher Priester liegt darin, daß sie das hl. Opfer unachtsam und ohne Frömmigkeit darbringen" (hl. Pfarrer von Ars).

3. Seelsorglicher Eifer

Das Leben der Aszese und des Gebetes gibt uns die Erklärung für den seelsorglichen Eifer des hl. Pfarrers von Ars und für die staunenswerte Wirkung seiner Tätigkeit. Er war ein unermüdlicher Apostel, eifrig im Bemühen um die Jugend und um die Heiligung der Familien, besorgt um die Bedürfnisse seiner Herde, lebensnahe; er setzte sich ein für die katholischen Schulen und für die Pfarrmissionen. Drei wesentliche Punkte verdienen hervorgehoben zu werden, deren Bedeutung für alle Zeiten gilt: Der Pfarrer von Ars hatte ein sehr ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein als Seelsorger; im Kreuze sah er das große übernatürliche Mittel, am Heile der Seelen mitzuwirken, die ihm anvertraut waren. Sein ganzes Leben hindurch war Jean-Marie Vianney Prediger und Katechet. Sein Eifer, dieses Amt würdig zu erfüllen, ist uns allen Beispiel. Möge jeder Priester soviel Anstrengungen machen wie der hl. Pfarrer von Ars, um seinen Verstand und sein Gedächtnis zu bilden! Nicht zu Unrecht hat Pius XII. den Predigern der Ewigen Stadt diesen einfachen Landpfarrer als Beispiel vor Augen gestellt. „Der Priester hat keine wichtigere Aufgabe und keine größere Pflicht als die zu unterrichten" (Pius X.). Die Spendung des Bußsakramentes war für Jean-Marie Vianney wie ein langes Martyrium und bleibt für immer mit seinem Ruhm verbunden. Im Durchschnitt verbrachte er täglich 15 Stunden im Beichtstuhl. In Wahrheit lebte der Pfarrer von Ars nur für die „armen Sünder". Nach seinem Beispiel werden die Seelsorger sich diesem wichtigen Amte mit Sachkenntnis und Hingabe widmen. Sie selbst werden die regelmäßige Beichte pflegen.

Zum Schlusse der Enzyklika wendet sich der Papst an die Bischöfe und an alle Gläubigen. Die Bischöfe mögen ihren Priestern helfen, ihr Vertrauen gewinnen, sie mit fester und väterlicher Hand leiten und führen. Die Gläubigen mögen ihre Priester zu verstehen suchen und ihnen aktiv behilflich sein im Apostolat. Besonders die Jugend ist Gegenstand der väterlichen Liebe des Papstes. Er ist überzeugt, daß diese Jugend nicht weniger großmütig auf den Ruf des Herrn antworten wird. Im Dank gegen Gott gedenkt der Papst der beiden Zentenarfeiern, der Jahrhundertfeier der ersten Erscheinung in Lourdes und des 100. Jahrgedächtnisses des Todes des hl. Pfarrers von Ars.

IV. Kurznachrichten

In Rom setzte der Heilige Vater am 12. März folgenden Kardinälen den Roten Hut auf: Joseph Fietta, Ferdinando Cento, Jos. M. Bueno y Monreal. Das Rote Birett war diesen Kirchenfürsten als Nuntien in Italien und Portugal und als Erzbischof von Toledo durch die Staatsoberhäupter überreicht worden. Am 18. Januar besuchte der Papst die Päpstliche Universität Gregoriana und legte in einer Ansprache die Bedeutung und die Aufgabe dieser Päpstlichen Hochschule dar. Als Bischof der Diözese Rom hat Johannes XXIII. während der Fastenzeit öfters, wenigstens jeden Sonntag, an den Stationsgottesdiensten teilgenommen. Auch in der Karwoche beteiligte sich der Papst an den großen liturgischen Feiern; er vollzog selbst die Fußwaschung an 13 neugeweihten römischen Priestern. Am Karfreitag fiel es auf, daß in Gegenwart des Papstes die Worte „pro perfidis Judaeis" durch „pro Judaeis" ersetzt wurden. Inzwischen wurde diese Änderung den Ordinarien der ganzen Welt als verpflichtend bekanntgegeben. Auch an den Zeremonien der Osternacht beteiligte sich der Papst und nahm selbst die Weihe des Taufwassers vor. Am Ostersonntag zelebrierte der

Hl. Vater die Messe in St. Peter. In der Osterbotschaft des Papstes, die, rein religiös gehalten, zunächst die Bedeutung des Ostermysteriums hervorhebt, richtet der Papst ein Gebet um Frieden an Gott und gedenkt am Schlusse der Balkanvölker und sendet ihnen seinen besonderen Gruß. Die römische Fronleichnamsprozession ging von der Kirche Ara Coeli bis zum Kolosseum. Der Schlußfeier stand der Papst selbst vor, hielt eine kurze Ansprache und erteilte den Segen mit dem Allerheiligsten. Die Staatsbesuche im Vatikan, die wohl am meisten beachtet wurden, waren jene des griechischen Königspaares (23. Mai) und des Präsidenten der türkischen Republik (11. Juni). Griechenland steht nicht in diplomatischen Beziehungen zum Vatikan; Celal Bayar ist das erste türkische Staatsoberhaupt, das dem Papste einen Besuch abstattete. Das Deutsche Kolleg in Rom, Santa Maria dell'Anima, konnte am 15. März den 100. Jahrestag seiner Gründung begehen. Aus diesem Anlasse richtete der Papst am 6. März einen Brief an den derzeitigen Rektor der Anima, Apostolischen Protonotar Dr. Jakob Weinbacher. Johannes XXIII. würdigt die Bedeutung des Kollegs und hebt den Nutzen für die Heimatdiözesen der Kollegspriester hervor. „Wenn ihr zurückkehrt in euer Vaterland, und wohin euer Bischof euch stellt, bringt dahin die reine christliche Lehre und das christliche Gesetz, wie ihr sie in Rom aufgenommen habt, und seid mit dem Stuhle Petri in inniger Anhänglichkeit verbunden."

Einen längeren Brief richtete der Papst am 23. Dezember 1958 an den deutschen Episkopat. Der Hl. Vater erinnert an seine persönlichen Beziehungen zu Deutschland und lobt die guten Eigenschaften des deutschen Volkes: „Die wachsame Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, den stets bereiten und treuen Gehorsam, den zuchtvollen Gemeinschaftsgeist, den entschlossenen Willen, verbunden mit wirksamer Planung, Freigebigkeit, Tüchtigkeit und Tapferkeit, in engem Bunde mit der Begeisterung für das Schöne." Der Aufruf der deutschen Bischöfe zur Aktion gegen Hunger und Aussatz in der Welt fand ein sehr starkes Echo. Die offene Sprache des gemeinsamen Hirtenbriefes des Episkopates mit den praktischen Forderungen und Anwendungen („Luxusgeräte und Luxuskleidung, Luxusreisen und Luxuswagen") hat der Aktion „Misereor super turbam" einen starken Antrieb gegeben. Das sehr gute Ergebnis dieser Fastenopferaktion beläuft sich auf 32 Millionen DM. (Das sind 1,32 DM auf jeden nominellen Katholiken; oder etwa 2,70 DM auf jeden sonntäglichen Kirchenbesucher.) Die Hilfe für die Entwicklungsländer wurde in Österreich in drei großen Aktionen organisiert: „Aktion Flores" (Sundainsel mit 1,1 Millionen Einwohner, davon 600.000 Katholiken), „Sternsingeraktion" für die Missionen in Afrika, „Familienfasttag" zugunsten Koreas. Über 9 Millionen Schilling dürfen als sehr positives Resultat dieser Aktionen gebucht werden. (Das sind 1,44 Schilling pro Katholiken oder 4,32 Schilling auf jeden praktizierenden Katholiken.)

In Trier wird vom 19. Juli bis zum 20. September der Heilige Rock ausgestellt. Unter dem Leitgedanken „Christus ist der Herr" soll es eine Christuswallfahrt sein. „Das ungenähte und ungeteilte Gewand unseres Herrn ist das Sinnbild der Einheit, der Liebe und des Friedens" (aus dem Fastenhirtenbrief des Bischofs von Trier, Dr. Matthias Wehr). „Das ungenähte Gewand Christi ist Bild und Gleichnis der erhabenen Einheit der Kirche"; so sieht der Hl. Vater die Bedeutung der Hl.-Rock-Wallfahrt in seinem Schreiben an den Bischof von Trier (22. Februar 1959).

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Arnold Franz, Dr. theol., Dr. jur., Eherecht. Praktisches Handbuch für den Seelsorger. Früher: Das katholische Ehegesetz. Zweite, überarbeitete und vermehrte Auflage. (192.) Wien 1958, Wiener Domverlag. Kart.

Bengsch Alfred, Heilsgeschichte und Heilswissen. Eine Untersuchung zur Struktur und Entfaltung des theologischen Denkens im Werk „Adversus haereses" des hl. Irenäus von Lyon. (Erfurter Theologische Studien, Band 3.) (XXIV u. 243.) Leipzig 1957, St.-Benno-Verlag GmbH.

Berckers Katholischer Taschenkalender 1960. Gesamtumfang 260 S. Taschenformat. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 1.90, Leder DM 3.80. Leder Goldschnitt DM 4.20.

Bertsche, P. Leopold S. O. Cist., Directorium Sponsae. Herz-Jesu-Exerzitien für gottgeweihte Jungfrauen. 4. Bändchen. (224.) Kevelaer 1959, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 3.80.

Bibliographisches Lexikon von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Bearbeitet von Martha Khil. Band 3, 4. Lieferung. Linz a. d. D., Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission. S 48.—.

Blomme Robert, La doctrine du péché dans les écoles théologiques de la première moitié du XIIe siècle. (Universitas catholica Lovaniensis. Dissertationes. Series III. — Tomus 6.) (XII u. 386.) Louvain 1958, Éditions Nauwelaerts (Publications universitaires de Louvain); 2, Place Cardinal Mercier. Broché FB 390.—.

Breuer Franciscus, Crucis Via cum Jesu et Maria. Editio secunda. Mondorf a. Rhein, Sumptibus auctoris. DM 1.—.

Burgstaller Ernst, Hans Commenda. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft. Sonderdruck aus Folge 3, 1959, des „Oberösterreichischen Kulturberichtes" der „Amtlichen Linzer Zeitung". Linz 1959. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Beilage zum Biographischen Lexikon von Oberösterreich. (28.) Brosch.

Cirne-Lima Carlos, Der personale Glaube. Eine erkenntnismetaphysische Studie. (Philosophie und Grenzwissenschaften. Schriftenreihe, herausgegeben vom Philosophischen Institut an der Theologischen Fakultät Innsbruck, IX/3.) (156.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 60.—, DM u. sfr 10.—.

Coreth Emmerich S. J. (Herausgeber), Aufgaben der Philosophie. Drei Versuche von E. Coreth S. J., O. Muck S. J., J. Schasching S. J. (Philosophie und Grenzwissenschaften, IX/2.) (210.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 66.—

Cox, Rev. Ronald J., S. T. L., J. C. L., A study of the Status of Laymen in the Writing of the Medieval Canonists. A Dissertation. (X u. 106.) Washington 1959, The Catholic University of America Press. Doll. 2.—.

Dániel Josephus S. D. B., Doctrina posttridentina de formatione primae mulieris. (Excerpta ex dissertatione ad Lauream in Facultate Theologica Pontificiae Universitatis Gregorianae.) (50.) Romae 1959.

Der heilige Pfarrer von Ars. Kreuzring-Bildheft. (16.) Trier, Johann-Josef-Zimmer-Verlag. DM —.50.

De Vries Josef, Die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus. (188.) München-Salzburg-Köln 1958, Verlag Anton Pustet. Leinen DM 11.20.

Die Bücher Esra und Nehemia. Übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Schneider. (Die Heilige Schrift des Alten Testamentes. Übersetzt und erklärt in Verbindung mit Fachleuten. Herausgegeben von DDr. Friedrich Nötscher. Begründet von den † Professoren Dr. Franz Feldmann und Dr. Heinrich Herkenne. IV. Bd., 2. Abt.) (VIII u. 268.) Mit 2 Kartenskizzen. Bonn 1959, Peter-Hanstein-Verlag GmbH. Brosch. DM 24.—.

Die katholische Kirche in Berlin und Mitteldeutschland. (64.) Mit 29 Fotos und 3 Karten. Berlin 1959, Morus-Verlag. Kart. DM 2.80.

Eichmann-Mörsdorf, Lehrbuch des Kirchenrechts auf Grund des Codex Iuris Canonici. I. Band: Einleitung, Allgemeiner Teil und Personenrecht. Neunte verbesserte Auflage. (570.) München-Paderborn-Wien 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 22.—, Leinen geb. DM 26.—; Theologenausgabe DM 22.50.

Fine Heinz S. J., Die Terminologie der Jenseitsvorstellungen bei Tertullian. (Theophaneia. Beiträge zur Religions- und Kirchengeschichte des Altertums. Begründer: Franz Joseph Dölger †/Theodor Klauser.) (252.) Bonn 1958, Peter-Hanstein-Verlag GmbH. Brosch. DM 29.80.

Fischer-Wollpert Rudolf, Die Taten der Apostel. Predigten über die Apostelgeschichte. (110.) Augsburg 1959, Verlag Winfried-Werk. Engl. brosch. DM 3.70.

Foerster F. W., Die jüdische Frage. Vom Mysterium Israels. (139.) (Herder-Bücherei.) Freiburg im Breisgau 1959, Verlag Herder. Kart. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Francis Mary, Das Recht, fröhlich zu sein. Ins Deutsche übertragen von einer Karmeliterin aus dem Karmel „Maria Vermittlerin aller Gnaden", Witten, Ruhr. (220.) Kevelaer MCMLIX, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 9.60.

Frank Karl Borr., Die St. Pöltner Dreifaltigkeits- und Mariensäule in kultur- und kunstgeschichtlicher Beleuchtung. Sonderdruck aus: Beiträge zur Stadtgeschichtsforschung. Festschrift der Stadtgemeinde St. Pölten, herausgegeben anläßlich der 800-Jahr-Feier der Verleihung des Stadtrechtes. (112—155.) Mit 7 Bildern. St. Pölten 1959.

Gallois, Mutter Genoveva O.S.B., Das Leben des kleinen heiligen Plazidus. Übersetzt von P. Michael Jungo O.S.B. Zweisprachige Ausgabe. 228 S. mit 104 Originalillustrationen. Luzern, Rex-Verlag. Kart. DM 7.20, Leinen DM 8.45.

Gieraths Gundolf O. P., Kirche in der Geschichte. (126.) Essen 1959, Ludgerus-Verlag Hubert Wingen KG. Kart. DM 7.60.

Giovannetti, Msgr. Alberto, Unser Heiliger Vater Johannes XXIII. Ein Lebensbild. Nach dem italienischen Manuskript übertragen von H. H. Dr. P. Hildebrand Pfiffner O.S.B., (196.). 8 Bildtafeln. Freiburg/Schweiz 1959, Paulus-Verlag. Leinen sfr/DM 11.—

Hackett John Henry, A. B., J.C.L., The Concept of Public Order. A Dissertation. (XI u. 102.) Washington, D. C., 1959, The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 2.—.

Jedin Hubert, Kleine Konziliengeschichte. Die zwanzig Ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. (Herder-Bücherei.) (142.) Freiburg im Breisgau 1959, Verlag Herder. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Kilger, Dr. P. Laurenz (Herausgeber), Das Sozialgefüge der Völker und die Weltmission — heute. (Missionsstudienwochen. Veranstaltet vom Institut für Missionswissenschaft der Universität Münster und vom Internationalen Institut für missionswissenschaftliche Forschungen. Missionsstudienwoche Bonn am Rhein, 22.—26. September 1958.) Münster/Westfalen 1959.

Kramert Klemens-**Winter** Ernst Karl, St. Severin. Der Heilige zwischen Ost und West. I. (235.) 8 Bildtafeln. — II. Winter Ernst Karl, Studien zum Severinus-Problem. (456.) 8 Bildtafeln und 2 Karten. Klosterneuburg, NÖ., Bernina-Verlag. Brosch.

Lentner, Dr. Leopold, Die religiöse Unterweisung in der Reformationszeit. (Katechetik und Religionsunterricht in Österreich, 2. Band.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. (358.) Kart. S 88.—, DM/sfr 14.80.

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Dritter Band: Colet bis Faistenberger. 16 Seiten u. 1344 Spalten mit 64 Bildern auf 8 Tafeln sowie 9 Karten. Freiburg 1959, Verlag Herder. Subskriptionspreis Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—.

Lorca del Val Willi, Fraterna risposta a un articolo del P. Antonio Oliva („La Devozione alla Divina Misericordia di Suor M. Faustina") sulla „Rivista del Clero Italiano". (18.) Trento, Casa del Clero.

Miller Josef S. J. (Herausgeber), Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. 2., erweiterte Auflage. (Sehen — Urteilen — Handeln, Schriften des „Volksboten" Nr. 5.) (180.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 28.—, sfr 4.80.

Miller Josef S. J., Moderne Eheprobleme in christlicher Sicht. 3., erweiterte Auflage. (Sehen—Urteilen—Handeln, Schriften des „Volksboten" Nr. 4.) (110.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, sfr 4.20.

Miscellanea. Martin Grabmann. Gedenkblatt zum 10. Todestag. (Mitteilungen des Grabmann-Instituts der Universität München. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Schmaus. Heft 3.) (96.) München 1959, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 9.80.

Murphy John L., The Notion of Tradition in John Driedo. Dissertatio ad Lauream in Facultate Theologica Pontificiae Universitatis Gregorianae. (XIV u. 321.) Milwaukee 1959, The Seraphic Press. Doll. 3.—.

Neues Testament. Übersetzt und erklärt von Otto Karrer. Neubearbeitete Auflage. (816.) Mit zwei Karten. München 1959, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Kunstleder DM 11.80, Saffian DM 38.—.

Nicolussi, Dr. Johann, Gott im Jenseits. (Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, V. Teil.) (348.) Innsbruck 1959, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 45.—, DM u. sfr 7.50.

Overhage Paul, Um das Erscheinungsbild der ersten Menschen. Mit einer Einführung von Karl Rahner. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier/7.) (108.) 4 Bildtafeln und 5 Abbildungen im Text. Basel-Freiburg-Wien 1959, Herder. Engl. brosch. DM 6.80.

Papàsogli Giorgio, Teresa von Avila. Herausgegeben und übertragen aus dem Italienischen von Oda Schneider. Geleitwort von Joseph Solzbacher. (612.) München-Paderborn-Wien 1959, Verlag Ferdinand Schöningh; Zürich, Thomas-Verlag. Leinen DM 24.—, sfr 27.50, S 163.20.

Radó Polycarpus O.S.B., Enchiridion Liturgiae Pastoralis seu Synthesis Theologiae Sacramentalis. (48.) In S. Monte Pannoniae (Pannonhalma) 1959.

Ravasi, P. Ladislaus R., De Vocatione Religiosa et Sacerdotali. (272.) Mediolani-Romae, Edizioni Fonti Vive.

Scheffczyk Leo, Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit. (Erfurter theologische Studien. Im Auftrag des Philosophisch-theologischen Studiums Erfurt herausgegeben von Erich Kleineidam und Heinz Schürmann. Band 5.) (XXIV u. 529.) Leipzig 1959, St.-Benno-Verlag GmbH. Brosch.

Schnackenburg Rudolf, Gottes Herrschaft und Reich. Eine biblisch-theologische Studie. (XVI u. 256.) Freiburg 1959, Verlag Herder. Leinen DM 21.50.

Shinners John Joseph, The Morality of Medical Experimentation on Living Human Subjects in the Light of Recent Papal Pronouncements. A Dissertation. (112.) Washington, D. C., 1958, The Catholic University of America Press. Paper bound Doll. 1.25.

Spiazzi, P. Raimondo O.P., Contributi Tomistici alla Politica. (Quaderni del Clero, N. 20.) (116.) Padova-Roma-Napoli, Presbyterium. Roma, Via Giustiniani 15. Abbonamento annuo L. 1.500; Estero L. 2.500.

Stelzenberger Johannes, Conscientia bei Augustinus. Studie zur Geschichte der Moraltheologie. (184.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 14.—

Thomas von Kempen, Die Nachfolge Christi. Vier Bücher. Neu übersetzt und herausgegeben von Wendelin Meyer O.F.M. (264.) Kevelaer MCMLIX, Verlag Butzon & Bercker. Leinen DM 9.60.

Tirol—Erbe und Auftrag. Zum Gedenkjahr 1809. Herausgegeben von Werner Kunzenmann. (86.) Mit vier Abbildungen. Innsbruck-Wien 1959, Tyrolia-Verlag. Brosch. S 38.—, DM und sfr 6.80.

Veni Sancte Spiritus. Die schönsten Texte über den Heiligen Geist. Gesammelt von Yolande d'Ormesson Arsène-Henry. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Franz Rütsche. (381.) Luzern 1959, Verlag Räber & Cie. Leinen Fr./DM 18.—.

Weber Wilhelm, Wirtschaftsethik am Vorabend des Liberalismus. Höhepunkt und Abschluß der scholastischen Wirtschaftsbetrachtung durch Ludwig Molina S.J. (1535—1600). (Schriften des Instituts für christliche Sozialwissenschaften der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Herausgegeben von Joseph Höffner. Band 7.) (218.) Münster/Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 14.80, Leinen DM 16.80.

Welte Bernhard, Über das Böse. Eine thomistische Untersuchung. (Quaestiones disputatae/6.) (56.) Basel-Freiburg-Wien 1959, Herder. Engl. brosch. DM 4.—.

Zimmermann, Dr. Josef L., Praktische Hilfe für das Breviergebet an Sonn- und Wochentagen. Zum Psalterium des Römischen Breviers. (60.) Augsburg 1959, Verlag Winfried-Werk. DM 1.—.

Kleinschriften

Pauleser, P. Saturnin O.F.M.: Der gute Mensch. II. Teil: In der Forderung des Alltags. — Wo der Himmel die Erde berührt. (Was ist dir das Gotteshaus? I. Teil.) — Bei Gott zu Hause. (II. Teil.)— Glückliche Ehe. Vier Grundforderungen. — Große Tage im Leben der Kinder. Alle je 32 S. Miltenberg am Main, Christkönigsbund. Je DM —.50. Bei Mehrbezug Ermäßigung.

Zeitschriften

Oberösterreich. Landschaft, Kultur, Wirtschaft, Fremdenverkehr, Sport. 9. Jahr, Heft 1/2, Sommer 1959. Linz, Oberösterr. Landesverlag. Einzelverkaufspreis S 20.—, im Abonnement S 12.— exkl. Porto.

Religionsunterricht an höheren Schulen. Zeitschrift des Bundes katholischer Religionslehrervereinigungen. 2. Jg., Heft 4, Juli/August 1959. Düsseldorf, Patmos-Verlag. Bezugspreis (jährlich 6 Hefte) 15 DM, Einzelheft 2.50 DM.

Salesgruß 1960. Jahresbüchlein, herausgegeben im Auftrag der österreichischen Ordensprovinz O.S.F.S. vom F. v. Salesbund, Missionsschule Dachsberg, Prambachkirchen.

Buchbesprechungen

Philosophie

Sein und Ursprünglichkeit. Zur philosophischen Grundlegung der Schöpfungslehre. Von Hans-Eduard Hengstenberg. Mit einem Vorwort von L.-B. Geiger O.P. (Bücherei der Salzburger Hochschulwochen.) (168.) München 1958, Verlag Anton Pustet. Kart.

Der Bonner Philosoph ist einer jener christlichen Philosophen, die an die unvergänglichen Prinzipien des hl. Thomas anknüpfen, sie aber selbständig weiterzudenken bemüht sind. In diesem Buche, dem eine Vortragsreihe auf den Salzburger Hochschulwochen zugrunde liegt, geht es dem Verfasser um die Aufhellung des Schöpfungsgeheimnisses. Thomas tat dies mittels des Kausalbegriffes. Hengstenberg versucht es mit dem Begriff der Sinn-Mitteilung. Ähnlich wie der Mensch zwar die Laute seiner Sprache ursächlich bewirkt, nicht aber den Sinn der Sprache, der vielmehr in einer Geist-Mitteilung besteht, so verhalte es sich — freilich in höherer Weise — auch bei der Schöpfung durch Gott. Darum seien in der Schöpfung auch Spuren der Trinität faßbar, die freilich erst aus der Offenbarung ihre zureichende Deutung finden können. Der Verfasser legt seinen Gedankengängen seine früher entwickelte Konstitutionslehre des Seienden, besonders des Personseins, zugrunde, gegen die allerdings auch von fortschrittlich scholastischer Seite verschiedene Bedenken erhoben worden waren. Es ist auch nicht recht einzusehen, warum Hengstenberg sich sosehr dagegen wehrt, den nach thomistischer Auffassung ohnehin analogen Kausalbegriff weit genug zu nehmen und ihn auch für das Phänomen der Sinnmitteilung gelten zu lassen. Im übrigen ist das Buch in vieler Hinsicht sehr anregend und verdienstlich in der Auflockerung verschiedener traditioneller Begriffe im Dienste neuer philosophischer Fragestellungen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Was die Welt im Innersten zusammenhält. Der Christ und das Atomzeitalter. Von Hans Huber-Ainring. (195.) Köln 1958, Verlag Wort und Werk. Leinen DM 10.20, kart. DM 7.80.

Der Verfasser ist ein bayerischer Pfarrer, der auch im Salzburger „Klerusblatt" öfters mit naturwissenschaftlichen Abhandlungen zu Worte kommt. Er verrät gute Fachkenntnisse und ist bestrebt, mit diesem Buche weiteren Kreisen, die sich durch die neuen Probleme der Atompyhsik in ihrem schlichten Christenglauben irgendwie bedroht fühlen, über ihre Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Ohne die verwickelten Sachverhalte allzusehr zu vereinfachen, versteht er es, in einer erquickend anschaulichen Sprache auch einfachen Menschen die wichtigsten Entdeckungen der Atomphysik faßbar zu machen. Den Höhepunkt des Buches bildet die in geschickter Steigerung eingeführte Wiedergabe der berühmten Ansprache Pius' XII. vor der Päpst-

lichen Akademie der Wissenschaften vom 22. November 1951 über „Die Gottesbeweise im Lichte der modernen Naturforschung". Geteilter Meinung kann man sein über den Wert der märchenhaften Rahmenerzählung. Doch mag es sein, daß gerade diese Form vielen den Zugang zum eigentlichen wissenschaftlichen Teile erleichtert. Jedenfalls ist das Buch für Bildungsabende in Jugendgruppen recht geeignet. Mögen viele danach greifen.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Tier und Mensch. Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen. Von Georg Siegmund. (309.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolus-Druckerei. Leinen DM 12.80.

Der erstaunlich fruchtbare Fuldaer Philosoph setzt in diesem Buche die Reihe seiner früheren Werke zum anthropologischen Problem mit Erfolg fort. Unter Berücksichtigung einer Fülle neuer Forschungsergebnisse arbeitet er, sorgsam stufenweise fortschreitend, in überzeugender Weise den unüberbrückbaren Unterschied zwischen Tier und Mensch heraus. Manche Kapitel nehmen durch ihren Glanz geradezu gefangen. So die über die Voraussetzungen der menschlichen Sprache. Sehr ernüchternd wird die Überbeanspruchung des Entwicklungsprinzips bei vielen Biologen herausgestellt. Es ist kein Grundgesetz, sondern nur eine Arbeitshypothese. Besondere Anerkennung gebührt der klaren, warmen Sprache, der man sonst in Fachbüchern nicht allzuhäufig begegnet.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Was ist der Mensch? Die vier Fragen des Immanuel Kant. Von Friedrich Dessauer. (88.) Mit 10 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1959, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 5.80.

In diesem schmalen Bändchen bringt der betagte Biophysiker und Naturphilosoph besinnliche Umschreibungen der berühmten Fragen Kants: „Was kann ich wissen? — Was soll ich tun? — Was darf ich hoffen? — Was ist der Mensch?" Er bleibt aber nicht bei der Kantischen Vernunftreligion stehen, sondern führt entschlossen zur Offenbarungsreligion weiter. In einem Anhang stellt er im Anschluß an ausdrucksvolle Bildtafeln zehn Denker vor, denen jene Menschheitsfragen ein besonderes Anliegen waren. Der Gesichtspunkt der Auswahl erscheint freilich nicht ganz einleuchtend. Warum fehlt bei den antiken gerade Aristoteles? Und warum sind die neuzeitlichen außer Kant selbst nur durch Descartes, Pascal, Leibniz und Jaspers vertreten?

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Relativitätstheorie des Menschengeistes. Versuch einer systematischen Psychologie. Von Marc A. Jaeger. (404.) Zürich und Stuttgart 1958, Rascher-Verlag. Leinen sfr 22.80.

Der Autor macht im vorliegenden Werk den Versuch, eine neue, systematische Psychologie zu begründen. In ihr soll das Unbewußt-Seelische als das Absolute und die Relativität des Menschengeistes aufgezeigt werden. Damit sollen einerseits die geisteswissenschaftliche, anderseits die naturwissenschaftliche Psychologie überwunden und die psychologische Ganzheit grundgelegt werden.

Das Leben selbst läßt sich nicht, so führt Jaeger aus, materialistisch erklären. Hinter der materiellen Struktur stehen immaterielle Determinanten, steht die Seele. Sie ist der Inbegriff der immateriellen Strukturen und Funktionen. Grundlegende Lebensformen der Seele in allen Bereichen des Lebens sind das Erkennen, Bewerten und Wollen. In jedem Lebewesen gibt es eine unbewußte Erkenntnis (Empfinden, Wahrnehmen), eine unbewußte Bewertung (Instinkt, Finalität) und ein unbewußtes Wollen (Motorik). Dieses Unbewußte ist das Absolute, der Lebensplan, der a-prioristische Ordnungsfaktor allen Bewußtseins. In diese Absolutheit sind alle Erlebnisse jedes Individuums eingebaut. Das Absolut-Unbewußte stellt sich als „absoluter Geist," als eine „existierende Uridee", als „Ursprung des finalen Prinzips," als „Ordnungsprinzip," als „a-prioristische Idee," als „abstrakte Weltdynamik" dar. Dieser immaterielle, absolut geistige Faktor begründet den gesetzlichen Ablauf, so daß ohne diese leitende Uridee die Welt ein Chaos wäre.

Jedes Lebewesen hat neben dem Unbewußten auch das Bewußtsein, u. zw. in allen Individual- oder Erlebnisstufen. Freilich besitzt es in den verschiedenen Stufen frag-

mentarische Bewußtseinsbreite. In der physiologischen oder Organstufe liegt das Leben einer Partialseele vor. Eine weitere Stufe bilden die biochemischen Prozesse und schließlich die Erlebnisweise des Menschen. Aber in jedem Leben ist die Kausalität durch die Finalität überformt infolge eines immateriellen Faktors, der Beseeltheit.

Der Autor hat viel über psychologische, philosophische und kulturelle Fragen reflektiert und Wertvolles, besonders über die Integration der einzelnen Lebensstufen, gezeigt. Auch seine ethischen, pädagogischen und kulturellen Anregungen sind sehr wertvoll. Zudem verstand er es, aus der Vielheit der Probleme ein abgerundetes System zu gestalten.

Für den kritischen Leser werden sich jedoch eine Reihe von Problemen, ungelösten Fragen und schiefen Ansichten melden, die eine größere Umsicht in der Fachliteratur vermissen lassen. Die pantheisierenden Gedanken über das „Absolut-Unbewußte", das „Absolut-Irrationelle", die „a-prioristische Uridee", den „absoluten Geist" usw. bedürfen einer Klärung. Es scheint alles in eine unbewußte Weltseele einzumünden. Das spezifisch Menschliche, der Geist, die Vernunft, das rationelle und reflexive Bewußtsein ist zwar nach dem Autor ein Novum, aber nicht im Sinne einer geistigen Ursprünglichkeit und eines geistigen Selbstandes, sondern es beruht auf einer sprunghaften Steigerung der Großhirnrinde (51). Die Geistigkeit des Menschen ist nach dem Autor über den Umweg der Ausdruckssymbole (Sprache) und der konventionellen, allgemeingültigen Abstraktion zustande gekommen (213), also eine Weiterentwicklung des allgemein Seelischen. Die Wesensunterschiede sind hier vollständig verwischt.

Was den Willen betrifft, kann von Freiheit psychologisch nicht die Rede sein (357, 358). Und doch ist der Wille auch wiederum potentiell (365), relativ frei, sofern er auf abstraktem Bewußtsein beruht (360). Als solcher begründet er Eigenfinalität, die oft entgegen der biologischen ist. Gerade durch diese Finalkompetenz macht ja, nach dem Autor, der Mensch Geschichte weitgehend selbst (356). Hier finden sich Widersprüche. Die Urteile über die Religion sind unzulänglich. Abwegig ist doch der Satz: „Das Christentum hat das Triebleben für sündhaft erklärt" (351). Gegen die Erfahrung und gegen eine wissenschaftliche Riesenarbeit wird von der Abwegigkeit der Erbsünde, vom Mythos des Sündenfalls, vom Erlösungsmythos, vom Mythos des Gottessohnes usw. gesprochen.

Wertvoll sind die Ausführungen auf soziologischem und kulturellem Gebiet. Ich verweise nur auf Sätze wie: „Wenn etwas unsere hohle Scheinkultur noch retten kann, dann ist es die schlichte, aber ehrliche und tätige Ethik jedes einzelnen an seinem Platze" (23). Die „psychologisch begründete Alternative lautet, wie hier nachgewiesen werden soll, ganz einfach: Ethisch leben oder untergehen" (24). Die Bedeutung des Abendlandes liegt im Reiche der Idee (399), und Wille zur Ethik heißt die neue Parole (420).

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Bibelwissenschaft

Bibeltheologisches Wörterbuch. Herausgegeben von Johannes B. Bauer. (859.) Graz-Wien-Köln 1959, Verlag Styria. Leinen S 239.—.

Die „Theologia Biblica" wird in ihrer Bedeutung in unseren Tagen wieder mehr erkannt. Wir finden sie immer häufiger im Vorlesungsverzeichnis unserer theologischen Hochschulen und wir spüren ihren unschätzbaren Wert im Gespräch zwischen den Konfessionen. Da kommt Bauers Wörterbuch eben recht. Nicht ein „Lexikon" in dem Sinne, daß man darin einfach alles findet, was man in einem Wörterbuch sucht, hat man hier vor sich, wohl aber eine sehr brauchbare Fundgrube für eine Menge theologischer Gedankenkreise, wie sie sich um einzelne biblische Termini gebildet haben. Die Darstellung erfolgt „vom Kurzartikel bis zu der Form eines in sich geschlossenen Essays". Die Mitarbeiter sind durchwegs solche, die auf dem Feld der biblischen Arbeit einen klingenden Namen erworben haben und denen wir Vertrauen schenken dürfen, wenn auch so manches für viele Leser als „unerhört neu" erscheinen mag. Bauer selbst zeichnet für mehr als 20 Artikel als Verfasser. Durchwegs nüchterne, auf umfangreichem Wissen basierende Darstellungen, da und dort durchsetzt von jugendlichem Radikalismus. Daß Bauer für den Artikel „Gesetz" den französischen Gelehrten Henri Gazelles gewonnen hat, zeugt für seine ganz moderne Einstellung zur Penta-

teuchfrage. Immerhin freut uns, daß trotz modernster Linienführung der Anteil des Moses am Pentateuch doch nicht gestrichen erscheint, wenn wir lesen: „Das ganze Gesetz ist doch durch einen Mittelsmann, Moses, gegeben" (319), oder wenn es heißt: „Es gibt gute Gründe dafür, diese erste Sammlung Moses zuzuweisen" (315). Gemeint sind die mischpatim in Ex 21, 18—22, 16. Im Artikel „Herrlichkeit" v. G. Molin wäre Bernhard Steins Arbeit über „K'bod Jahwe" zu erwähnen gewesen. Beim Artikel „Bann" hätten H. Stiegleckers Gedanken (siehe diese Zeitschrift 1950) nutzbringend verwendet werden können. Entfallen sind bedauerlicherweise die eminent wichtigen Artikel über „Jungfrauschaft", über „Nachfolge—Gefolgschaft—Gehorsam", die gewiß bei einer Neuauflage nachgeholt werden. Im Literaturverzeichnis sollten wohl jeweils die nichtkatholischen Autoren mit einem Sternchen versehen werden, zumal ja das Nachschlagewerk „einen unmittelbaren Dienst erweisen" will (19), d. h. einen praktischen, wegweisenden für solche, welche die angegebenen Autoren ja nicht von vorneherein kennen, welcher Einstellung sie sind.

Bauers Wörterbuch ist auf jeden Fall eine ganz beachtliche Leistung und ein sehr brauchbaresWerk, für das dem Herausgeber und den Mitarbeitern viel Dank gebührt.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Die heiligen Heiden des Alten Testaments. Von Jean Daniélou. (143.) Stuttgart, Schwabenverlag. Leinen DM 7.90.

„Von Anfang an hast du Priester zum Dienste deines Volkes erweckt: zuerst Abel Seth, Enos, Enoch, Noe, Melchisedech und Job" (Apost. Konst. VIII, 5). Absicht des Buches ist es, „den Heiligen der kosmischen Religion ihren Platz in Liturgie und Katechese zurückzugeben" (S. 133). Und man muß gestehen, daß wohl niemand dies bisher so gut verstanden hat wie Daniélou. Er weist nachdrücklich darauf hin, daß es eine kosmische Liturgie gibt, daß bei Ostern, Pfingsten, Weihnachten hinter der christlichen Bedeutung eine jüdische und hinter der jüdischen eine kosmische steht. So gibt es eine geheime, aber wirkliche Verbindung der christlichen Feste mit denen aller anderen Religionen, in denen die kosmische Offenbarung (mehr oder weniger verschüttet und verunstaltet) sichtbar wird. „Zu Gott steigt der immerwährende Dank aller Kreatur auf, der Weihrauch der Blumen, das Lied des Windes und ‚das Hin und Her zwischen Hindin und Hirsch', von dem Péguy gesprochen hat" (S. 134). — „Die Menschen nun, von denen dieses Buch handelt, sind Priester dieser kosmischen, allen Menschen gemeinsamen Religion" (S. 136). — „Wenn es eine kosmische Liturgie gibt, so versteht es sich, daß sie auch Heilige hat" (137). Heiligkeit ist heroische Gottesliebe. Daniélou zeigt, daß es diese auch in der kosmischen Religion gegeben hat, Menschen, die dem im Gewissen vernommenen Anruf Gottes in heroischer Befolgung des Willens Gottes antworten. Es ist schon von großem Wert, daß hier wieder einmal die Heiligkeit des „natürlichen" Gesetzes betont und in ihrer grundlegenden Art gezeigt wird. Zuerst muß ja auch der Heilige unserer Tage ein richtiger „Mensch" sein, dann wird er auch ein wahrer Christ werden können.

Das Buch behandelt die Gestalten Abel, Henoch, Daniel, Noe, Job, Melchisedech, Lot und die Königin von Saba. Einige Kapitel hat Daniélou (laut Vorwort S. 12) in Form von Vorlesungen zuerst vor dem „Cercle Saint-Jean-Baptiste" vorgetragen. Es ist ein gesegnetes Buch, besonders auch dadurch, daß es die Lehrsätze: „Extra Ecclesiam nulla salus" und „Es gibt keine Heiligkeit außer in Christus," richtig sehen läßt und trostvoll weitet, weil im letzten Sinn alle Menschen aller Zeiten „in Christus" und „in seinem mystischen Leib" sind und bleiben, wenn sie nur wahrhaft wollen. Die Tragweite der Rückbesinnung auf diese Wahrheiten könnte besonders auch eine Erneuerung des Missionsgedankens einschließen und Missionsoptimismus wecken. Man kann dem Werk nur weiteste Verbreitung wünschen. Es ist auch für Predigt und Vortrag in religiös interessierten Kreisen geeignet.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Qumran und der Ursprung des Christentums. Von Jean Daniélou. Aus dem Französischen übersetzt von Othmar Schilling. (176.) Mit 8 Bildseiten. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 8.25.

Das Buch ist aus drei Vorträgen enstanden und hat dementsprechend drei Abschnitte: Die Gemeinschaft von Qumran und das neutestamentliche Milieu (I), Christus

und der Lehrer der Gerechtigkeit (II), Die ersten Entwicklungen der Kirche und die Gemeinschaft von Qumran (III).

Der Verfasser zeigt vor allem einmal die Zusammenhänge auf, die schon örtlich gegeben waren: Die „Wüste" (bei Jericho) ist z. B. eine Gegend mit Wasserquellen und Palmen. Das Wort des Herrn erging an Johannes, Zachariassohn in der Wüste (Mk 1, 4; Lk 3, 2); ein paar Kilometer südöstlich davon lag Qumran mit dem Essenerkloster. Auch in Stil und Terminologie finden sich Anklänge zwischen dem N. T. und den Schrifttexten aus Qumran. Das Benedictus ist ein Beispiel dafür, und Daniélou mutmaßt nicht grundlos einen Kontakt der Priesterfamilie des Zacharias mit der Essener-Gemeinde am Toten Meer. Freilich muß man nicht gleich soweit gehen (wie Daniélou) und annehmen, daß der Johannesknabe tatsächlich in jenem Kloster als Zögling oder Internist gelebt habe; möglich allerdings wäre es. Auf jeden Fall zeigt die Lehre des Täufers in Wort und Ideengehalt viele Elemente der Schriften von Qumran, besonders des Habakukkommentars.

Über Johannes den Täufer mag auch Jesus Verbindung zu Qumran gehabt haben. Die Wüste seines 40tägigen Fastens und der Berg der Versuchung sowie auch die Taufstelle am Jordan liegen alle im Nahbereich jener Essener-Siedlung. Der Ostertermin, den Jesus für das Passahmahl vor seinem Leiden gewählt hat, ist der von Qumran. Er löst auch manche Schwierigkeiten betreffs der Abfolge im Prozeß Jesu (S. 29—30). In seiner Lehre ist freilich Jesus der essenischen Welt fremd, ja in völligem Gegensatz zu ihr (S. 171). Auch Gebetsgebräuche, wie wir sie aus der Didaché kennen, stimmen gut mit dem Qumranschen Rituale zusammen. Die Essener beten dreimal des Tages, die Didaché schreibt dasselbe vor. Daniélou sieht darin die Urtypen unserer Tagzeiten: Laudes, Sext, Vesper.

Die Identifizierung des Lehrers der Gerechtigkeit mit Christus weist Daniélou zurück. Das Problem um den Lehrer der Gerechtigkeit „besteht in der Entdeckung eines neuen Gliedes in der Vorbereitungskette auf Christus. . . Der Lehrer der Gerechtigkeit gehört in die Reihe derer, die vor Johannes die Ankunft Christi vorbereitet haben" (S. 113). Dafür, daß die in der Apostelgeschichte auftretenden Hellenisten Essener gewesen sind, führt Daniélou die Stephanuspredigt (Apg 7) an, wo sich Züge einer überraschenden Ähnlichkeit mit essenischem Gedankengut und essenischer Terminologie finden. Auch dürfte Paulus in Damaskus nach seiner Bekehrung mit Essenern bekanntgeworden sein — es waren ja viele einst dorthin geflüchtet (vgl. die Damaskusschrift); viele seiner Redewendungen, viele seiner Gedanken haben ihr Gegenstück in den Rollen von Qumran. Die Adressaten des Hebräerbriefes sind für Daniélou essenische Priester.

Noch viele andere interessante Aspekte gewährt das Buch des gelehrten französischen Verfassers. Sie zeugen von einer einmaligen Kombinationsgabe, der wir sicher viel Richtiges verdanken. Wenn auch noch viele Vergleichsmöglichkeiten fehlen und es sich hier — wie der Verfasser selbst sagt — um eine Skizze (S. 10) handelt, so bringt diese immerhin zahlreiche Linien zur Darstellung, die zwischen Qumran und dem jungen Christentum gezogen sind. So haben wir in dem schmalen Bändchen eine geistvolle, kurze und ebenso gute, übersichtliche Darstellung der bisherigen sicheren und vermutbaren Ergebnisse des Schriftenfundes am Toten Meer von 1947 mit all seiner Nah- und Fernwirkung. Freudiger Dank gebührt dem Autor und dem Übersetzer sowie dem Verlag für die passende Ausstattung des Buches.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Was lehrt Jesus über das Ende der Welt? Eine Auslegung von Markus 13. Von Franz Mussner. (80.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Engl. brosch. DM 4.50.

Der bekannte Trierer Professor legt uns ein interessantes und anregendes Büchlein vor, das aus drei Vorträgen erwachsen ist und das wegen seiner volkstümlichen Form viel Anklang finden wird. Die klaren Worte des Gelehrten über die Eschatologie des Herrn sind besonders zu begrüßen, weil sie treffliche Antwort geben auf die phantastischen Darlegungen mancher Sekten. Exegetisch ist Mk 13, 30 gut gedeutet mit dem Hinweis auf „das Geschlecht der Juden", das „nicht aussterben wird", „bis dies alles geschieht" (S. 63).

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Prima lettura di San Paolo. (Introduzione, Analisi, Note.) Silverio Zedda S. J. I. Vol.: Introduzione, Lettere della Prigonia. 2a Edizione. (229.) — Vol. II: Lettere ai Tessalonicesi, Prima ai Corinti, Galati, Romani. (329.) Torino, Via Cibrario 39, Tecnograph.

Vielleicht könnte man den Titel dieser zwei Bände besser wiedergeben mit: „Zum Einlesen in den hl. Paulus." Denn dazu will uns dieses Werk behilflich sein.

Der erste Band enthält eine Einleitung (worin zuerst über die Apg und dann über das Leben des hl. Paulus und seine literarische Tätigkeit gehandelt wird), worauf dann die vier Gefangenschaftsbriefe (und zwar in folgender Ordnung: Eph, Kol, Phil, Phm) folgen. Im zweiten Band werden die beiden Briefe an die Thess, Gal, 1 Kor und Röm erklärt. Zu jedem einzelnen Brief findet sich auch eine kurze Einleitung mit Hinweisen auf Empfänger, Gelegenheit und Zweck, Zeit und Ort. Dann folgt die Analisi-Parafrasi. Der Text selbst wird durch viele Überschriften und Unterteilungen gut verdeutlicht. Auch mehrere Exkurse sind eingefügt, z. B. über die Lehre vom Corpus Christi mysticum, über Rechtfertigung und Glaube, die Parusie. Drucktechnisch ist vielleicht auszusetzen, daß man den Schrifttext und die dazu gegebenen Erklärungen nicht deutlicher unterschieden hat. Es ist aber ein wissenschaftlich gut begründetes und daher empfehlenswertes Werk.

Linz a. d. D. Dr. Siegfried Stahr

Petrus und seine Zeit. Neutestamentliche Studien von Paul Gaechter S. J. (458.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 125.—, DM 22.—.

Die meisten dieser neutestamentlichen Studien wurden schon in der ZkTh veröffentlicht. Trotzdem ist es gut, daß sie nun in einem Buch zusammengefaßt und noch durch zwei Abhandlungen ergänzt wurden.

Die erste Studie handelt über „Das dreifache ‚Weide meine Lämmer' (Jo 21, 15—17)". Zuerst wird „Das philologische Problem" bezüglich der drei hier vorkommenden Wortpaare (Lieben, Weiden und Lämmer) behandelt, die sich als völlig synonym erweisen, weswegen aus ihnen nicht der Grund der Dreimaligkeit des Auftrages erklärt werden kann. Auch aus „Inhalt und Form der Dreiheit" ist das nicht möglich. Die übliche Meinung ist, daß Jesus die dreimalige Frage an Petrus wegen seiner dreimaligen Verleugnung gerichtet habe. Man kann aber höchstens sagen, daß das dreimalige Bekenntnis des Petrus als dreimalige Gutmachung der dreimaligen Verleugnung anzusehen ist. Näher zum Grund führt uns „Das Moment der Feierlichkeit", das aus der Frage Jesu spricht, in welcher der Herr den Petrus gerade wie bei der Verheißung des Primates (Mt 16, 17) mit „Simon, Sohn des Johannes" anredet, und zwar dreimal. Diese Feierlichkeit der ganzen Stelle ist erst vom Hirtenauftrag aus begreiflich. Es ist ja „Die Dreimaligkeit des Auftrages als alter Rechtsbrauch" bekannt, wie wir das z. B. auch sehen bei Abschlüssen von Ehekontrakten oder bei Ehescheidungen wie auch bei Kaufverträgen. Eine rechtsverleihende Formel vor Zeugen dreimal ausgesprochen besaß absolute Gültigkeit. Und daher hat auch Christus den Hirtenauftrag in dreimaliger Folge vor Zeugen ausgesprochen.

In der zweiten Abhandlung „Die Wahl des Matthias" wird zunächst der Zweck dieser Wahl untersucht. Dieser war, die Zahl der „Zwölf" (die eine zurück- und eine vorwärtsweisende symbolische Bedeutung hat, nämlich in Analogie zu den zwölf Patriarchen das Fundament für das neue, geistige Israel zu sein) wieder vollzumachen. Nach der Untersuchung des literarischen Problems des 1. Kap. der Apg wird die Frage nach dem Motiv oder dem unmittelbaren Beweggrund der Wahl gestellt, welcher nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das in Apg 1, 20 zitierte Psalmwort „Sein Amt soll ein anderer erhalten" (Ps 108, 8), sondern ein ausdrücklicher Auftrag Jesu gewesen sein wird.

Dem „Haß des Hauses Annas" ist die dritte Untersuchung gewidmet. Hier wird uns einleitend erst die Rolle und die Stellung des Hohenpriesters um die Zeitenwende vor Augen geführt, und dann werden im einzelnen Annas sen. und die ihm folgenden Hohenpriester aus seinem Hause besprochen, und zwar in ihrem Haß gegen Jesus und seine Apostel und das junge Christentum.

In der nächsten Studie geht es dann um die Frage: Was waren „Die Sieben" (Apg 6, 1—6)? Aus der Untersuchung über ihre Wahl und ihre Aufgabe, zu der sie berufen wurden, nämlich als Gehilfen und Vertreter der Zwölf unter den Hellenisten

als amtliche Leiter zu wirken, ergibt sich, daß ihnen die Fülle der Weihegewalt übertragen wurde, sie also Hilfsbischöfe waren. Es ging also hier nicht um ein organisatorisches (Armenfürsorge), sondern um ein geistig-religiöses Problem (Seelsorge). — Mit „Jerusalem und Antiochia" wird die fünfte Abhandlung betitelt. Es geht dabei um die Entwicklung dieser beiden Kirchen, besonders um ihre äußeren, juridischen Beziehungen zueinander und zu den anderen Ortskirchen.

Besonders interessant ist die folgende Untersuchung „Petrus in Antiochia". Gaechter geht nämlich an die Betrachtung von Gal 2, 11—14 mit der Voraussetzung heran, daß es sich hier um das genus litterarium der Äußerung eines erregten Anklägers handle. Von dieser Schau aus beurteilt er dann diese Stelle und beweist dabei sein psychologisches Einfühlungsvermögen, das auch zur Exegese gehört. So kommt er zu einer der gewöhnlichen Anschauung entgegengesetzten Beurteilung des Streites zwischen Petrus und Paulus in Antiochia. Es wird erst einmal der Ankläger Paulus zu verstehen gesucht, dann, warum Petrus überhaupt nach Antiochia gereist ist und wie dort die Lage war. Daraus wird dann die Handlungsweise des Petrus verständlich, die nicht von Feigheit diktiert war, sondern von Liebe und Weisheit, um nicht eine Abspaltung der judaistisch Gesinnten zu bewirken oder die Bekehrung von Juden zu erschweren. Paulus dagegen hat hier eine befremdende Starrheit an den Tag gelegt, indem er die größere und unmittelbare Gefahr für die Judenchristen in seinem Bestreben, die Freiheit der Heidenchristen sicherzustellen, übersehen hat. Und somit hat also in dieser schwierigen Situation nicht Paulus, sondern Petrus den Sieg errungen. Paulus war überhaupt zu dieser Zeit sehr gereizt, wie wir aus Apg 15, 39 entnehmen können, weil er wohl von der ersten Missionsreise, besonders aber von der Steinigung in Lystra, sich noch nicht genügend erholt hatte. So will die von Gaechter vorgelegte Erklärung „nicht nur dem vielgeschmähten Petrus volles Recht widerfahren lassen, sondern auch der Größe des Paulus bei aller Menschlichkeit gerecht werden".

Die siebente Abhandlung „Jakobus von Jerusalem" versucht, das Bild dieses Jakobus auf dem N. T. als Unterlage nachzuzeichnen, um es so von seinen Verzeichnungen zu befreien. Als Voraussetzung wird hingestellt, daß dieser Jakobus keiner von den ursprünglichen Zwölfen gewesen ist und samt seinen Brüdern zu Lebzeiten Jesu überhaupt nicht zu dessen Jüngern gezählt habe. Daß er dann später einer wurde, dazu hat wohl die Erscheinung des Auferstandenen (1 Kor 15, 7) den letzten Anstoß gegeben. Weiteres erfahren wir dann aus Apg 1, 14; Gal 1, 19; Apg 12, 17. Hat in der Folgezeit dann Jakobus die Verwaltung in Jerusalem innegehabt, weil Petrus sich immer mehr der Missionstätigkeit widmen wollte, wie Cullmann meint? Dazu passen aber gar nicht die Angaben in Apg 9—10, und auch Gal 2, 7—9 ist kein Beweis dafür. Ebenso ist nicht haltbar, daß man aus dem Konzilsbericht (Apg 15) und der Kollekte (Gal 2, 10) herauslesen will, daß Jakobus sogar der Leiter der Gesamtkirche gewesen sei. Auch die „Jakobusleute" (Gal 2, 12) sprechen nicht dafür, denn sie waren nicht Agitatoren des Jakobus. Ebenso ist, wie man aus den ntl. Berichten erweisen kann, die Meinung Stauffers nicht haltbar, daß Jakobus wegen seiner Blutsverwandtschaft mit Jesus und der Erscheinung des Auferstandenen aus den Herrenbrüdern eine Dynastie gemacht habe. Auf Grund seines Briefes und nach Gal 2, 12 wird uns dann die Persönlichkeit des Jakobus gezeichnet. Auch wird versucht, seine Religiosität ins rechte Licht zu stellen, und so kommt Gaechter dann zu dem Urteil, daß Jakobus, obschon ein frommer Jude, doch ein wahrer Christ war.

Die nächste Studie „Die Amtsträger von Korinth" behandelt das Protokoll des 1 Kor. — Die letzte Abhandlung „Schranken im Apostolat des Paulus" nennt Gaechter selbst das Schmerzenskind dieses Buches. Er will nämlich hier klarmachen, daß Paulus nicht, wie es die weitverbreitete Ansicht ist, zu vergleichen sei „mit einem Fallschirmjäger, der, mit allem Nötigen ausgerüstet, vom Himmel heruntergefallen ist" und somit der zweite Anfang, also der endgültige Akt der Kirchengründung wäre, sondern daß er nur ein Baustein auf dem bereits gelegten Fundament ist. Es geht also um die Frage, welche Stellung Paulus in der Urkirche wirklich innehatte. Daß er sich nicht auf sich allein stellte und somit also unabhängig gewesen wäre, sieht man aus dem Anführen von Mitabsendern bei seinen Briefen, die er als „Brüder" bezeichnet, was eine Amtsbezeichnung im eigentlichen Sinne war. Auch die Verwendung des Wir-Stiles, wo es sich um grundsätzliche Dinge im Apostelamt und bei der Apostelтätigkeit

handelt, zeigt, wie er sich mit den anderen Glaubensboten auf die gleiche Stufe gestellt hat. Weiter wollte er sicher immer mit dem Geist der traditionellen Lehre übereinstimmen. Die bekannte Stelle Gal 1, 11—12, wo Paulus davon spricht, daß er das Evangelium durch Offenbarung Christi erhalten habe, steht nicht im Gegensatz dazu, weil man darunter ja nicht notwendig eine unmittelbare Offenbarung des Evangeliums durch Jesus Christus verstehen muß, sondern hier auch die zuständigen menschlichen Tradenten genügen.

Wir sehen aus dem ganzen Buch, daß Gaechter in seiner Exegese besonders das juridische und psychologische Moment berücksichtigt, daß er immer wieder vom Text und nicht von persönlichen vorgefaßten Meinungen ausgeht und unbegründete Ansichten mit Geistesschärfe und Humor abzutun versteht. So wollen diese ntl. Studien, die es wagen von der traditionellen Ansicht abzugehen, uns doch nur dazu führen, besser verstehen zu lernen „Petrus und seine Zeit" und damit auch die Kirche und unsere Zeit.

Linz a. d. D. Dr. Siegfried Stahr

Kirchen- und Missionsgeschichte

Die Pilgerreise der Aetheria (Peregrinatio Aetheriae). Eingeleitet und erklärt von Hélène Pétré. Übersetzt von Karl Vretska. (285.) Klosterneuburg 1958, Bernina-Verlag. Leinen S 112.—, DM 20.70, sfr 21.60.

Eine lateinisch-deutsche Ausgabe der berühmten Peregrinatio Aetheriae, dieses historisch bedeutsamen Brieftagebuches der Vorsteherin eines Frauenklosters des christlichen Altertums über ihre Pilgerfahrt ins Heilige Land und zu anderen religiös bedeutsamen Stätten. Eine ausführliche, wissenschaftlich gut fundierte und ausgiebig belegte Einleitung orientiert über die Autorin des Berichtes, über die Pilgerreisen im 4. Jh. im allgemeinen, befaßt sich dann mit den topographischen Angaben des Reiseberichtes, mit den liturgischen und kirchlichen Nachrichten sowie mit Sprache und Stil des Werkes, das gerade wegen seiner literarischen Absichtslosigkeit so anziehend wirkt.

Die Übersetzung der Einleitung und der wertvollen Anmerkungen zum Text erfolgte aus dem Französischen; der eigentliche Bericht der Aetheria wurde unmittelbar aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Die Übersetzung aus dem Lateinischen hält sich möglichst treu an den Wortlaut des Urtextes; sie ist bemüht, „den eigentümlichen Stil der Aetheria . . . auch für jene fühlbar zu machen, die des Lateins unkundig sind" (Nachwort des Übersetzers, S. 272). Trotzdem liest sich der deutsche Text nicht unangenehm. In der Übersetzung der Einleitung fiel folgende Formulierung auf: „Mehrere Basiliken . . . wurden der Freigebigkeit der Kaiserin Helena . . . verdankt" (17); ferner „Vigilie" statt des gebräuchlichen „Vigil" (62). Die Zisterzienser von Wilhering machte der Übersetzer zu Benediktinern (272).

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Maranatha. Adventsgebete aus Ravenna. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Schmidt. (90.) Wien 1958, Verlag Herder. Pappbd. S 32.—. Bibliophile Ausstattung.

Ein kleines Kunstwerk hat hier der Herausgeber und Übersetzer geschaffen. Einer beachtlichen Zahl von Adventsgebeten aus dem ehrwürdigen Rotulus von Ravenna, einer jetzt in Mailand aufbewahrten Pergamenthandschrift aus dem 5. Jahrhundert, hat er mit großem Feingefühl deutsche Wortgestalt verliehen, soweit es überhaupt möglich ist, Bilder und daran anknüpfende Bitten zu übersetzen. Für das würdige, künstlerisch wertvolle Kleid des Werkes, das in die Reihe der schönsten Bücher 1958 aufgenommen wurde, muß man dem Verlag dankbar sein.

Linz a. d. D. Sr. Dr. M. Theresia Alpi

Das Mittelalter. Geschichte und Vermächtnis. Von Leopold Génicot. Ins Deutsche übertragen und mit einem bibliographischen Anhang versehen von Sophie Buchmayer. (467.) Mit 16 Kunstdrucktafeln. Graz 1957, Verlag Styria. Leinen S 186.—.

Der Verfasser, Professor an der Universität in Löwen, gibt auf 433 Seiten ein sehr anschauliches und lebensvolles Bild mittelalterlicher Geschichte. Es ist keine Herrschergeschichte, auch nicht in erster Linie eine politische Geschichte, sondern vor

allem eine Kulturgeschichte des Mittelalters. Mit französischem Esprit überschreibt er die Hauptteile seines Buches mit „Erwachender Tag" (Frühmittelalter), „Mittagshöhe" (Hochmittelalter), „Abenddämmerung" (Spätmittelalter) und „Solange eine abendländische Kultur besteht und eine christliche Kirche . . ." (Schlußbetrachtung). Der Übergang von der Antike zum Mittelalter wird sehr eingehend behandelt. Der Hauptteil gibt ein umfassendes Bild vom mittelalterlichen Leben. Die Theologie nimmt eine zentrale Stellung ein und bildet das Ferment der Kultur. Ich bewundere die theologische und philosophische Erudition des Autors. Im Spätmittelalter löst sich allmählich die Verbindung von Theologie und Kultur und macht um 1450 einer Individualisierung aller Kulturbereiche Platz. In der Schlußbetrachtung werden die bleibenden Werte des Mittelalters behandelt.

An dem Werke Génicots ist seine Blickrichtung vom Westen her auffällig. Hauptland des Mittelalters ist ihm Frankreich, nicht Deutschland. Er stellt S. 261 den Satz auf: „Die Kultur des Mittelalters auf ihrer Höhe ist im wesentlichen eine französische Kultur." Das ist eine nationale Überspitzung. Paris war gewiß der Brennpunkt mittelalterlichen Geisteslebens. Auch gestehe ich der französischen Kultur gerne eine gewisse Priorität vor der deutschen zu. Es gibt aber auch eine eigene deutsche Kultur im Mittelalter. Ich erinnere an den deutschen Minnesang, die deutsche Kunst und die Blütezeit der deutschen Mystik im 14. Jahrhundert. Auch Albertus Magnus, der hauptsächlich in Deutschland lehrte, war ein Deutscher. Die deutsche Historik kann aber an dem Werke nicht vorübergehen. Génicot ist ein tiefgläubiger und kirchentreuer Katholik.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Landschaft der Ewigkeit. Von Romano Guardini. (Dante-Studien, 2. Band.) (256.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen DM 14.80.

Die vorliegenden Studien, deren Entstehung sich über einen größeren Zeitraum erstreckt, wollen den Kenner von Dantes Dichtungen dahin bringen, in Dante einen im tiefsten Sinne christlichen Dichter und Denker zu erblicken, der aus ungeheurer Erfahrung aufsteigend die Verbindung des Zeitlichen, Faßlichen mit dem Ewigen visionär dargestellt hat, nach dem Vorbild der Menschwerdung des Logos. Das setzt allerdings eine gründliche Kenntnis der Vita nuova und Divina Commedia, womöglich im Originaltext, voraus. Bei der Zusammenstellung ließen sich Wiederholungen und Ungenauigkeiten nicht ganz vermeiden. An Wortbilder wie „Verleiblichungswille", „Aufgipfelung des Lebens" muß man sich gewöhnen.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Politische Heilige und katholische Reformatoren. Fünfzehn Lebensbilder von Gisbert Kranz. (423.) 16 Bildseiten. Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 18.50.

Verba movent, exempla trahunt! Das gilt auch von diesem Buch. In fesselnder Darstellung werden uns die Lebensbilder vorbildlicher „politischer Heiliger" geboten. Brigitte von Schweden und Katharina von Siena, die zu ihrem Schmerz den avignonensischen Aufenthalt der Päpste erdulden mußten; das Mädchen von Orléans, zuerst am Scheiterhaufen der Ketzer verbrannt und dann von der Kirche zur Ehre der Altäre erhoben; Nikolaus von Kues, der „Pförtner der Neuzeit", vor dessen Grabtafel in S. Pietro in Vincoli zu Rom wir ebenso ergriffen stehen wie vor dem von ihm gegründeten Hospiz an der Mosel, das bisher alle Wirrnisse der Zeiten überdauert hat; Klaus von der Flüe, Familienvater, Einsiedler, Retter seiner Heimat; Savonarola, der strenge Sittenprediger von Florenz, zweifellos bona fide; Lordkanzler More, der den Tod der Untreue gegenüber der Religion seiner Väter vorzog; Ignatius von Loyola und Theresia von Avila,beide Bannerträger innerkirchlicher Erneuerung, voll heißer spanischer Glut; Philippus Neri, der fröhliche „Reformator vor der Reformation", und Karl Borromäus, einmal ein Beispiel für segensreichen Nepotismus; im 17. Jahrhundert dann noch die so sympathische Maria Ward, die einen neuen Weg gewagt hat; Bischof Sailer, der auch in der Bitternis der Verkennung und Zurücksetzung innerlich noch reifer wurde; Kardinal Newman, dessen Geist — Gott sei Dank — in einem Teil des heutigen englischen Katholizismus noch fortwirkt, und Ozanam, der Apostel der Nächstenliebe.

Auf Grund gedruckter Quellen und vor allem an Hand der bis zu den neuesten Publikationen durchgesehenen Literatur entstand hier eine herrliche Sammlung voll

packender Lebenskraft. Dieses populär-wissenschaftliche Werk wird sich verdienterweise den Zugang zu breiten Schichten erobern, auch wenn die Schreibweise der Namen sich jeweils nach der Nation des Helden richtet (ausgenommen beim Gründer der Societas Jesu, der sonst konsequenterweise Iñigo de Loyola genannt werden müßte).

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Spital am Pyhrn in Oberösterreich. Hospital und Kollegiatstift; dessen innere Verfassung und dessen juridische Beziehungen zum Hochstift Bamberg. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Auctore Petro Gradauer. Dissertatio ad Lauream in Facultate Iuris Canonici Pontificiae Universitatis Gregorianae. (XVI u. 200.) Linz 1957.

1957 feierte das Bistum Bamberg seinen 950jährigen Bestand, und beim Kollegiatstift Spital am Pyhrn waren 150 Jahre vergangen, seit es das traurige Schicksal der Auflösung erlitten hatte. Diese zunächst als Hospital gedachte Gründung war durch Jahrhunderte mit dem Hochstift Bamberg verbunden gewesen, wie der Verfasser in seiner vorliegenden Arbeit mit gewissenhafter Genauigkeit für die einzelnen Perioden der Geschichte aufzeigt.

Um uns diesen Zusammenhang verständlich zu machen, werden wir zuerst mit der Gründung und Rechtsstellung Bambergs vertraut gemacht, und im nächsten Abschnitt werden die Entstehung und die Rechtsverhältnisse des 1190 durch Bischof Otto II. von Bamberg eingerichteten Spitals am Pyhrn dargelegt. Erst im ausgehenden Mittelalter wurde dieses Haus in ein Kollegiatstift weltlicher Chorherren unter einem Dechant umgewandelt. An die Spitze dieses Konvents trat 1605 ein Propst. Spital konnte selbst den josephinischen Klostersturm überstehen; nicht zuletzt verdankt es dies dem geschickten Auftreten seines Vorstehers. Doch als aus dem ehemals vorderösterreichischen St. Blasien im Schwarzwald die Mönche ausgesiedelt wurden, räumte ihnen Kaiser Franz die Gebäude des durch ihn aufgelösten Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn als neue Heimstätte ein. Die Ereignisse und rechtsgeschichtlichen Zusammenhänge dieser Entwicklung zeigt der Verfasser auf Grund umfangreicher archivalischer Nachforschungen in der vorliegenden Studie auf, die als Dissertation zur Erreichung des kanonistischen Doktorgrades an der Gregoriana approbiert wurde.

Es müssen der besondere Fleiß und die Mühe anerkannt werden, die darauf verwendet wurden, die zahlreichen Bestände des Stiftes wieder aufzuspüren, die heute weithin zerstreut sind. Der Hauptteil befindet sich zwar im Oberösterreichischen Landesarchiv zu Linz, einige Urkunden aber landeten im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, ein Kopialbuch und ein Nekrologium liegen zu St. Paul im Lavanttal, wohin bekanntlich die Benediktiner aus St. Blasien schließlich übersiedelt sind. Die „Passauer Akten" des Linzer Ordinariates standen natürlich ebenso zur Verfügung. Vor allem aber waren es auch die umfangreichen Bestände des ehemals bischöflichen bzw. domkapitelschen Archivs zu Bamberg, die heute im dortigen Staatsarchiv sowie im Ordinariatsarchiv und zum Teil auch im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München liegen. Den römischen Studienaufenthalt nützte der Verfasser auch für die Einsichtnahme in die Lateranregister, für deren Durchforschung ihm das Repertorium Germanicum, Neue Folge, Band II, richtunggebend war. So ist diese in erster Linie natürlich kanonistische Abhandlung auch zu einem wertvollen Beitrag für die Erforschung der oberösterreichischen Lokalgeschichte und überhaupt der Rechtsstellung der Kollegiatkirchen geworden, den wir dankbar aufgreifen wollen.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Geschichte der katholischen Kirche in Togo. Von Karl Müller S.V.D. (Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Siegburg, Nr. 4.) (574.) 16 Seiten Bildtafeln, 1 Karte. Kaldenkirchen, Rhld., Steyler Verlagsbuchhandlung. Kart. DM 28.—.

In vorliegendem Werk spürt man, wie sich der Verfasser zum Darsteller dessen machen wollte, was war und wie es war. Er tat es wie ein empfindsamer Künstler, der aus der spröden Materie das in ihr verborgene Kunstwerk herausschälte. Diese Leistung ist das ganz persönliche Verdienst des Autors. Dabei werden die durch strenge Wissenschaftlichkeit gesteckten Grenzen niemals überschritten. Da die Arbeit so einerseits vom Leben und anderseits von künstlerischen und wissenschaftlichen Prinzipien in gleicher Weise geformt erscheint, ist sie sowohl für den Historiker und Methodiker wie den praktischen Missionar und Missionsfreund wertvoll.

Der Verfasser erhielt die Aufgabe gestellt, die Geschichte der katholischen Togo-Mission im ehemaligen gleichnamigen deutschen Kolonialgebiet Westafrikas darzustellen. Die Arbeit behandelt daher zwei Epochen. Die erste von 1892 bis 1918, jene, in der die Steyler Missionare in Togo wirkten. Die zweite von 1918 bis heute — die Periode der Arbeit der Missionare von Lyon.

Es ist verständlich, daß der Verfasser den Spuren der eigenen Mitbrüder in Togo mit Liebe und Sorgfalt nachgeht. Die Ereignisse werden mit möglichster Exaktheit festgehalten, ob es sich nun um den missionarischen Alltag oder um missionsstrategisch wichtige Überlegungen tüchtiger Missionsoberer handelt. Fehler werden nicht übersehen und beschönigt. Menschliche Schwächen werden klar, aber bei aller Wahrhaftigkeit doch wohlwollend und schonend dargestellt. Mit derselben unbestechlichen Sachlichkeit und Liebe wird aber auch die Arbeit der Lyoner Missionare geschildert.

Wenn heute aus dem winzigen Samenkorn zwei blühende Gebiete, in denen bereits die Hierarchie errichtet wurde, geworden sind mit zusammen 180.000 getauften Christen und 20.000 Taufbewerbern, wenn die Zahl der einheimischen Priester wächst, wenn einheimische Ordensleute zum Troste der Kirche heranwachsen, wenn ein einheimischer Laienstand vorhanden ist, auf den sich die Kirche verlassen kann, so ist damit der Grund zu einer Kirche gelegt, die in der Zukunft die christliche Grundlage eines blühenden Volkes garantiert. Also sind die Opfer mehrerer Missionarsgenerationen nicht umsonst gebracht.

St. Gabriel-Mödling b. Wien P. Joh. Bettray S. V. D.

The Religion of Divine Wisdom. Japan's most powerfull Religious Movement. Henry van Straelen. (237.) Kyoto 1957, Veritas Shoin. Y. 900.—.

In diesem Werk wird die „mächtigste religiöse Bewegung Japans" vorgeführt, der Millionen Menschen in und außerhalb Japans angehören. Die „Religion der göttlichen Weisheit" — Tenrikyo fühlt sich mit einer Sendung gegenüber der Welt betraut, der wir Christen ehrlich, ja ehrfürchtig begegnen müssen. Die 14.000 Gotteshäuser und 90.000 eifrigen Prediger der Lehre in Japan, die ständig wachsende Zahl der Gläubigen beweisen ihren ungeheuren Einfluß. Durch persönliche freundschaftliche Beziehungen zu namhaften Vertretern des Tenrikyo kam der Verfasser zu der Erkenntnis, daß es sich in diesem System nicht um die Passivität und Hilflosigkeit ostasiatischer Religionssysteme gegenüber den modernen Problemen handelt, sondern um eine klare Aufgeschlossenheit und ausgezeichnete Kenntnis zeitgenössischer Philosophie und Theologie, die sich im praktischen Leben auswirken. Eine Bibliothek von 500.000 Bänden im Zentrum des Tenrikyo, die laufend mit modernsten Neuerscheinungen ergänzt wird, zeugt von eifriger, aufgeschlossener Arbeit.

Der Verfasser und seine Tenri-Freunde beklagen die mangelnde Kenntnis der Lehre in der westlichen Welt. In der vorliegenden Arbeit wird der Versuch unternommen, eine abgewogene, selbständige, objektive und vollständige Darstellung der Lehre zu bieten. Der Verfasser ist als erster in der Lage (2. Kap.), einen genauen Stammbaum der Gründerin des Tenrikyo, Nakayama Miki (geb. 2. Juni 1798), zu geben. Miki heiratete mit 13 Jahren und lebte ein frommes, vom Buddhismus geprägtes Leben. Vom 41. Lebensjahre an hatte sie Offenbarungen (1838). Sie wurde „Tempel Gottes und Mittlerin zwischen Gott und den Menschen". Im Verlaufe ihres weiteren Lebens bildeten sich die späteren Elemente des Tenrikyo allmählich heraus. Sie starb am 26. Jänner 1887.

Nach einem geschichtlichen Kapitel (3) über das Werden des Tenrikyo ist das 4. Kapitel über seine Grundlehren für den Missionar und Religionswissenschaftler von besonderer Bedeutung. Grundlegend ist die Lehre vom Ursprung der Welt, die in ihrer phantastischen Ausschmückung nicht eindeutig monotheistisch, eher polytheistisch und pantheistisch ist und mit nationalistischen Tendenzen arbeitet. Heute ist man sich im Tenrikyo der Schwäche der Schöpfungslehre bewußt. Leid und Krankheit stammen aus der Nichtbefolgung des Willens Gottes. Auch in dieser Lehre steht man dem Pantheismus zumindest nahe. Es gibt acht Arten von Sünde. Sünde ist etwas Äußerliches, ein Staub, der uns nur oberflächlich berührt. Ein Zentraldogma der Gründerin ist die Lehre von der Reinkarnation, die heute aber fast fallengelassen worden ist. Die folgenden Kapitel handeln über den „Heilsweg", über das „Frömmigkeitsleben des Tenrikyo", über die praktische Religiosität im Leben. Wertvoll ist die „Dogmatische

Blumenlese des Tenrikyo" aus seinen drei Heiligen Schriften. Für den Katholiken ist das 9. Kapitel „A christian look at Tenrikyo" von Wichtigkeit, in dem bei vollem Wohlwollen des Verfassers klar der Eklektizismus und Relativismus der Lehre herausgestellt wird.

Der Verfasser benützt dieses Kapitel, um seine eigene, nicht unbestrittene Stellung in religiösen Anpassungsfragen darzulegen. Es darf die Frage gestellt werden, die zugleich konstruktive Lösung sein will, ob die im Westen gewordene katholische Religion ihre westlichen Formen in Ostasien wirklich ablegen muß. Darf sie das überhaupt, wenn man die heutige Weltlage bedenkt und berücksichtigt, daß das westliche Kleid der Kirche doch immerhin bestes Geistesgut des Westens ist? Wird durch diese Begegnung des Besten aus dem Westen mit dem authentisch Guten des Ostens nicht eine höhere Synthese zustande kommen, die eine beiderseitige Höherführung durch gegenseitige Befruchtung darstellt? In einem Schlußkapitel (10) legt der Verfasser einsichtige Gründe für das starke Wachsen des Tenrikyo vor. Eine ausgewählte religionswissenschaftliche Bibliographie, Angabe von Zeitschriften, Publikationen des Tenrikyo und des Autors beschließen das nach innen und außen gleich glänzende Werk.

St. Gabriel-Mödling b. Wien P. Joh. Bettray S.V.D.

Fundamentaltheologie

Warum Religion? Die natürlichen Grundlagen des Gottesglaubens. Von Josef de Vries S. J. (110.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 3.80, Leinen DM 6.40.

Das neue kleine Buch des bekannten Pullacher Philosophen ist aus einer Aufsatzreihe hervorgegangen, die kürzlich im „Petrusblatt", der Westberliner katholischen Kirchenzeitung, erschienen war. Dies verrät schon seine Aktualität. Es geht um knappe, solid begründete, allgemein verständliche und zugleich ganz lebensnahe Antworten auf Fragen, die heute brennend im Mittelpunkt der weltanschaulichen Auseinandersetzung mit dem materialistischen Atheismus stehen. Die Kapitel lauten: Welt und Gott, Mensch und Gott, Die Religion als das bewußt gelebte Verhältnis des Menschen zu Gott, Natürliche und übernatürliche Religion. Die Schrift empfiehlt sich besonders als guter Behelf für Schulungsrunden von Männern und Jungmännern. Recht nützlich ist der im Anhang gebrachte „Literarische Wegweiser". Er macht auf die besten greifbaren ausführlicheren Bücher zu den einzelnen Fragekreisen aufmerksam und kennzeichnet sie jeweils kurz und treffend.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Die Flucht vor Gott. Von Max Picard. (151.) (Herder-Bücherei, Bd. 18.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 2.20, sfr 2.55, S 15.—.

Der Verfasser, heute ein Siebziger, stammt aus Deutschland, war ursprünglich Arzt und lebt nun seit langem als Kulturphilosoph im schweizerischen Tessin. Vorliegendes Buch war bereits 1935 im Zürcher Rentsch-Verlag erschienen. Es hat durch die inzwischen über uns gekommenen schweren Zeitereignisse an Aktualität nichts eingebüßt, sondern nur gewonnen. In steigender Spannung erstehen vor dem Leser all die vielfältigen Möglichkeiten einer Flucht des Menschen vor Gott und — wie Gott dennoch unentrinnbar bleibt. Man muß dem Herder-Verlag danken, daß er diese kostbare Gabe nun um so billiges Geld weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Der Gott der Heiden, der Juden und der Christen. Von Jean Daniélou. Übersetzt von Hans Broemser. (199.) Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 12.50.

Weder der deutsche Titel noch der des französischen Originals (Dieu et Nous) vermag den reichen Inhalt dieses kostbaren Büchleins genau wiederzugeben. Was der geistreiche Verfasser bietet, ist nichts Geringeres als eine Darstellung der verschiedenen Grade der Gotteserkenntnis, zu denen der Mensch gelangen kann. Zuerst wird der Gottesbegriff der heidnischen Religionen untersucht — den Ausdruck Naturreligion lehnt der Verfasser aus guten Gründen ab — und der positive Gehalt, der darin verborgen ist, herausgeschält. Das Kapitel „Der Gott der Philosophen" bringt eine Analyse des Gottesbegriffes der natürlichen Theologie. Es ist das Vorrecht des Franzosen, in der Kühnheit fast schroffer Aussagen „das Unsägliche säglich zu machen"; wo böte sich eine bessere Gelegenheit hiezu als auf dem Felde der natürlichen Gotteserkenntnis, das von

jeher ein Kampfplatz der Geister war, da der philosophische Gottesbegriff das Wesen Gottes, wie es wirklich ist, nicht erreichen kann (S. 54). Darum bereitet gerade dieses Kapitel dem Leser einen außergewöhnlichen Genuß. Im weiteren steigen wir auf zum Gott des Glaubens, worunter der Gott der Offenbarung des A.T. gemeint ist, dann zum Gott Jesu Christi, d. h. der ntl. Offenbarung, zum Gott der Kirche, die ja als Verkünderin der Offenbarung im Laufe der Jahrhunderte durch ihre Formulierungen unsere Gotteserkenntnis vervollkommnet hat. In einer Polemik gegen Oskar Cullmann weist der Verfasser nach, wie auch die mündliche Überlieferung und das unfehlbare Lehramt der Kirche ihren Beitrag zur Gotteserkenntnis gegeben haben. In dem Kapitel „Der Gott der Mystiker" gelangt er zur Spitze der Gotteserkenntnis, die dem begnadeten Menschen in diesem Leben erreichbar ist. Hier weiß er so Wesentliches zu sagen, daß die Begegnung mit diesem Buche eine Gnade genannt werden kann. Überhaupt ist die Darstellung und Ausdruckskraft in dem Werke von einer solchen Eindringlichkeit und Dichte, daß in dem schmalen Bändchen mehr zu finden ist als sonst in dickleibigen Werken. Wenn zum Schluß noch ein Kapitel „Der Gott der Seligen im Himmel" folgte, wäre die Stufenleiter vollständig. Die Übersetzung ist meisterhaft und läßt den funkelnden Esprit des französischen Originals wenigstens ahnen. S. 122 soll es wohl Simeon statt Zacharias heißen.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Karl Schmidt

Über die Wege Gottes. Von Henri de Lubac. Übersetzt von Robert Scherer. (358.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 15.80.

Wieder ein Buch über die Gotteserkenntnis und wieder von einem geistvollen Franzosen geschrieben! Aber während P. Daniélou in seinem eben besprochenen Werk die Stufen der Gotteserkenntnis in großartiger Systematik aufbaut, bedient sich P. de Lubac einer mehr aphorismenhaften lockeren Darstellung. Er hat mit umsichtigem Fleiß das Schönste und Tiefste, was über Gott gesagt worden ist, aus allen Literaturen, vorab aus den Schriften der Kirchenlehrer, gesammelt, aber er weiß dies alles mit seinen eigenen Gedanken so zu verschmelzen, daß aus dem Buch doch ein wohlüberlegter Plan hervorleuchtet. Der Verfasser führt uns in die Problematik des Gottesbegriffes ein und entwirrt mit sicherer Hand die Mißverständnisse, die vielen den Weg zur Erkenntnis Gottes verrammeln, wenn er z. B. auf die Spannung zwischen Begriff und Idee hinweist und bemerkt, daß unsere Begriffe blaß und irreal wären, wenn in unserem Erkennen nicht „ein Grund von Intuition" wäre, der unserem begrifflichen Denken erst Wirklichkeitswert verleiht und es vollendet.

Das Buch ist die dritte, sehr erweiterte Auflage eines Bändchens „De la connaissance de Dieu", das unter dem Titel „Vom Erkennen Gottes" 1949 in deutscher Übersetzung bei dem obengenannten Verlag erschienen ist. Der neue Titel des Werkes „Sur les chemins de Dieu" sollte in unserer Sprache wohl sachlich richtiger lauten „Über die Wege zu Gott". Vom rein sprachlichen Standpunkt aus ist auch die vom Übersetzer gewählte Fassung möglich. Der Franzose hört in seiner Sprache beides heraus, und vielleicht war diese Zwielichtigkeit des Titels vom Verfasser beabsichtigt. Im übrigen kann man der Übersetzung zum Lobe sagen, daß sie uns vergessen läßt, daß wir es mit einem theologischen bzw. philosophischen Werke zu tun haben. In einem sehr lesenswerten Nachwort setzt sich der Verfasser mit den Kritikern der früheren Auflagen auseinander, wobei er in feingeschliffenen Sätzen die Schwierigkeiten, denen sich unser Denken beim Gottesproblem gegenübersieht, in ihrer ganzen Tiefe aufgreift und ausdeutet. Der anspruchsvolle Leser wird besonders die dieser Auflage beigegebenen Literaturnachweise begrüßen, die mehr als ein Drittel des Buches umfassen. S. 218 soll es wohl Nikodemus statt Nathanael heißen.

St. Pölten Dr. Karl Schmidt

Glaubensbegründung. Christlicher Gottesglaube in Grundlegung und Abwehr. Von Johann Peter Steffes. Herausgegeben von Ludwig Deimel. I. Bd.: Methodische und geschichtliche Einführung. Anthropologische Grundlegung. Religionsphilosophie. (XXIV u. 639.) Mainz 1958, Matthias-Grünewald-Verlag. Leinen DM 44.50; Subskriptionspreis DM 39.80.

Mit diesem Werk legt Deimel das wissenschaftliche Vermächtnis des durch eine Reihe von Publikationen bekanntgewordenen Münsterer Professors Steffes vor. Noch vor seinem überraschenden Tode 1955 hat Steffes die Korrekturbogen des ersten

Bandes selbst gelesen und den zweiten Band seines Lebenswerkes, der in Vorbereitung steht, bis in die letzten Teile abgefaßt. Man staunt nur, wie es möglich war, daß ein Mann diese Fülle von Fragen mit solcher Gründlichkeit und Literatureinsicht bearbeiten konnte.

Jahrelanges Bemühen führte bereits andere Fachmänner über die herkömmliche Form der Apologetik hinaus zu einer richtigen Fundamentaltheologie. Steffes hat mit seiner Arbeit dieser Wissenschaft einen neuen Rahmen gegeben und durch das sorgfältige Eingehen auf die Ergebnisse der einzelnen Disziplinen und brennenden Zeitfragen auch ein neues Fundament. Dies rechtfertigt auch den neuen Titel: „Glaubensbegründung".

Der Verfasser beschäftigt sich im ersten Teil des vorliegenden Bandes mit der Möglichkeit und Notwendigkeit, der Methode und dem geschichtlichen Verlauf der Glaubensbegründung. Im zweiten Teil unterzieht er das religiöse Phänomen im Menschen, bei den Völkern und in der Geschichte einer gründlichen Untersuchung. Dabei wird eine Fülle von Fragen und Problemen, z. B. über die Konstitution, den Ursprung und die Entwicklung des Menschen usw. erörtert. Der dritte Teil bringt eine weitausholende Konfrontierung zwischen Gottesglauben und Philosophie. Der religiöse Akt selbst, der Gottesglaube in Ursprung, Begründung und Beziehung zur Psychologie und Philosophie wird eingehend behandelt.

Im zweiten Band wird ebenfalls in drei Teilen die Theorie der Offenbarung, die christliche Offenbarung mit Christus als lebendigem Mittelpunkt und abschließend die Kirche behandelt. Damit haben wir dann eine weitgespannte und durch die Art der Problemstellung und Fragenbehandlung neue Form der Fundamentaltheologie vor uns, vielleicht die letzte einheitliche dieser Art. Eine Weiterführung läßt sich wohl nur mehr in Einzelfragen oder von einem Team bewältigen. Dazu regt die reiche Literaturangabe an. Wir sind dem Verfasser für dieses Lebenswerk besonders dankbar.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr. Ein Taschenbuch zum geistigen Ringen der Zeit. 22 philosophische und theologische Beiträge von Hugo Aufderbeck, Alfred Bengsch, F. J. Eilers, E. Filthaut, Heinz Fleckenstein, Heinrich Fries, Joachim Giers, Otto Groß, Wilhelm Heinen, Paul Mianecki, Hubert Muschalek, Erich Puzik, Hugo Rahner, Herbert Roth, Georg Siegmund, Josef de Vries, Hans Wirtz. (256.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 2.20.

Diese Schrift in Taschenbuchformat wurde den Teilnehmern am 78. Deutschen Katholikentag als Weggeleit gewidmet. In 22 philosophischen und theologischen Beiträgen wird von Wissenschaftlern und Seelsorgern zu aktuellen Problemen der Gegenwart Stellung genommen. In vier Kapiteln — Gott und der Mensch, Der Mensch, Der Mensch und die Geschichte, Der Mensch und die Gegenwart — wird eine klare und überzeugende Glaubensschau geboten. Der Mensch als Geschöpf Gottes soll der Herr der übrigen Schöpfung sein und das Antlitz der Erde gestalten, doch kann er in den innerweltlichen Aufgaben allein seine letzte Erfüllung nicht finden; erst in Gott und in der Anteilnahme am göttlichen Leben wird er vollendet. In diesen Offenbarungswahrheiten findet der Mensch auch den Maßstab für seine Lebensgestaltung, für seinen persönlichen Weg und für sein Verhalten zu den Mitmenschen, zur Gemeinschaft, zur Geschichte und zu Gott.

Durch Hinweise auf Fachliteratur gibt die Schrift dem gebildeten Leser Anregung zur Vertiefung seines Wissens und durch die populärwissenschaftlichen Beiträge auch dem schlichten Leser kurze und doch klare Antworten auf so manche Fragen des Lebens im materialistischen Zeitalter des Fortschrittsglaubens. Ein empfehlenswerter Behelf für Laienredner in der Katholischen Aktion, für den Religionsunterricht in Haupt- und Berufsschulen und auch für Jugendführer(innen).

Linz a. d. D. Josef Schreiberhuber

Sie gaben Zeugnis. Christusbekenntnisse aus zwei Jahrtausenden. (176.) Von Anton Gundlach. München 1958, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.50.

Dieses Büchlein ist der kleinere Bruder des im gleichen Verlag vom gleichen Autor bereits in 3. Auflage herausgegebenen Buches „Zeugnis für Christus". Es bringt eine Auswahl von Zeugnissen für Christus und sein Werk von den Tagen der Apostel bis

zur Gegenwart; Heiden, Juden, Kirchenväter, Martyrer, Wissenschaftler, Katholiken und Protestanten kommen zu Worte.

Da bei der Jugend erfahrungsgemäß Erlebnisse und persönliche Bekenntnisse großer Menschen mehr ansprechen und tiefer wirken als wissenschaftliche Darlegungen, ist dieses Büchlein ein Behelf für Unterricht und Predigt, für jeden gläubigen Christen aber ein Weg zur Vertiefung und Verinnerlichung.

Linz a. d. D. Josef Schreiberhuber

Dogmatik

Die Lehre von der Menschwerdung und Erlösung. Von Johannes Brinktrine. (280.) Paderborn 1959, Verlag Ferdinand Schöningh. Brosch. DM 15.50, Leinen DM 18.50, Theologenausgabe DM 15.15.

Wie alle bisherigen Bände der Brinktrine-Dogmatik verdient auch der vorliegende volles Lob. Sowohl Theologiestudenten als auch Laien, die sich theologisch weiterbilden wollen, besitzen hier eine Glaubensdarstellung, die in ihrer sachlich nüchternen, begrifflich klaren und durch und durch kirchlich orientierten Art vorzüglich geeignet ist, beim systematischen Aufbau und Studium ihres Glaubens die zwei wichtigsten Fundamente zu vermitteln: Klarheit und Sicherheit.

Wenn „Wünsche" angemeldet werden dürfen, so wären es vielleicht diese: die zu wenig hervorgehobene Bedeutung der Inkarnation für die objektive Erlösung, die Einengung der Erlösungstat Christi auf sein Handeln als Priester, die Reihung der Lehre vom Kreuzesopfer hinter die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung, das Nichterwähnen der Schwierigkeiten, welche gegen die vom Verfasser vertretene Lehre von der physischen Wirksamkeit der Erlösung sprechen, die Darstellung der substantiellen Heiligkeit Christi auch als ethischer Heiligkeit, die etwas summarische Ablehnung neuerer Versuche, das Wesen der Himmelfahrt Christi genauer zu fassen, das häufige Zitieren von uns Gegenwärtige weniger berührenden Fragen und Antworten früherer Theologen.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Kurzer Traktat der Marianischen Theologie. Von René Laurentin. Übersetzt von Georg Englhardt. (214.) Regensburg 1959, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 9.50, Leinen DM 12.—.

Diese Mariologie aus der Feder eines der ersten französischen Mariologen der Gegenwart ist es wert, daß sie von jedem Priester und Seelsorger angeschafft und durchgearbeitet wird. Ihre wichtigsten Vorzüge sind die straffe Knappheit und Kürze, ihre umfassende Sachkenntnis und Vollständigkeit bis zu den neuesten Problemen unserer modernen marianischen Bewegung, die meisterhafte, leicht lesbare Darstellung und nicht zuletzt die neuartige Anlage des Werkes, derzufolge zuerst die geschichtliche Entfaltung der Marien-Lehre und hierauf die Entwicklung des Marien-Lebens von der Unbefleckten Empfängnis bis zur Aufnahme in den Himmel und zur Wiederkunft des Herrn geschildert wird. Es ist oft nicht leicht, im Strömen und Fließen der marianischen Bewegung unserer Tage „zuwenig" und „zuviel" in gleicher Weise zu meiden. Hier werden wahre und echte Maßstäbe geboten.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Zur Theologie des Todes. Mit einem Exkurs über das Martyrium. Von Karl Rahner. (Quaestiones disputatae. Herausgegeben von Karl Rahner und Heinrich Schlier, Bd. 2.) (106.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Brosch. DM 5.80.

Der Verfasser gibt der Schrift den Titel „Zur Theologie des Todes". Er will also nicht eine Gesamttheologie bieten, sondern einzelne Fragen erörtern. Im ersten Teil behandelt er den Tod als allgemeine menschliche Erscheinung, im zweiten Teil den Tod als Folge der Sünde, im dritten Teil den Tod als ein Mitsterben mit Christus. Daran schließt sich in Anwendung der erörterten Gedanken ein Exkurs über das Martyrium (S. 73—106).

Ausgangspunkt ist jeweils die gesicherte Lehre der Kirche. Von da aus erschaut Rahners Genie Möglichkeiten, Beziehungen, Probleme von einer Kühnheit, die ebenso überrascht wie fasziniert. Wo landläufige Theologie sich zufrieden gibt, furcht Karl Rahner um eine Spanne tiefer. So erörtert er S. 20 bis 26 die wahrhaft ungewöhnliche

Frage, ob die Seele im Tode akosmisch oder vielleicht doch allkosmisch wird. Ob sie, die lebenslang auf den Leib bezogen war, nunmehr etwa eine Beziehung zur Gesamtheit der stofflichen Welt eingehe. Er versucht die allkosmische Bezogenheit mit Argumenten philosophischer und theologischer Art glaubhaft zu machen. Als Ausdruck der im T de beginnenden Allweltlichkeit vermutet er den verklärten Zustand des Auferstehungsleibes. Andere interessante Fragen: Trennt sich die Seele vom Leib oder wird sie getrennt? Ist die Trennung ein Ergebnis des inneren Strebens nach Endgültigkeit oder ist es ein Geschehen, das ihr gegen ihr Streben zustößt?

Ist die Endgültigkeit ein Wesensmoment des Todes oder ist sie von Gott in positiver Anordnung frei mit dem Tode verknüpft? Tätigt der Mensch durch den Tod seine Endgültigkeit selber oder ist diese Endgültigkeit erst Folge der durch Gott gegebenen Seligkeit oder Unseligkeit? Ist die Verwerfung darum endgültig, weil der Mensch von sich aus im Tode seine Ablehnung Gottes zu einer endgültigen gemacht hat, oder will der Mensch darum nicht mehr zu Gott zurückkehren, weil Gott ihn verworfen hat?

Allen diesen Fragen merkt man eine objektiv gegebene Zielrichtung (vielleicht dem Verfasser gar nicht bewußt) an: Von Gott jede Möglichkeit eines Vorwurfes fernzuhalten, als wäre die Hölle nur wegen einer positiven, sachlich nicht unbedingt notwendigen Anordnung Gottes ewig. Nach dem Verfasser ist die Endgültigkeit der personalen Lebensentscheidung ein inneres Moment des Todes als der geistig personalen Tat des Menschen selbst. Wir schulden Karl Rahner Dank dafür, daß er für diesen erlösenden Gedanken seinen überragenden Geist einsetzt. Wie ist doch Karl Rahners Denken von explosiver Kraft! Vermutlich schaut er beim Konzipieren eines einfachen Gedankens sofort eine ganze Menge von ausstrahlenden Zusammenhängen, Möglichkeiten, Klärungsnotwendigkeiten, Einschränkungen usw. Und alle diese Ausweitungen, Klärungen und Einschränkungen will er gleich sprachlich unterbringen.

Daraus erklärt sich die manchmal fast ungeheuerliche Verfilzung seiner Diktion. Es ist belustigend, eine seiner oft riesenhaften Satzkonstruktionen aufzulösen. So liest man z. B. Seite 81 ein 22 Druckzeilen langes Satzgefüge, bestehend aus einem kurzen Hauptsatz, aus dem wie aus einer Pandorabüchse 11 Nebensätze herausquellen, in denen außerdem noch 5 Ellipsen friedlich eingebettet ruhen. Das ist Karl Rahners Stil, im ersten Lesen stellenweise fast unverständlich. Beim zweiten und dritten Lesen lockert sich das Gefüge und man erlebt Forscherfreuden, wenn plötzlich die ganze Kraft und Klarheit Rahnerschen Denkens offenbar wird. Leicht liest man ihn nicht. Man muß sich plagen. Dann aber hat man was davon.

Stift St. Florian — Dr. Alois Nikolussi

Sie sind uns nahe. Ein Buch von den Armen Seelen. Von Gabriel d' Esquilino. (200.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 108.—.

Man nimmt dieses Buch mit einer gewissen Vorsicht zur Hand. Aber es unterscheidet sich doch vorteilhaft von einer bestimmten Art von Armenseelenliteratur und distanziert sich vor allem von den landläufigen Armenseelengeschichten. Seine Hauptaufgabe sieht der Verfasser in einer mehr volkstümlichen Darlegung der dogmatischen Lehre von Tod, Gericht, und besonders vom Fegefeuer. Er ist vermutlich nicht Fachtheologe und stützt sich hauptsächlich auf ältere Literatur. Einen zu strengen Maßstab darf man nicht anlegen. Der Autor bemüht sich um einen gehobenen Stil und spricht zum Teil eine dichterische Sprache, die freilich mitunter gekünstelt wirkt. Er wollte vor allem ein „Buch des Trostes" schreiben und auf die nie verstummende Frage Ungezählter Antwort geben: Was erwartet uns nach dem Tode? Priester und Laien werden das Buch besonders im Allerseelenmonat mit Nutzen lesen. Für letztere ist freilich manches schwer zu verstehen, von den lateinischen Fachausdrücken ganz abgesehen.

Linz a. d. D. — Dr. J. Obernhumer

Moral- und Pastoraltheologie

Passiones. Ihr Wesen und ihre Anteilnahme an der Vernunft nach dem hl. Thomas von Aquin. Von P. Josef Jacob SVD. (St. Gabrieler Studien, Bd. XVII.) (XVI u. 104.). Mödling bei Wien 1958, St. Gabriel-Verlag. Kart. S 60.—, Halbleinen S 66.—.

In der modernen philosophisch-psychologischen Anthropologie spielt das menschliche Gefühls- und Gemütsleben eine besondere Rolle. Das Horten von Erfahrungen und phänomenologische Beschreibung allein genügen nicht mehr. Es braucht philosophisches Durchdenken dieser Gegebenheiten. Die Lehre des hl. Thomas von Aquin über die Passiones bietet hierfür nicht nur ein Beispiel, sondern auch eine Fundgrube tiefer Erkenntnisse und Zusammenhänge. Jacob gebührt das Verdienst, auf diese Fundgrube und Quellen nicht nur hinzuweisen, sondern sie auch zu erschließen. Zunächst klärt er mit Thomas den Begriff der Leidenschaft und zeigt ihre leiblichen und seelischen Komponenten auf. In einem weiteren Kapitel wird die Teilnahme des sinnenhaften Strebevermögens an der Vernunft untersucht, wobei im System der Leidenschaften die „muthaften Kräfte" (vis irascibilis) als der Vernunft näherstehend erkannt werden als die begehrenden. Da diese leiblich-animalischen Triebkräfte, die die Scholastik „passiones" nennt, nach dem hl. Thomas dienstbare Kräfte der sittlichen Person sind und wichtigstes Tugendobjekt, so wundern wir uns nicht, wenn er ihre Behandlung mitten in die allgemeine Morallehre hineinstellt, und wenn seine Erkenntnisse nicht nur für eine systematische Anthropologie, sondern auch für eine psychologisch gut fundierte allgemeine Moral von großer Bedeutung sind. Für diese und andere Aufgaben sei das klar aufgebaute Buch empfohlen.

Klagenfurt (Kärnten) P. Dr. Franz Pettirsch S.J.

Aurelius Augustinus, Der Nutzen des Fastens. Übertragen und erläutert von P. Dr. Rudolph Arbesmann O.E.S.A. (Sankt Augustinus, der Seelsorger. Deutsche Gesamtausgabe seiner moraltheologischen Schriften. Im Auftrage der Deutschen Provinz der Augustiner-Eremiten herausgegeben von P. Dr. Lect. Adalbero Kunzelmann O.E.S.A. und P. Dr. Lect. Adolar Zumkeller O.E.S.A.) (XXXVII u. 46.) Würzburg 1958, Augustinus-Verlag. Halbleinen DM 7.20.

Mit der Erleichterung des Fastengebotes ist leider auch das Verständnis für Sinn, Bedeutung und Notwendigkeit des kirchlichen Fastens arg zurückgegangen. Da wird zur richtigen Zeit diese Schrift, eigentlich ist es eine Predigt, des hl. Augustinus über den Nutzen des Fastens in einer exakten deutschen Übersetzung, versehen mit ausgezeichneten Beigaben und Erläuterungen, vorgelegt. Dem augustinischen Text vorausgestellt ist eine ausführliche Orientierung über Textüberlieferung, Ausgaben, literarische Form und Inhalt des Werkes „De utilitate ieiunii" (S. VII—XXXVII). Dem Inhalt nach zerfällt es in zwei Teile. Im ersten spricht der Bischof von Hippo über das eigentliche Fasten, das nicht als eine Verachtung der materiellen Speisen aufgefaßt werden darf, noch weniger einer manichäischen Leibfeindlichkeit entspringt, sondern einen Kultakt darstellt, der Gott nur von Menschen, nicht aber von den Engeln dargebracht werden kann. Im zweiten Teil (Kap. 7—13) behandelt Augustinus eine höhere Art des Fastens, das „Fasten von Häresie" und die daraus entspringende Eintracht, welche unter Christen herrschen soll. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die vom Übersetzer gebotene Übersicht über die Fastenlehre des hl. Augustinus (S. XIX ff.) zugleich eine ganz treffliche Darstellung der kirchlichen Fastenpraxis zur Zeit des großen Kirchenlehrers und ihrer Entwicklung bis dorthin ist. Weil aber die Worte des heiligen Bischofs über den Nutzen des Fastens in unserer Zeit der Veräußerlichung der kirchlichen Fastenpraxis voller Bedeutung und Gültigkeit sind, so wird auch der Katechet und Prediger in diesem Büchlein Hilfen und Anregungen finden zur Behandlung des kirchlichen Fastengebotes.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Erneuerung der Seelsorgsformen aus der Sicht der frühen Patristik. Ein Beitrag zur theologischen Grundlegung kirchlicher Seelsorge von Professor Dr. phil. Karl Delahaye. (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Bd. XIII.) (XII u. 196.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Kart. DM 15.30.

Das heutige Bestreben, über die Probleme der Dialektik und Methodik hinaus sich wieder mehr au Wesen und Art der kirchlichen Seelsorge als Heilsvermittlung zu besinnen, veranlaßt eine Rückschau in die frühpatristische Zeit. Zu dieser pastoralgeschichtlichen Orientierung will der Verfasser einen Beitrag leisten (S. 2). Um es gleich zu sagen: es ist ein Beitrag von Wert und Interesse. Das Buch könnte auch mit

„Mater Ecclesia" überschrieben sein, zeigt es uns ja das Bild der jungfräulichen und zugleich mütterlichen Frau als Deutung der Kirche in ihrem seelsorglichen Wirken und ihren Lebensfunktionen in der Zeit der ersten drei christlichen Jahrhunderte. Damit ist schon angedeutet, daß diese pastoraltheologische Studie ob des Neuen, das sie bringt, und der vielen Anregungen, die sie bietet, in Seelsorgerkreisen sich Freunde gewinnen wird und nicht bloß als Dissertation, als welche sie von der Tübinger Theologischen Fakultät angenommen wurde, bewertet wird. Ein Blick auf die Inhaltsangabe des Buches bestätigt dies. Im ersten Hauptteil erörtert der Autor zunächst Sinn und Bedeutung des Bildes im antiken, biblischen und patristischen Denken, um dann über die inhaltliche Voraussetzung des Bildes der Mater Ecclesia zu sprechen. Indem er den ersten Spuren dieses Bildes in den Frühschriften des 2. Jahrhunderts nachgeht, kann er darauf verweisen, daß das Bild der Jungfrau als Ausdruck der Kirche „zum allgemeingültigen theologischen Sprachgebrauch des 2. Jahrhunderts gehört" (S. 41). Über die Entfaltung der Anschauung von der Mater Ecclesia in den Schriften der ersten großen Theologengeneration um die Wende des 3. Jahrhunderts informiert ein weiterer Abschnitt des Buches, dem sich die Ausführungen über „Das Symposion des Methodius von Philippi als Ertrag der frühpatristischen Anschauung von der Kirche im Bilde der Mutter" anschließen. Der zweite Hauptteil des Werkes trägt die allgemeine Überschrift „Die Kirche als Vermittlerin des Heiles im Bild der Mutter". Ausgezeichnet geschrieben ist schon der erste Abschnitt dieses zweiten Hauptteiles „Die frühkirchliche Anschauung vom Heilswirken Gottes", insbesondere Teil II: „Der heilschaffende Gott im Wort" (Das Wort der Verkündigung, das Wort in der Menschwerdung, das Wort im Geiste). Nicht weniger ansprechend sind die übrigen Kapitel über „die vermittelnde Aufgabe der Kirche innerhalb des göttlichen Heilswirkens" im Bilde der bräutlichen Frau, über die Kirche als Heilsgemeinschaft im Bilde der Mutter und über die „einzelnen Wirkformen der Kirche im Bilde des mütterlichen Dienstes". Wer das Buch gelesen hat, wird dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Unsere pastoralgeschichtliche Deutung dieses Bildes (der Mater Ecclesia) vermag wohl in nicht unwesentlichen Fragen zu einer theologischen Besinnung kirchlicher Seelsorge unserer Tage mitzuhelfen. Denn auch in der gegenwärtigen Zeit, da die Christen wiederum in der Diaspora leben und von vielfältiger Macht bedroht sind, könnte von einem tieferen Verstehen der Kirche im Bilde der Mutter eine große Geborgenheit ausgehen" (192 f.).

Schwaz (Tirol) Dr. P. Pax Leitner

Handbuch der Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung. Von Otto Wimmer. (290.) Innsbruch-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 78.—, DM u. sfr 14.—.

Anlaß zu dem vorliegenden Buche gab eine Anregung des Kardinalerzbischofs von Wien, DDr. Franz König, der dem Verfasser (Pfarrer in Hirschbach, Diözese St. Pölten) empfahl, „geistige Erkenntnisse und praktische Erfahrungen auf Grund einer fast zwanzigjährigen Pfarrertätigkeit weiterzugeben" (Vorwort). Es ist praktisch nicht möglich, auf so knappem Raum auch nur die wichtigsten Fragen der „Pfarrseelsorge und Pfarrverwaltung" mit der gebotenen Ausführlichkeit zu behandeln. Der Verfasser ist sich auch dieser Schranke bewußt. Unter Hinweis auf die vorhandene reiche Literatur wird die Verwaltung des Wortes und der Sakramente nur kurz behandelt. Nicht immer wird „das Wesentliche" dabei herausgegriffen; meist wird nur die eine oder andere Frage, die dem Verfasser besonders am Herzen liegt, besprochen. Von der Krankenölung handelt z. B. nur ein einziger Satz. Dafür ist in diesem Kapitel ausführlich vom „Einheitsbegräbnis" die Rede. Wenn der Verfasser S. 57 für die Spätfirmung plädiert („erst um die Zeit der Schulentlassung, gewissermaßen als Abschluß des Katechumenates in der Schule"), so kommt er in Gegensatz zu den geltenden kirchlichen Bestimmungen, die eindeutig die Frühfirmung verlangen. Zu S. 64 sei bemerkt, daß die Kirche aus guten Gründen auch auf eine möglichst einheitliche Gestaltung des Gottesdienstes außerhalb der hl. Messe bedacht ist (vgl. can. 1259). Die bestehenden Vorschriften wurden durch eine Mahnung des hl. Offiziums vom 14. II. 1958 eingeschärft.

Der Hauptakzent liegt, wie schon angedeutet, auf dem zweiten Teil, der „Pfarrverwaltung im weitesten Sinne". Hier werden u. a. mehr oder weniger ausführlich behandelt: Gotteshaus, Pfarrhaus, Pfarrheim, Friedhof, Pfarrkanzlei, pfarrliche Bücher, Pfarrarchiv, Pfründenverwaltung, Angestellte an Kirche und Pfarre, geistliche

Mitarbeiter, Laienmitarbeiter (Laienapostolat, Katholische Aktion), stumme Mitarbeiter (z. B. Anschlagtafel, Presse, Buch), die Technik als Mitarbeiter in (Film, Funk, Fernsehen), Seelsorgehilfen (Caritas, Mission, Wallfahrt). Nach Darlegung der allgemein gültigen Grundsätze werden bei der Behandlung der einzelnen Fragen die österreichischen Verhältnisse zum Ausgangspunkte genommen, die mutatis mutandis auch den Seelsorgern anderer Länder Anregungen geben möchten. Städtische und ländliche Verhältnisse finden die gleiche Berücksichtigung. Die angedeuteten Kapitel enthalten eine Fülle von praktischen Anregungen.

Manchmal kann man über die Zweckmäßigkeit der Anordnung des Stoffes verschiedener Meinung sein. Was S. 155 unter Berufung auf Schrott, Seelsorge im Wandel der Zeiten, über zusätzliche Predigten in der Fastenzeit und im Advent aus dem Tridentinum zitiert wird, ist dort nicht zu finden. Statt „Weihe" des Fleisches, der Eier, des Brotes (am Ostersonntag) sollte es besser „Segnung" heißen (zu S. 157). Der Ausdruck „Weihe" sollte der benedictio constitutiva vorbehalten bleiben. Ob die priesterlichen Nachbarn bei Besuchen fast ausschließlich Seelsorgeprobleme wälzen, ist zu bezweifeln (zu S. 195). Daß can. 131 an den monatlichen Zusammenschluß des Dekanats- oder Gebietsklerus durch Priesterkonferenzen denkt, ist nicht richtig (zu S. 195 f.). Der Kanon schreibt die sogenannten Pastoralkonferenzen vor, die „saepius in anno" (nach den Kanonisten vier- oder fünfmal) zu halten sind. Auch sprachlich wäre manches zu verbessern. Spendengaben (S. 87) ist ein Pleonasmus. Statt Jean d'Arc (S. 102) muß es „Jeanne" heißen. Die wenigsten Leser werden erraten, was Dachichsen sind (S. 107).

Den Schluß des Werkes bildet ein sehr reichhaltiger Literatur- und Zeitschriftennachweis und ein Sachregister. Der Verfasser verbindet gute Fachkenntnisse mit reicher Erfahrung und Zeitnähe. Er ist sehr belesen, auch in der neuesten Literatur, und führt umfassend und zuverlässig in die Agenden des Pfarrers ein. Sein erstes Werk „Handbuch der Namen und Heiligen" hat in kurzer Zeit eine 2., vermehrte und verbesserte Auflage erlebt. Diesen Erfolg wünschen wir auch dem neuen Buch.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Aszetik

Dein Herr und dein Meister. Kurze Episoden und Deutungen aus dem Leben des Herrn für Jungmänner. Von P. Engelbert Ming, Kapuziner. (92.) Luzern 1956, Rex-Verlag. Pappband sfr 6.—, DM 5.80.

Das Büchlein bringt kurze Begebenheiten aus dem Leben des Herrn im Wortlaut des Evangeliums und deren lebensnahe franziskanisch-schlichte Deutung für den Jungmann. Es stellt ihm Christi Vorbild lebendig vor Augen und bietet ihm seelische Bereicherung und innere Wegweisung zu echt christlichem Handeln. Auch vermag es im jungen Menschen das Verlangen zu wecken, sich immer mehr mit der Hl. Schrift zu beschäftigen. Es ist aber auch dem Jugendseelsorger ein brauchbarer Behelf für Kurzpredigt, Schule, Aktivistenrunde.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Franz von Sales, Über die Gottesliebe. Gedanken aus dem Traité de l'amour de Dieu. Mit einem Lebensbild des Heiligen von Reinhold Schneider. Ausgewählt und frei ins Deutsche übertragen von Elisabeth Nikrin. (Licht vom Lichte. Eine Sammlung geistlicher Texte. Neue Folge, Bd. IX.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1958, Benziger-Verlag. Leinen sfr 8.60.

Reinhold Schneider zeigt in seinem meisterhaft gezeichneten Lebensbild den heiligen Franz von Sales als einen Menschen, der den Kern alles Gottliebens und Gottdienens in der Hingabe an die Forderung des Augenblicks erkennt. Dieser Hauptgedanke bestimmt auch weithin die Auswahl der Stücke aus dem berühmten „Traité de l'amour" des Bischofs von Genf. Wir erhalten so einen wertvollen und anziehenden Einblick in die Frömmigkeitshaltung des weltzugewandten Heiligen. Gerade dem tätigen Menschen unserer Zeit hat dieser Heilige viel zu sagen.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Tage mit Gott. Von P. Beda Naegele O. Carm. D. (126.) Mit 8 Bildern nach Fra Angelico. Neue Auflage. München 1958, Verlag Ars sacra. Leinen DM 6.40.

Bücher, die ihre Lehre in die Form von kurzen Tagesgedanken geben, erfreuen sich großer Beliebtheit. Dem Kirchenjahr folgend, wird hier jede Woche unter einen religiösen Leitgedanken gestellt, für den ein „innerer Akt" und eine „Übung" angegeben wird. Fromme Innigkeit und praktisches Eingehen auf das Leben des Alltags zeichnen diese Tagesgedanken aus, die in so schöner äußerer Fassung dargeboten sind.

Linz a. d. D. Igo Mayr S.J.

Leben in Gottes Hand. Von Johannes Rosche S.J. (160.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Kart. S. 34.—, DM u. sfr 5.80.

Wie soll man dieses originelle Büchlein mit seinem etwas unbestimmten Titel charakterisieren? Vielleicht am besten als eine kurze moderne Laienaszetik, vor allem für Männer; sie enthält aber keine langen, langweiligen Abhandlungen, sondern besteht zumeist aus zugespitzten, fein geschliffenen Aphorismen, Fragen und Antworten, Anregungen, Hinweisen und Winken, wie man zu einem wirklich religiösen Leben kommen, es pflegen und vervollkommnen könne.

Schon die Überschriften der acht Hauptteile lassen Eigenart, Gedankengang und den reichen Inhalt erkennen: Denk gut von Gott! Nimm Christus wirklich! Bleib in Deiner Würde! Brich durch zur Größe! Beruhige Dich! Fülle Deinen Tag! Wäge, werte, baue! Wage den Schritt durch die Nacht! Ebenso eindringlich, zügig und packend sind auch die Untertitel der einzelnen Unterabschnitte wie etwa: Mit Ewigkeit messen! O diese Zunge! Will Gott nur Opfer? Nur keine Maschine! u. ä. Fast in jedem Abschnitt blitzt uns ein großer Gedanke entgegen, der zum Nachdenken aufruft und nachdenklich macht. Bisweilen sind es bekannte Gedanken, aber der Autor findet dafür eine geistreiche Formulierung, ein packendes Bild, einen anschaulichen Vergleich, sie uns näher zu bringen.

Der Verfasser bietet uns reiche Schätze, die er in jahrelanger Seelsorgserfahrung bei Männern gesammelt und durch eigenes Überdenken vertieft hat. Es ist eine kernige Frömmigkeit, die aufbaut auf der soliden Grundlage der Exerzitienaszese. Bisweilen stellt er Sätze hin, die sich ausnehmen wie Quadersteine. Ausführlich und geschickt wird auch das so schwierige Leidensproblem behandelt: In der Zange Gottes. Du bist nicht der Ärmste. Alles ist verbucht. Bei Glaubenszweifeln tröstet er: Solange du nichts von deinen geistlichen Übungen aufgibst, mußt du keine Sorgen haben. Das Rezept gegen Grübeleien: Beten, arbeiten, vertrauen!

Ein kleines, aber ungemein wertvolles Büchlein, für Betrachtung und geistliche Lesung überaus brauchbar, auch als Geschenk sehr passend. Richtig gebraucht, kann es manch anderes Buch ersetzen. Es wird keinen enttäuschen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Katechetik

Geschichte des Katechismus im Bistum Basel. Von August Berz. (Studia Friburgensia N. F., 25.) (XV u. 259.) Freiburg/Schweiz 1959, Universitätsverlag. sfr 16.—.

Für die Schweizer Katechismusgeschichte sind zwei Dinge bezeichnend: einmal, daß sie, anders als die von Österreich oder Deutschland, bis heute keinerlei Drang nach Vereinheitlichung zeigt — jede Diözese geht ihren eigenen Weg —, zum andern aber, daß doch bei aller Vielfalt ein Prinzip der Beharrung hochgehalten wird, sosehr, daß der Katechismus im Volksmund noch heute einfach „der Canisi" heißt.

Innerhalb dieses Rahmens verläuft auch die Geschichte der Baseler Katechismen, die durch Berz eine sorgfältige und liebevolle Darstellung gefunden hat. Dabei kann der Verfasser zunächst auf eine stolze Vorgeschichte hinweisen; denn im Bereich des Baseler Bistums liegen nicht nur schon um die Jahrtausendwende die katechetischen Bemühungen von St. Gallen, auch aus dem späteren Mittelalter enthält die Baseler Universitätsbibliothek, wie Berz eingehend nachweist, eine erstaunliche Menge von in Handschriften erhaltenen Erklärungen der damals geläufigen katechetischen Formeln. Auch die erst kürzlich ans Licht gezogenen Katechismen des Erasmus von Rotterdam sind durch Baseler Druckereien in die Öffentlichkeit hinausgegangen.

Die Geschichte eines eigenen Baseler Katechismus beginnt erst spät, nämlich erst 1778, nachdem durch zwei Jahrhunderte einfach Canisius maßgebend gewesen war, und zwar mit der durch den Bischof verfügten Einführung des österreichischen Katechismus von 1777, der aber schon 1789 durch einen eigenen Entwurf ersetzt

wurde. Eine strenge Einheit war damit nicht erreicht. Die Neuumschreibung des Baseler Bistums (1828) bringt mit den zugewachsenen Gebieten dann erst recht eine Vermehrung der Vielfalt, so daß noch 1859 das Wort fällt, es gebe fast ebensoviele Katechismen wie Religionslehrer (88). Neue Versuche um einen einheitlichen Diözesankatechismus, die 1846 und 1859 hinausgingen, scheiterten am Widerstand kantonaler Erziehungsbehörden, die einer Art Spätjosephinismus zu huldigen schienen. Durchdringen konnte erst der Katechismus von 1867, der im wesentlichen in der Übernahme des ja 1847 in der Schweiz entstandenen Buches von Joseph Deharbe S. J. bestand, das aber, um die Jesuitenfeinde nicht zu reizen, mit Unterdrückung des Verfassernamens und einigen nicht unglücklichen Änderungen erschien. Er ist seither mehrmals verbessert worden, zunächst in der Richtung der nun einsetzenden katechetischen Methodenbewegung, was ihm sogar einige Verbreitung über die Bistumsgrenzen hinaus eintrug (197). In der letzten Revision von 1947 hat man versucht, auch der großen Schwäche des Deharbeschen Katechismus, der vor allem auf Wissensvermittlung angelegt und als Pflichtenlehre aufgebaut ist, seiner „kerygmatischen Verkümmerung" (159), einigermaßen zu begegnen, indem man u. a. das Hauptstück von der Gnade unmittelbar an das vom Glauben angeschlossen hat. Die gründliche Studie schließt mit einem Anhang von Dokumenten und einer Bibliographie der Katechismen und der katechetischen Literatur des Bistums.

Innsbruck Jos. A. Jungmann S. J.

Schaubuch zum Katechismus. Eine Bildverkündigung von Lothar Schreyer mit 31 Zeichnungen von Albert Burkart und 38 Bildern aus zwei Jahrtausenden. (166.) 38 S. Bildtafeln. Freiburg 1957, Verlag Herder. Leinen DM 22.—.

Lothar Schreyer, der Verfasser der Schaubücher „Bildnis der Mutter Gottes" und „Sieger über Tod und Teufel", gibt mit seinem Schaubuch zum Katechismus eine notwendige Ergänzung zum gesprochenen und gedruckten Wort des Katecheten bzw. des Katechismus. Das Kind verlangt ja nach dem Bild, das seine Phantasie anregt. Ist nicht Jahrhunderte hindurch die bildliche Darstellung der heiligen Ereignisse in Mosaiken, Fresken und Glasgemälden der Katechismus des Volkes gewesen?

Der Verfasser verbindet mit der Absicht, den Katechismusstoff zu verdeutlichen, noch die, das Kind mit der Auffassung der verschiedenen Jahrhunderte bekannt zu machen, also auch eine Geschichte der christlichen Kunst zu bieten. Die Bildtafeln sind mit großer Sorgfalt ausgewählt. Leider treten so gläubige Perioden wie die christliche Antike oder die Barockzeit zugunsten der Romanik, Gotik und der Moderne zu sehr zurück. Auch die byzantinische Kunst hätte stärker herangezogen werden können. Hervorzuheben sind die 31 Zeichnungen, die Albert Burkart für den Erstentwurf des deutschen Einheitskatechismus geschaffen hat.

Nicht weniger Verdienst wie um die Zusammenstellung der Bilder hat sich der Verfasser um deren Ausdeutung gemacht; es sind wirklich in die Tiefe gehende Bildbetrachtungen. Die Bilder werden so ihrerseits zum Katecheten. Das Schaubuch ist Katecheten und Seelsorgern, aber auch den Eltern wärmstens zu empfehlen. Da der Herder-Verlag dem Buch eine vorzügliche Ausstattung gegeben hat, ist es auch für Geschenkzwecke bestens geeignet.

Rom Norbert Miko

Die Feier der heiligen Messe mit Kindern. Von Norbert Wenzel. (152.) Freiburg im Breisgau 1958, Seelsorge-Verlag. Leinen DM 5.40 — Sonderdruck: Gebete in Kindermessen. Gebetszettel zum Einlegen in die Liederbücher der Kinder. (8.) DM —.10.

Im ersten Teil werden Ratschläge gegeben für die Gestaltung der Kindermesse (K. M.): Sie soll individuell gestaltet werden nach den vorhandenen Gegebenheiten. Ausführlich bespricht der Vf. die „kindertümliche" Form, Wortinhalt, Liedauswahl und Beten sowie die Mitwirkung der Erwachsenen. Den Abschluß des ersten Teiles bildet die Fruchtbarkeit der K. M. Im zweiten Teil folgen Texte für die K. M. (71—147): 20 Schemata für die verschiedenen Feste und Festzeiten des Kirchenjahres. Diese Texte sind aber nicht für die Hand der Kinder bestimmt, sondern nur für den Vorbeter — das ist ein Vorteil; es erschwert die Abwechslung, wenn für jede Meßart ein Büchlein für jedes Kind gekauft werden muß. Das Kind erhält nur ein Art Ordinarium, das es zum Liedertext legt, dieses Ordinarium ist gleich für

alle Meßarten. Es hat auch den Vorteil, daß leicht Änderungen im Text vorgenommen werden können, weil das Büchlein nur in der Hand des Vorbeters ist. Wenn die Arbeitsgemeinschaft für Meßerziehung in Wien als Richtlinie aufstellt: kein ewiges Einerlei und kein planloses Vielerlei, so wird dieses Büchlein diesen Forderungen gerecht. Auch die Gemeinschaftsfeier wird leichter ermöglicht, weil das Ordinarium die Texte geläufig macht und doch Abwechslung ermöglicht wird durch den Wechsel der Gebete des Vorbeters.

Einige Wünsche! Man sagt nicht Evangelium des, sondern nach; es ist doch die Frohe Botschaft Jesu und nicht des Evangelisten. (S. 19.) Auch in den Meßtexten wäre dies zu ändern. Macht man beim Weggang von der heiligen Kommunion nur eine leichte Verneigung? Es ist nicht Pflicht, daß sich alle Diözesen an eine Antwort halten, die die Ritenkongrgation einem Bischof auf eine Anfrage gegeben hat, aber bedeutungslos ist sie auch nicht. Sie antwortete dem Bischof von Steinamanger auf die Frage: Müssen die Kommunikanten sowohl vor als auch nach dem Empfang der hl. Kommunion eine Kniebeugung machen? mit Ja, und zwar eine einfache Kniebeugung (Eph Lit 54, 370). In Städten und Märkten, die ein Geldinstitut haben, kann man den Kindern nicht den Rat geben, sie sollten ein Opfergeld aus der Sparbüchse nehmen — den Schlüssel hat das Geldinstitut; und dieses Kindersparen ist viel im Brauch (S. 25).

Kein Katechet, kein Seelsorger, der eine Kindermesse zu gestalten hat, möge es versäumen, sich in diesem Büchlein Rat zu holen. Er selbst und vor allem die Kinder werden großen Gewinn haben. Eine wertvolle Bereicherung der Meßliteratur.

Stift St. Florian — Dr. Josef Hollnsteiner

Biographisches

Georg Joseph Kamel S. J. Apotheker, Botaniker, Arzt und Naturforscher der Philippineninseln. Von Josef und Renée Gicklhorn. (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie. Neue Folge. Herausgegeben von Georg Edmund Dann. Band IV.) (124.) Ein Bild im Text und 14 Tafeln. Eutin (Holstein), Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie.

G. J. Kamel, in Brünn geboren, in Krummau als gelernter Apotheker in die Gesellschaft Jesu eingetreten, kam 1688 als Laienbruder nach Manila, wo er 1706 starb. Der Orden rühmte ihn als Krankenpfleger, Apotheker, Arzt und Botaniker, der mit gelehrten Männern seiner Zeit, wie John Ray, James Petiver u. a., in Briefwechsel stand und ihnen für ihre Sammlungen Herbarien, Bilder und genaue Beschreibungen der philippinischen Flora und Fauna sandte. Durch ihm kam erstmalig die Kenntnis von Strychnos Ignatii (Jesuitenbohne) nach Europa, woraus 1818 das Alkaloid Strychnin gewonnen wurde. Die Verdienste Kamels um die Botanik ehrte Linné, indem er die Thea japonica oder chinensis dem genus Camellia zuteilte, obgleich Kamel nie in Japan oder China gewesen ist und die Kamelie schon vor ihm bekannt war.

Diesem bescheidenen, fleißigen und wissenschaftlich genauen Forscher widmet der Wiener Universitätsprofessor Dr. Gicklhorn diese Studie, um weit verbreitete Irrtümer zu beseitigen und dem unermüdlichen Forscher eine verspätete Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wien — Dr. Adolf Kreuz

Helden oder Toren? Heilige Priester — ihr Leben und Wirken. (234.) Trier 1958, Paulinus-Verlag. Leinen DM 8.40.

Sieben, teils sehr bekannte Autoren stellen das Leben von sieben heiligen Priestern dar. Bewundernswert ist es, daß in solch prägnanter Kürze ein so lebendiges Bild der einzelnen Heiligen entworfen werden kann; wunderbar, wie klar, systematisch und doch ehrfürchtig die Wesensstruktur der Charaktere herausgehoben wird. Auch die sprachliche Darstellung ist ausgezeichnet, nur könnten in einer späteren Auflage einige Schönheitsfehler ausgefeilt werden. S. 167, zweiter Absatz von oben, ist mißverständlich, zumindest schwer verständlich ausgedrückt.

Linz a. d. D. — Dr. Josef W. Binder

Allen bin ich alles geworden. Geschichten über das Wirken des Priesters. Gesammelt und herausgegeben von Anton Loetscher. (Vom Geheimnis des Priestertums, Bd. 2.) (157.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 8.20, DM 7.90.

Das Bändchen stellt zügig geschriebene Priestergeschichten aus der besten katholischen Literatur zusammen. Viele davon eignen sich gut zum Vorlesen, wohl auch zur Verwendung in Katechese und Predigt. Aber auch dem stillen Leser gibt das Buch viel zu denken. Der Priester, den die einen fürchten, die anderen lieben, erscheint hier als der Freund aller und als Helfer gerade in den tiefsten Nöten, die den Menschen treffen können.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

So war der Pfarrer von Ars. Bilder aus dem Leben eines Heiligen. Von Henri Panneel. Berechtigte Übersetzung ins Deutsche von H. H. P. H. Pfiffner OSB. (246.) Freiburg/Schweiz 1959, Paulus-Verlag. Leinen sfr u. DM 11.—.

Hier wird dem Verehrer des Heiligen von Ars unter Ausnützung der historischen Tatsachen etwas für das Herz geboten. Greifbar lebendig steht in den Kapiteln dieses Buches der demütige, von der Natur schwach begabte, aber von Gott überreich begnadete und liebeglühende Johannes Vianney vor uns. Alles Wesentliche an ihm ist hier zusammengefaßt und in packenden Episoden zu einem richtigen Volksbuch verarbeitet, das in keiner katholischen Bücherei fehlen sollte. Besonders wir Pfarrer — ich war heuer schon in Ars und finde das Milieu dieses Ortes richtig gezeichnet — können uns über dieses Buch herzlich freuen. Es ist in packender Form und doch als richtiges Erbauungsbuch zum hundertsten Gedenktag des Todes Vianneys für uns und unsere Pfarrfamilie geschrieben.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Warum wir katholisch wurden. Berichte schwedischer Konvertiten. Von Sven Stolpe. (202.) Heidelberg 1958, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 9.80.

Über die nordischen Konvertiten hört und liest man im allgemeinen viel weniger als über die deutschen, französischen und englischen, obschon sie in mancher Hinsicht noch bedeutungsvoller und bemerkenswerter sind als diese. Zehn Berichte zeigen, wie ernste schwedische Wahrheitssucher aus verschiedenen Berufsständen, Volksschichten und Lagern: Protestanten, Sozialisten und Kommunisten sich zur katholischen Wahrheit durchgerungen haben. In verschiedener Weise legen sie ihr Bekenntnis ab: in leichterem Erzählungs- oder Plauderton, in Form von flüchtig hingeworfenen Tagebuchnotizen oder in hochwissenschaftlichen Abhandlungen, immer bescheiden, gewissenhaft und wahrheitsgetreu; es ist ja nicht so leicht, zu seiner eigenen geistlichen Entwicklung immer die richtige Einstellung zu finden, die verschiedenen Einflüsse richtig einzureihen, die einzelnen Faktoren entsprechend einzuschätzen und einzugliedern.

Auf die Frage: Warum wurden wir katholisch? lautet zwar die letzte Antwort immer: Weil die katholische Kirche die wahre Kirche Jesu Christi ist, aber die Wege, auf denen die einzelnen zu dieser Erkenntnis gekommen sind, waren doch sehr verschieden. Über manche kommt es wie eine plötzliche Erleuchtung, andere schreiten langsam Schritt für Schritt vorwärts durch rein wissenschaftliche Erwägungen, oft viele Jahre lang, anderen zeigen geschichtliche oder soziale Studien den Weg. Da viele dieser Konvertiten aus dem Protestantismus kommen, spielt naturgemäß die Bibel eine große Rolle, öfters ist es die Erkenntnis der Notwendigkeit einer authentischen Erklärung gewisser dunkler, schwer verständlicher Bibelstellen. Auch der Frage um die Kirche wird eifrig nachgegangen, was z. B. die Ausdrücke alleinseligmachend, unsichtbar, unfehlbar zu bedeuten haben.

Bei den meisten tritt ein ernstes ehrliches Streben nach der religiösen Wahrheit entgegen, das sein Ziel jahrelang verfolgt, und ein bewundernswerter Opfermut, der sich auch durch eine gewisse Vereinsammung nicht abschrecken läßt, in die jemand seinen ehemaligen Glaubensgenossen gegenüber oft gerät. Direkte Bekenntnisse von Konvertiten, die das wahre Leben darstellen, sind für uns Priester nützlicher als Romane, bei denen man doch nicht weiß, was Dichtung und was Wahrheit ist.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Sie lebte der Liebe. Lebensbild einer Frau von heute. Tatsachenbericht nach ihren eigenen Aufzeichnungen. Zusammengestellt von einer Benediktinerin der Abtei St. Gertrud in Tettenweis/Niederbayern. (312.) Mit 4 Bildtafeln. Wiesbaden 1957, Credo-Verlag. Kart. DM 7.30, Leinen DM 8.40.

Das Buch ist ein aus eigenen Aufzeichnungen, Briefen und Aussagen von Bekannten zusammengestellter Tatsachenbericht über das Leben einer edlen Frau, Maria Theresia Meyer-Bernhold, geb. Landler (1894—1952). Wir lernen eine begnadete Frau kennen, die zum Heile der eigenen und mancher anderen Seele ein heroisches Opferleben geführt hat. Ihr Grabstein im Münchner Waldfriedhof trägt die Inschrift: „Gott ist die Liebe." Für die Verbreitung dieser lesenswerten Biographie könnten die zum Teil etwas veraltet anmutende Schreibweise und manche übertreibende Formulierungen ein Hindernis bilden.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Verschiedenes

Grüß Gott, Genosse! Von Michael Horatczuk. (168.) Wien 1959, Verlag Herder, Franz. brosch. S 34.—, DM u. sfr 6.—.

Der Verfasser, bekannt durch seine Bücher: „Hier lacht der Aszet" (schon in 5. Auflage erschienen), „Lahme gehen zu Gott", „Schlagworte auf dem Seziertisch", wendet sich in diesem Buche an alle, die von Vorurteilen und Zweifeln gegenüber Glauben und Kirche geplagt sind und doch noch den guten Willen haben, nach Werten zu suchen, welche bleiben und befriedigen. Der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt und dürfte dem Absatz schaden. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird es gerne lesen. Es ist nicht leicht, Menschen, die den Schlagworten des Materialismus verfallen sind, denen vielfach auch religöses Gefühl und Gemüt fehlt, die ewigen Wahrheiten Geist, Seele, Jenseits, Gnade, Christus und Kirche wieder zu Begriffen zu machen, nach denen man sein Leben ausrichten soll. Man kann das Buch solchen Menschen bestens empfehlen.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Es ist Licht genug. Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe. Von F. M. Schäfer. (307.) Innsbruck-Wien-München 1959, Tyrolia-Verlag. Leinen S 85.—, DM u. sfr 13.80.

Ein Laie berichtet über Zwiegespräche zwischen einem Geistlichen (Dr. theol.) und verschiedenen Personen, meist aus studierten Kreisen. Schwere und schwerste Probleme aus dem täglichen Leben werden „gewälzt" mit Menschen, welche wohl die Tiefe des katholischen Glaubens niemals erfaßt haben und deshalb auch nicht vergessen konnten. Diesen Kreisen eine erschöpfende und befriedigende Antwort zu geben auf alle ihre durcheinander gewürfelten Fragen, ist wohl unmöglich und wird deshalb auch nicht versucht. Man trennt sich mit einigen guten Gedanken, vielleicht auch mit neuen Zweifeln oder resignierter Gleichgültigkeit. Es wäre auch Licht genug für sie, wenn sie sich mit religiösen Fragen ernstlich befassen und mit opferbereitem, gutem Willen an die Lösung der großen und kleinen Fragen des Lebens herantreten würden. Das Licht der Gnade wird nicht mit vielen Worten entzündet.

Linz a. d. D. Rel.-Prof Franz Steiner

Pfingsten. Die Ausgießung des Heiligen Geistes am fünfzigsten Tage nach Ostern. Von Stephan Seeliger. (Lukas-Bücherei zur christlichen Ikonographie, Bd. X.) 48 S. Text, 10 Abbildungen im Text, 32 Bildseiten mit 34 Abbildungen und einer Farbtafel. Düsseldorf 1958, Verlag L. Schwann. Halbleinen DM 12.80.

Viele Themen haben ihre erste künstlerische Formulierung in der Miniatur gefunden, da diese wie keine andere Kunstgattung der anregenden Wirkung des Schrifttextes zugänglich ist. So stehen auch hier am Anfang zwei bedeutende Handschriftillustrationen, eine aus dem Osten, die andere aus dem Westen. Die älteste erhaltene Darstellung des Pfingstfestes findet sich in dem 586 vom syrischen Mönch Rabulas im Zagbakloster (Mesopotamien) hergestellten Kodex, der 1497 in die Laurenziana in Florenz gelangte. Die Apostel stehen frontal in zwei Gruppen neben Maria, über ihnen Feuerflammen und der Hl. Geist in Gestalt der Taube. Dieser Typus wurde vermutlich auf Grund älterer griechischer Vorlagen auch für den Westen wirksam. Ein anderes Kompositionsschema findet sich in einer karolingischen Handschrift in St. Paul vor den Mauern, die um 870 in der Gegend von Reims verfertigt wurde. Die Apostel sitzen in vier Dreiergruppen kreisförmig um Maria; am unteren Bildrand sieht man die bestürzten „gentes", am oberen die Himmelfahrt Christi.

Von diesen zwei Grundtypen ausgehend, entwickelt Seeliger die Ikonographie des Pfingstfestes in ihrer formalen und thematischen Wandlung in der ottonischen Malerei über Gotik, Renaissance und Barock bis in die neueste Gegenwart. Die als Höhepunkt mittelalterlicher Kunst mit Recht besonders ausführlich behandelte Reichenauer Schule rückt meist Petrus in den Vordergrund. Gegen 1200 wird wieder Maria zur zentralen Figur, oft selbst mit der Flamme des Hl. Geistes überstrahlt und damit stellvertretend für die Ecclesia gemeint. Als Aussender treten manchmal Gott Vater und Gott Sohn gemeinsam auf — so auf der zeitlich und stilistisch der Rabulasminiatur nahestehenden Ampulle von Monza —, meist aber ist es Christus allein. Darum haben wir die Himmelfahrt Christi über dem Pfingstereignis der Handschrift von St. Paul nicht, wie Seeliger meint, als eine naive Koppelung verschiedener Bildinhalte aufzufassen, sondern als Ausdeutung der Verheißungsworte Christi: „Wenn ich hingehe, werde ich ihn euch senden." In gleicher Weise wie hier trägt schon in einer noch älteren Initialminiatur des Drogosakramentars der den Hl. Geist aussendende Christus die Auferstehungsfahne in der Hand.

Der Beitrag des österreichischen Raumes (Salzburg, Hohenfurth, Mondsee, Stadl-Paura, ganz besonders der Verduner Altar) wird in Text und Bild gewürdigt. Ein reicher Anmerkungsteil und Erläuterungen zu den gut gewählten und vorzüglich wiedergegebenen Abbildungen beschließen das Werk, das bestens empfohlen werden kann. Für unsere Zeit, die neu um die Einheit der Kirche ringt und dazu besonders der Hilfe des Paraklets bedarf, ist es ergreifend, zu sehen, wie sich die christliche Kunst zu allen Zeiten, besonders aber in solchen der Bedrängnis, bemüht hat, das Wirken des Hl. Geistes sichtbar zu machen.

Linz a. d. D. Josef Perndl

Handlanger Gottes. Ein Bericht über den Bauorden von Hans Fischer-Barnicol. (198.) 15 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Engl. brosch. DM 6.80, Leinen DM 8.80.

Wer einen recht lebendigen Eindruck vom Werke P. Werenfried van Straatens, des „Speckpaters", und seiner „Strategie der Barmherzigkeit" wünscht, greife nach diesem Buch. Es kann uns jenes Erlebnis vermitteln, das einen Baugesellen des Bauordens nach einem Arbeitseinsatz über unser gewohntes Leben schreiben läßt, es erscheine ihm geradezu unwirklich. Er apostrophiert damit jenes umhegte, behagliche, satte Leben, in das sich die Christen allzu gerne einkapseln und das oft für die Not des Nächsten nur ein paar recht unverbindliche Trostworte übrig hat. Ein Chinese meint dazu im Buche vielleicht ein wenig überspitzt, aber doch sehr, sehr wahr: „Liebe hat Hände, aber keine Zunge." Liebende Hände, die tüchtig zupacken, sehen wir in diesem Buche in Europa am Werk.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Therese Neumann. Die Stigmatisierte von Konnersreuth. Ein Bekenntnis von E. Boniface. Aus dem Französischen übersetzt von Josef Probst. (205.) Mit 29 Fotos. Wiesbaden 1958, Credo-Verlag. Kart. DM 8.40, Leinen DM 9.80.

Seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ist der kleine Ort Konnersreuth bei Waldsassen in der Oberpfalz durch Therese Neumann weltbekannt und das Ziel zahlreicher Besucher aus vielen Ländern geworden. Die über Konnersreuth erschienene Literatur ist heute kaum mehr zu übersehen. Die Vollendung des 60. Lebensjahres der Stigmatisierten (geb. 8. 4. 1898) bot dem Credo-Verlag den Anlaß, die von einem französischen Autor geschriebene und 1956 erstmals erschienene Biographie in deutscher Übersetzung vorzulegen.

Ennemond Boniface hat sich seit mehr als 25 Jahren mit Konnersreuth beschäftigt. In drei Kapiteln behandelt er „Konnersreuth in der Bedrohung des Krieges und im Frieden", „Die Neumannschen Phänomene" und die „Erklärungsversuche". Im letzten Kapitel setzt er sich besonders mit dem Vorwurf der Hysterie auseinander. Boniface geht es darum, ein „Bekenntnis" für Konnersreuth abzulegen; im Nachwort des Übersetzers wird er als ein „unbestechlicher Vorkämpfer für Konnersreuth" bezeichnet. Er ist von der Übernatürlichkeit der Phänomene restlos überzeugt. Wer manchen Vorgängen kritisch gegenübersteht, wird daher weniger auf seine Rechnung kommen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Neues religiöses Kleinschrifttum

Kirche und Freiheit. Kirchliches Lehramt und Freiheit des Denkens. Von Albert Hartmann S. J. — **Was heißt glauben?** Wesen und Gestalt des christlichen Glaubens. Von Otto Semmelroth S. J. (Entscheidung. Eine Schriftenreihe, herausgegeben von Alfonso Pereira S. J. (Je 32.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Je Heft DM —.50.

Hartmann zeigt unter besonderer Berücksichtigung der protestantischen Einwendungen, daß sich richtig verstandenes freies Denken mit der Annahme eines kirchlichen Lehramtes wohl vereinigen läßt.

Semmelroth arbeitet den Begriff des christlichen Glaubens sorgfältig heraus, weist auf die grundlegenden Unterschiede zwischen Glauben und Wissen hin und beweist, daß beide durchaus nicht als feindliche Brüder auftreten müssen.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

SCHREIBMASCHINEN
MAYER

Fachgeschäft für den gesamten Bürobedarf
Reichhaltiges Lager in Schreib-, Rechen-, Büromaschinen Vervielfältigungsapparate / Eigene Spezial-Reparaturwerkstätte / Sämtliche Büroartikel / Große Auswahl in Füllhaltern / Reparaturen in eigener Werkstätte
Linz (Donau), Bischofstraße 11
Telefon 25 65 35

SCHUHHAUS Peneder
LINZ, HAUPTPL. 12
Berufsschuhe
Straßenschuhe
Sportschuhe
Hausschuhe
Motorradstiefel
Gummistiefel
REICHE AUSWAHL

Alois Dobretsberger
Seit 1860
DAS FÜHRENDE KLEIDERHAUS IN LINZ, LANDSTRASSE 23

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: OÖ. Landesverlag, Linz, Landstraße 41. — Printed in Austria.

NEUERSCHEINUNG HERBST 1959

SILUAN/SOPHRONIUS

Starez Siluan

Mönch vom Berge Athos

Leben, Lehre, Schriften, dargestellt und herausgegeben von Archimandrit Sophronius
Einleitung zur deutschen Ausgabe von Igor Smolitsch
Aus dem Russischen übertragen von Josephine Kolander

„Das vorliegende Buch führt uns in die Welt der Mönche auf dem heiligen Berg Athos. Im ersten Teil berichtet uns der Verfasser, Archimandrit Sophronius, über Leben und Tod des 1938 auf dem heiligen Berg verstorbenen Starez Siluan. Der zweite Teil bringt uns die eigenen Worte des Starez. — Man kann mit Recht sagen, dieser Mönch Siluan lebte sein Leben auf Erden wie ‚ein himmlischer Mensch'; und mit Recht kann man sagen, dieses Buch bietet der ganzen Welt ‚einen leuchtenden Geist der Kirche Christi'. Starez Siluan gehört nicht der alten Vergangenheit an, er lebte in unserer Zeit, er ist ein lebendiges Bild unserer Gegenwart."

Igor Smolitsch

PATMOS-VERLAG DÜSSELDORF

NEUERSCHEINUNG HERBST 1959

ÉTIENNE GILSON

Johannes Duns Scotus

Einführung in die Grundgedanken seiner Lehre
Aus dem Französischen übertragen von Werner Dettloff

Étienne Gilson gehört zu den bekanntesten und kenntnisreichsten Autoren, die über das mittelalterliche Geistesleben schreiben, und er besitzt die Gabe, die kompliziertesten spekulativen Probleme verständlich zu machen, ohne sie zu vereinfachen. Sein Buch über Duns Scotus will in die philosophischen Grundlehren dieses großen Franziskanertheologen um die Wende des 13. Jahrhunderts einführen, es vermittelt aber zugleich wertvolle Einblicke in dessen theologisches Denken, von dem das Philosophische nicht losgelöst werden darf, was aufzuzeigen gerade eines der besonderen Anliegen Gilsons ist. Es ist das Verdienst des Verfassers, durch sein aus jahrzehntelanger Bemühung um Duns Scotus gewachsenes Werk einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Rechtfertigung und Erschließung eines mit Vor- und Fehlurteilen reichlichst bedachten Denkers geliefert zu haben.

L. SCHWANN-VERLAG DÜSSELDORF

1959 g 1031 ✓

26. JUNI 1974